

# Österreichische Zeitschrift für Volkskunde

Herausgegeben vom Verein für Volkskunde in Wien

Unter ständiger Mitarbeit von

**Hanns Koren, Franz Lipp, Oskar Moser** und **Josef Ringler**

geleitet von

**Leopold Schmidt**

Neue Serie

Band XII

Gesamtserie

Band 61

WIEN 1958

IM SELBSTVERLAG DES VEREINES FÜR VOLKSKUNDE

**Gedruckt  
mit Unterstützung  
der  
Burgenländischen Landesregierung  
der  
Steiermärkischen Landesregierung  
und der  
Stadt Wien  
aus den Mitteln des Kulturroschens 1958  
auf Antrag des Notrings der  
wissenschaftlichen Verbände  
Österreichs**

## Abhandlungen und Mitteilungen

Leopold Schmidt, St. Vincenz von Saragossa als Patron der Holzarbeiter. Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde (mit 1 Abb.)	1
Karl Spieß †. Der Ewige Kalender in Werken der Volkskunst (mit 3 Abb.)	18
Robert Schindler, Johannes und Paulus vom 26. Juni, die Wetterherren (mit 2 Abb.)	25
Josef Troger-Nicolussi, Volksglaube und Brauch am Bartholomäberg im Montafon (Vorarlberg)	31
Franz Kirnbauer, Ein „Vaterunser“ für Berg- und Hüttenleute (mit 3 Abb.)	36
Walter Krieg und Alois Wolfram, Zeichen und Inschriften in Klammern und Höhlen (mit 1 Abb.)	38
Edmund Frieß † und Gustav Gugitz, Die Franz Xaver-Wallfahrt zu Oberburg (mit 2 Abb.)	83
Karl Ilg, Zur Verbreitung der Rauchstube in Nordtirol und in den übrigen westlichen Bundesländern (mit 1 Abb. im Text)	141
Auf der Suche nach der verlorenen Volkskunde:	
2. Klaus Beitzl, Bericht über die Forschungs- und Sammlungsstätten der Volkskunde im Elsaß, Herbst und Winter 1957/58	146
Hans Aurenhammer, Großstadtvolkskundliche Untersuchungen an Wiener Wohnungen	195
Rudolf A. Hrandek, Beiträge zur Kenntnis des Wiener Vereinslebens	205
Barbara Pischel, Zur Problematik von Volksschlag und volkstümlicher Überlieferung anhand von Beobachtungen in Berlin	220
Mirko Kus-Nikolajev, Niedergang der Bauernkultur in Kroatien (mit 1 Abb.)	249
Franz Kirnbauer, Der Vogel Strauß als Sinnbild des Eisenhandels (mit 13 Abb.)	254
Robert Schindler, Der Tag des hl. Koloman (13. Oktober). 40 Wochen nach Dreikönig-Großneujahr (mit 2 Abb.)	258
Alois M. Wolfram, Zu den Inschriften in der Kartäuserhöhle bei Gaming	261
Hermann Watzl, Der hl. Blasius als Holzarbeiterpatron im Wienerwald	262
Ernst Burgstaller, Laub- und Tannenreisig-Maskierungen im Brauchtum von Oberösterreich (mit 6 Abb.)	305
Klaus Beitzl, Die Gnadenstätten im Montafon, Vorarlberg (mit 1 Abb.)	315
Auf der Suche nach der verlorenen Volkskunde:	
3. Leopold Schmidt, Bericht über eine Frühlingsreise 1958 zu den Sammlungs- und Forschungsstätten der Volkskunde in Flandern	319
<b>Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde</b>	
6. Leopold Schmidt, Die Sternsinger-Umfrage	41
7. Leopold Schmidt, Sachen, Wörter und Karten (mit 2 Abb. im Text)	157
8. Leopold Schmidt, Die Umfrage nach dem Männerarmband	263
9. Leopold Schmidt, Historische Vertiefung und Kommentierung des Archivmaterials (mit 1 Abb.)	329

## Chronik der Volkskunde

Hohe Auszeichnung für Gustav Gugitz . . . . .	45
Die Sammlung Rudolf Kriss in Frankfurt (Schmidt) . . . . .	45
Das Prager Volkskundemuseum heute (Walter Wisth) . . . . .	46
Anton Schultes † (Mais) . . . . .	46
Otto Stolz † (Schdt.) . . . . .	48
Edmund Wilhelm Braun † (Schmidt) . . . . .	48
Viktor Geramb † (Schmidt) . . . . .	48
Leopold Höfer † (Schmidt) . . . . .	49
Adolf Helbok — 75 Jahre . . . . .	50
Hohe Auszeichnung für Georg Schreiber (Schdt) . . . . .	163
Theodor-Körner-Stiftung . . . . .	163
Die Fotivbilderaufnahme in Mariazell (L. Kretzenbacher) . . . . .	163
Ausstellungen:	
Salzburger Museum Carolino-Augusteum . . . . .	164
Talente entdeckt — erweckt. Wiener Künstlerhaus . . . . .	164
Eine Berufsvereinigung für Volkskunde . . . . .	165
Puppenspiel-Kongreß in Lüttich . . . . .	165
Eduard Weinkopf † (L. Schmidt) . . . . .	165
Verein und Museum in den Jahren 1957/58 (Schmidt) . . . . .	267
Ein Volkskunde-Vorhaben des Europa-Rates (Kretzenbacher) . . . . .	269
Ein Mürztaler Gerätemuseum im Entstehen . . . . .	270
Ein Brüder Grimm-Museum geplant . . . . .	270
Ausstellungen:	
Oberösterreichisches Landesmuseum: Schiffahrt und Flößerei . . . . .	271
Sezession Wien: Ukrainische Volkskunst . . . . .	271
Heimatomuseum Trautenfels . . . . .	271
Aus dem Hochschulleben . . . . .	271
Volkskundlicher Kongreß 1958 in Nürnberg . . . . .	272
Volkerzählforscherkongreß 1959 . . . . .	272
Volkskunde-Arbeitsgemeinschaft am Kärntner Landesmuseum . . . . .	272
Othmar Skala † (Schmidt) . . . . .	272
Eduard Kriechbaum † . . . . .	273
Robert Lach † . . . . .	273
Bergbauvolkskunde in Wien (Schmidt) . . . . .	332
Landwirtschaftsmuseum Wels: Sonderausstellung 1958 (Trathnigg) . . . . .	332
Ein deutsches Brotmuseum (Schmidt) . . . . .	335
Im Gedenken an DDr. Eduard Kriechbaum (Franz Lipp) . . . . .	336
Julius Bielz † (Schmidt) . . . . .	340

## Literatur der Volkskunde

Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, Peregrinatio neohellenika (Georgios A. Megas) . . . . .	51
Studien aus Wien, hg. Historisches Museum (Schmidt) . . . . .	56
Anni Gamerrith, Lebendiges Ganzkorn (Schmidt) . . . . .	57
Hermann Baltl, Rechtsarchäologie der Steiermark (Schmidt) . . . . .	58
Beiträge zur Geschichte von Murau, hg. F. Tremel (Schmidt) . . . . .	59
Salzburger Museum Carolino-Augusteum, Jahresschriften 1955 und 1956 (Schmidt) . . . . .	59
Alois Moritz, Die Almwirtschaft im Stanzertal (Schmidt) . . . . .	60
Ostern in Tirol, hg. Nikolaus Graß (Schmidt) . . . . .	61
Robert Wildhaber, 1000 Ostereier und Ostergebäcke aus ganz Europa; derselbe, Osterbrauchtum in Europa (Schmidt) . . . . .	62

Matthäus Bernhards, Speculum Virginum (Schmidt)	64
Matthias Zender und Ernst Birke, Heimat und lebendiges Brauchtum (Schmidt)	64
Wilhelm Gaerte, Volksglaube und Brauchtum Ostpreußens (Schmidt)	65
Günther Franz, Bauernkundliche Museen und Sammlungen (Schmidt)	66
L. A. Veit und Ludwig Lenhart, Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock (Schmidt)	66
Manfred Bachmann, Reinhold Langer, Georg Zimmermann, Berchtesgadner Volkskunst (Torsten Gebhard)	68
Juliane Roh, Ich hab wunderbare Hilf erlangt (Schmidt)	68
Ernst Schwarz, Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit (Schmidt)	69
Karl Linnartz, Unsere Familiennamen I (Schmidt)	72
Fabula, Zeitschrift für Erzählforschung, I (Schmidt)	72
Die Wunderblume und andere Märchen der Völker der Sowjetunion; Die Zauberkappe. Georgische Märchen (Schmidt)	73
Gyula Ortutay, Ungarische Volksmärchen (Schmidt)	73
Johann M. v. Planta, Unsere Sprachen und wir (Schmidt)	74
Sven Ericsson, Wochengötter, Mond und Tierkreis (Karl Spieß †)	74
Sigurd Erixon, Technik und Gemeinschaftsbildungen im schwedischen Traditions milieu (Schmidt)	76
Lily Weiser-Aall, Menn med oreringer i Norge (Schmidt)	76
Judit Sz. Morvay, Frauen in der Großfamilie (ungarisch) (Bela Gunda)	78
Ad. Riedl und Karl M. Klier, Lieder, Reime und Spiele der Kinder im Burgenland (Schmidt)	167
Max Kislinger-O. Kastner-H. Grönn, Alte Bauernherrlichkeit (Schmidt)	169
Das Lieferinger Heimatbuch (Schmidt)	173
Matthias Mayer, Der Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg, Bd. 5 (Schmidt)	173
Erich Hupf auf, Zillertaler Volksmedizin (Schmidt)	174
Johannes Hauer, Am Quell der Muttersprache (Klier)	175
Lebendige Heimat, hg. Johannes Hauer (Klier)	175
Kurt Ranke, Schleswig-Holsteinische Volksmärchen (Schmidt)	176
Bruno Schier, Die Kunstblume von der Antike bis zur Gegenwart (Schmidt)	176
Karl E. Fritsch und Friedrich Sieber, Bergmännische Trachten des 18. Jahrhunderts im Erzgebirge (Schmidt)	177
Veröffentlichungen Bd. 5: Völkerforschung (Schmidt)	178
Veröffentlichungen Bd. 13: Agrarethnographie (Schmidt)	178
Richard Wossidlo, Mecklenburger erzählen (Schmidt)	182
Joseph Staber, Volksfrömmigkeit und Wallfahrtswesen des Spätmittelalters im Bistum Freising (Schmidt)	182
Medard Barth, St. Fridolin und sein Kult im alemannischen Raum (Schmidt)	183
Rudolf Fitz, Alois Mitterwieser (Schmidt)	184
Texte des späteren Mittelalters, Bd. 4 und 5 (Schmidt)	185
Günther Schiedlausky, Essen und Trinken (Schmidt)	186
Josef Szöverffy, Irisches Erzählgut im Abendland (Schmidt)	187
Wilhelm Praesent, Märchenhaus des deutschen Volkes (Schmidt)	187

Edmund Muxdrak, Das goldene Märchenbuch (Schmidt)	188
Herta Burmeister, Anku dranku (Klier)	188
Josef Hanika, Volkkundliche Wandlungen durch Heimatverlust und Zwangswanderung (Schmidt)	188
Kaspar Linnartz, Unsere Familiennamen, Bd. 2 (Schmidt)	188
Janos Kodolany, Hausgewebte Stoffe aus dem Komitat Baranya (Bela Gunda)	189
Muzeul Brukenenthal, Studi si comunicari, Bd. 1—6 (Schmidt)	190
Visnja Huziak, Zeleni Juraj (L. Kretzenbacher)	190
Gerhard Lutz, Volkkunde (Schmidt)	274
Karl M. Klier, Volkstümliche Msuikinstrumente in den Alpen (Schmidt)	275
Ernst Burgstaller, Brauditumsgebäcke und Weihnachtsspeisen (Kundegraber)	280
J. Gartner und R. Geutebrück, Und der Wind verwaht's Lab (Kotek)	281
Hans Matscher, Volksmedizin (Kundegraber)	281
Alfred Mosig, Der deutsche Bauerngarten (Kundegraber)	282
Albert Burkhardt, Sagen und Märchen der Insel Rügen (Schmidt)	284
Anneliese Probst, Sagen und Märchen aus dem Harz (Schmidt)	284
Herbert Kürth, Auf Wanderfahrt nach alter Handwerkskunst (Schmidt)	285
Fritz Kämpfer, Handwerks- und Wirtshausbilder (Schmidt)	285
Reinhard Peesch, Das Berliner Kinderspiel der Gegenwart (Klier)	286
Rheinisches Jahrbuch für Volkkunde, Bd V. (Schmidt)	286
Konrad Onasch, Das Weihnachtsfest im orthodoxen Kirchenjahr (Schmidt)	287
Jahrbuch der Ethnographischen Abteilung des Mährischen Museums in Brünn (Schmidt)	287
Josef Vydra, Die Hinterglasmalerei-Volkkunst aus tschechoslowakischen Sammlungen (Knaipp)	288
F. Marian MacNeil, The Silver Bough (Ettlinger)	295
France Kotnik, Kärntner Volkserzählungen und Märchen I (Kretzenbacher)	296
Ruth M. Anderson, Costumes painted by Sorolla in his Provinces of Spain (Schmidt)	296
Studies in Folklore (Thompson-Festschrift) (Schmidt)	297
Folklore Studies, 1953—1957 (Schmidt)	298
Studia Fennica, Bd. VII. 1957 (Schmidt)	299
Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 1—5 (Schmidt)	341
Renato Stampa, Das Bergell (Schmidt)	346
Max Gschwendt und Linus Birchler, Schwyzer Bauernhäuser (Schmidt)	346
Wissenschaftliche Informationen zur Volkkunde, Altertumskunde und Kulturgeographie aus dem östlichen Europa, Heft 1 und 2 (Schmidt)	346
Edit Fél, Tamas Hofer, Klara K-Csillery, Ungarische Bauernkunst (Schmidt)	348
Ernst Hamza, Der Ländler (Klier)	350
Günther Goller, Das Südtiroler Heimatbuch (Schmidt)	351
Leopold Kretzenbacher, Die Seelenwaage (Schmidt)	352

Leopold Schmidt, Heiliges Blei in Amuletten, Votiven und anderen Gegenständen des Volksglaubens (Ellen Ettliger)	354
Torsten Gebhard, Wegweiser zur Bauernhausforschung in Bayern (Richard Weiß)	355
Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. 1956 und 1957/58 (Schmidt)	356
Lenz Kriss-Rettenbeck, Das Motivbild (Schmidt)	357
Kurt Köster, Meister Tilman von Hachenburg (Schmidt)	359
HansJoachim Brömel und Fritz Hege, Hiddensee (Schmidt)	360
Michael Nawka, Klepam, klepam piscalku (Klier)	360
Alexander Tietz, Das Zauberbründl. Märchen aus den Banater Bergen (Schmidt)	360
Else Byhan, Wunderbaum und Goldener Vogel (Slowenische Volksmärchen (Kretzenbacher)	361
Zmaga Kumer, Slowenische Fassungen des mittelalterlichen Weihnachtsliedes „Puer natus in Bethlehem“ (Kretzenbacher)	362
Sigurd Erixon, Atlas över Svensk Folkkultur. I. Materiell och Social Kultur (Schmidt)	362

#### Anzeigen

Einlauf 1956—1957 / Jahresbrauchtum, Kalenderwesen	80
Einlauf 1952—1958 / Volkssprache, Mundarten- und Sonder-sprachen-Wörterbücher	192
Einlauf 1955—1958 / Stadt- und Arbeitervolkskunde	300
Einlauf 1955—1958 / Religiöse Volkskunst, Ikonographie, Wall-fahrten, Krippen	366

# St. Vincenz von Saragossa als Patron der Holzarbeiter

Aus der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde

(Mit einer Abbildung)

Von Leopold Schmidt

Vor genau zwanzig Jahren, nämlich 1938, erschien eine kurze Notiz des inzwischen leider dahingegangenen umsichtigen — obgleich körperlich blinden — Nestors der historischen Volkskunde Niederösterreichs, Edmund Frieß, über den hl. Vincenz von Saragossa als Schutzpatron der Holzfäller Niederösterreichs<sup>1)</sup>. Frieß hatte das zwei Jahre vorher, 1936, erschienene gewaltige Werk von Georg Schreiber, „Deutschland und Spanien“, aufmerksam durchgearbeitet und dabei festgestellt, daß in Schreibers weitausgreifender Behandlung der Verehrung des hl. Vincenz dem Patronate dieses Heiligen über die Holzarbeiter kein Augenmerk geschenkt worden war<sup>2)</sup>. Obgleich Schreiber die Berufspatronate des spanischen Heiligen gemustert hatte, war ihm dieses über die Holzfäller entgangen: Begreiflicherweise, wie man hinzufügen muß, denn es war ja darüber fast überhaupt nichts veröffentlicht. Wie noch auszuführen sein wird, schweigen nicht nur die älteren volkskundlichen Werke darüber ganz, auch die Handbücher zur Ikonographie, zur Attribut- und Patronatsforschung geben keinen oder eher noch einen unrichtigen Aufschluß. Nur die intensive Bearbeitung Niederösterreichs von den verschiedensten Seiten her, nicht zuletzt das frühe Ansetzen „Heimatkundlicher Fragebogen“ (bereits 1926 ff.) gewährte hier einen unerwarteten Einblick, und es ist und bleibt das hohe Verdienst von Frieß, hierauf aufmerksam gemacht zu haben. Wenn wir heute in der großen stichwortartigen Übersichtsarbeit über den süddeutsch-österreichischen Festkalender von Gustav Gugitz lesen: „Besonders verehren ihn die Holzfäller im Wiener-

---

1) Edmund Frieß, S. Vincenz von Saragossa, ein Schutzpatron der Holzfäller Niederösterreichs (Volk und Volkstum, Jahrbuch für Volkskunde Bd. III, München 1938, S. 355 ff.).

2) Georg Schreiber, Deutschland und Spanien, Volkskundliche und kulturgeschichtliche Beziehungen (= Forschungen zur Volkskunde, H. 22/24). Düsseldorf 1936, S. 8 ff.



wald“<sup>3)</sup>, so ist das der Nachklang jener Einsicht unseres gemeinsamen verewigten Freundes Frieß. Leider hat ja sein Hinweis sonst bisher kaum eine Wirkung gehabt und haben können: Jenes Jahrbuch, in dem er erschien, wurde im selbigen Jahr 1938 gleich nach Erscheinen eingezogen und eingestampft, — habent sua fata libelli. Überblickt man heute die Beiträge dieses Bandes, dann könnte man sich wohl vorstellen und wünschen, daß er noch einmal aufgelegt werden sollte<sup>4)</sup>.

Selbstverständlich konnte Frieß nur einen kleinen, auf wenige Belege beschränkten Hinweis geben. Er genügte aber doch, um auf das vorliegende Problem aufmerksam zu machen. Als ich in die Lage versetzt wurde, einen Frageplan für die Brauchtumsbefragung des Burgenlandes zusammenzustellen, versuchte ich zunächst einmal, mit der Nachkontrolle der im Burgenland bereits aufgezeichneten Bräuche auszukommen. Sehr bald stellte sich aber heraus, daß noch manche andere Brauchzüge vorhanden sein mußten, die den heimischen Sammlern niemals bemerkenswert genug vorgekommen waren. Um die etwaigen Möglichkeiten zu erproben, ging ich also dazu über, Fragen zu formulieren, deren Stoff aus dem Brauch der benachbarten Landschaften von Niederösterreich und in Steiermark geschöpft war. Der Vorteil dieser von einem Forschungszentrum aus gelenkten Befragung zeigte sich bald: Es waren weit mehr Brauchzüge vorhanden, als man angenommen hatte, und die Feststellung ihrer Verbreitung nun auch im Burgenland war sowohl für dieses wie auch für ganz Österreich von Interesse. Wir sind noch weit davon entfernt, alle durch diese Befragung erhobenen Stoffe auch schon richtig auswerten zu können. Es hat sich aber schon bei der Behandlung markanter Brauchzüge des Weihnachtsfestkreises gezeigt, wieviele Probleme mit diesen Aufzeichnungen verbunden sein können. Ein weit verbreitetes und stark eingewurzelttes Grünbrauchtum zu Weihnachten konnte mit dem Nachweis des Barbara- und Lucienweizens dargeboten werden<sup>5)</sup>, ein anschei-

---

<sup>3)</sup> Gustav Gugitz, Fest- und Brauchtumskalender für Österreich, Süddeutschland und die Schweiz, Wien 1955. S. 9 f.

<sup>4)</sup> Die Gründe für die Beschlagnahme und Vernichtung des Bandes kann man in dem wissenschaftsgeschichtlich bemerkenswerten Index „Deutsche Volkskunde im Schrifttum“, Berlin 1938, S. 49 f., nachlesen.

<sup>5)</sup> Schmidt, Barbara- und Luciaweizen. Die Verbreitung der weihnachtlichen Tellersaat im Burgenland (Kultur und Volk, Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz, = Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Bd. V, Wien 1954, S. 387 ff.).

Als Fortführung dieser Arbeit erschien:

Helene Grün n, Der Barbara-Weizen bei den Donauschwaben (Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, N. S. Bd. 10, Wien 1956. S. 36 ff.).

nend nur mehr eng begrenztes, sehr altertümliches dagegen durch die genaue Befragung über die Schlehdorngehänge der Weihnachtszeit<sup>6)</sup>. Auch diese auffälligen, von der heimischen Sammlung aber noch nie berücksichtigten Brauchzüge sind nur durch die Befragung und Beurteilung von einem Forschungszentrum, also von Wien aus, erhoben worden. Die Anregungen waren durch die wissenschaftliche Literatur gegeben, die sich über gleiche oder ähnliche Erscheinungen in fernegelegenen Landschaften bereits geäußert hatte.

In dem vorliegenden Fall handelt es sich um eine dem Burgenland nahegelegene Landschaft. Die Wienerwaldberge sind von der Westgrenze des Burgenlandes aus zu sehen, über Steinfeld und Wiener Becken sind die Wanderungen der Einzelmenschen wie ganzer Gruppen immer hin und her gegangen. Eine Aufzeichnung in dieser niederösterreichischen Landschaft war also auf jeden Fall wert, für die burgenländische Befragung beachtet, herangezogen zu werden. Dann aber klang doch das Antwortmaterial, das Frieß zur Verfügung stand, auch wenn es an sich dürrtig erscheint, einigermaßen so, als wäre hier von einer an sich geläufigen Erscheinung die Rede; wenn die Holzarbeiter im Wienerwald von einer früher ganz allgemein üblichen Verehrung des hl. Vincenz als ihres Patronen zu berichten wußten, dann konnte das nicht so eng landschaftlich gebunden sein. Keine verwandte Erscheinung im Wienerwald ist allein auf diesen waldreichen Herzraum des südöstlichen Niederösterreich beschränkt. Eine Übertragung des Problemes auf das Burgenland konnte also auf ein gewisses Ergebnis hoffen lassen.

## I.

Die Befragung erfolgte 1953 im Rahmen der Umfragen des „Atlas der burgenländischen Volkskunde“. Es handelte sich dabei um die „Umfrage über die Brauchgestalten und Glaubenszüge der Faschingszeit“, die wie alle verwandten Jahresbrauchumfragen an alle dreihundert Schulorte des Burgenlandes geschickt wurden, was einen guten Querschnitt durch den tatsächlichen Bestand ermöglicht, ohne daß selbstverständlich von einer absoluten Vollständigkeit hinsichtlich der einzelnen Vorkommen eines Brauches gesprochen werden könnte. Die Faschingsumfrage war vor allem auf die Bräuche und Meinungen an den Feiertagen im Jänner und Februar gerichtet. Die 2. Frage lautete:

---

<sup>6)</sup> Schmidt, Der weihnachtliche Schlehdorn im Burgenland. Aus der Arbeit des Atlas der burgenländischen Volkskunde (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1955, S. 180 ff.).

„Kennt man eine Vinzenzfeier am 22. Jänner?“

Halten die Holzknechte den Tag des Vinzenz, eventuell mit einem Amt in der Kirche, und arbeitsfrei?“

Wie bei allen ähnlichen Fragen war also Wert darauf gelegt worden, daß auch oberflächliche Beantworter, wenn sie nur überhaupt Kenntnis von der Feier des Tages hatten, mehr oder minder nur mit „ja“ oder „nein“ zu antworten brauchten. Erfreulicherweise fühlten sich die Beantworter in jenen Orten, an denen von dem Brauch überhaupt etwas bekannt war, doch dazu verpflichtet, etwas ausführlicher in einigen Sätzen davon Mitteilung zu machen. Aus diesen Mitteilungen, die zum Teil berichten, daß ein Brauchtum dieses Tages in früheren Zeiten üblich gewesen sei, vor 1938, oder gar schon vor einem halben Jahrhundert, läßt sich nun ein Bild des tatsächlichen Bestandes in naher Vergangenheit und Gegenwart gewinnen. Die Antworten wurden auch für den Atlas ausgewertet, Dr. Norbert Riedl entwarf daraus die Karte IV/32 „Holzarbeiterfeiertage“, die gleichzeitig die Feste des hl. Vinzenz und des hl. Klemens berücksichtigt.

### Ortsweise Antworten nach den Bezirken angeordnet

#### Mattersburg

Forchtenau: Am 22. Jänner auf der Rosalia Holzhackerball (uralter Brauch). Heimisches Sprichwort: „Zu Vizenzi heirat'n d' Vögl z'samm.“

Neustift—Rosalia: Vor 1938 feierten die Holzhacker auf der Rosalia ein Fest mit Feuern.

#### Oberwart

Glashütten bei Schlaining: Am Vizenzitag holten die Holzknechte meist mit Kannen und Krügen Wein von den Wirten in den Wald (das letzte Mal 1938). Es soll an dem Tag jedoch auch gearbeitet worden sein. Es ist auch erinnerlich, daß der Tag einige Male im Wirtshaus gefeiert wurde, wenn wegen des hohen Schnees nicht gearbeitet wurde.

Oberkohlstätten: Den hl. Vinzenz als Patron der Holzhacker halten vor allem auch die Zimmerleute hoch in Ehren. Dieser Tag wird arbeitsfrei gehalten, wenn auch das Amt in der Kirche nicht gebührend beachtet wird. Es kam auch vor, daß die Holzfäller wie üblich in den Wald gingen, um dort „unter sich“ zu feiern. Nicht selten gab es auch im Gasthaus abends an diesem Tag eine fröhliche Unterhaltung.

## Güssing

Inzenhof: Die Vizenzifeier war früher üblich, man sagte, an diesem Tag heiraten die Vögel. Dieser Brauch ist völlig verschwunden. Er war vor ca. 50 Jahren hier üblich.

Limbach: Früher gab es eine Vizenzifeier.

Punitz: Muß früher gefeiert worden sein, wie aus einer alten Erzählung zu entnehmen ist. Siehe Sagen! Die alten Leute sagen: Zu Vizenzi heiraten die Vögel!

## Jennersdorf

Windisch-Minihof: Nur in der Kirche wird eine Messe gelesen.

Rax-Bergen: War früher.

Diese Mitteilungen aus den verhältnismäßig wenig zahlreichen Waldgebieten des Burgenlandes sind aufschlußreich genug. Sie bezeugen gut, daß es hier bis an die Grenze unserer Zeit, zumindest bis an die letzte Jahrhundertwende, ein kräftiges Holzarbeiterbrauchtum gegeben hat. Erst die letzten Jahrzehnte, vor allem die zeitweilige Zerstückelung des Burgenlandes von 1938 bis 1945 und wohl auch noch die folgenden Besetzungsjahre haben brauchaflösend gewirkt. Diese Erscheinung kennen wir von anderen ähnlichen Mitteilungen her sehr gut, wie sie uns gerade auch während der Arbeit am Atlas der Burgenländischen Volkskunde gemacht wurden. Für die Lebensbeständigkeit der kleinen Volksschauspiele vom hl. Sebastian wurden die gleichen Termine genannt, auch in der Geschichte dieser Spieltradition war der Einschnitt von 1938 bedeutsam <sup>7)</sup>.

Das vor diesen Auslaufzeiten vorhandene Holzarbeiter-Brauchtum war aber offenbar kräftig und charakteristisch. Es handelte sich im wesentlichen um eine Art von Zunftfest. Für die brauchtümliche Geltung, vermutlich auch schon für die Ansetzung des Festes, war anscheinend der Termin von großer Wichtigkeit. Am 22. Jänner befinden wir uns kalendarisch in der Mittwinter-senke. Es häufen sich da bedeutsame Heiligenfeste: Am 20. Sebastian, am 22. Vincenz, am 25. Pauli Bekehrung, und zu letzterem gilt der Kalenderspruch: „Pauli Bekehrung — Winter halb hinum, halb herum <sup>8)</sup>.“ Es ist also ein Zeiteinschnitt, eine markante Schwellenzeit, und solche Daten werden häufig durch

---

<sup>7)</sup> Schmidt, Die burgenländischen Sebastianispiele im Rahmen der barocken Sebastiansverehrung und der Volksschauspiele vom hl. Sebastian (= Burgenländische Forschungen, H. 16). Eisenstadt 1951. S. 64.

<sup>8)</sup> G u g i t z, Fest- und Brauchtumskalender, S. 10.

Arbeitsruhe oder gar Arbeitsverbot markiert<sup>9)</sup>. Die Männerarbeit im Walde hat an dieser Winterhalbzeit zu ruhen, etwas Neues steht unmittelbar vor der Tür. Bemerkenswerterweise wird dieses Neue weltlich als „Vogelhochzeit“, geistlich als Vorankündigung von Mariä Vermählung (25. Jänner) angesprochen. Auch das Männerfest der Holzarbeiter hatte eine geistliche und eine weltliche Seite. Als echtes Fest im mittelalterlich-europäischen Sinn war es einerseits durch den Zunftgottesdienst markiert<sup>10)</sup>. Zumindest die Erinnerung daran hat sich sowohl auf der niederösterreichischen Seite, im Wechselgebiet, erhalten, wie auch im Burgenland. In Oberkohlstätten hatten die Holzhacker wie die ihnen zunftverwandten Zimmerleute ihr Amt in der Kirche, in Windisch-Minihof wird für sie an dem Tag eine Messe gelesen. Aus Burgauberg wird berichtet, daß die Ortsbewohner am 22. Jänner auf den Vincenzi-Jahrmarkt nach Stegersbach gehen, wo angeblich der hl. Vincenz Viehpatron ist. Sie besorgen dort ihre Einkäufe, danach wird im Gasthaus gegessen und getrunken. Nun ist der hl. Vincenz in Stegersbach nicht eigens Patron, es handelt sich offenbar um eine den Gewährsleuten nicht mehr geläufige eigene Vincenzfeier, die mit einem Amt in der Stegersbacher Kirche verbunden war. Eine genauere Erforschung der alten Meßstiftungen könnte hier wohl noch besser Aufschluß geben. Zu dieser geistlichen Seite des Festes trat aber andererseits die weltliche, die charakteristische Festfeier mit Mahl und Trunk, mitunter auch mit Tanz<sup>11)</sup>. Wir hören da von örtlich verschiedenen Ausformungen. Am deutlichsten in ihrer Eigenart waren offensichtlich die Vincenzfeiern im Oberwarter Bezirk. Die Holzarbeiter feierten dort, in Glashütten und in Oberkohlstätten, zunächst im Wald, also an ihrer Arbeitsstätte, wohin sie sich aus den Gasthäusern Wein holen ließen. Abends kam dann die allgemeinere fröhliche Nachfeier im Wirtshaus, zweifellos auch mit Mahl und Tanz. Der Tanz als wesentliches Festelement wird besonders von den Holzhackern auf der Rosalia gemeldet. Im Bereich des barocken Heiligtums auf diesem Grenzberg hat sich offensichtlich ein eigener Brauchstil für die dort ansässigen Holzarbeiter herausgebildet, das Fest ist dabei so lebendig geblieben,

---

<sup>9)</sup> Vgl. Wolfgang Treutlein, Das Arbeitsverbot im deutschen (= Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, Bd. 5). Bühl-Baden 1932.

<sup>10)</sup> Vgl. Heinrich Isenberg, Altes Brauchtum im Handwerk. Bd. II. Religiöses Brauchtum. Münster 1936.

<sup>11)</sup> Zum Festtypus vgl. Karl Spieß, Das arische Fest. Wien 1933 (Sonderdruck aus Bausteine zur Geschichte, Völkerkunde und Mythenkunde, III. Jg., Heft 1).

daß man von einem „Holzhackerball“ spricht. Bezeichnenderweise hat sich ja im mittleren Burgenland auch ein eigener „Holzhackertanz“ erhalten, der von Karl Haiding in Loipersdorf aufgezeichnet werden konnte<sup>12)</sup>. Es handelt sich um einen gerätelosen Tanz, durch den aber doch das Umschneiden eines Baumes dargestellt wird. Karl Horak hat dazu gemeint, es handle sich dabei um einen in „Trachtler- und Schuhplattlerkreisen entstandenen Tanz“, der auch in das Burgenland eingedrungen sei<sup>13)</sup>. Das dürfte nun doch nicht richtig sein, solche Holzhackertänze hat es auch schon in Zeiten vor der Trachten- und Schuhplattlerbewegung gegeben, und sie sind zweifellos in den zünftisch geschlossenen Männergemeinschaften der Holzarbeiter zunächst als reine Männertänze gepflegt worden, bevor sie späterhin zu Schautänzen von trachtenpflegenden Vereinen wurden<sup>14)</sup>. Die Dynamik dieser Erscheinungen ist noch zu wenig erforscht, als daß man derart absprechende Urteile bereits parat haben dürfte. Für unsere burgenländischen Verhältnisse ist jedenfalls die Erhaltung von Holzhackerfesten mit Tanz und von eigenen Holzhackertänzen nebeneinander, und früher wohl eigentlich miteinander, sehr bezeichnend.

## II.

Überlegt man sich nun, warum ein selbst in den Resten noch so deutlich ausgeprägtes Brauchtum wie das der Holzarbeiter am Vincenzitag bisher so gut wie keine Beachtung gefunden hat, so wird man die verschiedensten Gründe dafür namhaft machen können. Die Brauchforschung des 19. Jahrhunderts, auf deren Sammlungen ja noch immer fast alle unsere Anschauungen beruhen, berücksichtigte die süddeutschen und österreichischen Brauchgepflogenheiten nicht in zureichendem Ausmaß. Wenn man das noch immer umfangreichste, beste Brauchtumsbuch der älteren Zeit, Paul Sartoris dreibändige Sammlung daraufhin besieht<sup>15)</sup>, wird man bald die entschieden schwächere Berücksichtigung der Alpenländer feststellen können. Wie sein Vorgänger Reinsberg-Düringsfeld<sup>16)</sup> kennt Sartori das

<sup>12)</sup> Karl Haiding, Volkstanzaufzeichnungen aus dem Burgenland (Werk und Wille, Wien 1935, Heft 4/5, S. 118 f.).

<sup>13)</sup> Karl Horak, Bemerkungen zu den burgenländischen Volkstänzen (Werk und Wille, Wien 1935, H. 4/5, S. 106 f.).

<sup>14)</sup> In größeren Zusammenhang gestellt bei Richard Wolfram, Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa. Salzburg 1951, S. 22.

<sup>15)</sup> Paul Sartori, Sitte und Brauch (= Handbücher der Volkskunde), Bd. 5—8). Leipzig 1910—1914.

<sup>16)</sup> Otto Frh. von Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. 2. Aufl. Leipzig 1898.

Brauchtum des Vincenzitages überhaupt nicht. Wenn man seine Berücksichtigung des Holzfällerbrauches nachschlägt, kommt man auf ein Exzerpt aus den Aufzeichnungen von Marie Andree-Eysn: „Schutzpatron der Holzarbeiter ist der hl. Wolfgang, weil sein Attribut das Beil ist<sup>17)</sup>.“ Nun hat Marie Andree-Eysn ja tatsächlich durch ihre Arbeiten für die reichsdeutsche Forschung erst den Zugang zu den bayerisch-österreichischen Bräuchen geschaffen. Sie war aber erlebnismäßig eben ganz auf Salzburg und Oberbayern eingestellt, und hatte durchaus nicht die Absicht, zu verallgemeinern. Für das Salzburger gilt, freilich auch mit Einschränkungen, ihre Aufzeichnung, daß der hl. Wolfgang über seine Hacke zum Holzfällerpatron geworden ist. In Sartoris Verallgemeinerung stimmt es nicht mehr, von einer weitverbreiteten Holzarbeiterverehrung für den hl. Wolfgang kann nicht die Rede sein.

Weitere Gründe für die Vernachlässigung des Vincenzbrauchtums sind dann in der lang anhaltenden geringen Berücksichtigung des als katholisch-konfessionell gebunden betrachteten Brauchtums zu suchen; man wird bei einer kritischen Betrachtung der älteren Brauchtumliteratur immer wieder finden, daß sie das Brauchtum von Weihnachten und Ostern nicht etwa als das von christlichen Hochfesten auffaßte, sondern im Gegenteil als vorchristlich. Das Heidnische, das Germanische suchte man im Anschluß an die Populär-Romantik des 19. Jahrhunderts, und das schien begreiflicher Weise bei den eigentlichen Heiligenfesten am wenigsten zu finden zu sein. In diesen Fußspuren von Sepp, Panzer und Rochholz und all den anderen Grimm-Schülern und Mitarbeitern von Wolf und Mannhardt wandelt auch noch Max Höfler, der große oberbayerische Sammler, der vor der Jahrhundertwende noch den Brauchtumskalender für Oberbayern entwirft<sup>18)</sup>. Ihm, dem in Tölz, also einer ausgesprochenen Holzknechtlandschaft wirkenden Badearzt, ist der Vincenzitag ein Begriff. Er trägt den 22. Jänner in seinen Kalender ein, weist aber ohne weitere Bemerkung auf den 5. April hin. Dort schreibt er dann: „Vincenz (Zenz) Patron der Holzknechte. Ehepatron, guter Hochzeitstag. (vincere = überwinden). ‚St. Vincenz Sonnenschein — bringt viel Körner herein.‘“ Faßt man die Notiz kritisch ins Auge, so ergibt sich bald, daß hier verschiedene Auf-

---

<sup>17)</sup> Sartori, Bd. II, S. 166, nach Marie Andree-Eysn, Volkskundliches aus dem bayerisch-österreichischen Alpengebiet. Braunschweig 1910, S. 7.

<sup>18)</sup> Max Höfler, Das Jahr im oberbayerischen Volksleben mit besonderer Berücksichtigung der Volksmedizin. München 1899, S. 9, bzw. 16.

zeichnungen durcheinander geraten sein müssen, und alle zusammen an einen falschen Tag gesetzt wurden. Der 5. April ist der Tag des hl. Vincenz Ferrer, der mit den Holzknechten nichts zu tun hat, und auf den die Wetterregel nicht paßt, die eine typische winterliche Merkregel ist. Die Sache mit dem Ehepatron und dem guten Hochzeitstag gehört wohl dem hl. Vincenz Ferrer an, aber die etymologische Erklärung dafür, daß man aus „Vincenz“ das lateinische „vincere“ herausgehört habe, und dieses (= siegen) als „überwinden“ für die Hochzeit besonders passend gefunden habe, darf man wohl als einen kleinen Scherz des Herrn Badearztes betrachten.

Um weitere Verwechslungen zu vermeiden, mag hier kurz eingeschaltet werden, daß Max Höfler mit seiner Vertauschung der beiden hl. Vincenz nicht allein steht, daß es sich aber dennoch nur um einen immer fortgeschleppten Irrtum handelt. Vielleicht war die Verehrung des im Mittelalter so hochberühmten spanischen Diakons wirklich schon ganz vergessen<sup>19)</sup>, vielleicht fand man an dem mittelalterlichen Krankenhelfer Vincenz Ferrer mehr Gefallen. Jedenfalls hat Dietrich Kerler in sein wertvolles Patronate-Buch 1904 den hl. Vincenz Ferrer (5. April 1419 †) als Patron der Holzknechte eingetragen<sup>20)</sup>, der er doch niemals war, und das ist nun wiederum in die mehr oder minder ausschreibende Literatur übergegangen. So schreibt Rosa Peinlich-Immenburg in ihrer Auslegung des steirischen Mandlkalenders zum 5. April: „Vincenz Ferrer, Schutzpatron der

---

<sup>19)</sup> Die Barockzeit brachte eine Erneuerung seiner Verehrung, die aber lokal beschränkt blieb: Das „Vincenzifest“ in Eger. Bei diesem Hochsommerfest (25.—26. August) handelte es sich nicht um den Tag des Heiligen, sondern um das Translationsfest seiner Reliquien. Für Eger war eine Kopfreliquie des Heiligen erworben worden, der damit auch zum Patron der Stadt geworden war. Zum Translationsfest 1694 wurde ein entsprechendes Barockschauspiel in Eger abgehalten (Grادل, Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Bd. XXXIII, S. 331 ff.). Späterhin ist dieses Vincenzifest besonders durch die Anteilnahme Goethes bekannt geworden, der es in den Jahren 1821 und 1822 miterlebt und seine Eindrücke davon in seinen Tagebüchern zum 26. August 1821 und zum 25. August 1822 festgehalten hat. Vgl. Alois John, Goethe und die Egerländer Volkskunde (Unser Egerland, Bd. 10, 1906, S. 12). Darauf geben zahlreiche andere Aufsätze zurück, die bei Hauffen-Jungbauer, Bibliographie der deutschen Volkskunde in Böhmen (= Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, Bd. XX), Reichenberg 1932, S. 260, Nr. 4100, verzeichnet sind. Ein kurzer zusammenfassender Hinweis bei Gustav Jungbauer, Deutsche Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen, Brünn 1936, S. 201.

<sup>20)</sup> Dietrich Kerler, Die Patronate der Heiligen. Ulm 1905, S. 171.



Ziegler, Bleizieher, Dachdecker, Holzarbeiter<sup>21)</sup>.“ Man bedenke, ein Patron der Holzarbeiter in der waldreichen Steiermark, — hätte der in der steirischen Brauchtumskunde nicht schon Berücksichtigung finden müssen?

Dieses aber durchaus nicht. Die steirischen Darstellungen kennen überhaupt keinen Holzknechtpatron und auch nicht ein Fest eines solchen. Das Winterbrauchtum, das Arbeiterbrauchtum des Winters kommt in diesen Darstellungen überhaupt sehr kurz weg. Sowohl bei Viktor Geramb<sup>22)</sup> wie bei Hanns Koren<sup>23)</sup> ist nicht einmal soviel enthalten wie bei Max Höfler für Oberbayern. Man könnte nach diesen maßgebenden Darstellungen geradezu annehmen, daß weder der Tag des hl. Vincenz von Saragossa noch der des hl. Vincenz Ferrer in Steiermark von den Holzarbeitern gefeiert worden sei. Auffällige Festbräuche können dort also kaum stattgehabt haben, wenn man sich auch eine allfällige Nachsammlung etwa in der Oststeiermark als nicht nutzlos vorstellen könnte.

Diese geringe Berücksichtigung hat es selbstverständlich auch mit sich gebracht, daß das größte Nachschlagewerk unseres Faches, das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, über alle hier vorliegenden Probleme schweigt. Seine gerade hinsichtlich der Heiligenverehrung auffälligen Mängel hat besonders Georg Schreiber in seinen Besprechungen des Werkes öfter gerügt. Leider ist es bis heute zu keiner Verbesserung gekommen. Sie würde aber freilich auch einen vollen Nachtragsband erfordern.

Unter diesen Umständen scheint es also doch dabei zu bleiben, daß die Spuren dieser Holzknechtverehrung für den hl. Vincenz von Saragossa zuerst in Niederösterreich aufgedeckt wurden. 1935 schrieb der wahrhaft volkskundige Dechant Leopold Teufelsbauer, der das südöstliche Niederösterreich als Seelsorger sehr genau kennengelernt hatte: „Da am 22., am Vinzenztag, die ‚Vögel heiraten‘, um unserer lieben Frau zu ihrer Vermählung (23.) schon ein Lied singen zu können, darf man sie dabei nicht stören. Es ist jede Holzarbeit im Walde verpönt. Die Holzhauser gehen dafür an diesem Tag in die Kirche (Wechsel-

---

<sup>21)</sup> Rosa Peinlich-Immenburg, Der steirische Mandlkalender. Seine Zeichen und Bilder. Graz 1948. S. 36, bzw. 43.

<sup>22)</sup> Viktor Geramb, Sitte und Brauch in Österreich. Dritte verbesserte Auflage des Buches „Deutsches Brauchtum in Österreich“. Graz 1948.

<sup>23)</sup> Hanns Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr. Ein Handbuch. Salzburg 1934.

gend) 24).“ Das ist eine vollwertige Aufzeichnung, welche so- gleich einige wichtige Züge des Festes aufzeigt. Es ist ein altes kirchliches Fest von der Art eines für eine Berufsgruppe ge- botenen Feiertages, da die Pflicht zum Kirchgang besteht. Diese Art des Feiertages wird durch die brauchtümliche Arbeitsruhe unterstrichen, die man bei genauerem Zusehen als ein Arbeits- verbot erkennt. Freilich ist der ältere Charakter dieses Arbeits- verbotes legendär verschleiert: Die Arbeit im Walde soll ruhen, um die Vögel nicht zu stören, die an diesem Tag Hochzeit halten. Auf diese sehr hübsche Art wird da der Holzknechtfeiertag mit dem an sich davon ganz getrennten Glauben an die Vogelhochzeit verbunden.

Diese schlichte, aber vielsagende Notiz von Teufelsbauer hat dann, wie gesagt, Edmund Frieß mit seinen Erhebungen aus dem Wienerwald verbunden. Er erhob im wesentlichen folgende Hauptzüge: In Breitenfurt wurde der Vincenztag durch ein Fest der Holzfäller gefeiert, bei dem, wie man sagte „der Rohrler versoffen wurde“. Der „Rohrler“, das ist die Kette, die man beim Schleifen des geschlagenen Holzes aus dem Wald zum Blockbinden verwendet 25). In Klausen-Leopoldsdorf enthält die Kirche ein Gemälde, das den hl. Vincenz als Diakon darstellt. Dort soll der Heilige seit 1780 neben dem Titelheiligen, dem hl. Leopold, verehrt werden. In St. Corona am Fuß des Schöpfls soll die Vincenzverehrung nur in den Beginn des dritten Jahr- zehnts unseres Jahrhunderts zurückreichen. Außerhalb des Wienerwaldes konnte Frieß den Kult noch in Würflach bei Neun- kirchen nachweisen. Auch dort soll der Heilige aber erst seit 1922 Patron der Holzfäller sein. Die Notiz von Teufelsbauer vervollständigt diesen Verbreitungsnachweis des Vincenzkultes im südöstlichen Niederösterreich für die Wechselgend.

Frieß hat als Historiker nach den Wegen gesucht, auf denen dieser Kult in den Wienerwald gekommen sein könnte. Er hat unter anderem auch an die Möglichkeit gedacht, „daß salzbur- gische oder süddeutsche Holzarbeiter den Kult aus ihrer Heimat mitgebracht“ hätten. Frieß hat dabei an die von Anton Sch a c h i n g e r nachgewiesenen Nachbesiedler des 17. und 18. Jahr- hunderts gedacht, die hauptsächlich aus Steiermark, aus dem ober-

---

24) Leopold Teufelsbauer, Das Jahresbrauchtum in Öster- reich. I. Niederösterreich. Wien 1935. S. 35. — Dieses längst völlig ver- griffene Büchlein würde wie selten eines eine vermehrte und verbesserte Neuauflage verdienen.

25) Frieß, wie Anmerkung 1, S. 356. Die Mundartwörterbücher kennen den Ausdruck nicht.

österreichischen Salzkammergut, aus Salzburg und aus den süddeutschen Ländern, besonders aus Bayern berufen wurden<sup>26)</sup>. Irgendwelche Beweise für eine solche Kult- und Brauchübertragung konnte Frieß freilich nicht erbringen.

Man versteht das sehr gut, wenn man die so außerordentlich geringe Berücksichtigung dieses winterlichen Arbeiterbrauches in der bisherigen Literatur sowohl der in Betracht kommenden Alpenländer wie auch der eventuell heranzuziehenden süddeutschen Landschaften bedenkt, wie sie oben darzustellen war. Anlässlich der nun vorliegenden burgenländischen Belege darf man daher wohl die von Frieß aufgeworfene Frage nach zwanzig Jahren wiederum stellen und Umschau halten, was sich eventuell inzwischen ergeben hat.

Zunächst einmal zeigt ein Beleg aus dem Grenzgebiet der bayerischen und der österreichischen Alpen, daß Frieß mit seinem Hinweis auf die westlichen Hochalpen- und Holzknechtgebiete im Recht gewesen ist. Rudolf Kriss hat 1947 für die Vincenz-Verehrung der Berchtesgadener Holzarbeiter wichtige Mitteilungen veröffentlicht: „Am Vincentiustag (22. I.), dem Schutzpatron der Holzarbeiter, hatten diese ein feierliches Amt in der Pfarrkirche. Am Nachmittag trugen sie ihre Werkzeuge zum Schärfen in die Votzenschmiede. Bei Anwesenheit des Prinzregenten Luitpold veranstalteten sie einen Huldigungszug auf dem Schloßhof. In Bischofswiesen findet noch heute das sog. Vincentius-Amt der Holzarbeiter von Nierental statt<sup>27)</sup>.“ Man merkt, in dieser ausgesprochenen Holzarbeitergegend, freilich noch dazu auf altem geistlichen Besitz, ist dieses Vincenz-Brauchtum mit der Betonung des kirchlichen Anteils daran geradezu eine Selbstverständlichkeit. So ungefähr kann es also weithin in den Alpen gewesen sein. Von besonderer Bedeutung ist nun freilich, daß wir durch Kriss auch einen archivalischen Beleg für die zeitliche Tiefe dieses Arbeiterbrauchtums haben. Kriss gibt nach einem einheimischen Gewährsmann einen kirchlichen Festkalender, dem ein Verzeichnis der Zunftgottesdienste aus dem Jahre 1675 zugrunde liegt. Damals gab es „am Vincentiustag ein Amt der Holzmeister“<sup>28)</sup>. Die Zunftvorgesetzten der Holzarbeiter hatten also schon im 17. Jahrhundert eine kirchliche Feier dieses Tages.

---

<sup>26)</sup> Anton Schachinger, Der Wienerwald. Eine landeskundliche Darstellung (= Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich, Bd. 1—2). Wien 1934.

<sup>27)</sup> Rudolf Kriss, Sitte und Brauch im Berchtesgadener Land (= Berchtesgadener volkskundliche Schriften, Bd. III). München 1947. S. 62.

<sup>28)</sup> Kriss, ebendort, S. 111.

Leute aus diesen Gegenden, die im 17. oder 18. Jahrhundert nach Niederösterreich gewandert sind, können also, wie Frieß angenommen hat, tatsächlich den hl. Vincenz als ihren Patron, man könnte geradezu sagen, als ihren Zunftpatron, mitgenommen haben. Diese Art der Bindung bedeutet selbstverständlich, daß sie dadurch zur Einhaltung des Festes verpflichtet waren.

Das 17. Jahrhundert hat sehr viele derartige Zunftfeste neu gestiftet. Die Gegenreformation hat die gesamte Neuordnung des Lebens, vor allem nach dem Dreißigjährigen Krieg, besonders durch derartige Zunft- und Bruderschaftsgedanken zu unterbauen verstanden. Man wird vermutlich bei einer weiteren Durchforschung der Archive noch mehr Zeugnisse dafür finden, daß damals diese Art der Heiligung der Arbeit durch die Unterstellung der Holzarbeiter unter den hl. Vincenz in die Wege geleitet wurde.

Es mag sich nur weiters die Frage erheben, ob man dabei etwas Neues schuf, oder ob man an bereits vorhandene Vorstellungen anzuknüpfen vermochte. Nun sind unsere Kenntnisse dieser Verhältnisse in der Zeit vor der Gegenreformation noch weit geringer als für die Jahrhunderte nachher. Direkte Zeugnisse, Brauchschilderungen oder wenigstens Aktennotizen gibt es anscheinend dafür bisher noch keine. Man muß daher einen anderen Weg einschlagen, um möglicherweise etwas weiter zu gelangen. Es geht um die Frage, wie sich der Vincenzkult in der Zeit der Reformation und Gegenreformation überhaupt erhalten und entfaltet hat. Georg Schreiber hat ja in großen Linien aufgezeigt, wie vielfältig sich das Vordringen dieses Kultes seit dem Frühmittelalter gestaltete. In Frankreich und in der Schweiz war der Heilige als Patron äußerst beliebt, dort wurde er auch zum Wein- und Winzerheiligen. Die französische Forschung hat bereits darauf hingewiesen, daß es sich hier vermutlich um eines jener Patronate gehandelt haben dürfte, das aus dem Namen des Heiligen abgeleitet wurde<sup>29)</sup>. Die Franzosen hörten aus „Vincent“ nicht etwa das lat. „vincere“ heraus, sie hörten „vin—cent“, und verstanden „vin“ = Wein. Solche Patronatsentwicklungen aus Volksetymologien hat es im Mittelalter oft gegeben, der hl. Augustinus wurde seines Namensklanges im Deutschen halber zum Augenpatron, der hl. Valentin aus dem gleichen Grund zum Patron der „Hinfallenden“ Krankheit, der Epilepsie<sup>30)</sup>. „Vincent“

---

<sup>29)</sup> Cahier, zitiert bei Kerler, Die Patronate der Heiligen. S. 407.

<sup>30)</sup> Gustav Gugitz, Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Bd. I, Wien 1949. S. 72 f.

als Weinpatron war nur eine ausgesprochen französische Erscheinung, und man wird die große Zahl der dem Heiligen geweihten Kirchen in Frankreich und der französischen Schweiz sicherlich damit in Zusammenhang bringen dürfen. Die Ausstrahlungskraft dieses Patronates war sehr groß. Es entwickelte sich aus ihm die Wetterregel

Vinzenzi Sonnenschein  
bringt Frucht und guten Wein,

wie sie allenthalben auch in süddeutschen und österreichischen Gebieten geläufig ist. Meist ist es der Reim „Sonnenschein — Wein“, der sie bei uns geläufig erhält. Manchmal wird auch anders argumentiert. So heißt es in Unterpetersdorf: „Wenn zu Vinzent wenigstens so viel taut, daß sich ein Spatz baden kann, wird ein gutes Weinjahr.“ Bei den Ungarn in Mitterpullendorf aber sagt man:

Fenylik a Vince  
tellik a pince!<sup>31)</sup>

Das Weinpatronat brachte aber noch etwas anderes mit sich. Der Heilige wurde von alters her bildlich als Diakon dargestellt. Zu dem bezeichnenden Kleid traten die verschiedenen Attribute, wie sie literarisch durch die Legende geboten wurden. In der breit ausgespannenen Darstellung der „Legende Aurea“ des 13. Jahrhunderts werden schon alle erdenklichen Marterwerkzeuge genannt, die dann immer wieder als Attribute in der bildenden Kunst verwendet wurden<sup>32)</sup>. Dazu gehört das Kreuz, der Rost, der Mühlstein, mitunter auch ein eiserner Haken<sup>33)</sup>. Der Haken war als das Hauptmarterwerkzeug gedacht, die „Legende Aurea“ beschrieb ja mit sadistischer Deutlichkeit, wie dem standhaften Heiligen mit Haken die Glieder zerfleischt wurden. Gerade eine derartige Darstellung hat sich als besonders berühmtes Kunstwerk auch in Österreich erhalten, nämlich die Statue des Heiligen im Schrein des Flügelaltares von Heiligenblut in Kärnten<sup>34)</sup>.

---

<sup>31)</sup> Übersetzt: „Ist's licht zu Vincenz,  
Wirlds voll im Keller.“

<sup>32)</sup> Die *Legenda aurea* des *Jacobus de Voragine* aus dem Lateinischen übersetzt von *Richard Ben z.* Dünndruckausgabe Heidelberg 1956. S. 137 ff.

<sup>33)</sup> *Helen Roeder*, *Saints and their Attributes*. London 1955. S. 133 („Deacon with a raven, sometimes on a millstone. Holding iron hook“).

<sup>34)</sup> *Kunsttopographie des Herzogtums Kärnten*. Wien 1889. S. 105 (ohne Abb.).

*Fritz Nowotny* und *Leopold Speneder*, *Die Kunstdenkmäler des pol. Bezirks Spittal an der Drau (Westhälfte)* (= *Die Kunstdenkmäler Kärntens*, herausgegeben von *Karl Ginhart*, Bd. I/1). Klagenfurt 1929. S. 14 ff. (mit Abb. 5 „Schreinstatue“, ohne Attributbeschreibung).

Das 1520 von Wolfgang Maller geschaffene Werk zeigt den Heiligen als Assistenzfigur der Krönung Mariens, als Pendant zum hl. Petrus auf der Gegenseite. Diese hervorragende Berücksichtigung des Heiligen im Schrein besagt zweifellos, daß er Mitpatron der Kirche war, daß ihm in dieser Kirche an der wichtigen Hochgebirgsstraße von Salzburg nach Kärnten eine besondere Verehrung gezollt wurde. Als Attribut führt er in dieser Verbildlichung ein Buch in der einen und Haken und Fackel in der anderen Hand. Der zweizinkige Haken ist offenbar das legendäre Marterinstrument; er gleicht übrigens den Teufelshaken in etwa gleichzeitigen Höllendarstellungen.

Ein derartiges Attribut sprach zu den Heiligenverehrern des 15. und 16. Jahrhunderts anders als zu den antiquarisch-kunsthistorischen Betrachtern der Gegenwart. Es sollte weit mehr aussagen, als wir heute nachempfinden können. Man mag sich das beim Vergleich mehrerer solcher Darstellungen vergegenwärtigen. Etwas später als Wolfgang Maller für Heiligenblut hat der Schwabe Hans L. Schäuuffelein für eine Kirche seiner Landschaft gearbeitet. Der zwischen 1485 und 1540 bezeugte Maler hat unter anderem zwei zusammengehörige Tafeln hinterlassen, die auf den Vorderseiten den hl. Papst Calixtus und den hl. Diakon Laurentius, auf den Rückseiten die hl. Diakone Stephanus und Vincentius darbieten<sup>35)</sup>. Die kunsthistorische Forschung hat den hl. Vincentius dieser Bilder für den hl. Quirin gehalten, und zwar durch folgende Verwechslung: Es handelt sich um einen hl. Papst und um drei hl. Diakone. Von den Diakonen führt Laurentius den Rost und Stephan die Steine als Attribute, der Papst Calixtus führt den Mühlstein, der hl. Vincentius ebenfalls. Nun hat ikonographisch wohl der hl. Quirin auch den Mühlstein als Attribut<sup>36)</sup>, gilt aber als Bischof und wird daher auch als solcher dargestellt; ein hl. Bischof mit einem Mühlstein als Attribut könnte also der hl. Quirin sein; ein hl. Diakon mit einem Mühlstein dagegen ist eben der hl. Vincentius. Überdenkt man die sehr genaue Programmatik eines solchen Werkes, dann wird man nur durch ganz präzise ikonographische Arbeit den Sinn sowohl der Einzelbilder wie eines ganzen Altares erschließen zu können glauben. Schäuuffelein hat hier offenbar einen Altar der speziellen altchristlichen Heiligen zu schaffen gehabt,

---

<sup>35)</sup> Kataloge des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg. Die Gemälde des 13. und 16. Jahrhunderts. Bearbeitet von Eberhard Lutze und Eberhard Wiegand. Bilderband. Leipzig 1937. Abb. 207/208, und alphabetischer Katalog rückwärts.

<sup>36)</sup> M. Liefmann, Kunst und Heilige. Ein ikonographisches Handbuch. Jena 1912. S. 273.

früheste Märtyrer rein kirchlichen Gepräges sollten dargestellt werden. Zwei davon führen zudem aber noch das gleiche Attribut, nämlich den Mühlstein. Das war zweifellos gewünscht und beabsichtigt, vielleicht handelte es sich um Bilder für einen Müller-Altar.

Eine Darstellung des hl. Vincenz mit dem zweizinkigen Reißhaken war dagegen für einen Müller-Altar ganz ungeeignet. Eine solche Attributbetonung war anders gemeint. Im Bereich des Patronates des Heiligen über die Weingärten könnte man daran denken, daß eine Weingartenhaue, ein Karst, gemeint gewesen sei. In Heiligenblut hat man wohl eher ein Holzknechtgerät darin gesehen. Zweifellos, der Haken ist das Attribut des Märtyrers, die Nachbildung des Hakens, mit dem er einstmals zerfleischt worden sein soll. Was die alpenländischen Gläubigen darin gesehen haben mögen, bleibt noch die Frage. Jedenfalls bestand in der Zeit der Entstehung des Altares von Heiligenblut in den Alpenländern die Tendenz, in dem Attribut des hl. Vincenz etwas anderes als das Martergerät zu sehen. Das ergibt sich ganz deutlich aus einem gleichzeitigen Kunstwerk, das man bisher daraufhin noch nicht betrachtet hat, nämlich aus dem Flügelaltar von Hallstatt im oberösterreichischen Salzkammergut<sup>37)</sup>. Dieser dem Lienhart Astl zugeschriebene Altar, der auch ungefähr 1520 vollendet worden sein dürfte, zeigt nämlich auf zwei Gemälden an der Predella wiederum die beiden hl. Diakone Laurentius und Vincenz. Laurentius führt wieder den Rost als Attribut, Vincenz diesmal aber eine mächtige Hacke. Das ist nun kein Martergerät mehr, es handelt sich um eine richtige Holzknechthacke mit einer merkwürdig langen Klinge und einem kräftigen Schaft. Ekkart Sauser, der den berühmten Altar sehr umsichtig, freilich rein kunstwissenschaftlich, behandelt hat, schreibt in seiner sehr kurzen Darlegung dieses Gemäldes nur „Die linke Predellatafel zeigt den hl. Vincenz von Saragossa, angetan mit einer Dalmatika, in der Rechten eine Holzhacke, als Zeichen seines Martyriums haltend, im Hintergrund ist wieder ein Landschaftsausblick gegeben<sup>38)</sup>.“ Die Bestimmung auf den Heiligen war leicht, da der Name im Heiligenschein angegeben ist. Die Zuschreibung des Attributes ist höchstens halbrichtig, weil Vincenz ja nicht mit einer Hacke erschlagen wurde. Diese

---

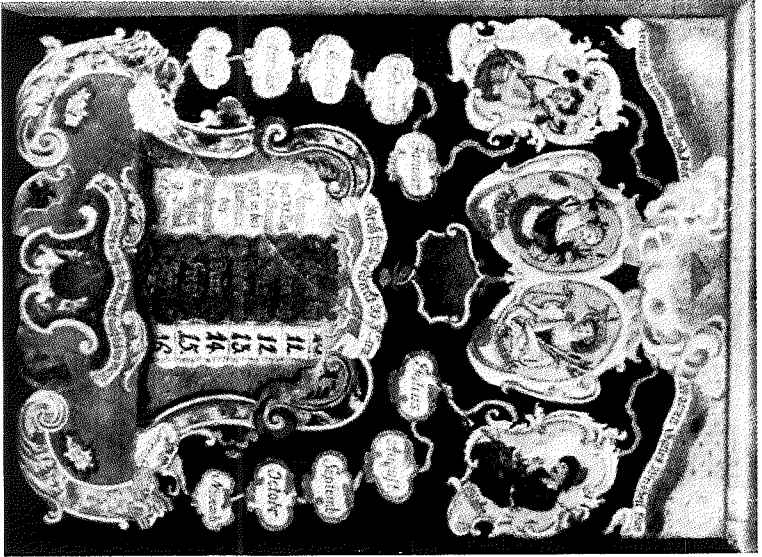
<sup>37)</sup> Ekkart Sauser, Der Hallstätter Marienaltar von Meister Astl. Hallstatt 1956. Tafel 45.

<sup>38)</sup> Sauser, ebendort, S. 40. Für die freundliche Überlassung des Klischees sind wir Herrn Dr. Ekkart Sauser und Herrn Reg.-Rat Friedrich Morton zu bestem Dank verpflichtet.

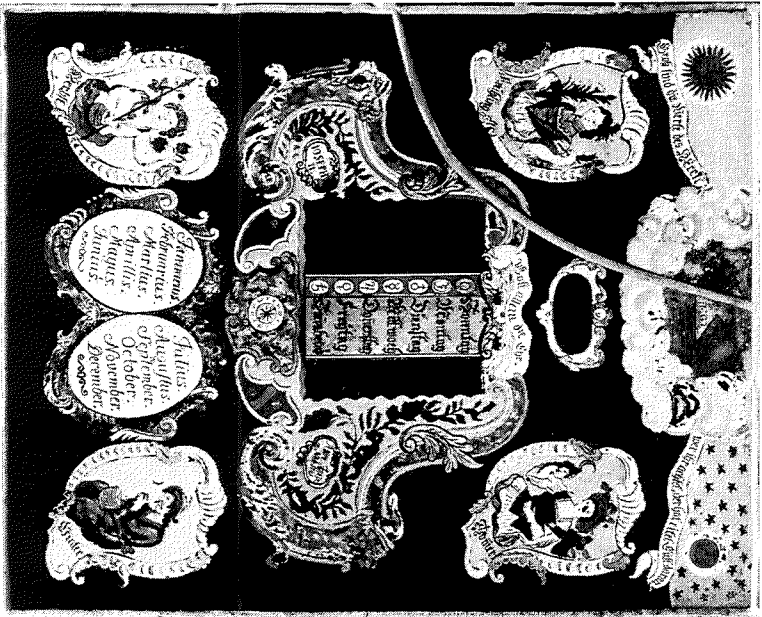


St. Vincenz auf dem Hallstätter Flügelaltar





2. Hinterglasbild im Heimatmuseum Kaulbeuren (B)



3. Hinterglasbild im Bayerischen Nationalmuseum (A)

Holzhacke kann man also nicht mehr als legendenbedingtes Attribut bezeichnen, wie dies bei der Schreinfigur des Heiligenbluter Altares noch möglichst ist, sie muß man vielmehr als Patronsabzeichen auffassen: Hier in Hallstatt wurde um 1520 der hl. Vincenz als Holzknechtpatron dargestellt.

Damit haben wir aber auch die bisher früheste Bezeugung dieses seines Patronates erreicht. Mitten in der Landschaft, aus der im 17. und 18. Jahrhundert die Holzknechte nach Niederösterreich, in den Wienerwald geholt wurden, steht heute noch das Bildzeugnis dafür, daß der Patron dieser Holzknechte schon vor der Reformation der hl. Vincenz war. Wir haben also damit den sehr zeugniskräftigen Beleg, daß die Vincenzverehrung der österreichischen Holzarbeiter schon im Spätmittelalter wurzelt. Die weitere Erforschung dieses Sachverhaltes kann daher hier anknüpfen.

# Der Ewige Kalender in Werken der Volkskunst

(Mit 3 Abbildungen)

Von Karl Spieß †

## 1.

Bei der Durchsicht alter Schriften stieß ich auf die Aufzeichnung eines einfachen Kalenders, die mir der bekannte Künstler Karl Alexander Wilke († 1954), akademischer Maler, gelegentlich eines Gespräches über Kalenderfragen in den Dreißigerjahren zur Verfügung stellte. Ich bringe zunächst seine Beschreibung im Wortlaute und füge das von ihm gezeichnete Bild bei.

Kalender eines Waldarbeiters oder Köhlers

Ort: Württembergischer Schwarzwald unfern Freudenstadt.

Zeit: 1890, damals im Gebrauche.

„Die Kalenderuhr befindet sich auf der Schnittfläche eines gefällten Baumes, die eine fast genaue kreisrunde Scheibe bildet, nur an der Stelle A C ist künstlich eine gewachsene Ausbuchtung beseitigt.

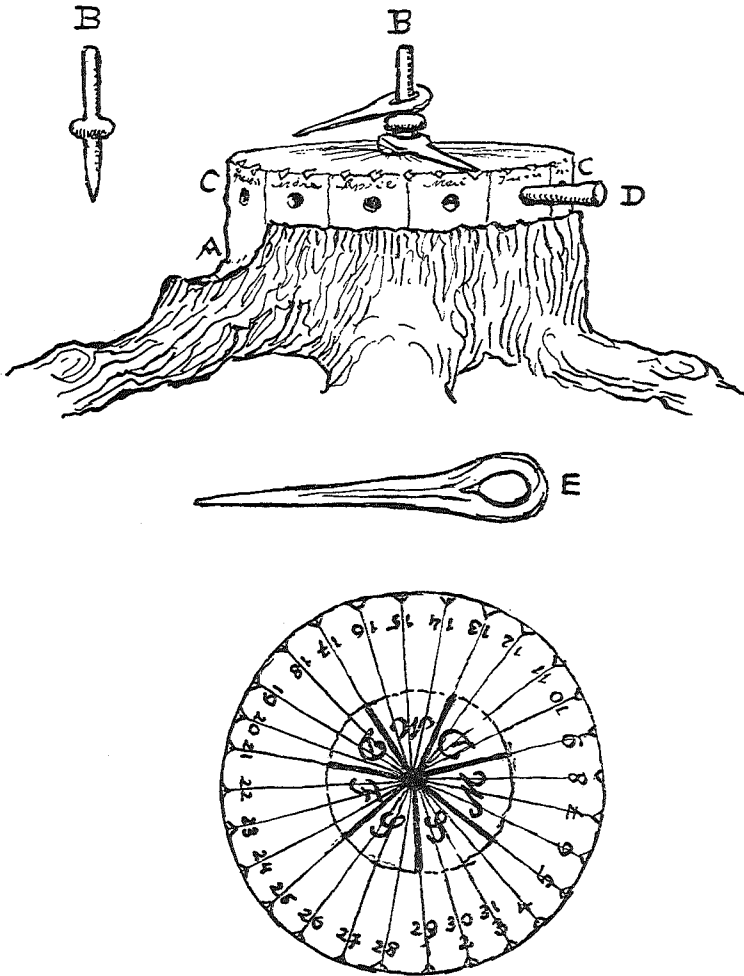
Etwa 15 cm hoch ist die Rinde im Umkreise C C abgeschält. Auf dieser freigelegten Rundfläche sind 12 Einteilungen geschaffen, die in Schreibschrift die 12 Monatsnamen tragen und in ihrer Mitte je ein Loch haben. In dieses wird beim laufenden Monate ein Holzzapfen D getrieben.

Die Datum- und Wochentageeinteilung befindet sich oben auf der Scheibe. Als Zeiger dienen 2 Hölzer (siehe E), die nichts anderes als geschickt herausgeschnittene Astlöcher mit Umgebung sind.

Die 2 Zeiger sitzen auf einer Holzspindel B. Der Kalenderzeiger liegt unten, ziemlich fest; der Wochentagszeiger oben, ganz locker.

Besonderheit: Das Kalendarium hat nur 28 Tage, die Tage 29, 30, 31 sind über den Tagen 1, 2, 3 angebracht.

Die einzelnen Tage sind durch Bleistiftlinien und Kerbschnitte am Scheibenrand markiert. Alle Buchstaben und Ziffern auf der Scheibe, sowie Wochentags-Teilstriche sind mit dunkel-



1. Köhler-Kalender aus dem Schwarzwald  
 Zeichnung von Karl A. Wilke

brauner Teerfarbe gemalt. Alles andere ist mit Bleistift etwas eingeritzt.“

Ein Arbeiter, der im Walde seinem Beruf nachgeht, baut sich, damit er der „Welt“ nicht ganz abhanden käme, einen Kalender eigener Art auf. Als Grundlage hiefür wählt er die Kreisfläche eines Baumstrunkes. Ein Kreisfeld in der Mitte wird für die Wochentage in 7 Sektoren geteilt, daran schließt ein Kreisring an, der 28 Fächer für die Monatstage enthält. Auf einem schmalen, unter der Kreisfläche liegenden und diese umfassenden Ringe folgen die 12 Monate. So entsteht unter seinen Händen eine *Zierscheibe* eigener Art, ein bescheidenes Werk der Volkskunst, in dem noch eine alte Vorstellung von der Zeit als Heilum mitschwingt.

Zwei Zeiger, vergleichbar denen einer Uhr, weisen den Wochen- und den Montagstag. Der Monat aber wird durch einen Stöpsel angegeben, der im Kreise wandert. Die Verwendung des in ein Loch eingesetzten Stöpsels erinnert an die Steckkalender der Spät-Antike, von denen uns einige überkommen sind <sup>1)</sup>.

Als Besonderheit des vorliegenden Kalenders ist es zu werten, daß alle seine Teile, Woche, Monat und Jahr, *geschlossen* Abläufe in einem *Kreise* sind. Notwendig ist diese Darstellung nicht. Die ältesten volkstümlichen, aber schon auf gelehrter Grundlage fußenden Kalender, die wir im deutschen und nordischen Raume besitzen, haben ihre Angaben auf Stäben (das Landesmuseum in Klagenfurt verwahrt 2 achtseitige Kalenderstäbe aus dem 17. Jh.) oder auf Tafeln verzeichnet: Stabkalender, Holztafelkalender. Der steirische Mandl- oder Goggen-Kalender mit seinen waagrechten Reihen geht auf die Einkerbungen im Sinne eines Stabkalenders zurück. Die üblichen Kalender geben seit Anwendung des Buchdruckes ihre Angaben in vertikalen Gruppen.

Gehen wir auf den in einem Rechtecke angeordneten stadtrömischen Kalender in dem Oratorium der hl. Felicitas, aus der Zeit Konstantin des Großen, der das von C. J. Caesar festgelegte Sonnenjahr zur Grundlage hat, zurück, so finden wir folgendes:

Bildhaft hervorgehoben sind die zwei Hauptbestimmungsstücke dieses Zeitmaßes. Oben folgen in einer *waagrechten Reihe* aufeinander die Büsten der 7 Planetengötter, mit dem Saturnus beginnend, die den 7 Tagen der Woche vorstehen. Diese Woche ist das Hauptelement des Jahres; sie rollt

---

<sup>1)</sup> Vgl. die Besprechung der Arbeit von S. Eriksson, Wochengötter, (Mond und Tierkreis. In diesem Heft, S. 74 ff.)

unaufhörlich, ohne Ende ab, sie geht über die Monate, selbst über den Jahresanfang hinweg.

Darunter ist ein Kreis gesetzt, in 12 Teile geteilt, mit den 12 Tierkreiszeichen. Hier kann man den Kreislauf der Sonne verzeichnen und durch einen gewählten Einschnitt Anfang und Ende je eines Kreislaufes verfolgen.

Durch das Zahlenpaar 7 und 12 ist dieses Sonnenjahr gekennzeichnet. Die Zahlen der Monattage I—XV links und XVI—XXX rechts treten völlig zurück. Dieser Kalender hat an den entscheidenden Punkten Löcher für die Aufnahme von Stöpseln, welche Wochen- und Monattag und Monat anzeigen. Deshalb werden Kalender dieser Art als Steckkalender bezeichnet.

Zum Schlusse haben wir noch der Eigenart zu gedenken, daß in dem Kalender des Waldarbeiters der Monat nur 28 Tage hat und die Zahlen 29, 30, 31 als unwillkommene Endzahlen über die Zahlen des Monatsbeginnes 1, 2, 5 gesetzt sind. Das mag daher kommen, daß der Verfertiger des Kalenders nur die Zahl 7, die im Volke bis auf den heutigen Tag als „heilige Zahl“ und damit als heilvoll gilt, für den Aufbau des Monats verwenden wollte, wobei ihn auch der volksläufige Ausdruck „in 4 Wochen“ als eine dem Monate nahestehende Fristbezeichnung bestärken konnte. Ohne daß der ungelernete Kalendermacher sich dessen vielleicht voll bewußt war, hatte er damit das Richtige getroffen, denn  $7 \times 4$  ist analog  $9 \times 3$  (3 Neuner-Wochen) der heilvolle Hauptteil des Monats<sup>1a</sup>).

Die verschiedenen Längen des Monats (28, 30, 31 Tage) des übernommenen römischen Kalenders haben für alle diese Erwägungen zunächst keine Bedeutung, schließlich aber dann doch, weil sie bei dem vorliegenden Kalender Anlaß zu zufälligen und, wo es bis zur Zahl 31 geht, zu unechten Endfristen (Epagomenen) mit den darüber geschriebenen Zahlen geben.

## 2.

Dem selbstgefertigten Ewigen Kalender eines Arbeiters im Walde wollen wir eine mit diesem Namen bezeichnete Darstellung auf Hinterglasbildern gegenüberstellen, wie sie von Handwerkern mit volkskünstlerischem Schwunge in einer altbürgerlichen Stadt mit mittelalterlichem Außengepräge, in Kaufbeuren um 1770, für ein besonders festliches Begehen ausgeführt wurde. Zwei Hinterglasbilder kommen hiefür in Betracht, die hinsicht-

---

<sup>1a</sup>) Der Gliederung des alten indogermanischen Mondmonates ( $9 \times 3$ ) + 3 entspricht analog die des Monats im neuen Sonnenjahre ( $7 \times 4$ ) + 2. Vgl. hiezu K. Spieß, Die Bedeutung der Zeitordnung in unserer Überlieferung (Zs. f. Volkskunde 52 [1955], S. 87 ff.).

lich des Vorwurfes übereinstimmen, aber durch leichtbeschwingte Abwandlungen als einem Zeichen volkstümlicher Kunst reizvoll sind. Wenden wir uns zunächst der Tafel im Bayerischen Nationalmuseum (INr. 13/313) in München zu, die durch den streng geordneten Aufbau mit Einzelstücken, schildartigen Umrahmungen, Rokoko-Kartuschen, auffällt.

Das mächtige und hervorstechende Mittelstück gilt der Woche. An die vier Ecken eines Quadrates sind die Bilder der Jahreszeiten gesetzt. Unten sind auf zwei Kartuschen die Namen der Monate je eines Halbjahres geschrieben. Oben erscheint in einer von Wolken umrahmten Himmelsöffnung als Zeichen der Trinität ein Dreieck mit dem Gottesnamen in hebräischen Schriftzeichen. Links davon ist der Tageshimmel mit der Sonne, rechts davon der Sternenhimmel mit dem Monde dargestellt. Auf einem Inscriptbande ist zu lesen: Groß sind die Werke des Herrn, wer ihr achtet, der hat eitel Lust daran.

In dem großen Rahmen des Mittelstückes steht die Tafel mit den Namen der Wochentage, denen die Zeichen der dazugehörigen Planeten links beigefügt sind. Auf der Rahmenfläche ist oben zu lesen: Gott allein die Ehr. In zwei kleine Kartuschen, von Zweigen umgeben, ist links IOSEPHUS II., rechts Rom. Imp. Nat. 1741 eingesetzt. Es klingt noch die Erinnerung nach, daß der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches nach alter Überlieferung „Herr der Zeit“ ist<sup>2)</sup>. Unten auf der Rahmenfläche ist, ähnlich dem Zifferblatte einer Uhr, eine Kreisteilung in 12 Teile angebracht. Es ist eine Dodekaoros, die hier nicht die Doppelstunden eines Tages, vielmehr die 12 Abschnitte des Tierkreises, die Monate eines Jahres, anzuzeigen hat, was durch einen Zeiger angedeutet ist.

Die Bilder der Jahreszeiten beginnen links oben mit dem Frühling als einem Mädchen in ländlicher Tracht mit Blütenzweigen in beiden Händen. Es folgt rechts der Sommer, eine Frau in Bauerntracht mit breitem Strohhute, in der rechten Hand eine Sichel, in der linken einen Erntebusch mit drei Ähren. Links unten ist der Herbst als ein weinlaubbekrönter, froher Jüngling mit nacktem Oberleibe zu sehen, der in der rechten Hand ein Szepter mit einer Weinranke und eine strohumflochtene Flasche hält und mit der linken hat eine Traube emporhebt (Nachwirkung der jugendlichen Dionysos-Gestalt). Der Winter rechts ist ein mißmutiger Mann, der sich die Hände an einem Gluthafen wärmt.

---

<sup>2)</sup> Spieß, a. a. O. S. 107.

Wir wollen dieses Hinterglasbild mit A bezeichnen und zum Vergleiche das nahe verwandte aus dem Heimatmuseum in Kaufbeuren (Inr. 1314) mit dem Zeichen B daneben halten.

Die Himmelswelt ist in derselben Wiedergabe oben zu sehen. Unter den himmlischen Vorgängen sind die Bilder der 4 Jahreszeiten, alle nebeneinander, mit dem Herbste beginnend, eingesetzt. Die Vorwürfe hiezu stimmen völlig mit A überein, nur ist die Hand des Künstlers hier leichter und selbständiger. — Jeder Monatsname ist für sich auf eine eigene Kartusche geschrieben. Wir werden darauf noch zurückkommen.

Das mächtige Hauptstück, der Rahmen mit der Woche, der das Schriftband „Groß sind die Werke des Herrn“ trägt, hat unten abschließend seinen Platz. In der Fläche des Rahmens vermissen wir in der Mitte unten das Zifferblatt mit der Zwölferteilung. Im Rahmen steht die Tafel mit den Namen der Wochentage und den Planetenzeichen. Waren die ungleich breiten Flächen bei A links und rechts davon leer, so sind sie hier gefüllt. Auf dem breiteren Teile links ist zu lesen: „Januar hat 31 Tag. Die Sonne geht in das Zeichen des Wassermanns. Der Tag hat 9 Stund, die Nacht 15.“ Auf dem schmälern Teile rechts sind die den Tagen einer Kalenderwoche zukommenden Zahlen (10.—16.) vermerkt. Damit aber ist eine bestimmte Woche in dem Monate Januar eines bestimmten Jahres festgelegt, und wir haben es daher nicht mit einem Ewigen Kalender zu tun, der zur Zeitangabe in einem Hause in Verwendung stand. Wozu diente er dann? Es ist überliefert, daß Hinterglasbilder dieser Art als Hochzeitsgeschenke dargereicht wurden, die das festliche Begehen an einem bestimmten Tage schmuckhaft festhalten sollten. Aus der ganzen Bildanlage ist aber ersichtlich, daß die Zeitordnung als solche als ein Heiltum galt und daß die Woche als deren Hauptstück aufgefaßt und eindrucksvoll herausgestellt wurde. Das Hinterglasbild aus dem Museum in Kaufbeuren gibt ein anschauliches Bild, wie innig man sich deren Verflechtung bis zu den himmlischen Mächten hinauf dachte. Die Namen der 12 Monate stehen dort, jeder für sich, in kleinen Rahmen, die untereinander mit kurzen, schmalen Bändern verbunden sind und in zwei Reihen, mit dem Monate Januarius links oben beginnend, „die Woche“ in einem Kreis umgeben. Ihre Verbindung mit der Woche ist dadurch gegeben, daß die Kartuschen für die Monate Julius und Dezember auf dem Rahmen der Woche liegen. Die Monate wieder sind durch zwei kleine Bänder des Monates Januarius und Julius mit den Jahreszeiten verbunden, von denen die zwei äußeren (Herbst und



Winter) durch zwei Bänder mit der Wolkenumrahmung der Himmelsöffnung in Verbindung stehen, während die mittleren (Frühling und Sommer) diese unmittelbar berühren.

Es bleibt noch übrig, einer kleinen Kartusche bei A und B oberhalb des Wochenrahmens zu gedenken. Sie wird wohl für die Namen der Empfänger der Gabe, also des Brautpaares, bestimmt gewesen sein; sie ist aber weder in A noch in B ausgefüllt. Wurde die Einsetzung der Namen des Hochzeitspaares bei der Tafel B vergessen oder war sie nur ein werbendes Musterstück? Die Tafel A ist offensichtlich nicht fertiggestellt, denn die ungleichen freien Räume zu beiden Seiten der Wochentagsnamen finden erst durch die Tafel B ihre Erklärung.

Beide Tafeln entstanden im schwäbischen Raume, in Kaufbeuren. Hersteller und Zeit, 1768, sind durch Signierung bekannt. Joh. Jak. Rumpelt, Nadelstecher in Kaufbeuren, der die leichtere und freiere Hand hatte, schuf die Tafel B, Joh. Matth. Bauhoff, Weber in derselben Stadt, welcher der Vorlage bereits das Gepräge der Volkskunst geben konnte, die Tafel A<sup>3)</sup>.

Dem Zahlenpaar 7 und 12, das die zwei vorliegenden Hinterglasmalereien beherrscht, sind wir bereits als Kennzeichen des julianisch-gregorianischen Sonnenjahres begegnet. Bevorzugt wird bei der bildlichen Darstellung des Kalenders auf diesen Tafeln die Woche mit der Siebenzahl ihrer Tage. Sie bildet das große auffallende Zierstück.

Bereits in frühchristlicher Zeit gab es bei den Ophiten, einer häretischen Sekte, eine „Heilige Woche“, Sancta Hebdomas, gegen die Irenäus, 178 Bischof von Lyon eifert<sup>4)</sup>, weil in ihr die Planeten in ihrer heidnischen Bedeutung hervorträten. Ein christlicher Sinn aber wurde der Woche dadurch gegeben, daß sich in ihr das Leiden und die Heilsbringung Jesu erfüllte. Schon im 4. Jahrhundert hatte diese Woche eine eigene Bezeichnung und hieß septima maior<sup>5)</sup>. — Diese Auslegung wurde leicht volkstümlich, wovon das Lied „Die große Heilige Woche“ zeugt<sup>6)</sup>.

Die Tafel B aber zeigt uns in anschaulicher Weise, daß die Woche auch dadurch Heiligkeit erhält, daß sie über die Monate und Jahreszeiten hinweg mit der göttlichen Macht und Vorsehung verbunden ist und damit Glück und Gedeihen vermittelt, das man ersehnt.

---

<sup>3)</sup> H. W. Keiser, Die deutsche Hinterglasmalerei. S. 56 und 60 zu Abb. 56 d.

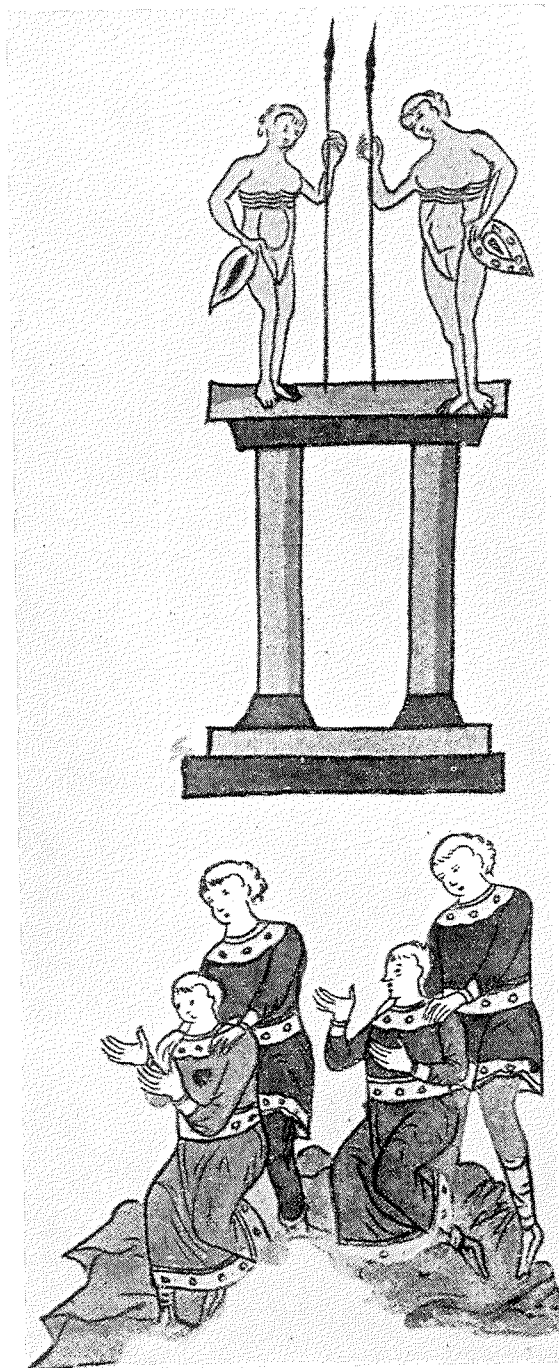
<sup>4)</sup> Irenaeus, Adversus haereses, p. 700.

<sup>5)</sup> H. Kellner, Heortologie. Freiburg 1911. S. 45.

<sup>6)</sup> „Als Jesus von seiner Mutter ging“, Erk-Böhme, III, 854.



1. Linker Seitenaltar der Fialkirche in Eidenberg, O.-Ö.  
(Aufn. Woissetschläger, Linz)



2. Miniatur aus dem sogenannten „Godunow-Psalter“, Ende 16. Jahrh. Christen werden gezwungen, vor den Statuen eines göttlichen Zwillingspaares (auf Zwei-Säulen-Sockel) niederzuknien.

# Johannes und Paulus vom 6. Juni / die Wetterherren

(Mit 2 Abbildungen)

Von Robert Schindler

## 1. Der Tag in den Bauernkalendern

In den alten Bauernkalendern mit Bilderschrift sieht man am 26. Juni ein zackiges Gebilde sonderbarer Art. Es soll eine Wetterwolke darstellen, aus der Hagelkörner herabfallen. Diese Bauernkalender erscheinen bald nach 1500 zuerst in Regensburg, Augsburg und Nürnberg, von wo sie sich sowohl nach dem Osten wie nach dem Westen ausbreiten. Sie wurden später auch gedruckt in Salzburg, in Graz, in Laibach und in Agram. Von diesen besteht der steirische „Mandl-Kalender“ (wegen seiner „Männchen“ so genannt) als einziger seiner Art noch heute fort. Aber auch seine slowenische Kopie ist noch nicht ganz ausgestorben: in Laibach (jetzt Ljubljana) druckt man noch alljährlich eine Karikatur desselben unter dem Titel „Pavlihova Pratika“ und in Klagenfurt erscheint neuerdings eine Nova Družinska Pratika, ein Kalender, wie es die unsrigen auf dem Lande verbreiteten Kalender sind, aber mit einem vorangesetzten richtigen „Mandl-Kalender“. Im Westen haben sich die Bauernkalender mit Bilderschrift verbreitet nach der Schweiz (Zürich, Solothurn) und nach Frankreich (Troyes, Bretagne) sowie nach den Niederlanden (Brügge, Amsterdam). Nach dem Norden drangen die Mandl-Kalender anscheinend nicht, wenn wir von einem in Kopenhagen gedruckten absehen. In Schweden und Norwegen blieb man bei den alten Kalenderstäben aus Holz. Da fast der ganze Norden Deutschlands von den Schweden erobert und beherrscht war, galt wohl auch dort die schwedische Sitte und gebrauchte man Holzkalender<sup>1)</sup>.

Manche der späteren Herausgeber von Bauernkalendern verstanden die zackige Wolke mit den Hagelkörnern nicht mehr und setzten sie verkehrt ein. In den geschriebenen Kalendern und in Urkunden liest man für den 26. Juni: Johannes et Pauli, Johannes luminis, Johannes und Paulstag, der lichten, to lichten, Joh. des lichten und Paulsdag, der Wetterherren, Aller Wetterherren tag, Aller Herren Wetter tag und ähnl. <sup>2)</sup>.

In Tirol, und zwar vor allem im deutschen Südtirol, erscheint am 26. Juni der hl. Vigilius, Bischof von Trient. Auch er ist Wetterherr. Ein Spruch faßt mehrere „Wetterherren“, die in bestimmten Kirchen und Kapellen angerufen werden, wie folgt zusammen:

---

1) Alfred P f a f f, Aus alten Kalendern, Augsburg 1944.

2) G r o t e f e n d, Taschenbuch der Zeitrechnung des Mittelalters und der Neuzeit. Hannover und Leipzig, mehrere Auflagen.

Sankt Ursula auf der Platl,  
Sankt Kathrin auf der Schart  
Und Sankt Vilge auf'n Joch  
Halten alle Wetter auf  
Und treiben die Hexen ins Loch<sup>3)</sup>.

Der 26. Juni hatte auch im alten Rußland beim Volke Bedeutung. Er hieß nach der Muttergottes von Tichwin (östlich von St. Petersburg) „Die Tichwin'sche Beerenfreundin“. Alexis Yermoloff berichtet: „In Sibirien besprengt man am Tage der heiligen Jungfrau die Pferde mit Weihwasser. Man nennt dort den 26. Juni auch Nikolaus den Alltäglichen, obzwar an diesem Tage kein Heiliger namens Nikolaus gefeiert wird<sup>4)</sup>.“

Diese Nachrichten aus dem alten Rußland sind eine Bestätigung dafür, daß die alten bairischen Chroniken, daß der Linzer Historiker Zibermayr und der Wiener Historiker Mitscha-Märheim recht haben, wenn sie erklären, die Baiern seien aus dem Osten gekommen und nicht aus Böhmen<sup>5)</sup>. Bekanntlich war im alten Baiern (und Österreich und im langobardischen Italien) der 26. Dezember, der Stefanstag, „der große Pferdstag“ mit seiner Pferde- und Haferweihe. Und der 26. Juni ist eben der Gegentag dazu. Er liegt im Jahreskreise dem 26. Dezember gegenüber. Der 26. Dezember hat im Kalender der Ostkirche nicht den hl. Stephanus, sondern die Muttergottes. Daher am Gegentage das Fest der Muttergottes von Tichwin. Und trotz der verschiedenen Bezeichnung der Tage im griechisch-orthodoxen und im römisch-katholischen Kalender ist die Pferdeweihung am 26. geblieben.

Wir wollen hier zwei Sprüche aus dem alten Rußland bringen, denn es wäre nicht ganz unmöglich, daß sich die entsprechenden in Baiern noch finden lassen:

„Am Tage der Tichwin'schen fängt die Erdbeere an zu reifen und ruft die hübschen Mägdlein in den Wald.“

„An der Tichwin'schen fliegt die Biene aus und sammelt in den Höschen Honig.“

## 2. Legende

Johannes und Paulus waren leibliche Brüder von vornehmer Abkunft zu Rom und standen im Hofdienste der heiligen Constantia, der Tochter des Kaisers Konstantin des Großen. Von der Prinzessin erbten sie große Reichtümer, wovon viele Arme Wohltaten erhielten. Kaiser Julian der Abtrünnige wollte die beiden Brüder an seinen Hof nehmen. Sie lehnten aber die Ehrenämter ab mit der Erklärung, sie könnten bei dem nicht sein, der von Jesus Christus abgefallen wäre. Sie erhielten zehn Tage Bedenkzeit. Am elften Tage kam der Befehlshaber der kaiserlichen Leibgarde mit einer goldenen Statue des Jupiter und dem Befehle, sie müßten den Gott anbeten und ihm opfern. Da die beiden Brüder dieses Ansinnen mit Entrüstung zurückwiesen, wurden sie in ihrem eigenen Hause enthauptet und dort ihre Leichname vergraben,

<sup>3)</sup> Hörmann, Wetterherren und Wetterfrauen in den Alpen (Zeitschrift des dt. u. öst. Alpenvereines 1907, S. 101).

<sup>4)</sup> Alexis Yermoloff, Der landwirtschaftliche Volkskalender. Leipzig 1905.

<sup>5)</sup> Ignaz Zibermayr, Noricum, Baiern und Österreich. 2. Aufl. Horn 1946.

Herbert Mitscha-Märheim, Die Herkunft der Baiern (Mitt. d. anthrop. Ges. in Wien 1950, S. 213—244).

was geheim gehalten wurde. Allein die beiden heiligen Priester Crispin und Crispinian und die heilige Jungfrau Benedicta erhielten eine Offenbarung, wo die heiligen Leiber begraben wären. Da sie den Frevel laut tadelten, wurden sie zur Verantwortung gezogen und enthauptet. Kaiser Jovinian verwandelte jenes Haus in eine Kirche, die heute noch steht. Die heiligen Brüder Johannes und Paulus gelten als Schutzpatrone in bezug auf das Gedeihen der Feldfrüchte und gegen schädliche Gewitter und Hagelschlag.

Diese Legende nach Pater Auer läßt — wie die Leser später erraten werden — einiges durchblicken. Warum die beiden vornehmen Römer zu Patronen gegen Blitz und Hagel geworden sind, das erklärt sie nicht.

### 5. Abbildungen

Johannes und Paulus werden dargestellt als vornehme Römer oder als römische Soldaten. Auf den meisten Altären der Barockzeit sind sie nicht auf einem Gemälde zusammen abgebildet, sondern ihre Statuen stehen auf den beiden Seiten des Altares. Merkwürdig ist, daß häufig (so in Aschau und in Eidenberg) nur Johannes ein Schwert hält, während die rechte Hand des Paulus leer ist und gegen die Mitte des Altares zeigt. Warum dem so ist, wird nirgends erklärt, muß aber wohl vor etwa 200 Jahren noch bekannt gewesen sein. So im einstmaligen bairischen Innviertel in der zu Feldkirchen gehörigen Filiationkirche zum hl. Bartholomäus in Aschau. Auf dem Hochaltar derselben sehen wir als Wächter die beiden Brüder, und zwar hält Johannes neben dem Schwert eine strahlende Sonne, Paulus dagegen eine Regenwolke. Ähnliche Standbilder finden wir auch in den beiden anderen Filiationkirchen von Feldkirchen, nämlich in der hochgelegenen Marienwallfahrt Gstaig und im einsamen Stefansheiligtum Vormoos, weiter in der zu Lochen gehörigen Filiationkirche Astätt und in der Pfarrkirche Kirchberg im Innkreis. Kleinere Figuren der beiden Heiligen im Rokostil zieren den Hochaltar der ehrwürdigen Pfarrkirche von Ostermiething<sup>6)</sup>. Rechts und links von einem Seitenaltar der Muttergottes wachen barocke Statuen der beiden Brüder in dem lieblichen Kirchlein zu Eidenberg, das zum Stift Wilhering gehört. Wegen der Wallfahrten und Hagelfeiern an anderen Gnadenstätten Österreichs sei hier auf die Buchreihe aus der Feder des Meisters der religiösen Volkskunde, Gustav Gugitz, verwiesen.

„Die Wetterpatrone J. u. P. in Oberösterreich und Ostbayern“ besprach Friedrich Knaipp in Gmunden, der bedeutende Sammler von Hinterglasmalereien. „Sandl-Bilder“ werden sie auch genannt, weil sie aus dem abgelegenen Orte Sandl bei Freistadt kamen. Auf diesen Zeugnissen bäuerlichen Glaubens sind die beiden Brüder als römische Soldaten zu sehen, die meist nur Märtyrerpalmen in den Händen halten. Wolken und Blitze erscheinen über ihnen. Merkwürdig ist die Beschriftung eines solchen Bildes mit „S. DONATUS“, worauf wir noch zurückkommen werden. Auf einem in der Sammlung Knaipp befindlichen Kupferstich des 18. Jahrhunderts hat nur Johannes ein Schwert umgehängt, Paulus aber nicht<sup>7)</sup>.

---

<sup>6)</sup> Ernst Burgstaller, Die Verehrung der zwei Wetterpatrone Johannes und Paulus im oberen Innviertel (Oberösterr. Heimatblätter, Bd. 8 [1954]).

<sup>7)</sup> Friedrich Knaipp, Die Wetterpatrone Johannes und Paulus in Oberösterreich und Ostbayern (Oberösterr. Heimatblätter, Bd. 9 [1955]).

#### 4. Dioskuren

Griechen und Römer kannten die Söhne des Himmelsgottes als hilfreiches Brüderpaar. Ihr Name war bei den Griechen Dios-kuroi, das heißt „Söhne des Himmelsgottes“, wobei der Genitiv „dios“ zu griech. „theos“ und lat. „deus“ gehört. Ein anderer Name derselben war Tyndaridai. Die Göttlichen Zwillinge waren aber ebenso den alten Indern bekannt, dort unter dem Namen Asvins, das heißt „Rossherren“, den baltischen Völkern (Letten, Litauer und Preußen), den Germanen in heutigen Schlesien, wie Tacitus zu berichten weiß, ja sogar den Mongolen im fernen Osten. Immer sind es hilfreiche Götter; sie helfen als Ärzte, in der Schlacht und in Seenot. Die Forscher sind überzeugt, daß sie ursprünglich nur einen gemeinsamen Namen hatten und die Namen für jeden einzelnen erst später aufgekomen sind. Die Griechen sprachen von Kastor und Polydeukes, die Römer von Castor und Pollux. Polydeukes ist aus Polyleukes entstanden, das heißt wörtlich „der Viel-Leuchtende“. Deutsch „viel“ und griechisch „poly“ sind vom selben Wortstamm. Bei „leukes“ und „leuchten“ ist es ebenso. Wir erinnern uns, daß es in deutschen Urkunden heißt „an sand Johanstag des lichten“, was Erinnerung sein mag an den „Vielleuchter“, aber wohl auch von dem lange leuchtenden Sonnenlicht zur Zeit der Wende kommen kann. Die Römer nannten die hilfreichen Brüder Castores, wobei der Name des zweiten verblaßte. Wenn auch der Name Johannes gar nichts mit Castor zu tun hat, so klingt doch der Name Paulus vielleicht an Pollux an, außerdem bedeutet er „der Kleine, der Unbedeutende“, was gut zum römischen Pollux stimmt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß eine Anzahl von Heiligenpaaren zu Erben des Kultes der Göttlichen Zwillinge geworden sind. Das ist besonders im alten Rußland deutlich. Da sind es Boris und Gļeb, zwei geschichtliche Fürsten, die ermordet worden sind, und die in fast jeder alten Kirche abgebildet wurden und Verehrung genossen<sup>8)</sup>. Ihre Gedenktage sind der 2. Mai und der 24. Juli. Dazu stimmen in unseren Kalendern die beiden Apostel Philipp und Jakob am 1. Mai, ebenso Wilibald und Wunibald am selben Tage. Vom 24. Juli sagten die russischen Bauern: „Boris und Gļeb versengen das Korn.“ Im alten Rußland war der 24. Juli ein Lostag, wie es bei uns der 25. Juli, Jakobitag, war<sup>9)</sup>. Auf alten russischen Bildern werden Florus und Laurus auf Rossen durch die Wolken reitend dargestellt<sup>10)</sup>. Ebensolche Bilder von den Dioskuren findet man auf Vasen des griechischen Altertums<sup>11)</sup>. Und dann gibt es in der Ostkirche nicht weniger als 6 Paare von „Hagioi anargyroi“, das heißt „Heiligen ohne Geld“, nämlich Ärzte, die ohne Bezahlung heilten<sup>12)</sup>. Auch sie sind Erben der helfenden und heilenden göttlichen Brüder.

---

<sup>8)</sup> Milkowicz, Ein auf Holz gemalter Kalender aus Nordrußland aus der Zeit um 1600. Wien 1896.

Hermann Leicht, Kunstgeschichte der Welt, S. 345.

<sup>9)</sup> Vgl. Yermoloff zum 24. und 25. Juli!

<sup>10)</sup> Ihr Tag ist der 18. August. Am selben Tag Helena. Im Altertum hieß das St. Elmsfeuer entweder nach den Dioskuren oder nach Helena. Karl Jaisle, Dioskuren, S. 58 ff.

<sup>11)</sup> Bilderatlas zur Religionsgeschichte, hrgg. von Hans Haas. 13./14. Griechen. Leipzig 1928. Bilder 3 und 4.

<sup>12)</sup> Franz, Benediktionen des Mittelalters II 135—136; Nilles, Kalendarium utriusque ecclesiae I 89, 196; Z. f. Th. 18 (1894), 739 ff.

## 5. Der Tag im Altertum

Von den Festen der göttlichen Zwillinge im Altertum ist uns nur das Datum einer Tempelweihe zu Rom und einer Feier in Ostia, dem Hafen der Stadt, bekannt, nämlich der 27. Jänner<sup>13)</sup>. An diesem Tage sucht man im christlichen Kalender vergebens ein Heiligenpaar, das den hilfreichen Brüdern des Altertums entsprechen könnte. Nun kann jedermann, der den Kalender mit seinen Heiligen und Seligen studiert, bemerken, daß die darin enthaltenen Namen nicht willkürlich hingestreut sind, sondern in bestimmten Systemen angeordnet erscheinen. Die einfachsten Systeme sind die Dreißiger- und die Vierziger-Reihe. Nach 30, 60, 90, 120, 150 usw. Tagen oder nach 40, 80, 120, 160, 200 usw. Tagen kommen gleiche oder ähnliche oder gleichbedeutende Namen wieder, wobei jedoch häufig eine Verschiebung um einen Tag zu bemerken ist, die vielleicht zur „Tarnung“ dienen sollte. Zählen wir nach, ob der 26. Juni mit den Wetterherren Johannes und Paulus in die Dreißiger- oder Vierziger-Reihe paßt! Das schreiben wir dann schematisch wie folgt an:

27. 1. ————— 150 ————— 26. 6.	
Castores in Rom	Joh. u. Paulus
und in Ostia	die Wetterherren

Man könnte nun sagen, das sei ein bloßer Zufall. Aber es gibt noch ein anderes Heiligenpaar, welches in alten Kalendern häufig vermerkt ist und sich hier anschließen läßt:

50. 8. ————— 150 ————— 27. 1.	
Felix und Adauctus	Castores

Karl Jaisle hat in seiner Dissertation „Die Dioskuren als Retter zur See bei Griechen und Römern und ihr Fortleben in christlichen Legenden“ (Tübingen 1907) einen hl. Kastor, Märtyrer zu Tarsus in Kilikien, vom 28. März angeführt, dem später ein Pollux beigelegt worden ist. Jaisle zählte die Tage nicht. Tun wir es:

27. 1. — 60 — 28. 5. — 90 — 26. 6.
------------------------------------

Es stimmt also wiederum: Kastor steht 60 Tage nach den Castores im Kalender und 90 Tage vor den Wetterherren. Das ist aber noch nicht alles. Am 26. Februar finden wir nämlich einen Castulus, Märtyrer, und das Paar Felix und Fortunat und am 27. April einen Castor und Stephanus. Aber auch 50 Tage vor dem 27. Jänner steht wieder ein Castor mit zwei anderen Märtyrern im Kalender<sup>14)</sup>. Das kann kein Zufall mehr sein. Wir schreiben das Gefundene an:

C. = Castor, M. = Märtyrer

- |         |   |
|---------|---|
| 28. 12. | C. mit Victor und Rogatianus, MM. in Tunis.                 |
| 27. 1.  | Castor ad forum zu Rom. Castorfest in Ostia.                |
| 60      |   |
| 28. 5.  | C. mit Dorotheus und Menelampus, MM. zu Tarsus in Kilikien. |
| 50      |   |
| 27. 4.  | C. und Stephanus, MM. zu Tarsus in Kilikien.                |

Von diesen Heiligen namens Castor wissen wir leider kaum mehr als ihren Namen, nicht aber, ob sie irgendwie den Kult der Göttlichen Zwillinge übernommen haben. Eine Anzahl der Tage in dieser Reihe

<sup>13)</sup> Wissowa, Religion und Kultus der Römer, S. 217, 219.

<sup>14)</sup> Doyé, Heilige und Selige der röm.-kath. Kirche, I, 177—178.



haben auch einen Heiligen namens Johannes. Ob man dies auf das Paar Johannes und Paulus zurückführen darf, bleibt fraglich. Immerhin seien die Johannes-Tage hier angemerkt:

27. 1. 26. 2. 28. 3. 27. 4. 27. 5. 26. 6. 26. 7. 25. 8. 24. 9. 24. 10.  
 J J J J J J J J 25. J

Nun gibt es im christlichen Kalender drei heilige Brüder, die schon durch ihren Namen an die Dioskuren (Asvins) als Rossebändiger erinnern und obendrein nach der Legende sehr geschickte Rosselenker waren. Sie heißen Speosippos, Eleosippos und Meleosippos, worin -ippos griech. hippos, keltisch epos, lat. equus „Pferd“ ist. Die drei Brüder starben samt ihrer Mutter Leonilla in Kappadokien den Martertod. Ihre Gebeine wurden von dort nach dem burgundischen Königshofe Langres gebracht und von hier aus durch die Brüder Hariolf und Erlolf, zeitweilig Bischöfe von Langres und zugleich Stifter Ellwangens, in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts nach diesem Kloster transferiert<sup>15)</sup>. Obzwar es ihrer drei waren, findet man in westdeutschen (z. B. kölnischen) Kalendarien zuweilen „Geminorum mart.“, was auf die Göttlichen Zwillinge deutet. An ihrem Tage wurde früher in Ellwangen „der kalte Markt“, hauptsächlich ein Pferdemarkt, abgehalten<sup>16)</sup>. Der 17. Jänner läßt sich mit dem 26. Juni durch  $160 = 4 \text{ mal } 40$  Tage verbinden:

17. 1. ————— 160 ————— 26. 6.  
 Geminorum MM. Joh. u. P.

Eine Ergänzung der 160 Tage auf 520 oder 8 mal 40, welche Frist man nicht selten im Kalender finden kann, läßt sich bisher nicht sicher zeigen. Man kann wohl auch vom 17. Jänner aus 40 Tage fortlaufend gezählt haben und kam dann auf die folgenden Tage, von denen einige ja schon in der Dreißiger-Reihe erschienen sind:

|                                 |           |                  |        |                           |
|---------------------------------|-----------|------------------|--------|---------------------------|
| 17. 1.                          | 26. 2.    | 7. 4.            | 17. 5. | 26. 6.                    |
| die drei<br>hippos-<br>Heiligen | Castullus | Heges-<br>hippos |        | Johannes<br>und<br>Paulus |

St. Castulus ist in Bayern Patron gegen „Wildfeuer“, das heißt Blitz und Rotlauf, und wurde von den Pferdedieben angerufen:

„O heiliger Sankt Castulus, du kreuzbraver Mann,  
 Beschütz unsre Häuser, zünd andre dafür an.“ —  
 „Heiliger Sankt Castulus und unsre liebe Frau!  
 Du wirst uns schon noch kennen, wir sind von der Hollertau.  
 Sollten unser neune sein und sind nur unser drei,  
 Sechse sind beim Pferdestehlen; Maria steh uns bei!“

(Max Hoefler, Die Kalenderheiligen als Krankheitspatrone beim bayerischen Volk: Z. d. V. f. Volkskunde, Bd. 1 [1891], S. 294.)

Hoefler gab den 26. Februar als Castulustag an, die Acta Sanctorum aber führen den Heiligen am 26. März. Wir glauben, daß eher der Vater der bairischen Volkskunde den richtigen Tag getroffen hat. Stimmen würde auch der 28. März, der ein Castortag ist.

<sup>15)</sup> Anton Lechner, Mittelalterliche Kirchenfeste und Kalendarien in Bayern. Freiburg im Breisgau 1891, S. 36.

<sup>16)</sup> Lechner schreibt: „Im Augsburgers Brevier haben sie ihren uralten Platz bis heute bewahrt.“ Im Directorium des Bistums Augsburg 1949 aber finden sie sich nicht. Wahrscheinlich wurden sie auf Weisung von Rom aus gestrichen, wie dies auch im Bistum Linz beim alten Heiligen Koloman geschah.

# Volksglaube und Brauch am Bartholomäberg im Montafon

Gesammelt und aufgezeichnet von Schulleiter

Josef Troger-Nikolussi †

Eingesandt durch Richard Beitl

Josef Troger-Nikolussi wurde am 4. Jänner 1888 in Strengen in Tirol geboren. Nach Jahren des Volksschulunterrichts in Südtirol und nach harten Soldatenjahren im 1. Weltkrieg führte er Theresia Platzgummer als treue Gattin heim, die heute noch „am Berg“ das einsam gewordene Heim und die reiche Bibliothek des Verstorbenen hütet. Als aufrechten Deutschen sahen ihn die Italiener nach 1918 nicht gern im Schuldienst; so wich er zuletzt dem Drucke, um seit 1930 seine Arbeit als Lehrer und Schulleiter der Gemeinde Bartholomäberg im Montafon zu widmen. In den stürmischen Märztagen 1938 traf es ihn wieder arg, denn er war auch ein treuer Österreicher und ein guter Katholik. 1945 kehrte er auf den geliebten „Berg“ zurück. Nur ein kurzer Ruhestand war dem für Schule und Heimatkunde rastlos tätigen Manne vergönnt. Im anbrechenden Frühling des Jahres 1956 schloß er die Augen. Bei seiner volkswundlichen Sammeltätigkeit hatte er in den Schulkindern eifrige Helfer. Dem Andenken des trefflichen Menschen und vorbildlichen Lehrers Josef Troger-Nikolussi sei die folgende Sammlung gewidmet, in der nur die Gruppierung und Reihung von der Hand des hier Unterzeichneten stammen.

Richard Beitl, Schruns.

## Im Jahreskreis

1. Wenn am Neujahrstag der Himmel rötet, gibt es Krieg und andere Nöte.
2. Alte Leute erzählen von dem auch anderwärts bekannten Brauch der Haus- und Stallweihe am Dreikönigstag.
3. Am Maria-Lichtmeßtag sollen die Vögel aus den Fußstapfen Wasser trinken können, dann gebe es ein fruchtbares Jahr.
4. „Maria-Lichtmäßfest! Wo bist da Winter gsi?  
Du, mit liabar Gspan, der Winter foocht erst an!“
5. Wenn es am Funkensonntag (erster Sonntag in der Fastenzeit) viel Sterne gibt, gibt es viele Kirschen.
6. Funkenbauen, Fackelschwingen. Küachli-Essen ist am „Fasnatsuntig“ (Funkensonntag) noch überall im Schwang. Früher hat man sogar auf den Höfen, wo es keine Kinder gab, für den Tag einen Buben ausgeliehen, um beim Hause — bim Husfunka — die Fackel zu schwingen.

7. Wenn man mit dem ersten Märzschnee das Gesicht reibt, verlieren sich die Sommersprossen.
8. Ein alter Volksglaube sagt, am Fronfasten solle man nicht jauchzen, sonst wird man heiser. Die vier Fronfasten sind die vier Quatember-tage Reminiscere, Trinitatis, Crucis und Luciae.
9. Wenn es am Palmsonntag schneit, schneit es das Vieh aus der Alp.
10. Wenn es am Karfreitag regnet, gibt es ein trockenes Jahr.
11. Wenn man am Karfreitag Hirtenstöcke schneidet, so bringen sie dem Hirten Glück und Segen während des Sommers.
12. Verwundet man am Karfreitag seine Haustiere, daß sie mindestens ein Tröpflein Blut verlieren, so soll dies eine große Wirkung haben: der Geier findet keine Henne, der Adler kein Lamm und der böse Geist kein Rind, dem er schaden kann.
13. Legt man bei einem Gewitter ein Karfreitagsei in den Schnittlauch, dann schlägt der Blitz nicht ins Haus. Ein Karfreitagsei wird aufbewahrt.
14. Trinkt man am Karfreitag Wasser, so hat man das ganze Jahr hindurch Durst.
15. Am Karfreitag bäckt man kein Brot. Es hält sich nicht.
16. Am Karfreitag vor Sonnenaufgang müssen die Schafe gezeichnet werden, daß das Mal lange hält.
17. Setzt man am Karfreitag von 6 bis 12 Uhr in jeder Stunde einen Nelkenstock, dann hat jeder eine andere Farbe.
18. Am Karfreitag müssen die ersten Erdäpfel in den Boden, selbst wenn man den Schnee ausschaufeln müßte.
19. Am Karfreitag muß man ums Haus herum sauber kehren; so weit gekehrt ist, kommt keine Kröte heran. Die Kröte galt wohl als Hexe.
20. Am Karfreitag schneidet man den Hühnern den Schnabel, daß sie die Eier nicht selbst auffressen.
21. Am Karfreitag darf man nicht große Wäsche aufhängen, sonst stirbt jemand im Haus.
22. Wenn man den Hennen am Karfreitag die Schwänze abhaut, sind sie vor Fuchs und „Tschättr“ (Habicht) sicher.
23. Auf manchen Höfen wird noch ein schöner alter Brauch geübt: Am 30. April gehen die Bauern mit ihren Familien betend auf ihre Äcker und Wiesen hinaus. An jeder Ecke des Ackers wird ein geweihter Palmzweig in die Erde gesteckt; dabei werden jedesmal fünf Vaterunser gebetet. Dies geschieht, während es den „Maistig“ (den ersten Maitag) einläutet.
24. In der „Maiseszit“ (Maiensätzzeit) kommen die Maisleute auf Sasalla, Marentes und beim Valeuerbild an den Sonntagen zusammen, um gemeinsam den Rosenkranz zu beten.
25. Am St. Johannistag mäht man das Haus und macht die ersten „Heenza“, die sogenannten St. Jannstigheenza.
26. Kapseln mit geweihten Sachen werden bei der Felderbenediktion im Frühjahr an den vier Stellen, wo die Evangelien gesungen werden, in den Boden versenkt. Diese Prozession ist ein Überrest der ehemaligen „Öschprozession“.
27. Am gleichen Tag hängen die meisten Leute ein Kränzlein aus Johannesblumen an die Stalltüren. Das bleibt dann bis zum nächsten St. Johannstig hängen. Es wird geglaubt, daß an dem Tage — der 24. Juni ist der Tag Johannes d. T. — der Heilige vorbeigehe und die Ställe segne, an deren Türen ihm zu Ehren ein Kränzlein hänge.

28. Am 15. Juni wird die Alma gesegnet. Wenn das Vieh das erstmal auf die Almein gelassen wird, nimmt der Pfarrer auf Schualers Legi, auf Fritzen Legi und auf dem Rellseck die Alpenbenediktion vor. Beim Wetterkreuz wird ein Feuer gemacht; darauf kommen grüne Tannenäste, ein starker Rauch ist beinahe wesentlich. Auf einem Teller, oft schön mit Blumen verziert, bringt man Salz, in einem Kübel Wasser. Die Anwesenden beten einen Rosenkranz, während der Priester Salz und Wasser weicht. Mit dem Weihwasser wird nach allen vier Himmelsrichtungen gesprengt. So wie sich der Rauch über die ganze Almein verbreitet, so soll die ganze Almein und das Vieh den ganzen Sommer lang gesegnet sein.
29. Bevor das Vieh in die Alpen geht, gibt man ihm geweihtes Brot, Salz und Kohlen, daß es gesund heimkomme. Das ist ein schöner Brauch und fast alle üben ihn noch.
30. Wenn zwei Bauern wollen, daß ihre Kühe in der Alpe immer beisammenbleiben und miteinandergehen, dann reißt jeder seiner Kuh ein Schübel Haare aus, mischt es mit Salz und gibt es der anderen zu fressen. Die zwei sind dann unzertrennlich.
31. An Abdon und Sennen (30. Juli) steigt man auf keinen Baum, sonst fällt man herunter.
32. Am „Üser Frauatig“ (15. August) werden Kräuter geweiht, die dann auf den Heustock gestreut werden; die Muttergottes segnet dann das Heu.
33. „Der Michl (29. September) zünd't dem Handwerker ds Liacht a, und der Josöffi (19. März) löscht's us.“

#### Im Lebenslauf

34. Eine Braut durfte in der Woche vor der Hochzeit nach dem „Engel des Herrn-Läuten“ nicht mehr unterwegs sein, da sonst schlechte oder mißgünstige Wünsche in Erfüllung gingen.
35. In der Woche vor der Hochzeit besucht das Brautpaar — die Braut angetan mit der schönen alten Tracht und zum erstenmal in der Pelzkappe — täglich die heilige Messe. In der letzten Bank auf der Mädchenseite nimmt die Braut Platz. Ihr gegenüber auf der Männerseite kniet der Bräutigam. Nach der Messe besuchen sie der Reihe nach die Häuser ihrer Verwandten und Bekannten und sagen dort: „Bätn-i o a Vaterunser!“ Sogar die Schulklassen, alle drei, werden nicht ausgelassen, wo sie die gleiche Bitte vorbringen. Am Samstag geht man dann in Tschagguns beichten und kommunizieren.
36. Ist eine Taufe, dann kommt die Patin einige Tage danach mit Geschenken, mit der „Wiisat“. Man nennt diesen Brauch „of d'Schenkig goh“. Gegeben wird Weißbrot, Wein, Kaffee usw. Früher trug die Patin diese Weiset auf dem Kopf.
37. Als alter religiöser Brauch ist noch das „Fürisägna“ der Frau nach der Geburt eines Kindes bekannt. Der erste Ausgang der Mutter gilt der Kirche. Dort bleibt sie vorerst im Vorzeichen stehen, bis sie der Priester, an dessen Stola sie sich hält, zum Muttergottesaltar hineingeleitet. Nach einem kurzen Gebet wird sie vom Priester gesegnet. Früher mußte sie auch das Kind mitnehmen.
38. Wenn eine Wöchnerin starb, legte man ihr die Schuhe in den Sarg, damit sie in den ersten drei Nächten zurückkehren könne, um ihr Kind zu betreuen.
39. Wenn eine Leiche nicht erstarrt, so stirbt bald jemand aus der Verwandtschaft.

40. Wenn während der Wandlung auf der Turmuhr die Stunde schlägt, sterbe in der Woche noch jemand. An das glauben noch viele.
41. In alter Zeit durfte für den Sarg kein Eisennagel verwendet werden, sogar von der Wäsche und den Kleidungsstücken wurde jedes Metall entfernt wie Haften, Spangen, Knöpfe u. dgl., weil die Metallgegenstände im Fegfeuer glühend würden und dann dem Toten noch mehr Schmerzen verursachten.
42. Eine alte Tischlerregel besagte, daß für einen Sarg genau 80 Holznägel zu verwenden seien.
43. Bevor man die Leiche aus dem Hause fortträgt, betet man unter der Haustüre noch einen Rosenkranz und das Gebet zu den fünf Wunden.
44. Wer Warzen loswerden will, soll bei einer Beerdigung sprechen: Jetzt läutet es der Leich ins Grab, jetzt wäsch ich meine Warzen ab. Dabei muß man dreimal von oben nach unten über die Hand streichen. Der Tote bekommt dann die Warzen.
45. Am ersten Abend nach einer Beerdigung darf man die Haustüre nicht schließen, denn der Tote kommt am Abend oder in der Nacht noch einmal ins Haus zurück, um im Herrgottswinkel zu beten.
46. Wenn bei einer Totenmesse der Weihrauch auf der Männerseite herauszieht, ist der Nächsterbende ein Mann, im andern Fall eine Frau.

### Christliche Zeiten und Zeichen

47. In den Ställen hängt das Weihwasserkrüglein. Wenn der Bauer abends den Stall verläßt, sagt er: „Gseg-as Gott und erhalt-as Gott.“
48. Wenn ein neues Haus gebaut wird, gibt man in den Grundbalken an der Ostseite eine Kapsel mit geweihten Dingen, vor allem Kräuter, hinein! Man bezieht diese Kapseln von den Patres Kapuzinern auf dem Gaves. Das Haus steht dadurch unter dem Schutz des Himmels. Gleiche Kapseln verwendet man bei der Felderbenediktion.
49. Der Brotlaib wird vor dem Anschneiden mit dem Messer bekreuzigt.
50. Vor nicht allzulanger Zeit ließen die Leute nach dem Ave Maria-Läuten keine Haustüre mehr offen, daß das „Nachtvolk“ nicht hineinkomme.
51. Manche Leute machen heute noch über der ersten Milch, die die Kuh nach dem Kälbern gibt, über dem sogenannten „Biascht“, ein Strohkreuz als Milchsegen.
52. Fast alle Bauern beten heute noch vor dem Fällen einer Tanne ein Vaterunser.
53. Früher, heißt es, aßen die Leute, bevor sie zur Kommunion gingen, Mus, damit der Heiland lind liege.

### Mond und Sterne, Übergend und Undergend

54. Die Rothaarigen sollen die Haare im Neumond schneiden lassen, dann werden sie schwarz.
55. Schweine schlachten soll man im zunehmenden Mond, sonst tropft das Fleisch im Kamin.
56. Das Dach muß man im Übergend decken, sonst wird es zehn Jahre früher faul.
57. „Überschi-wäscha“, das Zimmergetäfel waschen, soll man im Übergend, dann wird es viel weißer.

58. Fundamente für Häuser muß man im Undergend graben, sonst kommt der Erddampf ins Haus.
59. Wenn man den Mist im Undergend anlegt, wächst er schön ein, im Übergend bleibt er obenauf und kommt ins Heu.
60. Erdäpfelstecken soll man nur im Undergend, sonst gibt es nur Kraut.
61. Im Skorpion soll man nicht auf die Bäume steigen, um Obst zu pflücken, sonst tragen sie einige Jahre nicht mehr.
62. Das Gras darf man nicht im Fisch mähen, sonst wird es wässerig und das Vieh frißt es nicht gern.
63. Im Fisch soll man nicht Bäume schneiden, sonst faulen sie und sterben ab.

#### Verschiedenes

64. Noch heute begegnet man fast in jedem Stall oder im Vorstall einem alten Hexenglauben: irgendwo hängt eine alte, verrostete Sense. Die bewirkt, daß keine Hexe in den Stall kommt, um dem Vieh zu schaden.
65. Wenn eine Kuh den „Milchmuderer“ hat, das heißt, plötzlich aufhört Milch zu geben, dann geht der Bauer in eine andere Alp und bettelt dort ein Stück Brot für die Kuh. Er muß aber ohne Dank davon gehen. Das Brot gibt er seiner Kuh zu fressen und in kurzer Zeit kommt die Milch wieder.
66. Wenn am Pfannenboden die Glut hängen bleibt, oder wenn sich das Brunnenrohr beschlägt, dann gibt es schlechtes Wetter.
68. Bei Milzschmerzen soll man einen Stein aufheben, draufspucken und ihn dann wieder an seinen alten Platz legen. Dann hören die Schmerzen auf.
69. Wenn die Hennen krähen, gibt es eine „Hälli“ oder eine „Rühi“; das heißt, das Wetter wendet sich zum Guten oder zum Schlechten.
70. Stich nicht mit dem Messer in die Milch. Wer das tut, bereitet der Kuh Schmerzen.
71. Am Mittwoch und Freitag soll man nicht mit dem Vieh in die Alpe fahren, das bringt kein Glück.
72. Am Mittwoch oder Freitag soll man nie einen Dienstposten antreten oder das „Veh noharstella“ (mit dem Vieh umziehen); das gäbe Unglück.
73. Wer die ausgekämmten Haare ins Freie wirft, bekommt Kopfweh. Sie gehören ins Feuer.
74. Wenn man auch Kröten von den Häusern fernzuhalten sucht, so ist dem Bauern doch eine, die sogenannte Hauskröte, heilig. Wehe, wenn man diese erschlägt. Dann hat man das ganze Haus voller Kröten. Überall sind sie, im Brotteig, in der Mehltruhe, im Bett und im Schrank. Oder es kommt auf andere Weise Unglück ins Haus.

# Ein „Vaterunser“ für die Berg- und Hüttenleute

(Mit 3 Abbildungen)

Von Franz Kirnbauer

Aus mehreren Jahrhunderten sind im deutschen Sprachgebiet volksmäßige „Vaterunser“ in erweiterter Form bekannt, die, meist von Soldaten oder Bauern gedichtet, jeweils ein Stammwort des gewöhnlichen „Vaterunser“-Gebetes ergänzen oder erweitern und hierbei öfter auch Hinweise und Vergleiche aus dem Berufsleben einfügen. Diese Beiworte und Anfügungen sind meist sinngemäße Ergänzungen oder Ausdeutungen und Ausweitungen der sieben Bitten des Vaterunsers, doch können sie auch öfters in volkstümlich-derbe Redewendungen ausarten oder übergehen.

Solche „Bauern- oder Soldaten-Vaterunser“ sind nicht selten und auch mehrfach veröffentlicht<sup>1)</sup>. Kennzeichnend für diese volkläufige Dichtungsform ist hierbei, daß die Worte des normalen „Vaterunsers“ untereinander geschrieben werden, und neben jedes Wort, von ihm ausgehend oder es mitverwendend, ein neuer Satz mit neuem Sinn gestellt wird.

Genau diesem Bau entsprechend, fand ich nun kürzlich in einem handschriftlichen Buch, aus dem Jahr 1575, das ausschließlich für Berg- und Hüttenleute bestimmt ist, ein bisher unbekanntes „Vaterunser“. Es ist demnach als ein „Vaterunser für Berg- und Hüttenleute“ eindeutig anzusprechen, obwohl es nur ein einziges Mal einen ganz geringen Hinweis auf das Berufsleben enthält (verborgene Kluff, d. h. Erzklufft, Zeile 8). Dieses „Gebet in erweiterter Form“ ist in dem in der Österr. Nationalbibliothek Wien — Handschriftensammlung — aufbewahrten Codex Nr. 11134 (auf Folio 1r und 2v) enthalten, der den Titel „Speculum metallorum“ (= Spiegel der Metalle) trägt, und den Schwazer Hüttenmeister Martin Stürtz zum Verfasser hat (Abb. 1). Die Handschrift stammt, wie erwähnt, aus dem Jahr 1575 und fällt somit noch in die Zeit der Reformation in Tirol, wie auch aus dem Text unzweideutig hervorgeht. Sie stellt in technischer Hinsicht eine hüttenmännische Ergänzung des berühmten „Schwazer Bergbuches“ aus dem Jahr 1556 dar<sup>2)</sup>. Sie ist dem Gewerken Christoph Hofer, „Silber-

<sup>1)</sup> Richard M. Werner, Das Vaterunser als gottesdienstliche Zeitlyrik (Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, Bd. 15, 1892, S. 1 ff.). — Gebhard Mehring, Das Vaterunser als politisches Kampfmittel (Zeitschrift d. Ver. f. Volkskunde, Bd. XIX, Berlin 1909. — Theodor Berger, Soldaten-Vaterunser (Innviertler Heimatkalender auf das Jahr 1911, Braunau, S. 72 f.). — Oswald Menghin, Kriegs-Vaterunser und Verwandtes (= Sammlung Natur und Kultur, Nr. 9), München 1916.

<sup>2)</sup> Franz Kirnbauer, 400 Jahre Schwazer Bergbuch (1556—1956) (= Leobener Grüne Hefte, Nr. 25), Wien 1956.

# SPECVLVM Metalloꝝ:

Darinnen aller Gründt begriffen /

was Bergwerckh / Gäng / Gebürg / Durchhungen /

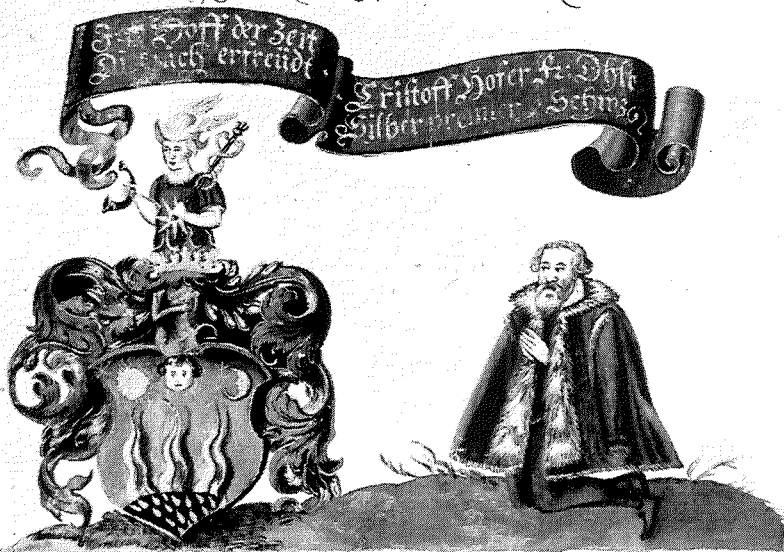
Einfluß / Stratificatio & Cor terræ Generatio sey /

mitt schönen figürlichen Exempeln / Durch

M: Martinum Stürtzen / im

Sanct Georgen Thal /

Angefangen Trinitatis. 1575.



*Handwritten text at the bottom of the page, likely a library or ownership mark.*



**Vater unser im heiligen hochheiligen  
Evangelium**

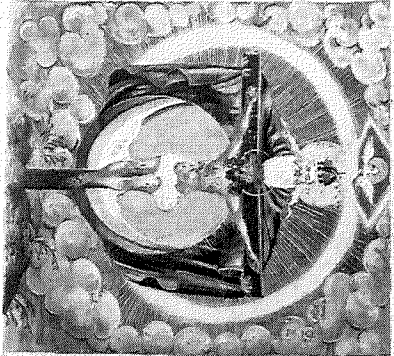
VATER unser im heiligen hochheiligen  
 Evangelium. In die Nacht /  
 der Geburt Christi und am  
 ersten Sonntag nach Epiphania.  
 Nimm von uns alle Sünde /  
 und erbarm dich über unser  
 Elend. Denn du allein heiligst  
 alle Tage und alle Stunden /  
 unser Leben. Gib uns den Heiligen  
 Geist / der uns in alle Wahrheiten  
 lehret. Und gib uns die Kraft /  
 die wir brauchen / um alle  
 Versuchungen der Welt / des  
 Fleisches / und des Teufels  
 zu überwinden. In Jesus Christi  
 Namen Amen.

2. Cod. Nr. 11.134, fol. 1 r

**Sanctus**

Sanctus Dominus Deus Sabaoth.  
 Qui sedet ad dexteram Patris.  
 Unigenitus Filius Patris.  
 Unus Filius unigenitus.  
 Unus Filius unigenitus.  
 Unus Filius unigenitus.  
 Unus Filius unigenitus.  
 Unus Filius unigenitus.  
 Unus Filius unigenitus.

Amen.  
 Sanctus Dominus Deus Sabaoth.  
 Qui sedet ad dexteram Patris.  
 Unigenitus Filius Patris.  
 Unus Filius unigenitus.  
 Unus Filius unigenitus.  
 Unus Filius unigenitus.  
 Unus Filius unigenitus.  
 Unus Filius unigenitus.  
 Unus Filius unigenitus.



5. Cod. Nr. 11.134, fol. 2 v

prenner in Schwaz“ gewidmet, wie aus dem Titelblatt ersichtlich ist. Abb. 2 und 5 zeigen das „Vaterunser“, darunter ein Wasserfarbenbild, darstellend die Dreieinigkeit

Der Text des „Vaterunsers für Berg- und Hüttenleute“ lautet:

|              |                                  |
|--------------|----------------------------------|
| HERR         | inn deinem höchsten thron        |
| dein         | Barmhertzigkeit ist schon /      |
| will         | Ich das arme Geschöpf dein       |
| geschehe     | mit nach willen mein /           |
| wie          | Ich von Dir habe dein Seel       |
| Im           | irdischen Leib und Jamer quäel / |
| Himmel       | unnd Erden / Wasser / Lufft /    |
| Also         | bin Ich verborgner Clufft /      |
| auch         | auff den beinen khommen rein /   |
| auff         | alles schön was ist dein /       |
| Erden        | ist wohl ein Creatur /           |
| dann         | Ich bin auch ein solche Figur /  |
| dein         | Athem hatt mit blasen an /       |
| Ist          | daß ich nach deinem Willen kan / |
| das          | Ermahnen unerkannt               |
| Reich        | warde ich durch deine Hand       |
| die          | welt mich hatt demüetiget /      |
| Crafft       | Tugent / die da güetiget /       |
| Herrlichkeit | bleibt inn Ewigkeit /            |
| Inn          | dir vonn mir Ainfeltigkeit /     |
| Ewigkeit     | ist mein bestes Zihl /           |
| Glorificiert | sey dein Will /                  |
| denn         | den du füerest mit der chrafft   |
| Herrn        | zusein inn dir sighafft /        |
| Jesum        | das unschuldig Lamb              |
| Christum     | der all mein Übel Zwang /        |
| den          | gib unnd laß bey mir allzeit     |
| Sohn         | Vatter / Gaist inn Ewigkeit      |
| deß          | dann die Ehre billich bleibt     |
| Gottes       | Werckh macht alles rain /        |
| singet       | dem Liebsten gedultig fein /     |
| Ihn          | ehret aller Engel Craiß          |
| ain          | ewige Herdt mitt allem fleiß /   |
| newez        | unnd altes würdt verbracht /     |
| Lied         | singe Ich durch deine Macht      |
| Im           | ainem gar verschwignen Thon /    |
| Geist        | reichen schal ewigen Lohn /      |
| unnd         | preiß dein Gerechtigkeit /       |
| Inn          | warheit / noth / lieb unnd laid  |
| der          | du vergilltest der deinem werckh |
| Warheit      | leit mir daß manns nit merckh    |
| Alleluia     | will Ich dann sprechen /         |
| O            | Vatter du wendt die gebrechen /  |
| Sancta       | Sanctorum Vnitas                 |
| Trinitas     | & omnis Charitas,                |
| Amen:        | dic ergo nunc gratias.           |

# Zeichen und Inschriften in Klammern und Höhlen

(Mit einer Abbildung)

## 1. Die Nockgasse am Kammergebirge

Es ist das eine Klamm, die sich ungefähr 100 m östlich der Großen Wiesenmahl gegen Osten hin in Richtung auf den Barendumpf öffnet. Sie ist auf keiner Karte eingetragen oder eingezeichnet.

Mit dem Namen Nockgasse verwende ich den bei der ansässigen Bevölkerung üblichen Ausdruck. Jedoch ist das Vorhandensein dieser Klamm auch bei den nahegelegenen Almen weitgehend unbekannt.

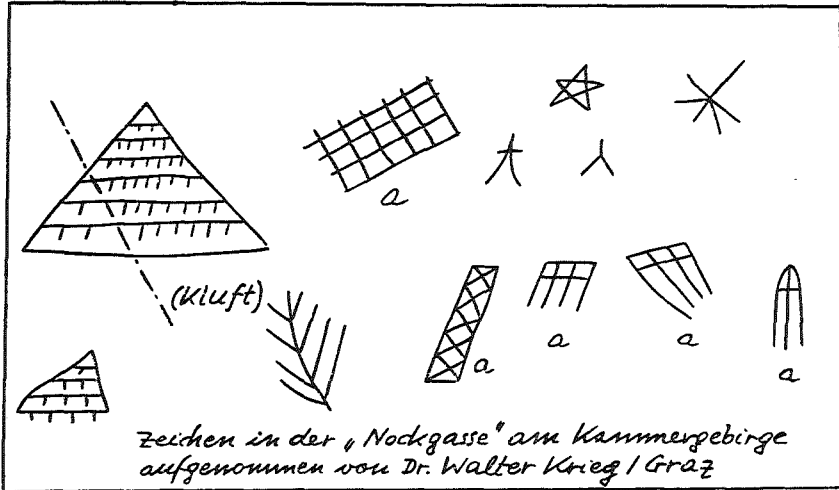
Die auch glazial intakten Karstsysteme konnten lokal den Anfall der Schmelzwässer des Plateaugletschers nicht bewältigen, so daß sich die Nockgasse als typische Durchgangsklamm im periglazialen Raume (Moränen des Daun-Stadiums liegen bei der Grafenbergalm) entwickeln konnte. Ihre Altersstellung ist durch ihre Lage in der präglazialen Tiefenlinie Barendumpf-Schildenwang, die mit Uvalas und Augensteinlagern der Größe 2 (nach Krieg, Die Verkarstung des östlichen Dachsteinstockes, unveröff. Manuskript, Graz 1955) charakterisiert erscheint sowie ihre Stellung zu den oberwähnten Moränen bestimmt und ist daher als Spät-Gschnitz zu betrachten.

Die Ausbildung der Nockgasse ging in ganz kurzer Zeit vor sich, da die an den augensteinführenden Vorlandschaften am Absinken gehinderten Wässer am Ostausgang der Nockgasse sehr wasserwirksame Dolinen fanden. Daß diese Dolinen das Wasser aufnehmen konnten, beweist die plötzliche Verflachung der Klammwände am Ostausgang und das Fehlen eines oberflächen-fluviatilen Formenschatzes östlich dieser Dolinen.

Aber auch die Beschickung mit Schmelzwässern an sich mußte mit Daun beendet sein, da nach dem Rückzug der Zunge auf die westlich der Grafenbergalm gelegenen Teile des „Stein“ eine Versinkung im wirklichen Kluffrevier jedenfalls stattfinden konnte. Die im Gebiet östlich der Grafenbergalm anfallenden Niederschläge konnten nunmehr ebenfalls an Ort und Stelle in den Karsthaushalt aufgenommen werden. Die Bildung der Nockgasse war daher mit Ende Daun sicher abgeschlossen und die Klamm stand seither trocken.

Die Nockgasse selbst ist ungefähr 60 m tief, an ihrer Sohle 2 m breit und ungefähr 100 m lang. Besonders in ihren tiefen Teilen sind die Kolke infolge der Schutzlage unter den stellenweise beträchtlich überhängenden Wänden vollständig erhalten. Allerdings ist die Sohle selbst von Nachbrüchen der Wände zur Gänze mit Grobschutt in unbekannter Mächtigkeit bedeckt.

Die Kolke zeigen Degenerationserscheinungen des gebankten Dachsteinkalkes, der in ihnen stellenweise zu einem hellgrauen, zähen und bereits mit dem Fingernagel ritzbaren Material zergeht. Dies ist aus dem völligen Mangel an Wasser, Schnee und Wind zu erklären. Da den Wänden der Nockgasse eine größere Überhöhung durch steilere Gehänge



mangelt und auch das über ihr anfallende Wasser direkt den Karstsystemen zugeht, können weder Lawinen noch Wässer die Nockgasse in nennenswertem Ausmaß erreichen.

Im weichen Material der Kolke sind Gravierungen mit durchschnittlich 0,4 cm Tiefe einwandfrei erhalten, welche in ihrer Mehrzahl jüngere Initialen und Jahreszahlen, teilweise auch mit Angabe des genauen Besuchsdatums und des Wohnortes darstellen. Eine flüchtige Überschau ergab ausschließlich Besucher aus den nahegelegenen Orten des Ennstales und als frühestes Datum das Jahr 1645. Sicher sind bei genauerer Durchsicht der umfangreichen Flächen auch ältere Initialen zu finden.

Diese Gravierungen liegen teilweise übereinander und sind nach ihrem Alter infolge des langsamen Überwucherns durch zarte, punktförmige Algen und Moose gut zu unterscheiden.

In einigen Kolken gibt es aber auch andere in den Fels gravierte Symbole, die sowohl ihrer Überwachsung als auch ihrer teilweisen Überzeichnung durch die jüngeren Gravierungen von Initialen nach älter sein müssen. Auch reichen diese Symbole häufig unter den Sohlen-Grobschutt, was bei den Initialen niemals der Fall ist. Letztere finden ihre untere Grenze sogar schon 50 cm über dem Schutt.

Von etwa hundert dieser Symbole, die erhalten sind, kehren zwölf an verschiedenen Kolken häufig wieder und sind wahrscheinlich für jedes Stück ungefähr achtmal nachzuweisen.

Eine Altersdifferenzierung dieser Symbole konnte bei nicht systematischer Betrachtung nur durch ihren Erhaltungszustand, durch ihre Höhe über dem Schuttboden und durch ihre gegenseitige Überlagerung vermutet werden. Die anscheinend ältesten sind in meinen Skizzen mit einem a bezeichnet.

Walter Krieg, Graz

## 2. Kartäuserhöhle von Gaming, N.-Ö.

Die Kartäuserhöhle von Gaming befindet sich seitlich vom Gamingstein (Schwarzenberg) ziemlich am Kamm oben. Südlich von Gaming sind etwa 500 m Anstieg nötig, der Einschluf ist durch Versturz sehr eng, dann kommt ein großer Raum, von dem aus enge Stellen weiterführen, z. B. steil hinunter. Die früher sehr schönen, dann abgeschlagenen Tropfsteine bilden sich jetzt langsam wieder nach. Die Höhle wurde seit 1924 von Schustermeister Zeller aus Gaming wieder entdeckt, der auch den Berichterstatter hinaufführte. In dem großen Raum der Höhle befinden sich über hundert Inschriften, also Namen mit Jahreszahlen in Rötel und Schwarz, und zwar in Schriftgrößen von drei bis zu fünfzehn cm. Die älteste Jahreszahl ist um 1500.

Die Nachricht wurde anlässlich der Grabung in Gumprechtsfelden 1957 durch den Berichterstatter an das Urgeschichtliche Referat des Bundesdenkmalamtes weitergegeben.  
Alois Wolfram, Scheibbs

## 5. Neuere Literatur dazu

Seit Jahrzehnten werden in unseren Alpen immer wieder Felsinschriften gefunden, die volkswissenschaftlich gewertet werden<sup>1)</sup>. In den letzten zehn Jahren ist das Interesse daran wieder geweckt worden, weshalb es richtig erscheint, die beiden obigen Nennungen abzudrucken, um sie einer künftigen Forschung als Hinweise mitzuteilen. Sie gehören zweifellos in den größeren Zusammenhang aller ähnlichen Ritzungen gestellt, mit denen sich in letzter Zeit besonders Ernst Burgstaller und Arthur Haberlandt beschäftigt haben. Burgstaller hat 1950 Merkzeichen vom „Beilstein“ oberhalb der Kalvarienbergkirche von Traunkirchen veröffentlicht<sup>2)</sup>, und Haberlandt die Bildritzungen am Ofenauerberg bei Golling, die ihm bereits 1956 durch Kurt Willvonseder bekanntgemacht worden waren<sup>3)</sup>. Eine gewisse Zusammenarbeit von Urgeschichte und Volkskunde ist hier immer notwendig gewesen und wird sich auch in Zukunft dafür bewähren. Den jeweiligen Referenten für Urgeschichte am Bundesdenkmalamt gebührt besonderer Dank dafür, daß sie derartige Mitteilungen immer wieder der Volkskunde zugeleitet haben.

Schdt.

---

<sup>1)</sup> Vgl. Oswin Moro, Die Hundskirche bei Kreuzen (Carinthia I, Bd. 150, Klagenfurt 1940, S. 229 ff.).

<sup>2)</sup> Ernst Burgstaller, Die Traunkirchener Felsinschriften (Oberösterreichische Heimatblätter, Bd. IV, Linz 1950, S. 125 ff.).

<sup>3)</sup> Arthur Haberlandt, Zu einigen volkstümlichen Felsritzungen in den österreichischen Alpen (Archaeologia Austriaca, Heft 19/20 = Festschrift für Josef Weninger, Wien 1956, S. 259 ff.).

# Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

## 6. Die Sternsinger-Umfrage

Von Leopold Schmidt

Die Sternsinger-Forschung ist im letzten Vierteljahrhundert mehrfach vorangetrieben worden. Die Sammlung der Liedertexte und der dazugehörigen Singweisen wurde und wird immer wieder von der Volksliedforschung weiterbetrieben, die Erhebung der archivalischen Belege zur Geschichte des Brauches erfolgt jeweils nach dem Stand der entsprechenden Forschungen in den einzelnen Ländern verschieden. Am wenigsten hat man sich mit der theatralischen Ausstattung der Sternsinger befaßt. Was die Sänger anhaben, was für einen Stern sie mitführen, wie sie auftreten, das ist die längste Zeit wenig beachtet worden. In älterer Zeit haben Künstlerzeichnungen und -gemälde manchen bezeichnenden Zug davon festgehalten, doch ist dieses Bildmaterial noch nicht gesammelt, geschweige denn kritisch gesichtet. In neuerer Zeit ist viel photographiert worden, mitunter auch in Zeitungen und illustrierten Zeitschriften veröffentlicht, doch kommen derartige Bildbelege leider nur selten der wissenschaftlichen Dokumentation zugute. Das Archiv der österreichischen Volkskunde bemüht sich selbstverständlich, auch derartige Dinge in seiner Abteilung Z (Zeitungsausschnitte) zu sammeln, doch ist die Zahl der erreichbaren Zeitungen zu gering, das auf diese Weise gewonnene Belegmaterial daher noch etwas dürftig und vor allem ungleichmäßig. Ein entsprechendes Ausschneiden der Bezirks- und Land-Zeitungen wäre notwendig. Da wäre jede Hilfe willkommen.

Unter diesen Umständen lag es nahe, innerhalb der Umfragearbeit des Archivs gelegentlich eine probeweise Befragung nach dem Sternsingen zu veranstalten, um wenigstens einen Querschnitt durch den heutigen Bestand, und zwar sowohl den musealen wie den lebendigen, zu erhalten. Den direkten Anlaß bot die Vergebung einer Doktordissertation an meine Hörerin Elisabeth Wieser, die sich im Dezember 1955 an die Ausarbeitung eines differenzierten Fragebogens machte. Diese Umfrage wurde zu Dreikönig 1956 an 150 Landes-, Orts- und sonstige Heimatmuseen verschickt, und an ebenfalls 150 Schulen, und zwar an Schulleitungen, deren Antwortfreude von früheren Befragungen her bereits bekannt war. Von den Umfragen kamen zurück: 60 von den Museen, 90 von den Schulen. Schon allein zahlenmäßig ein Test dafür, daß ein großer Teil der Heimatmuseen volkskundlich nicht recht aktiv ist. Dieser Zustand war bereits bekannt, das Ergebnis der Umfrage aber eine sehr deutliche Bestätigung dafür. Es handelte sich darum, festzustellen, ob die Heimatmuseen ihrer Aufgabe, auch die Volkskultur ihres Ortes, ihrer Landschaft, zu erfassen, nachgekommen sind oder nachkommen wollten. Das Resultat zeigte eine ganz unterschiedliche Einstellung. Fast drei Fünftel vor allem der kleineren Museen ist samm-

lerisch unlebendig. Was einmal an Bestand da ist, wird behütet, mehr geschieht nicht mehr. Wenn volkskundliche Objekte von den Gründern und Förderern des Museums eingeliefert wurden, dann sind sie da, soweit sie nicht unachtsamerweise ausgegeben wurden. Ein bemerkenswertes Beispiel bietet dafür das Heimathaus Steyr. Dieses bedeutende oberösterreichische Museum besaß vor Jahren den Stern der Nagelschmiede von Mühlbach, Gemeinde Garsten bei Steyr, also ein landschaftlich wichtiges Requisit. Dieser Stern wurde gelegentlich von zwei Herren, die das Sternsingen in Steyr durchführen wollten, entliehen, und kam nie mehr ins Heimathaus zurück<sup>1)</sup>. Ein durchaus bedauerliches Vorkommen, das deutlich die zu geringe Wertung der volkskundlichen Objekte in den Heimatmuseen dartut. Wir wissen, daß urgeschichtliche, archäologische und kunstgeschichtliche Objekte dieser Museen bei weitem besser geschützt werden. Sie sind in der Regel auch besser inventarisiert, womöglich von Fachleuten. Wir haben deshalb auch nach der Inventarnummer solcher Sternsingersterne in den Museen gefragt: Außer den großen Landesmuseen gab kein Museum eine Inventarnummer an, was nur heißen kann, daß die Objekte nicht inventarisiert sind. Es steht zu hoffen, daß unsere Umfrage anregend gewirkt hat, daß man sich wenigstens in einigen Heimatmuseen darüber Gedanken gemacht hat. Rühmlich müssen die steirischen Heimatmuseen hervorgehoben werden, die freilich geistig weitgehend vom Steirischen Volkskundemuseum geleitet werden. Einige Museen, die bisher keine Bestände hatten, haben sich auf unsere Anfrage hin bemüht, Sternsingerbräuche zu beobachten. Der Aktionsausschuß des Museums in Judenburg, der von unserem verehrten Mitglied Ernst Klepsch-Kirchner geleitete „Kulturelle Arbeitskreis Judenburg“ hat unsere Umfrage nochmals vervielfältigen und an die Orte in der Umgebung von Judenburg verschicken lassen, wodurch wertvolle Aufzeichnungen erzielt werden konnten. Frau Poldi Thaller vom Heimatmuseum Feldbach hat die Anfrage durch Herrn Dr. Walter Pietsch bearbeiten lassen, der ausführliche Aufzeichnungen in Paldau und Riegersburg veranlaßte. Auch das Feldbacher Heimatmuseum hat dadurch bisher für dieses selbst unbekannte Einzelheiten erfahren.

Dieser dankenswerten Mitarbeit der Heimatmuseen stehen die ausführlichen Einsendungen der großen Landesmuseen zur Seite, von denen wichtige Bestandesmeldungen erstattet wurden. Mit besonderer Freude sind die Bilder und Mitteilungen aus den Museen von Salzburg und von Linz zu verzeichnen, sowie die ausführliche Literaturübersicht über das Sternsingen in Tirol, die das Tiroler Volkskunstmuseum zur Verfügung stellte.

Die Antworten der Schulleitungen waren ungleichmäßig wie bei allen derartigen Befragungen. Ein gewisser Querschnitt ergibt sich aber immerhin. Die ausführlichen Aufzeichnungen von fünf burgenländischen Schulen sind willkommene Ergänzungen zu den sonst schon zahlreich vorliegenden Sternsinger-Aufzeichnungen aus dem Lande, denen Karl M. Klier erst vor kurzem eine aufschlußreiche Arbeit gewidmet hat<sup>2)</sup>. Hier läßt sich noch alles durch die Schulen erheben, während die kleinen heimatkundlichen Sammlungen des Landes recht

---

1) Schreiben Heimathaus Steyr, Prof. Hans Pichler, vom 4. Jänner 1956.

2) Karl M. Klier, Sternsingen im Burgenland (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XV, Eisenstadt 1953, S. 13 ff.).

unlebendig sind. — In Niederösterreich sind viele Museen noch durch Krieg und zehnjährige Besatzungszeit geschädigt und auch volkskundlich nicht immer zureichend durchgearbeitet. Mehrere Museumsleiter haben sich aber die Mühe gegeben, Aufzeichnungen zu veranlassen, so in Amstetten, Lunz und Scheibbs. Die Schulleiter geben zumindest bekannt, ob der Brauch üblich oder abgekommen ist. Mitunter tritt die neuere kirchliche Bindung des Brauches hervor, selbst Braucherneuerungen werden gemeldet. Mehrfach läßt sich das Jahr 1958 als Zeitgrenze feststellen: Seit damals fand kein Sternsingen mehr statt. Ähnliche Erscheinungen, mit der gleichen Zeitgrenze, lassen sich bei der Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde häufig beobachten. — Auch in Oberösterreich bemühten sich einige Heimatmuseen, die keine Objekte besitzen, Aufzeichnungen zum Sternsingen zustandezubringen. Besonders rühmlich muß das Heimathaus Freistadt hervorgehoben werden. Von den befragten Schulen bemühten sich besonders einige im Bezirk Rohrbach um sachkundige Antworten. — Aus Steiermark liegen mehrere gute Antworten aus den Schulen der Bezirke Radkersburg, Voitsberg und Weiz vor. — Aus Kärnten mangeln museale Nachrichten fast völlig, doch sind die diesbezüglichen Bestände wohl sowieso von Oskar Moser in seinen wertvollen Arbeiten über das Sternsingen in Kärnten erfaßt worden<sup>3)</sup>. Das von Moser besonders eingehend behandelte Sternsingen im Gailtal<sup>4)</sup> hat sich bei unserer Befragung durch die ausführlichen Antworten der Schulleitung von Görttschach-Förolach zu Wort gemeldet. Übrigens einer seltenen Fälle, in dem die von uns erbetenen Skizzen der Sterne und Kronen auch angefertigt wurden. Mehrere andere gute Textaufzeichnungen liegen aus Orten des Bezirkes Klagenfurt-Land vor, einige Aufführungsnachrichten aus dem Bezirk St. Veit an der Glan. Die Heiligenbluter Ansinger treten selbstverständlich auch hier hervor. Sonst ist von Oberkärntner Einsendungen vor allem die Aufzeichnung durch Frau Modesta Marx in Zwickenberg hervorzuheben. Die Sprachgrenze macht sich in der Aufzeichnung von Bach bei Lavamünde bemerkbar. Aus dem Lavanttal ist einiges gemeldet worden; besonders erfreulich die schöne Liedaufzeichnung aus St. Stefan i. L. — Die Proben aus dem Salzburger Brauchleben ergeben wie immer ein etwas uneinheitliches Bild. In den Hochgebirgsgauen verhältnismäßig starke Erneuerungsbestrebungen von kirchlicher Seite. in den Flachgauen Erinnerungen an Anklöpfler und Glöckler. Bemerkenswert diesbezüglich die Einsendung aus Zinkenbach. Das entspricht also der Einzeichnung auf der Karte „Anklöckler“ im Salzburg-Atlas durch Richard Wolfram<sup>5)</sup>. — Die Tiroler Museen haben wenig Sachgüter zum Sternsingerbrauch gesammelt; nur das Osttiroler Heimatmuseum in Lienz kann Positives melden. Die Befragung einiger weniger Schulen gibt kein richtiges Bild vom heutigen Brauchleben, das aber den Zeitungsnachrichten nach beträchtlich sein dürfte. Zum Teil wird der Kinder-

<sup>3)</sup> Oskar Moser, Die Kärntner Sternsingingbräuche. Beiträge zur Erforschung ihrer Vergangenheit und Gegenwart (Lied und Brauch. Aus der Kärntner Volksliedarbeit und Brauchforschung = Kärntner Museumschriften, Bd. VIII, Klagenfurt 1956, S. 126 ff.). — Vgl. dazu meine Besprechung: Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 5, Wien 1956, S. 120 f.

<sup>4)</sup> Oskar Moser, Das Gailtaler Dreikönigssingen (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 6, Wien 1957, S. 115 ff.).

<sup>5)</sup> Salzburg-Atlas. Herausgegeben von Egon Lendl. Salzburg 1955. Karte 55 d. Dazu Textteil S. 107 f.



brauch vielleicht etwas zu wenig beachtet. Auffällig der von Erich Hupf auf in Schwendberg im Zillertal festgehaltene Ausdruck „Pinggalpercht“ (also Binklerperchten, Heischegänger) für die Umzugsspieler des Dreikönigsabends<sup>6)</sup>. Auch in Tirol ist die Braucherneuerung von kirchlicher Seite im Gange, von der Seelsorge Pradl-Ost beispielsweise werden eigene Spielhefte dafür ausgegeben. — Die Vorarlberger Museen haben keine Sternsinger-Objekte, die Vorarlberger Schulen teilen mit, daß das Sternsingen in ihren Orten nicht Brauch sei. „Weder üblich noch bekannt“, das ist der Tenor der Vorarlberger Antworten. — Die Wiener Heimatmuseen haben keine Bestände. Einige Museumsleiter waren aber so nett, auf ihnen von anderswo bekannte Bräuche hinzuweisen, bzw. auf das Sternsingbrauchtum der Heimatvertriebenen aufmerksam zu machen. Unsere Umfrage hat sich mit der Erhebung bei den heimatvertriebenen Volksdeutschen nur am Rande befaßt. Wir erfuhren vom Sternsingen in den Baracken in Wien XIII, am Königberg, dann ausführlich von dem Brauch der Rumäniendeutschen in den Lagern am Stadtrand von Linz durch Frau Dr. Helene Grün n. Durch Herrn Amtsrat Franz Lenz wurden uns zudem Aufzeichnungen der heimatvertriebenen Böhmerwälder zugänglich, darunter ein ganzes Dreikönigsspiel, wie es in der Gegend um Rosenberg, Hohenfurth und Friedberg gesungen wurde.

Die Umfrage mit den 150 Antworten hat sich also doch gelohnt. Es ist ein kleiner Querschnitt durch den Bestand an der Mitte des XX. Jahrhunderts erzielt worden, der in gewissem Sinn dokumentarischen Wert besitzt. Seine weitere Auswertung wird die durch ihn gegebenen Belege in die bereits bekannten Zeugnisreihen einordnen und die jeweiligen landschaftlichen Entfaltungen dartun können, vielleicht doch etwas genauer, als es allein auf Grund des vorher vorhandenen Materiales möglich gewesen wäre.

---

<sup>6)</sup> In Hupfau's Zillertaler Wörterbuch finde ich nur „Gömmachtperchten“ verzeichnet. Vgl. Erich Hupf auf, Sagen, Brauchtum und Mundart im Zillertal (= Schlern-Schriften Nr. 148). Innsbruck 1956, S. 145. Die anderen tirolischen Wörterbücher kennen den Ausdruck nicht.

# Chronik der Volkskunde

## Hohe Auszeichnung für Gustav Gugitz

Der Herr Bundespräsident hat mit Entschließung vom 25. September 1957 dem Wiener Literatur- und Kulturhistoriker Prof. Gustav Gugitz das Österreichische Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kunst I. Klasse verliehen (Wiener Zeitung Nr. 258 vom 6. November 1957, S. 1). Gugitz ist also der erste Träger dieser hohen Auszeichnung im Kreis der Forscher auf dem Gebiet der Volkskunde. Unser Fach hat Gugitz zu seinem 80. Geburtstag im Jahre 1954 durch die Überreichung der Festschrift „Kultur und Volk“ geehrt. Wir freuen uns, daß nunmehr, im 84. Lebensjahr des Forschers, auch der Staat sein Wirken dermaßen anerkennend zur Kenntnis genommen hat.

## Die Sammlung Rudolf Kriss in Frankfurt am Main

Die große süddeutsche Sammlung zur Geschichte des Volksglaubens, die bekanntlich auch sehr viel österreichisches Material enthält, war vom 12. Dezember 1957 bis 12. Jänner 1958 im Karmeliterkloster zu Frankfurt unter dem Titel „Bildwelt und Glaube“ ausgestellt. Die Ausstellung veranstaltete das Institut für Volkskunde an der Frankfurter Universität unter Leitung von Mathilde Hain, in Verbindung mit dem Amt für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung der Stadt Frankfurt.

Anläßlich der Ausstellung erschien eine sehr hübsch ausgestattete „Einführung“ (52 Seiten und 24 Abb.), die von den Assistenten am Frankfurter Institut, Wolfgang Brückner und Werner Braun verfaßt ist. Dieser Katalog ist geschickt als Führer angelegt, ein allgemein gehaltener Text orientiert den Geführten, der gleichzeitig gruppenmäßige Beschriftungen und Einzelhinweise in Marginalien als Hinweis auf die ausgestellten Objekte zur Kenntnis nehmen muß. Der Text zeigt freilich, daß die Verfasser doch außerhalb der Sammlung stehen und die Objekte nicht in jeder Hinsicht zu würdigen wissen. Von kleinen Einzelversehen könnte man absehen (so, daß es in Niederösterreich keine Kolomaniköpfe als Votivgaben gibt, wie S. 16 behauptet wird). Aber die Verfasser glauben überhaupt oberhalb der Materie zu stehen, sie betrachten dieses Volksgut sichtlich vom Standpunkt der „gebenden“ Oberschicht, auch im konfessionellen und künstlerischen Sinn. Wenn sie sich Rechenschaft über das Verhältnis des Volkes zu den Dingen zu geben versuchen, dann sieht das so aus: „In der Vergegenständlichung aller Phänomene eines religiösen Weltverständnisses schuf sich die volkstümliche Frömmigkeit Erlebnismöglichkeiten, wobei die Beziehungen zur Überwelt nach Analogie menschlicher Verhältnisse erlebt werden konnten.“ (S. 10.) Das ist, mit Verlaub, ein pseudophilosophisches Gewäsch, das wir uns bisher in der Volkskunde vom Leib zu halten wußten. Die Sammlung Kriss scheint mir kein geeignetes Objekt dafür zu sein, Gegenstände der Volkskunde unvolkskundlich zu behandeln. Die hübsche äußere Aufmachung darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß hier ein wunderlicher Weg eingeschlagen wird.

Leopold Schmidt

## Das Prager Volkskundemuseum heute

Die Abteilung für Volkskunde bildet einen selbständigen Teil des Nationalmuseums. Diese Abteilung befindet sich in der ehemaligen Kinsky'schen Sommervilla, einem Empiregebäude im Petrin-Park. Das Gebäude wurde im Jahre 1829 errichtet und seit dem Jahre 1902 ist die volkskundliche Abteilung hier untergebracht.

Der Grundstein zu den ethnographischen Sammlungen wurde in der Ceska chalupa (das böhmische Bauernhaus), einem Teil der Jubiläumsausstellung des Jahres 1891 gelegt. Der Großteil der Sammlungen stammt aus der Böhmisches Ausstellung des Jahres 1895. Leider sind viele Gegenstände aus der Sammlung slawischer Volkskunde wegen Platzmangels nur in Lagerräumen untergebracht. Die Ausstellungsräume reichen nur für die Sammlungen tschechischer und slowakischer Volkskunde aus. Die Aufstellung ist nach zwei Richtungen hin durchgeführt, und zwar erstens nach ethnographischen Regionen und zweitens nach volkskundlichen Fachgebieten.

Die regionalen Sammlungen umfassen Westböhmen mit dem volkskundlich interessanten Kreis Chodsko, weiter die Bezirke Plzensko, Plassko, Chotesovsko und Klatovsko. Dieser Ausstellungsteil gibt einen Überblick über die Besiedlungsentwicklung an Hand von Modellen, Photoaufnahmen und Plänen, weiters einen Einblick in die gewerbliche Tätigkeit dieser Regionen (Holzbearbeitung, Glaserzeugung, Keramik, Textilbearbeitung, Spitzenweberei und Stickerie), außerdem Beispiele der Volkskunst und Volksmusik. Einen großen Raum nehmen die Trachtenvitrinen ein. In ähnlicher Art und Aufstellung sind auch die weiteren Bezirke, wie z. B. Südböhmen, Hana, die Walachei usw. dargeboten. Die Beschriftung ist klar und übersichtlich und wird durch Pläne und Verbreitungskarten unterstützt.

In weiteren Räumen zeigen sich die provisorisch nach Fachgruppen angeordneten Sammlungen. Hier befinden sich Beispiele mährischer und slowakischer Töpferei, alte und zeitgenössische Keramik der Choden, reizende habanische Majoliken aus dem 17. Jahrhundert. Die herrlichen Bauernmöbel wurden leider ziemlich wahllos als Lückenbüsser aufgestellt, es sind wenige Stücke, aber von bester Ausführung. Das Volksbrauchtum ist durch zahlreiche Gegenstände wie Ostereier, Knarren, Erntekränze, Hochzeitskronen und einem Totenbrett erschlossen, allerdings in sehr uneinheitlicher Form. Die Sammlung religiöser Volkskunde ist mit nur wenigen Beispielen vorhanden, darunter hauptsächlich Heiligendarstellungen, sowohl Glasbilder als auch Plastiken und Hausaltäre.

Im Erdgeschoß des Museums finden gelegentliche provisorische Ausstellungen statt, um auch die in den Depositarium untergebrachten Gegenstände der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Während meines Besuches im Dezember 1957 wurde eben eine Krippenausstellung aufgestellt.

Walter Wisht

### Anton Schultes †

Am 24. Oktober 1957 verstarb Hauptschuldirektor i. R. Anton Schultes im 59. Lebensjahr. Damit wurde ein Leben voll Arbeit und Tatendrang abgeschlossen, ein Leben, das über die eigene Familie hinauswuchs und auch den volksbildnerisch weitgesteckten Rahmen der Tätigkeit eines Schulmannes zu sprengen vermochte.

Anton Schultes wurde am 5. August 1899 in Eisgrub, Mähren, geboren. Seine Studien — er besuchte das Gymnasium in Lundenburg — unterbrach er 1917 und leistete bis zum Ende des ersten Weltkrieges Militärdienst. Anschließend absolvierte er einen Abiturientenkurs in Brünn und legte 1919 die Matura an einer Lehrerbildungsanstalt ab. 1920 wurde er Volksschullehrer in Ferschnitz (B. H. Amstetten), kehrte jedoch schon im nächsten Jahr wieder in die Grenzlandschaft zurück, der er bis zu seinem Tode verhaftet blieb. Zuerst war er in Angern, 1923 bis 1925 in Hohenau und Waidendorf und 1925/26 in Prinzensdorf tätig. Im Jahre 1927 wurde er Hauptschullehrer in Hohenau und arbeitete dort bis 1938. In diesem Jahre wurde Schultes zum Hauptschuldirektor in Laa a. d. Thaya ernannt, wo er bis 1944 verblieb. Krankheitshalber mußte er vorzeitig in den Ruhestand treten. 1947 ließ er sich endgültig in Hohenau a. d. March, dem Ort seiner größten Arbeitsentfaltung, nieder. Hier hatte er schon 1927 seine „Kriegsgeschichte des Marchfeldes“, 1934 seine „Beiträge zur Heimatkunde von Hohenau“, 1938 seine „Heimat an der Grenze“ geschrieben und nun verfaßte er hier 1951 sein Buch „Aus vergangener Zeit“ und 1954 das Werk „Die Nachbarschaft der Deutschen und Slawen an der March“, das als Band IV der Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde erschien.

Wollen wir von der sehr einseitigen politischen Ausrichtung des Grenzlandbewohners Schultes in einigen seiner Schriften absehen, die geradezu in Widerspruch zu dem wissenschaftlichen Ernst seiner historischen Forschungen steht — es ist dies nicht der einzige Widerspruch im Wesen dieses überaus rührigen und tatendurstigen Mannes —, so müssen wir feststellen, daß er mit besonders feinem Fingerspitzengefühl in der Hauptsache für das Hohenauer Gebiet eine derartige Fülle von kulturhistorischem Material — die meisten Aufsätze sind in der Zeitschrift des Verenes für Landeskunde von Niederösterreich und Wien „Unsere Heimat“, erschienen — zusammengetragen hat, daß keine wissenschaftliche Forschung über das österreichische Marchgebiet an diesen Arbeiten vorbeigehen kann.

Daneben aber erwarb sich Schultes besondere Verdienste um das Zustandekommen eines Heimatmuseums in Hohenau a. d. M., das 1936 eröffnet wurde. Nachdem dieses aber 1945 durch zwei Vortreffer stark beschädigt und anschließend geplündert wurde, mußte Schultes nach seiner Rückkehr nach Hohenau wieder von vorne anfangen und konnte erst 1950 das in Räumen der Volksschule untergebrachte Heimatmuseum der Öffentlichkeit zugänglich machen.

Doch auch in diesem Sektor blieb er nicht im lokalen Bereich stecken, vielmehr suchte er Verbindung mit den anderen österreichischen Heimatmuseen und gab 1951 durch sein ständiges Planen und Drängen den unmittelbaren Anlaß zur Gründung des „Mitteilungsblattes der Museen Österreichs“.

Damit ist in groben Zügen das Leben eines Mannes umrissen, den ein schweres Leiden lange Zeit zu einer qualvollen Vereinsamung zwang und den der Allmächtige nun allzu frühzeitig in das Reich ohne Grenzen und auch ohne jene Grenze, die ihm auf Erden so viel Freude und Jubel, aber auch so viel Leid gebracht hatte, abberief.

Adolf Mais

### Otto Stolz †

Am 4. November 1957 starb in Innsbruck Univ.-Prof. Dr. Otto Stolz im 76. Lebensjahr (Wiener Zeitung Nr. 285 vom 6. November 1957, S. 4). Stolz, der fleißige Innsbrucker Historiker, hat auch viele Beiträge für die Volkskunde, vor allem von der Siedlungsgeschichte aus, geleistet. Sein reiches Schaffen hat er selbst in einer kleinen Selbstbiographie dargestellt, die auch eine kurze Bibliographie seiner zahlreichen Veröffentlichungen enthält (Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, hg. Nikolaus Grass, Bd. I, Innsbruck 1950, S. 89 ff.). Schdt.

### Viktor Geramb †

Am 8. Jänner 1958 starb in Graz der em. o. ö. Univ.-Prof. für deutsche Volkskunde, korr. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Ehrenbürger der Landeshauptstadt Graz, Kurator des Joanneums, Ehrenmitglied des Vereins für Volkskunde in Wien, Hofrat Dr. Viktor (Ritter von) Geramb im 74. Lebensjahr. Geramb hat sein Leben und Wirken in einer kleinen Selbstbiographie dargestellt, die auch eine, nicht ganz vollständige Bibliographie seiner Veröffentlichungen enthält (Österreichische Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, hg. Nikolaus Grass, Bd. II, Innsbruck 1951, S. 78 ff.). Eine ausführlichere Bibliographie hat Maria Kundegraber zum 70. Geburtstag Gerambs zusammengestellt (Blätter für Heimatkunde, Bd. 28, Graz 1954, S. 58—60). Schdt.

### Edmund Wilhelm Braun †

Ein bedeutender Museumsmanu des alten Österreich ist in hohem Alter gestorben, der vor einem halben Jahrhundert auch für das Werden unserer Volkskunde von Wichtigkeit war<sup>1)</sup>. Edmund W. Braun, im Jahre 1870 in Epfendorf bei Freiburg im Breisgau geboren, ist im Alter von 87 Jahren am 22. September 1957 in Nürnberg gestorben. Braun kam zunächst nach seinen Studienjahren als Assistent ans Germanische Nationalmuseum. Von dort wurde er 1892 vom Fürsten Liechtenstein an das neugegründete Museum in Troppau berufen, das sich unter seiner Leitung zu dem weithin geschätzten „Kaiser-Franz-Josef-Landesmuseum für Kunst und Industrie“ für Österreichisch-Schlesien entwickeln sollte<sup>2)</sup>. Braun schuf aus bescheidenen Anfängen das Museum, seine sehr bedeutende Bibliothek, versorgte es mit guten Führern<sup>3)</sup>, gründete die „Mitteilungen“ des Museums<sup>4)</sup> und wirkte tatkräftig an der sehr bedeutenden „Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreichisch-Schle-

---

<sup>1)</sup> Nürnberger Zeitung Nr. 222 vom 24. Sept. 1957, S. 10. — Nürnberger Nachrichten Nr. 222 vom 24. Sept. 1957, S. 8.

<sup>2)</sup> Vgl. jetzt allgemein Adolf Mais, Das Museumswesen im Herzogtum Schlesien (Mitteilungsblatt der Museen Österreichs, Bd. 6, Wien 1957, Nr. 5/6, S. 85 ff.).

<sup>3)</sup> Jahresberichte des Kaiser-Franz-Josef-Museums für Kunst und Gewerbe in Troppau.

<sup>4)</sup> Mitteilungen des Kaiser-Franz-Josef-Museums für Kunst und Gewerbe in Troppau.

siens" 5). Kunstgeschichte, vor allem Geschichte des Kunstgewerbes im altösterreichischen Osten, wurde von Braun hervorragend erweitert und vertieft. Er wurde Landeskonservator für Mähren und Osterreichisch-Schlesien, später auch noch Professor für Kunstgeschichte an der Universität Prag. Vom Troppauer Museum aus förderte er, was Volkskunde im engeren Sinn betrifft, vor allem die Keramikforschung, hatte aber auch für die Krippen, für Weihnachtsspiele und verwandte Erscheinungen ein offenes Auge 6). Er blieb auch in der Tschechoslowakei im Amt, erst die Umwälzung von 1945 hat auch ihn vertrieben. Er fand an seiner alten Arbeitsstätte, dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg, noch einmal eine Wirkungsstätte und hat dort sehr verdienstlich die Neu-aufstellung des gesamten Fayencen- und Keramikbestandes geleitet. Er gründete dort auch noch einen Verband der Freunde der Keramik, dessen Präsidentschaft er übernahm. Im Jahre 1955 erhielt er das deutsche Bundesverdienstkreuz.

Leopold Schmidt

### Leopold Höfer †

Am 25. November 1957 ist in Wien der Schuldirektor i. R. Leopold Höfer im Alter von 87 Jahren gestorben. Sein arbeitsreiches Leben war der Erziehung, daneben aber besonders der Volkssprachforschung gewidmet. Dafür war er bereits von Jugend auf vorbereitet, sein Vater war ein bedeutender Sammler der niederösterreichischen Volkssprache. Er hat den Schatz der niederösterreichischen Pflanzennamen zusammengetragen, der dann in dem Buch „Die Volksnamen der niederösterreichischen Pflanzen“, gesammelt und erläutert von F. Höfer und M. Kronfeld (Sonderdruck aus den Blättern des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich, 1889), Wien 1889, vorgelegt wurde. Leopold Höfer hat im Sinne seines Vaters weitergesammelt und ein enormes Zettelmaterial vor allem zu einem „Wiener Wörterbuch“ zusammengetragen. Aus diesem besonders in den Wiener Arbeiterbezirken aus dem Schülermund gesammelten Material hat er auch vieles für die Volkskunde, vor allem selbstverständlich für die Wiener Großstadtvolkskunde Wichtiges veröffentlicht. Von seinen zahlreichen Arbeiten sind seine in der II. Serie unserer Zeitschrift in den Jahren 1927—1929 veröffentlichten Beiträge zum Volksglauben der Wiener Kinder („Wiener Kinderglaube“, 1929) wichtig gewesen und bekannt geworden. Zusammen mit manchen anderen Lehrern dieser fruchtbaren Zwanzigerjahre hat also Höfer geholfen, eine Grundlage für die Wiener Volkskunde zu schaffen, was ihm allezeit ein besonders ehrenvolles Angedenken sichern wird.

Eine kleine Bibliographie seiner wichtigsten Veröffentlichungen mag dazu beitragen, die Bedeutung des nun Dahingeshiedenen im richtigen Licht erscheinen zu lassen.

1. Ortsnamenforschung und Volkskunde (Wiener ZfVk XXVIII, 1923, S. 81—85).
2. Leibesstrafen im Wiener Kinderspiel (Wiener ZfVk XXIX, 1924, S. 90—97).
3. Wiener Kinderglaube. Ein Beitrag zu „Volksglaube und Volksbrauch der Großstadt“. Gesammelt in Ottakring und Hernals (Wien XVI

5) Seit 1909 von Braun selbst geleitet, bestand die Zeitschrift bis 1920.

6) Vgl. die Berichte in der ersten Serie unserer Zeitschrift: Bd. 3, S. 235, Bd. 9, S. 175, 245, Bd. 14, S. 215, Bd. 19, S. 210.

- und XVII) (Wiener ZfVk XXXII, 1927, 29 ff., 78 ff., XXXIII, 1928, 6 ff., 45 ff., 89 ff., 134 ff., XXXIV, 1929, 25 ff., 61 ff., 93 ff.).  
 Dasselbe auch als Sonderdruck in Buchform erschienen: Wiener Kinderergläube. 124 Seiten. Wien 1929, Verlag des Vereins für Volkskunde.
4. Österreich in deutschen Wörterbüchern  
 (Unsere Heimat N.-Ö., VI, 1935, S. 89—95).
  5. Warum haben wir kein Wiener Wörterbuch?  
 (Unsere Heimat, VIII, 1935, S. 83—94).
  6. Das Volkslied im Wiener Wörterbuch  
 (Das deutsche Volkslied, XXXVIII, 1936, S. 90—92, 110—112).
  7. Das Geld im Wiener Wörterbuch  
 (Unsere Heimat, IX, 1936, S. 155—161).
  8. Ortsneckereien  
 (Unsere Heimat, X, 1937, S. 48—57).
  9. „Anschluss“  
 (Unsere Heimat, XI, 1938, S. 138—142).
  10. Der Student im Wiener Wörterbuch  
 (Unsere Heimat, XVII, 1946, S. 37—39).
  11. Notizen zur Wiener Kindersprache  
 (ÖZV, VIII, 1954, S. 35—42).

Der reiche handschriftliche Nachlaß Höfers ist nach seinem Tode von seiner Tochter, Frau Elisabeth Höfer, dankenswerterweise dem Verein und Museum für Volkskunde gewidmet worden.

Leopold Schmidt

#### Adolf Helbok — 75 Jahre

Univ.-Prof. Dr. Adolf Helbok, Innsbruck, feierte am 2. Februar 1958 seinen 75. Geburtstag. Aus diesem Anlaß fand im Institut für Volkskunde an der Universität Innsbruck, das Helbok von 1939 bis 1945 leitete, am 3. Februar 1958 eine Feier des Jubilars statt, die der jetzige Vorstand des Institutes, Univ.-Prof. Dr. Karl Ilg, veranstaltete.

## Literatur der Volkskunde

Rudolf Kriss und Hubert Kriss-Heinrich, *Peregrinatio neohellenica*. Wallfahrtswanderungen im heutigen Griechenland und in Unteritalien. Mit 126 Bildern. Wien 1955 (= Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band VI). VIII und 232 Seiten. S 83,—.

Die Verehrung der Heiligen, wie auch die der Heroen der alten Zeit, entspricht einem gebieterischen Bedürfnis der Volksseele (Martin Nilsson). Wie jene in dem Grab, in dem sich die heilbringenden Reliquien des einzelnen Heros befanden, ihren eigenen Platz hatte, so sind auch die Gräber der Heiligen und der Märtyrer auch heutigen Tages noch Wallfahrtsorte für das fromme Volk. Den Reliquien der Heiligen und den aus ihren Gräbern bisweilen entquellenden kleinen Wasserströmen sind auch einige Bilder der Mutter Gottes und der Heiligen hinzuzufügen., von denen man glaubt, sie seien vom Heiligen selbst einer gewissen frommen Person im Traum angezeigt und so aufgefunden worden. Auch diese Orte werden mit der Zeit zu Kultstätten geweiht.

Von vielen der alten Heroen glaubte man, daß sie gewisse Krankheiten heilten; und heute ist der Glaube an die wundertätige Kraft der Reliquien und der Bilder der Heiligen tief in die Seele des Volkes eingedrungen. Denn man glaubte, durch die Ikonen wirke die Gnade Gottes. Aus diesem Glauben lassen sich die Hilfesuche und die Gebüße, die Votive und Weihegaben, die Wallfahrten und die Inkubationen erklären.

Eine Gesamtdarstellung des griechischen Votivwesens fehlte uns bisher. Und so haben die Verfasser versucht, durch eigene Forschung diese lang empfundene Lücke zu schließen. Zu diesem Zweck gaben sie sich in den Jahren 1951 bis 1954 die Mühe, alle bedeutenden Wallfahrtsorte Griechenlands zu besuchen und die griechischen Votivbräuche persönlich kennenzulernen.

Wenn man bedenkt, daß Rudolf Kriss solche Forschungsreisen in früheren Jahren in Jugoslawien und Italien unternommen hat (deren Ergebnisse er schon vor längerer Zeit bekanntgegeben hat), so versteht man, daß er jetzt mit der Mitarbeit seines Sohnes die griechischen Wallfahrtsorte mit besonders gut geübten Blick erforscht hat. Die Insel Tinos, nicht weit vom alten Delos, ist heute das bedeutendste Zentrum panhellenischer Verehrung der Mutter Gottes. Die drei größeren Inseln des Ionischen Meeres: Korfu, Kephallonien, Zante, und auch Syme in der südöstlichen Ecke der griechischen Inselwelt, bilden ebenfalls bedeutende Kultstätten von örtlicher Bedeutung. Die Verfasser bemühten sich, diese Orte gerade zur Zeit der Volksfeste zu besuchen. So konnten sie allen diesen Volksfesten beiwohnen. Alles, was sie dabei erlebten, wird in den drei wesentlichsten Kapiteln ihres Buches (Kap. II—IV, S. 32—1350) dargestellt. Diesen Kapiteln geht ein Bericht über Form und Sinn der in Griechenland üblichen Votive und Weihe-



gaben als unentbehrliche Einführung voran. Darüber hinaus wurde das heutige Griechentum in Konstantinopel untersucht und der Erforschung der ehrwürdigen Wallfahrtsorte dieser alten Wiege der griechischen Orthodoxie und den mit ihnen zusammenhängenden Überlieferungen (deren viele von panhellenischem Charakter sind) das IX. Kapitel gewidmet. Die dazwischenliegenden Kapitel des Buches (V—VIII) berichten über Grottenwallfahrten, über manche altheilige Orte und außerdem über einige wundertätige Bilder aus bestimmten Klöstern des Heiligen Berges. Merkwürdigerweise aber haben die Verfasser dabei Thessaloniki und die altheilige Demetriusbasilika, in der bekanntlich die heilige Reliquie unversehr in einem Sarg aufbewahrt wird und von jeher als „koinon iatreion tou christianou“ galt, übergangen. Demgegenüber geben aber die Verfasser wichtige Auskunft über die griechischen Kultstätten Unteritaliens. So wurde wirklich dem heutigen Griechentum sowohl im Stammland als auch auf den Inseln nachgespürt.

Sämtliche Berichte besitzen das Lebendige der Ich-Darstellung; dazu kommen gut ausgewählte Bilder, die bei den behandelten Dingen die Anschauung nicht fehlen lassen. Wenn die Verfasser auch Orten und Gegenständen ihrer Erforschung fremd gegenüber standen, so hatten sie doch die geeignete geistige Verfassung, das Vertrauen der einfachen Volksmenschen zu gewinnen. Bisweilen jedoch können sie die Sachverhältnisse bei den griechischen Volksfesten, z. B. das Menschengewirr in der überfüllten Kirche, wo jedermann bei den Inkubationen in der Kirche der Mutter Gottes auf Tinos für sich und seine kranken Verwandten einen Übernachtungsplatz aufsucht, nicht richtig verstehen und deuten. Wenn sie aber schon dabei an die antiken Inkubationen denken, warum schreiben sie dann die Beziehung zwischen der heutigen Sitte und dem altgriechischen Kultbrauch, die nicht nur Griechen, sondern auch viele ausländische Gelehrte feststellen<sup>1)</sup>, dem „Nationalstolz“ der Griechen zu, und warum wollen sie keine Kulturfolge auch darin sehen? Weiter wäre es freilich sinnlos, wenn die Griechen sich nur „ihrem ausgeprägten Nationalstolz zufolge“, den Verfassern nach, „als Nachfolger der alten Hellenen betrachten“, ohne ihren nationalen Ursprung aus geschichtlichen, sprachlichen und volkswissenschaftlichen Gründen beweisen zu können. Es genügt auf den bekannten Vortrag von Alb. Thumb, *The Modern Greek and his ancestry* (The Bulletin of the John Rylands Library, Sonderdruck 1914) hinzuweisen. Der religiöse und gleichzeitig weltliche Charakter der neugriechischen Wallfahrten, wie so viele andere Bräuche des heutigen Volkes (z. B. Tieropfer, Panspermiae, Adonisgärten, Heischen mit der Schwalbe usw.), werden doch auch von ausländischen Gelehrten als *Survivals* aus dem altgriechischen Kultus erklärt (Siehe Martin Nilsson, *Greek Popular Religion*, New York 1940, und G. A. Megaw, *Greek Calendar Customs*, Athen 1957).

Das Buch trägt meistens beschreibenden Charakter; auch der Stil, den die Verfasser für ihre Darstellungen anwenden, macht das Buch sehr anziehend: ein Stil, der allerdings für ein deutsches, rein wissenschaftlichen Zwecken dienendes, Buch ungewöhnlich ist. Daraus ist vielleicht auch zu erklären, daß die Verfasser der Versuchung, welcher die

---

<sup>1)</sup> Siehe bes. L. Deubner, *De incubatione* 1900; Mary Hamilton, *Incubation or the cure of diseases in pagan temples and Christian churches*, 1906; und *Greek Saints and their Festivals*, Edinburgh und London 1910, S. 90 f. M. Nilsson, *Gesch. d. gr. Religion* 1, 157.

früheren Reisenden ausgesetzt waren, nicht widerstehen konnten und in ihren Darstellungen allem Auffallenden nachgehen. So befassen sie sich auch mit Nebensächlichkeiten, wie z. B. mit der Miene des Metropoliten beim Einzug in die Kirche von Tinos oder der Zeremonie während der Kommunion in der orthodoxen Kirche.

Gerade wir Volkskundler lieben das Volk seines tiefen und aufrichtigen Glaubens und seiner schlichten und naiven Ausdrucksweisen wegen. So ist auch der hie und da spürbare etwas spöttische Ton einem volkskundlichen Werk meines Erachtens nicht gemäß, z. B. da, wo der gute Priester auf der Insel Syme zur Ehrung der Herren R. und H. Kriss bei ihrem Auszug die Glocke seiner kleinen einsamen Kirche läuten läßt in eben der Weise, in der er es wenig später beim Einzug eines anderen angesehenen Besuchers, des Archimandriten von Syme, einem alten Brauch nach tut. Ebenfalls haben die Verfasser Unrecht, wenn sie die „Autoschutzmittel“ (S. 136), d. h. die kleinen Ikonen in jedem griechischen Autobus, nur dem schlechten Zustand der Straßen — es gibt ja auch gute Straßen in Griechenland — zuschreiben. Verkehrsunfälle sind auch auf den besten Asphaltstraßen in Athen, wie ja auch im Lande der Verfasser, an der Tagesordnung!

Ich übergehe hier einige andere Stellen, an denen die Verfasser allzu willkürlich und fehlerhaft über Land und Leute Griechenlands schreiben und dem Leser unrichtige Eindrücke vermitteln.

Hervorragend dagegen sind die Ergebnisse, zu denen die Verfasser über den Weg gewisser vergleichender Beobachtungen kamen. So wurde der italienische Einfluß sowohl in den Gattungen als auch in Art und Weise der Weihgaben der Ionischen Inseln richtig erkannt; demgegenüber ist kein Unterschied im Motivwesen zwischen den Anhängern der Römisch-Katholischen und der Orthodoxen Kirche auf Syros vorhanden. Ein richtiges Ergebnis ihrer Forschungen ist auch, daß die Schwäche der menschlichen, der göttlichen Macht unterworfenen Seele an vielen Orten des Nahen Ostens die Bekenner der christlichen und der mohammedanischen Religion vor den sakralen Gegenständen der beiden Lehren geeinigt hat. Nur an einigen Stellen hätte ich einige Bemerkungen zu machen, um bestimmte Mitteilungen oder Meinungen der Verfasser zu vervollständigen oder zu korrigieren. S. 1 f. Den verschiedenen Gattungen der Votive (griech. „Tamata“) sind auch blutige Tieropfer hinzuzufügen. Wenn man z. B. in Thrakien einen Heiligen wegen eines kranken Kindes um Hilfe zu bitten hat, legt man das Gelübde ab, ihm zu Ehren ein Lamm zu opfern. Dieses Opfer muß er ihm dann unbedingt jedes Jahr darbringen (s. Laographia, Bd. 3 (1911—12). S. 164. G. Megas, Zetemata Hellen. Laographias, Heft 3, S. 19 ff.).

S. 28 f. beschreiben die Verfasser die Ansichten der Ostkirche über die Ikonen, indem sie sich auf das bekannte Buch des Metropoliten Seraphim, Die Ostkirche (Stuttgart, 1950) berufen, und, „trotz vieler Gemeinsamkeiten mit der Römisch-Katholischen Kirche“ finden sie, „eine abweichende, deutlich spürbare besondere Note“ (S. 28). „In der Griechischen Kirche“, sagen die Verfasser, „hat eigentlich jede Ikone durch die Ikonen-Weihe am Wesen des Urbildes irgendwie teil, eine Lehre, die der primitiven volkstümlichen Auffassung von der magischen Bild-Verknüpfung schon an sich viel näher liegt als die römische Ansicht, die jeden Kausalnexus zwischen Bild und Erhöhung ablehnt.“ (S. 30 f.) Dazu habe ich zuerst zu bemerken, daß, soweit die Forschung

der Verfasser griechische Bräuche und griechischen Glauben betrifft, es richtiger gewesen wäre, Schriften von griechischen Theologen zu Rate zu ziehen, als das Buch des russischen Metropoliten. Bekanntlich sind die russischen Theologen zum Mystizismus und zur mystischen Kulturklärung geneigt. Ferner erweist zwar das griechische Volk den Bildern der Heiligen Ehre und Huldigung, hält aber nicht „prinzipiell“, wie die Verfasser sagen, jede geweihte Ikone für ein „Gnadenbild“ (S. 31). Nur wenn ganz besondere Umstände, nämlich seltsame Begleiterscheinungen bei seiner Auffindung und seine erwiesene Wunderkraft, vorliegen, wird einem Bild, nicht nur von unserem Volk, sondern auch von den Anhängern der Römisch-Katholischen Kirche, den Verfassern nach (S. 30) eine Wunderkraft beigemessen, und zwar in diesem Sinne, daß dadurch die Gottesgnade auf die Gläubigen wirkt. Es gibt also im Wesentlichen auch dogmatisch keinen Unterschied zwischen der Griechischen und der Römischen Kirche, manche vereinzelt Ubertreibungen, wie sie bei den Volksmenschen in den beiden Kirchen vorkommen, seien hier übergangen. Dies Mißverständnis ist auch sonst bei heterodoxen Schriftstellern üblich. Es ist dem Umstand zuzuschreiben, daß sie der dogmatischen Voraussetzungen und der Lehre der griechischen Kirchenväter unkundig sind. Es genügt auf die Abhandlungen von I. Karmiris: „Synopsis tes dogmatikes didaskalias tes orthodoxu Katholikes Ekklesias“ (Sonderdruck aus „Epistemonike Epeteris tes Theologikes Scholes tou Panepisteniou Athenon“, 1955—1956, S. 107) und „He dogmatike didaskalia tou Joannu Damaskenu“ (Sonderdruck aus „Threskentike Enkykliopaideia“, Bd. 3, Athen 1940, S. 61—65) hinzuweisen.

S. 126 wird die Oster-Liturgie im Kloster von Syme, welcher die Verfasser als Gäste des Klosters beiwohnten, beschrieben. Es wird aber dem Leser nicht erklärt, warum während der Zeremonie, die draußen im Klosterhof stattfand, die Kirchentür fest verschlossen war und warum der Presbyter sie am Ende mit einem kräftigen Stoß öffnete, worauf die Versammelten wieder feierlich in die Kirche einzogen. Die Erklärung, die sie hätten geben sollen, ist diese: es handelt sich hier um einen dramatischen Akt, wobei der in der Kirche eingeschlossene Diakon — anderswo der Küster — bei dem liturgischen Wechselgesang zwischen draußen und drinnen den Teufel darstellt, welcher der menschlichen Erlösung im Wege steht und vom Priester, der den auferstandenen Christus symbolisiert, mit Gewalt aus der Kirche vertrieben wird.

S. 143. Die Erklärung für die Entstehung der christlichen Grottenkulte, die die Verfasser vom Volk vernahmen, daß nämlich „die Christen sich während der Türkenzeit zu ihren Andachten in solche Höhlen zurückziehen mußten, um vor Verfolgung sicher zu sein“, entbehrt gewiß der historischen Grundlage. Das kann jedenfalls nur für einige Gegenden von Kleinasien, d. h. Kappadokien und Pontus, gelten, wo tatsächlich der religiöse Fanatismus der Türken die Christen zwang, in solche Höhlen Zuflucht zu suchen. In den Ländern aber der einstmaligen Europäischen Türkei war den Christen die Andacht in den Kirchen schon von der Eroberungszeit an erlaubt. Kein Zweifel also, daß die Grotten, wenigstens in diesen Ländern, die Nachfolge antiker Kultstätten angetreten haben. Die in den kretischen Grotten aufgefundenen Überreste von Opfer- und Weihegaben aus der minoischen bis zur ersten christlichen Zeit (5. oder 6. Jahrhundert n. Chr.) sind ein Beweis dafür, daß ein Kult im Verlauf von vielen Kulturen und Religionen in

den Grotten bestehen mußte<sup>2)</sup>. Wer eigentlich der alte Gott war, an dessen Stelle der heute in der Grotte verehrte Heilige gestellt wurde, können wir nicht mit Sicherheit wissen. Aber es sind auch heute noch nicht nur Heilige, die in Grotten wohnen, deren Hilfe die Kranken suchen; es sind auch Nereiden, d. h. die alten Nymphen, die von jeher in den Grotten, zusammen mit Pan und anderen alten Göttern, verehrt wurden, denen auch heute noch meistens die an Nerven- und Geisteskrankheiten Leidenden Speisen und andere Geschenke darbringen, ebenso wie in der alten Zeit<sup>3)</sup>. Es besteht kein Zweifel, daß auch in dem großen Ölkrug der Kultgrotte in der Nähe der Stadt Monemvasia, der nach der Meinung der Verfasser „vermutlich als Speiseopfer gedacht“ werden soll (S. 145), „meiligmata“, d. h. Offerten von Milch, Honig oder Wein, solchen Geistern vorgesetzt wurden, bevor Johannes Prodromos deren Nachfolge angetreten hat.

S. 173. Die Verfasser teilen uns mit, daß die Geisteskranken gewöhnlich 40 Tage im St. Georgskloster auf der Prinkiposinsel bleiben, und setzen diese Zahl in Beziehung mit der Dauer der Fastenzeit. Man darf jedoch nicht übersehen, daß die heilige Zahl 40 außerdem in vielen magischen Handlungen vorkommt und auch sonst eine allgemeine magische Bedeutung hat.

Einen schönen Abschluß zu diesem interessanten Buch bildet der Anhang von Leopold Schmidt. Hierin wird die prächtigste Votivgabe von Tinos, nämlich ein silbernes Orangenbäumchen, untersucht. Das Bäumchen trägt außer den vergoldeten kugeligen Früchten an den Ästen zwölf kleinere Ampelbehälter und an der Spitze des Stämmchens einen etwas größeren, also insgesamt dreizehn Leuchter. Schmidt bringt diesen Baum-Leuchter in Zusammenhang mit der ganzen Gruppe der Lebensbäume und untersucht ihn im Vergleich mit dem bekannten Leuchterbaum des Österreichischen Museums für Volkskunde, der nach dem Beispiel des Bäumchens von Tinos eigentlich eine Votivgabe gewesen sei und, wie Schmidt vermutet, von einer griechischen Wallfahrt stammen könnte. Die Vermutung aber, daß die Zahl der Lichter an dem Votiv-Baum von Tinos alten kalendarischen Ursprungs ist, — daß nämlich die Zahl der Ampelbehälter die zwölf Monate darstellen soll, — läßt das zentrale, dreizehnte Licht ohne Erklärung. Hierzu möchte ich zuerst bemerken, daß das Gefäß, aus dem das Orangenbäumchen von Tinos wächst, nicht als Trinkgefäß, wie Schmidt meint, sondern als ein Blumentopf angesprochen werden kann; solche irdene Gefäße in der Art, wie sie der Blumentopf von Tinos darstellt, kann man tatsächlich auf beiden Seiten der Stufen der äußeren Haustreppe oder auf den Giebeln einer Haus-Terrasse in den Vororten Athens sehen. Ein frommer Mann, offenbar ein reicher Grundbesitzer, der in der Not ein Gelübde für das Gedeihen seines Orangengartens abgelegt hatte, ließ eine Nachbildung eines Orangenbaumes als Votivgabe für die Mutter Gottes anfertigen. Daß das Bäumchen also aus einem Blumentopf herauswächst, scheint ganz normal zu sein. Weiter macht der religiöse Zweck, dem die Votivgabe hier dienen soll, sehr wahrscheinlich, daß hier die zwölf Lichter die zwölf Apostel, das dreizehnte Licht an der Spitze den Christus selbst als den Gipfel des Christentums darstellen können. Das stimmt mit einer Auffassung überein, die gewissen griechi-

---

<sup>2)</sup> Darüber siehe Sp. Marinatos, *The Cult of the Cretan caves*, (The Review of Religion, 1941, S. 135 f.)

<sup>3)</sup> M. Nilsson, *Geschichte der Griechischen Religion I*, S. 230 f., 234 f.; derselbe, *Greek Popular Religion*, 1940, S. 14 f.

schen Ikonen zugrundeliegt, die Christus auf der Spitze eines Weinstockes und die Apostel auf den zwölf Ästen sitzend darstellen. Nach diesem Vorbilde ist wahrscheinlich auch der Baum-Leuchter von Tinos gebildet. (Siehe G. A. Soteriu, Hodegos tu Byzantinou Museiou. Athen, 1956, Taf. XXXI.)

Mit diesem wichtigen Anhang schließt das typographisch schön ausgestattete Buch. Es bildet in der Tat einen wichtigen Beitrag zur Kenntnis der griechischen religiösen Volkskunde und, mit dem Vorbehalt, den wir in den obigen Bemerkungen zum Ausdruck gebracht haben, sind wir nicht nur den Verfassern, sondern auch der Leitung des Österreichischen Museums für Volkskunde, die das Werk in seine Veröffentlichungen aufgenommen hat, zu bestem Dank verpflichtet.  
Georgios A. Me gas, Athen

**Studien aus Wien.** Herausgegeben vom Historischen Museum der Stadt Wien (= Wiener Schriften, Herausgegeben vom Amt für Kultur und Volksbildung der Stadt Wien, Heft 5). 272 Seiten, 132 Abb. Wien 1957, Verlag für Jugend und Volk.

Es erscheint uns geboten, hier auf eine offizielle Schriftenreihe aufmerksam zu machen, die, wie so manche ihrer Art, der Öffentlichkeit nicht so bekannt werden mag, wie sie es verdienen würden. Das Kulturamt der Stadt Wien bemüht sich hier eine eigene Serie zu schaffen, die bis jetzt folgende Bände gebracht hat:

1. Kulturarbeit der Stadt Wien 1945—1955. 1955.
2. Felix Czeike und Walter Lugsch, Studien zur Sozialgeschichte von Ottakring und Hernals. 1956.
3. Gustav Mazanetz, Erhaltung und Wiederherstellung von Bodenfunden: Gebrannte Tongegenstände, Gefäße und Ziegel. 1956.
4. Festschrift zum 100jährigen Bestand der Wiener Stadtbibliothek. 1956.

Man sieht, eine etwas bunte Reihe unter einem etwas blassen Ober-titel. Der Titel des nunmehr vorliegenden 5. Bandes dieser Reihe ist leider auch nicht sehr vielsagend. Unter „Studien aus Wien“ können sich zahllose, in sich völlig verschiedene Themen verbergen. Es handelt sich jedoch um einen interessanten Sammelband von guten wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Beamten- und Freundeskreis des Historischen Museums der Stadt Wien, das auf diese Weise seit sehr langer Zeit wieder ein Zeugnis für seine Stellung als Forschungsstätte abzulegen bemüht ist. Wie bei solchen Wiener Studien fast stets, überwiegen die Arbeiten zur Theater- und Musikgeschichte. Auch die kunsthistorischen Abhandlungen sind meist auf diese Themen eingestellt. Das Museum hat keinen volkskundlichen Referenten, weshalb sich auch keine dementsprechenden Arbeiten hier vorfinden. Aber ein schöner Beitrag des von Franz Glü ck herausgegebenen Bandes ist doch auch für uns von Bedeutung: Hubert Kaut, Ein Erinnerungsbuch von 1825 für die Wiener Kaufmannsfamilie Baumann (S. 127—168, mit 1 Farbtafel und 30 Abb.). Das von dem Oberst Franz Xaver Freiherr von Paumgarten angelegte und gezeichnete Büchlein gibt einen vortrefflichen Einblick in das tägliche Leben einer Wiener Bürgerfamilie der Biedermeierzeit. Wohnung, Einrichtung, Kleidung kommen ebenso zur Geltung wie das Ausflugs-wesen, die bauerliche Ausstattung der ländlichen Schenken der Wiener Umgebung, und nicht zuletzt einiges an Fest-, Tanz- und Spielbrauch. Am stärksten wird von Kaut die Darstellung der Weihnachts- bzw. Nikolausbescherung hervor-

gehoben, da sie nicht nur Nikolaus und Krampus, sondern auch den Christbaum zeigt, als früheste Darstellung in Wien, datiert 1820 (S. 153 f.). Freilich ist die Bezeichnung „Christbaum“ durch Kaut willkürlich gewählt. Es gab in Wien einen Nikolausbaum, Karoline Pichler schreibt 1817 anlässlich des bei ihr veranstalteten Nikolausfestes ausdrücklich von einem „Bescherungsbaum“ (Gugitz, Von Leuten und Zeiten im alten Wien. Wien 1922. S. 45). Interessant ist für uns ferner das Blatt „Unterhaltung bei Franziska Salmi (1820)“, das ein Paar in prononçierter Tiroler Tracht tanzend zeigt, wirklich „tyrolienne“, wozu ein Bedienter auf der Radleier spielt. Kaut weiß S. 157 nur gerade dazu zu sagen, daß es sich um die Radleier, „ein Saiteninstrument eigener Art“ handle. Das ist sehr wenig, schließlich geht es einmal um den Tiroler Tanz in Tracht, den man viel genauer interpretieren könnte, dann nicht um das Instrument an sich, sondern um sein Auftreten just zu dieser Zeit in Wien. Wir wissen davon: In den „Eipeldauerbriefen“ wird ein Wiener Hausball von 1816 beschrieben, bei dem „die Musi in zwaa Leyern bstandte“ (Klier, Volkstümliche Musikinstrumente in den Alpen. Kassel 1956. S. 45). Schließlich scheint mir sogar die Unterschrift dieses Bildchens kommentierenswert:

„Wie oft gab es bey unserer bekanten lieben Frau Franzel Gesellschaft, Spiel, Soupee und zuletzt noch ein Tanzel.“

Das scheint ein Gelegenheitsreim zu sein, war aber im Jahr 1820 keiner. Gerade damals grassierte das Mundartlied „Der Weltlauf“: „Weib, du sollst hoamgehn, Dein Mann, der ist krank“, mit dem Kehrreim „Lieber Herr Franz, Noch ein Tanz“, Tschischka und Schottky hatten es soeben, 1819, veröffentlicht (Osterreichische Volkslieder mit ihren Singweisen. Neuausgabe durch Fr. S. Kraus, Leipzig 1906. S. 38 ff.). Noch 1824 war es so geläufig, daß es Ferdinand Raimund in das Quodlibet des Waschblau im „Diamant des Geisterkönigs“ einflocht. Ich habe auf all das längst hingewiesen (Schmidt, Zum Quodlibet des Florian Waschblau. Volksliedspuren bei Ferdinand Raimund: Das deutsche Volkslied. Bd. XXXVI, Wien 1934, S. 17 ff.). Aus solchen Zusammenhängen mit dem kleinformatigen Volksleben des biedermeierlichen Wien ergaben sich also derartige Züge, die man freilich nur von der Volkskunde aus zu erkennen vermag. Man würde sich daher wünschen, daß das historische Museum der Stadt Wien künftighin sowohl in ihren Sammlungen wie in ihren Veröffentlichungen die Wiener Volkskunde auch berücksichtigen lassen sollte. Selbstverständlich über das Biedermeier hinaus, dem ja auch in diesem Band wie in so vielen Wiener Veröffentlichungen ein eigentlich unverhältnismäßig großer Raum gewidmet wird.

Leopold Schmidt

**Anni Gamerith, Lebendiges Ganzkorn.** Neue Sicht zur Getreidefrage, gewonnen aus dem Urwissen bäuerlicher Überlieferung. Goisern (O.-Ö.) 1956. 64 Seiten, 26 Abb. Verlag „Neues Leben“.

Unsere steirische Mitarbeiterin (vgl. ÖZV. X, 1956, 97 ff.) hat in den letzten Jahren eine Reihe von kleineren Veröffentlichungen zur Speisenvolkkunde herausgebracht: Bäuerliche Tischsitten (Neues Leben, VIII, 1955, 340 ff.); Zwischenmahlzeiten im Bauernhaus (Neues Leben IX, 1955, 121 ff.); Altbäuerliche Wöchnerinnenkost (Neues Leben, X, 1955, 22 ff.); Rund um die bäuerliche Jause (Neues Leben, IX, 1955, 178 ff.). Es ist erfreulich, daß sie nunmehr ihre erwanderten, sorgfältig gesammelten Beobachtungen über das Stampfen des Getreides auch in Buchform vorlegen konnte. Auch für die vergleichende Geräteforschung von Wichtigkeit.

Leopold Schmidt

Hermann Baltl, *Rechtsarchäologie des Landes Steiermark.* (= Grazer Rechts- und Staatswissenschaftliche Studien, Bd. 1). 142 Seiten, 82 Abb. auf 24 Tafeln. Graz-Köln 1957, Hermann Böhlaus Nachf. S 78,—.

Die Rechtsarchäologie ist die Schwester der Rechtsvolkswunde und daher jederzeit unserer starken Beachtung gewiß. In Österreich hat man sich dieser weitgehend museal eingestellten Disziplin nicht allenthalben gleichmäßig angenommen. Bei weitem am besten ist sie in Niederösterreich vertreten, wo neben zahlreichen Beständen in Ortsmuseen vor allem die Sammlung Liebl im N.-Ö. Landesmuseum für eine umsichtige Pflege der Denkmale auf diesem Gebiete zeugt. Die tausend Objekte der Sammlung des 1950 verstorbenen Senatsrates Liebl sind nun auch durch ein übersichtliches und gut illustriertes Katalogbüchlein erschlossen (Hans Liebl, *Altertümer österreichischer Strafrechtspflege*, unter besonderer Berücksichtigung Niederösterreichs vom 16. bis 19. Jahrhundert. Wien 1951, N.-Ö. Landesmuseum, 75 Seiten und 44 Abb.).

Baltl hat sich die Aufgabe gestellt, über die Denkmäler der Strafrechtspflege hinaus sämtliche rechtsarchäologischen Zeugnisse in Steiermark zu inventarisieren. Er gliedert seine Sammlung in Amtsgebäude und andere Rechtsorte, Amtsgeräte, Strafvollzug, Folter, Asyle, dann Hoheitszeichen, Maße und Gewichte, Grenzzeichen und Zunftgeräte. Nach einer Übersicht über die jeweiligen Bestände und deren Bedeutung gibt er das eigentliche Inventar, das 555 Nummern umfaßt, deren Vorhandensein Baltl in jahrelanger Arbeit, auf Fahrten und Museumsbereisungen usw. festgestellt hat. Die musealen Bestände, nicht zuletzt die des Joanneums in Graz, aber auch die mancher steirischer Heimatmuseen, sind dabei von besonderer Bedeutung. Interessant und museologisch wichtig auch die verschiedenen Bemerkungen Baltls darüber, wie wenig bekannt diese Museumsobjekte eigentlich sind, wie schlecht inventarisiert in vielen Fällen, und wie wenig geschützt gegen Gefahr und Verlust. Tatsächlich sind ja im letzten Krieg wiederum derartige Rechtszeichen, die sich schon in musealem Besitz befanden, verlorengegangen. Dieses sorgfältige, mit Literaturangaben gewissenhaft unterbaute Inventar wird durch einen ausführlichen Bildteil vortrefflich erläutert.

Es ist selbstverständlich, daß man bei einer derartig umfassenden Inventarisierung mitunter anderer Meinung als der Verfasser sein kann. Zunächst einmal bei der landesmäßigen Begrenzung des Themas. Die heute in Steiermark befindlichen rechtsarchäologischen Denkmäler sind eigentlich nicht mit den rechtsarchäologischen Zeugnissen des Landes Steiermark, von dem der Titel spricht, identisch. Die Hoheitszeichen der Hochschulen im Lande, die ja doch Bundes-Institutionen sind, gehören die hier herein? Ganz abgesehen davon, daß diese Amtszeichen der Rektoren und Dekane aus dem 19. Jahrhundert ja überhaupt nur funktionell hierhergehören, ebenso wie die erst aus dem Jahre 1954 stammende Amtskette des Bürgermeisters von Graz. Eine weitere Frage ist die des Hereingehörens der Zunftaltertümer. Baltl hat die Zunfttruhen, Zunftkannen und Zunftkrüge, auch Zunftkassen und Verwandtes aufgenommen, weil sie am ehesten als Rechtsdenkmäler zu bezeichnen sind, die Zunftfahnen usw. dagegen nicht. Das mag für den Rechtsarchäologen methodisch vertretbar sein, von einem etwas allgemeineren Standpunkt aus gehören die Zunftaltertümer zweifellos zusammen, und als solche nicht zu den rechtsarchäologischen Denkmälern. Wenn aber schon Denkmäler der Gruppe aufgenommen wurden, dann hätten sie auch ihrer örtlich-landschaftlichen Stellung nach mehr betont werden müssen. Da

ist beispielsweise die Zunftkanne der Bleiburger Schuster (Nr. 407) im Grazer Joanneum, wird deshalb in diesem Inventar angeführt, der Ort Bleiburg aber, weil in Kärnten und nicht in Steiermark befindlich, im Ortsregister nicht ausgeworfen. Das wird man kaum für sehr zweckmäßig halten.

Solche Anmerkungen sollen aber den Wert der fleißigen Arbeit nicht schmälern. Man wird diesem Buch und seiner Zielsetzung vielmehr durchaus Erfolg und Nachfolge wünschen dürfen.

Leopold Schmidt

**Beiträge zur Geschichte von Murau.** Herausgegeben von Ferdinand Tremel (= Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Sonderband 3). Graz 1957, Selbstverlag des Historischen Vereins für Steiermark, 123 Seiten, mit zahlreichen Abb.

Neben die derzeit sehr zahlreich auftretenden Ortsgeschichten und Heimatkunden tritt hier ein Band, der die Vorträge berufener Historiker über das obersteirische Städtchen Murau enthält. Walter Modrijan gibt sehr instruktiv den Überblick über „Die Vor- und Frühgeschichte“ des Gebietes, mit bildlicher Vorweisung zahlreicher wenig oder gar nicht bekannter Denkmäler. Ernst Gasteiger, der Schöpfer des Murauer Heimatmuseums, bringt eine „Chronologische Darstellung der wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte der Stadt Murau“, Fritz Popelka schildert „Murau im Mittelalter“. Ferdinand Tremel, der bedeutende Wirtschaftshistoriker der Steiermark, stellt „Murau als Handelsplatz in der frühen Neuzeit“ dar, mit einem aufschlußreichen Kärtchen „Die Handelsstraßen um Murau im 16. und 17. Jahrhundert“. Aus der Darstellung ist auch volkkundlich viel zu lernen. Inge Mayer gibt einen ausführlichen „Überblick über die Kunstgeschichte der Stadt Murau“, aus dem wir u. a. auch erfahren, daß ein Band Murau der Österreichischen Kunsttopographie geplant ist und anscheinend in der Vorbereitung schon weit gediehen ist. Wenn man bedenkt, daß es für die Steiermark bisher erst einen einzigen Band dieses wichtigen Denkmalwerkes gibt, nämlich den über St. Lambrecht von Othmar Wonisch, dann wünscht man das Erscheinen eines Bandes Murau besonders innig. An diese sehr sachlichen Beiträge schließt die Darstellung von Karl Stöffelmayr „Das Gebiet Murau — eine volkkundliche Landschaft“ an. Der gute örtliche Kenner gibt einen liebenswürdigen, mehr feuilletonistischen Überblick mit besonderem Hinweis auf die Volksschauspiele und Schaubräuche der Landschaft. Angesichts des Fehlens von sachvolkkundlichen Beiträgen hätte man sich gewünscht, eine Ergänzung nach dieser Richtung in dem Bande zu finden. So wird unseres Wissens seit Jahren schon das wertvolle Material des Murauer Heimatmuseums von volkkundlicher Seite inventarisiert. Dieses Inventar würde, im Druck vorgelegt und mit entsprechenden Abbildungen versehen, wichtige Einblicke in die Sachkultur und Volkskunst der Landschaft um Murau bieten.

Leopold Schmidt

**Salzburger Museum Carolino Augusteum.** Jahresschrift 1955. Mit Berichten über die Jahre 1945—1954. Salzburg 1956. 187 Seiten, 21 Abb.

**Salzburger Museum Carolino Augusteum.** Jahresschrift 1956. Mit Berichten über die Jahre 1955—1956. Salzburg 1957. 240 Seiten, 20 Bildtafeln, zahlreiche Abb. im Text.

Das Salzburger Museum, eigentlich ein städtisches Museum, ist seit Jahrzehnten auch ein Landesmuseum, noch dazu eines der ersten Österreichs mit einer volkkundlichen Abteilung. Wir sind daher an



seinem Gedeihen hervorragend interessiert, und müssen seine neuen, von der neuen Leitung (Kurt Willvonseder) herausgegebenen Jahresberichte mit Aufmerksamkeit zur Kenntnis nehmen. Das über 120 Jahre alte Museum hatte viele Jahrzehnte hindurch Jahresberichte, die zu den Quellen auch der Volkskunde gehören, weil sie sorgfältig die Zugänge verzeichneten. Dann schuf Julius Leisching die „Salzburger Museumsblätter“, in ihrer Eigenart ebenfalls sehr wertvoll, nur nicht so ansehnlich. Dann verlor im zweiten Weltkrieg das Museum sein Gebäude, und seither führte es seit fast anderthalb Jahrzehnten ein kümmerliches Dasein, das sich auch nicht publizistisch manifestierte. Seit drei Jahren bemüht sich der neue Leiter um ein neues Gebäude. Das ist, wie aus seinen sehr ausführlichen Berichten hervorgeht, sehr schwierig. Um die Zeit nicht ungenützt verstreichen zu lassen, gibt er aber wieder Jahresberichte, jetzt „Jahresschriften“ heraus, und es sind stattliche Bände, die also von der Tätigkeit eines der Öffentlichkeit weitgehend entzogenen Museums sprechen. Friederike Prodingner vermeldet darin eingehend die Zugänge der Volkskundlichen Abteilung, die ja seit kurzem im Hellbrunner Monatsschlößl wieder ihr altes Ausstellungsgebäude besitzt. Leider ist das Schlößl, wie die Berichte ergeben, immer wieder Einbrüchen ausgesetzt. Es muß sich stattlich viel Salzburger Schmuck, aber auch Amulettgut usw. aus dieser Quelle im Antiquitätenhandel heruntreiben. Prodingner berichtet auch über die von ihr durchgeführten Brauchtumsaufnahmen, über die Sicherung des Siezenheimer Rauchhauses usw. Da ist also im letzten Jahrzehnt viel geschehen. Die Jahresschrift nimmt, wie vorauszusehen war, in steigendem Ausmaß auch selbständige Beiträge auf. 1957 wird der Aufsatz von Richard Treuer „Weihnachtsbrot-Backen in Pinzgauer Bauernhöfen“ mit instruktiven Abbildungen vorgelegt. Zweifellos bahnen sich hier neue Forschungs- und Publikationsmöglichkeiten für die sonst etwas übersehene Salzburger Volkskunde an.

Ansonst sind die Bände vor allem museologisch interessant. Die Berichte über die Bemühungen, letzten Endes doch nicht auf die Feste Hohensalzburg ziehen zu müssen — was ja für das Museum verhängnisvoll wäre — sind sehr instruktiv. Nicht minder bemerkenswert die Zusammenstellungen über die sehr zahlreichen Reisen der Beamten zur Besichtigung anderer Museen. Der Direktor war gar drei Monate zu diesem Zweck in den Vereinigten Staaten. Man merkt den Berichten über Neuanschaffungen von Vitrinen usw. an, daß die Maßstäbe für derartige Einrichtungen nicht von denen etwa der staatlichen Museen Österreichs abgenommen wurden. Die Frage ist natürlich, ob das Nichtvorhandensein eines Museumsgebäudes mit dem Aufwand für so zahlreiche und so ausgedehnte Reisen wie für derartige sehr teure Neuanschaffungen von technischen Behelfen in irgendeinem Verhältnis zueinander stehen. Aber das wird sich vielleicht in Zukunft herausstellen. Wenn die Maßnahmen auch der Salzburger Volkskunde zum Wohle gereichen könnten, dann sollen sie begrüßt sein.

Leopold Schmidt

**Alois Moritz, Die Almwirtschaft im Stanzertal. Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte und Volkskunde einer Hochgebirgstalschaft Tirols (= Schlern-Schriften Bd. 137). 138 Seiten. Innsbruck 1956. Universitätsverlag Wagner.**

Die Arbeiten von Wopfner, Stolz und Grass beginnen neue Früchte zu tragen. Ein Mittelschulprofessor aus Nauders, der lange Zeit in Landeck tätig war, hat unter dem Einfluß der genannten Forscher

und auf besondere Anregung von Nikolaus Grass die Almwirtschaft im westlichsten Tirol zu bearbeiten begonnen. Stärker als alle seine Vorgänger konnte er sich auf die schweizerischen Vorarbeiten stützen, die große Aufarbeitung des Graubündner Alpwesens durch Richard Weiß hat hier eine schöne Frucht ergeben. Moritz behandelt im ersten Teil das Weidewesen, zunächst außerhalb der Alm, dann auf der Alm, mit der ganzen Arbeit zwischen Auftrieb und Abtrieb, mit Schafscheiden, Sennlohnversammlung, Almsegnung usw. Im zweiten Teil, der wesentlich der Richtung der Almrechtsforschung verpflichtet ist, wird die Almmarkgenossenschaft Stanzertal ausführlich dargestellt. Entstehung und Zusammenschrupfen dieser Almmarkgenossenschaft werden genau dargestellt. Man wird es bei so viel rechts- und wirtschaftsgeschichtlicher Einstellung besonders begrüßen, daß Moritz doch das rein Sachvolkskundliche im ersten Teil anschaulich und gewissenhaft eingefangen hat. Einige Strichzeichnungen und Lichtbilder illustrieren die Darstellung. Stimmungsmäßig unterstreichen zwei vorzügliche Federzeichnungen von Max Weiler den Gehalt der an sich schlichten Darbietung, die mit mehr Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gemacht ist als manche ähnliche Arbeiten.

Leopold Schmidt

**Ostern in Tirol.** Unter Mitarbeit mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Nikolaus Grass (= Schlern-Schriften, Bd. 169). 350 Seiten, mit 23 Bildtafeln. Innsbruck 1957, Wagner.

Vor einiger Zeit habe ich gelegentlich (Volkskunde als Geisteswissenschaft, S. 14) ausgeführt, daß die Osterbräuche eigentlich verhältnismäßig wenig behandelt würden. Das scheint nunmehr schon allgemeiner empfunden zu werden, die Arbeiten über Ostern mehren sich. Der Innsbrucker Rechtshistoriker Grass hat auch in diesem Fall, wie in manchen anderen schon, die Initiative ergriffen und einen stattlichen Band zuwegegebracht, dessen Beiträge vorwiegend den kirchlich bestimmten Osterbräuchen in Tirol gewidmet sind. Eine einleitende Übersicht von Nikolaus Grass, Marie Grass-Cornet und Rudolf Mellitzer versucht das gesamte österliche Brauchtum kirchlicher und weltlicher Art darzustellen. Josef Ringler, der berufene Spezialist, behandelt die „Tiroler Fastenkrippen“, mit besonderer Berücksichtigung der Krippen des Franz X. Nißl und der Sterzinger Krippenschnitzerfamilie Probst. Die figurenreiche „Fastenkrippe in der Kirche von Götzens“ bearbeitet Alois Molling; es handelt sich um bemalte Papierfiguren. Marie Grass-Cornet schreibt über „Palmesel und tanzende Engel“ (der „Engeletanz“ gehört Christi Himmelfahrt zu). Ausführlich und belegreich behandelt Anton Dörrer „Heiliggräber, Grabandachten, Karwochenspiele“, nicht zuletzt im Hinblick auf die heutigen Tiroler Passionsspiele. Wieder wird dem zusammenfassenden Artikel die Spezialbehandlung gegenübergestellt: Nikolaus Grass bearbeitet sehr ausführlich die „Barock-Heiliggräber“, mit reichem archivalischen Material. Die schönen Bildbeigaben der barocken Heiliggrab-Architekturen von Wilten, Bozen und Lienz zeigen, daß es sich hier um nichts landschaftlich Gebundenes gehandelt hat. Es steckt da ein gutes Stück bisher wenig beachteter barocker Theater- und Architektur-Geschichte drin. Grass nähert hier wie auch in anderen Arbeiten seine brauchgeschichtlichen Studien der Kunstwissenschaft an. In der nächsten Studie, der über „Die Heiliggrab-Bruderschaft zu Nauders“ dagegen kann er das reiche Material archivalischer Art über eine derartige religiöse Vereinigung vorlegen, samt Ausgabebelegen, Mitglieder-

verzeichnis usw. Diesen sehr gewichtigen und ins Detail gehenden Arbeiten gegenüber runden die beiden letzten Beiträge von Josef A. Jungmann (Brauch und Liturgie in der Heiligen Woche) und Emil Berlanda (Karwochenoratorien in Tirol) den Band nur eben ab. Zu den „Oratorien“ wäre vielleicht auch auf die gesungenen Passionen der Osttiroler Dorfkirchen hinzuweisen, von denen Karl M. Klier berichtet hat (Osttiroler Passion, Zur Übertragung aus Abfaltersbach: Radio-Wien, Bd. 12, Wien 1936, H. 26, S. 8, mit Abb.).

Der stattliche Band, der also verschiedene Themenkreise der Osterüberlieferungen berührt, ist Georg Schreiber zum 75. Geburtstag gewidmet.  
Leopold Schmidt

**1600 Ostereier und Ostergebäcke aus ganz Europa.** Sonderausstellung 15. März—30. Juni 1957 (Führer durch das Museum für Völkerkunde und Schweizerische Museum für Volkskunde Basel) (= Sonderheft der Zeitschrift „Der Hochwächter“, März 1957, Bern. 30 Seiten).

**Osterbrauchtum in Europa.** Herausgegeben von Robert Wildhaber (= Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 53, Basel 1957, Heft 2/3).

Besondere Förderung der Osterbrauchforschung geht nun vom Schweizerischen Museum für Volkskunde und seinem rührigen, vielseitigen Leiter Robert Wildhaber aus. Die Ostereier-Ausstellung von 1957 hat ein sehr bedeutendes Material vorgestellt, der verdienstvolle Führer enthält neben zahlreichen guten Abbildungen folgende Einzelbeiträge: Wildhaber, Vom Osterei und der Technik des Eierfärbens; Paul Zinsli, Bemalte Eier in Safien (ein Graubündner Bergtal); Hans Thürer, Eierfärben in Filzbach (Kt. Glarus); Elisabeth Pflüger, Ostereier im Solothurner Gäu.

An diese schweizerischen Beiträge schließen nun die ebenfalls helvetischen Aufsätze im vorliegenden Doppelheft des Schweizerischen Archivs an: Elisabeth Liebl, Ostereierspiele im Atlas der schweizerischen Volkskunde, Rudolf Henggeler, Ostern und der klösterliche Küchenzettel (Einsiedeln), und teilweise noch Wildhaber, Der Osterhase und andere Eierbringer. Dann aber greift das Heft weiter aus. Zunächst instruktive Beiträge aus Deutschland: Mathilde Hain, Ostereier in Hessen, Friedrich Mössinger, Odenwälder Binseneier, Hans Moser, Brauchgeschichtliches zu Osterei und Osterbrot in Bayern, Johanna Nickel, Lausitzer Ostereier und als Sonderbeitrag Erwin Richter, Das Osterei in der Volksmedizin. Das heutige Österreich ist auch nicht schlecht vertreten: Karl Ilg, Sitte und Brauch um Osterei und Osterbrot in Tirol, Ernst Burgstaller, Ostergebäcke in Österreich, Leopold Kretzenbacher, Vom roten Osterei in der grünen Steiermark. Interessant gestaltet sich die Schau, wenn man die weiteren westeuropäischen Artikel denen aus dem mittleren Osten gegenüberstellt. Im Westen sehr aufschlußreich Alfred Pflüger, Osterei und Ostergebäck im Elsaß, Jules Pieters, Ostereier in Belgien, P. J. Meertens, Ostereier und Ostergebäcke in den Niederlanden. Sehr begrüßenswert der Aufsatz von Ernesto Veiga de Oliveira, „Folares“ und Ostereier in Portugal. An österreichische Verhältnisse schließt wieder Gaetano Perusini, Ostereier und Osterbrote in Friaul

an. Von unseren Nachfolgestaaten haben sich eingestellt: Maria Jagodic mit dem Beitrag über Slowenien, Ludwik Kunz über Mähren, Adam Pranda über die Slowakei, Istvan Sandor über Ungarn, mit einem Sonderkapitel über die „beschlagenen Eier“, die aber auch Kunz für Mähren behandeln konnte. Den Anschluß zum Balkan bilden die Artikel von Barbu Slatineanu, Rumänien, und Christo Vakariski, Bulgarien. Am wenigsten wußte man bisher von Griechenland, begrüßt daher den Beitrag von Margaret Arnott besonders herzlich. Nach dem Nordosten rundet Tadeusz Seweryn für Polen und die Huzulen ab, nach dem Süden Bianca Maria Galanti mit den Mitteilungen über Osterspeisen in Italien.

Eine Sonderstellung nimmt der Norden ein, der ja in älterer Zeit keine Ostereier kennt. Das kommt in den Beiträgen von Kustaa Vilkuna für Finnland und Gustav Ränk für Estland deutlich zum Ausdruck. Dort sind ältere Fruchtbarkeitsbräuche, das Vogeleiersuchen, das Stierhodengreifen und ähnliches Brauch. Auch die germanisch-skandinavischen Länder stehen an sich abseits, doch hat der deutsche Einfluß im 19. Jahrhundert eine schwache, städtisch-kommerzielle Brauchschrift entstehen lassen, worüber Lily All mit gewohnter Genauigkeit für Norwegen berichtet.

Das Heft wird von einem schönen Beitrag Archer Taylors über das Ei im europäischen Volksrätsel beschlossen. Man wird das so systematisch zusammengestellte Sonderheft als eine bedeutende Bereicherung bezeichnen müssen. Obgleich der sehr unterschiedliche Forschungsstand fühlbar ist, obgleich zahlreiche Probleme in den Einzelaufsätzen nur angeschnitten und in keinen Übersichtsartikeln zusammengefaßt sind, ist diese kleinzellige Übersicht als solche ein Fortschritt, ihre genaue Durcharbeitung wird künftighin für jedermann gegeben erscheinen, der Osterbrauchforschung betreibt.

Der kurze Beitrag Hans Mosers über Bayern ist von ihm selbst noch 1957 durch eine ausführliche brauchgeschichtliche Studie ergänzt worden:

**Hans Moser, Osterei und Ostergebäck.** Brauchgeschichtliches aus bayerischen Quellen (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1957. S. 67—89).

Wie in vielen früheren Studien legt Moser wieder reiches archiva-  
lisches Material vor. Die Rechnungseintragungen und verwandten  
Belege bezeugen, daß es im Mittelalter viele Eierzinse um die Oster-  
zeit gegeben hat, aber keine Ostereier im heutigen Sinn. Moser belegt  
also zuerst die „Österlichen Naturalzinse und -deputate“, bespricht  
dann die „Osterbräuche in Klöstern und Spitalern“, wobei auch für  
Tirol manches abfällt, was in dem oben besprochenen Sammelwerk von  
Grass noch fehlt; dann behandelt Moser „Osterbräuche in Pfarren,  
Städten und Dörfern“ mit den bemerkenswerten „Fladenprozessionen“.  
Ein eigener Abschnitt ist dem „farbigen und verzierten Osterei“ ge-  
widmet, wobei eine kurze Auseinandersetzung mit den Funden bemalter  
Eier in frühgeschichtlichen Gräbern anzumerken ist; da sind früher  
sicherlich vorzeitig Zusammenhänge konstruiert worden. „Fladenlauf  
und Eierspiele“ behandelt frühneuzeitliche Nachrichten, mit guten Hin-  
weisen auf die Ortsnamen „Osteranger“, „Osterwiese“; auch der Oster-

anger von Oberwölz (so, nicht Oberwelz, wie S. 82) in Obersteiermark wird behandelt. Die reichhaltige Abhandlung bringt also viel Material, ohne die zahlreichen offenen Fragen gleich alle beantworten zu wollen. Meine kleinen, hierher gehörigen Abhandlungen: Der Eiertanz und seine Ausführung (Volkslied, Volkstanz, Volksmusik, Bd. 48, Wien 1947, S. 26 ff.) und: Niederösterreichische Oesterier in alter Zeit (Bauernbund-Kalender 1955, Wien, S. 61 ff.) sind Moser entgangen. Aber mit sehr viel anderer Literatur zum Thema hat er sich fruchtbringend auseinandergesetzt.

Leopold Schmidt

**Forschungen zur Volkskunde.** Herausgegeben von Georg Schreiber, Köln-Graz, Verlag Böhlau.

Die einstmals berühmte Schriftenreihe hat nach dem Krieg zum zweiten Mal den Verlag gewechselt, in längeren Abständen erscheinen die Bände nunmehr bei Böhlau. Während sich die großen Heiligenmonographien der früheren Jahrzehnte, insbesondere die Arbeiten zur Wallfahrtsforschung zumindest mit Rand- und Grenzgebieten der Volkskunde beschäftigten, lassen sich diese neuen Bände nicht mehr unserem Fache zurechnen. Theologisch angereicherte Geistesgeschichte des Mittelalters, kirchliche Literaturgeschichte, das wären die Bereiche, denen man sie ehrlicherweise zuordnen müßte. Von einer fachlichen Beurteilung kann daher nicht die Rede sein, wir würden durchaus unsere Zuständigkeit überschreiten, wenn wir mehr als einen Hinweis geben würden.

Bd. 36/38: Matthäus Bernards, **Speculum Virginum.** Geistigkeit und Seelenleben der Frau im Hochmittelalter. XVI und 262 Seiten, 8 Bildtafeln. 1955. DM 18,—.

Bernards hat seine Dissertation über die „Jungfrauenspiegel“ des 12. und 13. Jahrhunderts zu einer sehr eingehenden, mit wahrhaft scholastischer Gelehrsamkeit ausgebauten Monographie erweitert, die alle entsprechenden Fragen erschöpfend behandelt. Wir werden am ehesten aus seinen ikonographischen Hinweisen Gewinn ziehen können, beispielsweise aus dem Abbildungsnachweis zum „Baum der Laster und der Tugenden“. Auch die „Tugendleiter“ ist für uns nicht uninteressant. Im ganzen aber erkennt man hier doch wieder einmal, daß es von dieser Seite her keinen Zugang zu einer Volkskunde des Mittelalters gibt, wie man sie sich doch sehr wünschen würde.

Leopold Schmidt

Matthias Zender und Ernst Birke, **Heimat und lebendiges Brauchtum** (= Schriftenreihe des Rheinischen Heimatbundes, Heft 5/6). 25 Seiten. Neuß, 1956. Rheinischer Heimatbund.

Die Veröffentlichung von zwei Vorträgen auf dem Rheinischen Heimattag in Düsseldorf am 23. Juli 1955. Gedankenvolle Überlegungen über das Leben des Brauchtums in der Gegenwart. Zender behandelt dabei das „Rheinische Brauchtum in unserer Zeit“ und Birke „Ostdeutsches Brauchtum in der Krise. Untergang und Neubelebung.“ Probleme der „Brauchtumpflege“ stehen dabei bei den ostdeutschen Heimatvertriebenen im Vordergrund, wogegen Zender die Kommerzialisierung des heimisch-rheinischen Brauchtums mit Skepsis betrachtet.

Leopold Schmidt

Wilhelm Gaerte, **Volksglaube und Brauchtum Ostpreußens**. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde (= Marburger Ostforschungen, Bd. 5). 128 Seiten und 34 Abb. auf XVI Tafeln. Würzburg 1956, Holzner-Verlag. DM 13,80.

Gaerte, langjähriger Direktor des Prussia-Museums zu Königsberg in Preußen, ist der vergleichenden Volkskunde vor allem durch sein „Altgermanisches Brauchtum auf nordischen Steinbildern“ (1935) bekannt. Hier legt er nun eine Reihe von Aufsätzen vor, die verschiedene altartige Züge des Brauchtums und Glauben in und um Königsberg nach alten und neueren Quellen schildern und mit Heranziehung einer beachtlichen Vergleichsliteratur kommentieren. Es sind zum Teil wohlbekannte Themen: Aus dem Jahreslauf die „Stockwerklinde“, der „Klingerstock“ der Hirten, das „Königsberger Brückenkampfspiel“ u. a. m. Aus dem Lebenslauf „Frauenburger Braut- und Totenkrone“, der Beitrag zum Brotbergglauben „Knust und Kind“, usw. Zum Heilzauber rechnet Gaerte „Zwiesel-, Henkel- und Lappenbäume in Ostpreußen“, die „Pesteiche von Rossitten“, aber auch den „Königsberger Nagelpfeiler“, und den Wallfahrtsbrauch des „Wiegens“. Die Sagen-gestalt der „Haffmoje“ wird unter „Dämonenglauben“ verzeichnet, die „Brudermordkeule“ vom Kneiphöfer Rathaus beim Rechtsbrauch. Ein Lieblingskapitel Gaertes bildet der „Schrift- und Ringzauber“, wir haben ja erst vor kurzem seine Abhandlung „Beschriftete Thau-Amulette aus dem Mittelalter“ (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, 1955) kennengelernt. Hier beschäftigt er sich mit einigen ungeklärten Ring- und Spangenbeschriftungen und einer Anweisung zur Anfertigung von Glücksringen. Der letzte Abschnitt faßt die Abhandlungen über Spiel und Tanz zusammen, also über das „Schifferstechen“ zu Königsberg, über das Kinderspiel „Ich bin König“ (mit Hinweis auf Bruegels Kinderspielbild), das Rasenstechen, die „Zuse“ als Nachttanzform, und das ostpreußische Poschkespiel, mit Durchziehen und Abmessen des Schlegels, von dem Gaerte mit Bruno Schier glaubt, daß „Poschke“ nach der tschech. „Puschka“, dem Gewehr, heißt, was man ja nicht mitglauben muß.

Diese stoffreichen kleinen Abhandlungen sind verhältnismäßig lose geformt, ein wenig in der Art der Beiträge, wie sie vor etwa zwanzig Jahren in der Zeitschrift „Germanien“ üblich waren. Dennoch regt der Stoffreichtum an, und die Verbundenheit der ostpreußischen Bräuche mit den im ganzen deutsch-mitteleuropäischen Raum verbreiteten geht aus dem reichen vergleichenden Material sehr schön hervor. Die neuere süddeutsche und österreichische Literatur ist freilich kaum herangezogen. Zu Wallfahrtsbräuchen wie dem Lappenbehang der Kultbäume und dem Abwiegen (Stundenwaage) wäre beispielsweise manche Erläuterung aus den zahlreichen entsprechenden Veröffentlichungen von Rudolf Kriss zu gewinnen gewesen. Zum Mutterbalken des ungarischen Hauses wäre Béla Gunda, Der kultische Pfahl des Hauses (Folk-Liv, Stockholm 1947, S. 71 ff.) mit Nutzen heranzuziehen, zum Kampf der Stadthälften auf der Brücke Robert Bleichsteiner, Masken- und Fastnachtsbräuche bei den Völkern des Kaukasus (ÖZV, Kongreßheft 1952, S. 3 ff.). Zum Königsberger Nagelpfeiler (S. 66 ff.) wäre mein „Stock im Eisen“ (Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien, Bd. 10, 1952/53, S. 75 ff.) heranzuziehen, für die vertiefte Erkenntnis der „Haffmoje“ (S. 80 ff.) kämen meine „Berchtengestalten im Burgenland“ (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 13, 1951, S. 129 ff.)

in Betracht. Bei Berücksichtigung solcher Arbeiten würden sich auch Fehler vermeiden lassen wie die falsche Beschriftung der Abb. 4, die laut S. 8, Anm. 47 „Alt-Öhringen, Franken“ darstellen soll, während mit aller gewünschten Deutlichkeit Altötting in Bayern zu erkennen ist.

Leopold Schmidt

Günther Franz, **Bauernkundliche Museen und Sammlungen** (Sonderdruck aus der Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Bd. 5, Frankfurt 1957, H. 2, S. 129—159).

Eine thematisch sehr wichtige Zusammenstellung, von der Franz die Sammlungen in Westdeutschland bearbeitet hat, Maria Kundgraber die in Österreich, Robert Wildhaber die in der Schweiz; Wolfgang Jacobeit schreibt kürzer zusammenfassend über die DDR, insbesondere über die von ihm am Institut für deutsche Volkskunde an der Berliner Akademie geleitete Aktion zur Erfassung des altbäuerlichen Arbeitsgerätes in den Heimatmuseen von Brandenburg und Thüringen. Franz versucht in einigen Anmerkungen über das von ihm behandelte Westdeutschland hinauszugreifen und zieht dabei Dänemark in sein alphabetisches Länderverzeichnis ein, was das Bild verzeichnet. Angesichts der zahlreichen sehr großen skandinavischen Gerätesammlungen wäre eine eigene Behandlung notwendig gewesen, ebenso ein spezieller Hinweis auf die Museen der Niederlande, um zumindest den germanischen Bereich abzurunden.

Leopold Schmidt

Ludwig Andreas Veit und Ludwig Lenhart, **Kirche und Volksfrömmigkeit im Zeitalter des Barock**. Freiburg 1956, Herder. XII und 332 Seiten. DM 19,80.

Zweifellos ein seltener Fall, daß zwanzig Jahre nach dem ersten Band eines Werkes, und sogar nach dem Tod des Hauptautors, noch ein zweiter Band folgt. Denn um einen zweiten Band handelt es sich im vorliegenden Fall doch eigentlich, um die genaue Fortsetzung von L. A. Veit, *Volksfrommes Brauchtum und Kirche im deutschen Mittelalter*, 1936 ebenfalls bei Herder in Freiburg erschienen. Das damalige Werk des Professors für Kirchengeschichte an der Universität Freiburg gehörte der Richtung der religiösen Volkskunde katholischer Prägung an, die sich ihren eigenen Weg zu bahnen versuchte. Sie tat es gegen den heftigen Widerstand der politisch offiziellen Volkskunde und fand daher sehr ablehnende Besprechungen. Man vergleiche etwa die Rezension von Richard Wolfram (*Deutsche Literaturzeitung*, 1937, Heft 15, Sp. 622 ff.) oder gar die Verurteilung in der parteiamtlichen Proskriptionsliste „*Deutsche Volkskunde im Schrifttum*“. Berlin 1958, S. 54, Nr. IV, 68, wo es heißt „Das echte Brauchtum wird vergewaltigt, indem einerseits versucht wird, rein kirchliche, fremde Vorschriften im Volkstum zu ver-

ankern, und indem andererseits den wirklichen Volksbräuchen gewaltsam ein christlicher Sinn beigegeben wird.“ Das war also ein Buch im Streit der Meinungen, einigermaßen außerhalb der objektiven Wissenschaft. Es ist dadurch späterhin wohl auch etwas übersehen worden.

Veit starb 1959 und hinterließ ein Konzept, an dessen Ausführung unter den damals waltenden Umständen nicht zu denken war. Sein Freund und Schüler Lenhart, heute Professor der Kirchengeschichte an der Universität Mainz, unterzog sich allmählich doch der Vollendung des Werkes. Dabei kam ihm die wiedererlangte Geistesfreiheit zustatten, er konnte nun wirklich schreiben, was gemeint ist. Und so entstand mit diesem zweiten Band ein innerlich viel einheitlicheres Werk, als es der erste Band zu sein vermochte. Lenhart umschreibt seine Auffassung nicht, sondern hebt deutlich genug hervor, „daß das Fromme des Barock ein Bekenntnisfrommes im Sinn der *Demonstratio catholica* ist“. Von diesem Gesichtspunkt aus führt er in die „Grundhaltung des Barockfrommen“ ein, im Hintergrund steht die Intuition Werner Weisbachs vom „Barock als Kunst der Gegenreformation“. So sehr man dieses *Dictum* umschreibt, seine Aussagekraft geht über alle Wenn und Aber hinaus, auch Veit und Lenhart schildern unter den „Ausdrucksformen und -mitteln des Barockfrommen“ die Anregungen und Wirkungen eben der Gegenreformation. Von diesem Gesichtspunkt aus werden die verschiedenen Brauchmotive, die „volksdramatische Gestaltung des Frommen“, dann „Volksfrommes Jahr und Feiergusaltung“, „Frommes Wallen und Singen“, „Volksandachten“ usw. geschildert, mit reichem Belegstoff, der das Buch wertvoll macht. Gewiß, die Arbeiten der letzten zwanzig Jahre, insbesondere die bayerischen und österreichischen Veröffentlichungen kennen weder Veit noch Lenhart, diesbezüglich merkt man die Nachlaßarbeit, die bereits beim Erscheinen veraltet ist. Was über die „Volksdramatische Gestaltung des Frommen“ etwa gesagt ist, also im wesentlichen über den Bereich des Volksschauspielles, steht so ungefähr auf der Stufe der alten allgemeinen „Kulturgeschichten“, die auch im unbekümmerten Nebeneinander Berichte aneinanderzureihen vermochten. Daß es eine große moderne Wallfahrtsforschung gibt, ist den Verfassern ebenfalls völlig entgangen. Aber die von ihnen dargebotenen Einzelzeugnisse sind anschaulich, und die Auszüge aus der mittelalterlichen, insbesondere der mainzerischen Lokal- und Spezialliteratur sind wertvoll.

Das Buch versucht das ganze Barockzeitalter, von der eigentlichen Gegenreformation bis zur Aufklärung auszuschreiten, ein Schlußkapitel „Zeitgenössische Kritik am Frommen des Barock“ geht insbesondere auf „Größe und Grenzen der Barockfrömmigkeit“ ein. Die Verfasser üben selbst an vielen Zügen der barocken Volksandacht heftige theologische Kritik. Auf den Spuren Georg Schreibers vermerken die Autoren aber auch die weitgehenden fremden, insbesondere spanischen Einflüsse auf alle diese Erscheinungen. Dadurch und nicht zuletzt durch die ausführlichen Nachweisungen einer weithin verzettelten, mehr minder provinziellen Literatur wird das Werk zweifellos nützlich. Es vermag in seiner flüssigen Schreibweise weiten Kreisen eine deutliche, wenn auch einseitige Anschauung der religiösen Volkskultur der Barockzeit zu geben. Für wissenschaftliche Zwecke freilich müßte das Gesamtwerk, müßten beide Bände auf den Stand der gegenwärtigen Forschung gebracht werden.

Leopold Schmidt



Manfred Bachmann-Reinhold Langner in Zusammenarbeit mit Georg Zimmermann. **Berchtesgadener Volkskunst.** Tradition und gegenwärtiges Schaffen im Bild. VEB Friedrich Hofmeister, Leipzig 1957, 103 z. Teil farbige Abbildungen, DM 19,50.

Der vom Staatlichen Museum für Volkskunst, Dresden, herausgegebene Band über die Berchtesgadener Volkskunst will, wie der Untertitel besagt, mehr oder weniger ein Bilderbuch sein. Daß dieses zum Teil recht konventionell, nach Art von Reiseprospekten und in manchen Farbtafeln, wie z. B. den Bildern vom Almbtrieb, geradezu süßlich kitschig ausgefallen ist, bleibt bedauerlich, da dadurch von vorneherein jeder Versuch zur Konzentration auf die Kostbarkeiten alter Volkskunst, die eingestreut sind, gestört wird. Wenn die wiedergegebenen neueren und neuesten Arbeiten sich nur mühsam oder auch gar nicht gegenüber den alten behaupten können, so liegt dies natürlich tiefer in den bekannten Schwierigkeiten begründet, mit denen alle Versuche einer Wiederaufnahme von Heimatkunst zu kämpfen haben. Der Text geht, soweit er historisches Material verarbeitet, kaum über den Beitrag von August Hartmann aus dem Jahre 1903 hinaus. Dabei stünden archivalische Quellen in großer Fülle zur Verfügung. Der leider zu früh verstorbene Alois Mitterwieser hat das wichtigste Material bereits zusammengestellt und im Manuskript hinterlassen. Es ist erstaunlich und für den Außensehenden nur schwer zu begreifen, daß dieses Thema, das für die Geschichte der Volkskunst in Bayern von eminenter Bedeutung ist, nun fernab und wir müssen hinzufügen, unzulänglich behandelt wird. Unzulänglich deshalb, weil der Laie angesichts der äußeren Aufmachung glaubt, hier nun wirklich den Querschnitt und den verlässlichen Führer durch den weitverzweigten Bereich der Berchtesgadener Volkskunst in Händen zu haben. In Wirklichkeit fehlt aber jede systematische Untersuchung, beginnend mit Werkzeug und Arbeitsvorgang, Alter und Dauer der einzelnen Techniken, bis zur Untersuchung des Motivschatzes und der Abgrenzung gegen andere Zentren wie Oberammergau, Grödenener Tal usw. Wenn dies hier so scharf herausgestellt wird, so geschieht dies, um vor der Bilderbüchermacherei auf dem Gebiet der Volkskunstforschung energisch zu warnen, die in den Nachkriegsjahren überhand genommen hat. Was uns nützt, sind quellenmäßig wohl unterbaute, systematische Untersuchungen, wie sie in Skandinavien immer wieder mit Erfolg betrieben werden.

Torsten Gebhard

Juliane Roh, **Ich habe wunderbare Hilf erlangt. Motivbilder.** Farbaufnahmen von Claus Hansmann. 71 Seiten, zahlreiche Farbbilder. München 1957, F. Bruckmann.

Ich möchte mich den oben veröffentlichten scharfen Worten von Torsten Gebhard über die Bilderbücher auf dem Gebiet der Volkskunst insbesondere im Falle dieses Motivbilderbüchleins anschließen. Wenn einer der wenigen Spezialisten auf dem Gebiet der Motivbildforschung zu einem Verlag wie Bruckmann gegangen wäre und ihm ein wissenschaftlich gutes Manuskript über das Thema angeboten hätte: Hundert zu eins, daß der Verlag das Buch nicht gemacht hätte. So aber hat eine Laiin, die offenbar bei Rudolf Kriss etwas zugehört und sich etwas angelesen hat, einen ganz kurzweiligen Text zusammengeschrieben, den ein sehr guter Photograph mit tatsächlich einwandfreien Bildern von Motivtafeln, wie sie noch in bayerischen Kirchen hängen, illustriert hat, und dieses leichtgewichtige, gut anzuschauende,

aber wissenschaftlich unbedeutende Buch ist nicht nur erschienen, sondern ist von maßgebenden Zeitungen sehr gefördert worden, wird im Sortimentsbuchhandel allenthalben vertrieben, kurz, hat Erfolg, und nimmt zweifellos auf lange Zeit jedem sachkundigen Werk auf dem gleichen Gebiet jede buchhändlerische Möglichkeit weg. Für die sachlich bemühte volkskundliche Publikationstätigkeit ein Schlag ins Gesicht.

Wir haben kein Besprechensexemplar des Büchleins erhalten und fühlen uns nicht verpflichtet, es sachlich anzuzeigen. Eine entsprechende Kritik wird von seiten der Votivbildforschung noch erfolgen. Hier sollte nur auf diese Art von Verlegerstätigkeit hingewiesen werden, die das Fachschrifttum der Volkskunde mehr schädigt als fördert.

Leopold Schmidt

**Ernst Schwarz, Sudetendeutsche Familiennamen aus vorhussitischer Zeit (= Ostmitteleuropa in Vergangenheit und Gegenwart, Bd. 3). XV und 373 Seiten, mit 23 Kartenskizzen. Köln-Graz 1957. Böhlau. DM 38,—.**

Ein vorzügliches, volkskundlich sehr wertvolles Buch, das von der Mundartforschung herüberkommend eine geschichtliche Namensforschung vorlegt, wie sie gerade für Böhmen und Mähren äußerst wichtig erscheint. Schwarz gibt im einführenden Hauptteil die Geschichte der Familiennamen, wie sie sich aus den Rufnamen, den Herkunftsnamen und Wohnstättennamen, Berufsbezeichnungen, Bei- und Übernamen usw. herleiten. Alle wesentlichen Probleme der Erblichkeit der Familiennamen, der Sprache, Schreibung, Mundart und Deutung der Namen werden behandelt, wobei die Ausführungen in dialektgeographischer Weise durch Karten unterstützt werden. Karte 12, die „Binder“ gegen „Büttner“ abhebt, oder Karte 14, die das gleiche mit „Töpfer“ und „Hafner“ macht, Karte 15 mit der lehrreichen Unterscheidung der Verbreitung von „Schulze“ und „Richter“ zeigen, daß hier aus einer gewissermaßen dialektischen Karte direkt Ergebnisse abzuleiten sind.

Der zweite Hauptteil bringt dann das umfangreiche alphabetische Verzeichnis der Familiennamen aus den mittelalterlichen Quellen. Man staunt über die Vielfalt und Eigenart dieser Namen des 14. und 15. Jahrhunderts und lernt an ihnen in verschiedenster Hinsicht. So interessiert uns die gar nicht kleine Gruppe der Brauchturnamen, denen Schwarz in der Einleitung keine Beachtung schenkt. Sie sind aber doch in gar nicht geringer Anzahl da, diese zu Familiennamen gewordenen Übernamen aus volksmäßigem Brauch und Glauben: Berchtner, Butzbaugel, Bützel, Butzmann, Fasching, Fastnacht, Gankerl, Gutjahr, Hockauf, Holzvogel, Hotzengeyer, Irrgang, Kirchtage, Klumperer, Knotzauf, Kobold, Mai, Masanz, Masanzer, Matzenschlegel, Maidsonntag, Moosbock, Mordbutze, Mummler, Neujahr, Nickel, Nüssel, Pfingstochse, Pranger, Pumpe, Pumpel, Pumperl, Rauprecht, Scheibenschlegel, Schrätzel, Schratz, Sommer, Stäubaus, Sühnebrettel, — es wäre eine schöne Aufgabe, nur diese Namen, die wir halbwegs als Brauchnamen zu erkennen glauben, genauer zu verfolgen. In manchen Fällen werden sich da kleine Verbesserungen einstellen. So gehört „Possenreißer, in Kärnten auch der Teufel“ (S. 103) sicher nicht zum Namen „Gamperl“, wohl aber zu dem 1396 genannten „Gankerl“. Manchmal scheint der Weg des Lexikographen nicht just über Wien geführt zu haben, so wenn er S. 183 zu dem „Conradus Küssenpfenning“ und seinen Namensbrüdern wohl auf Stumpfs Schweizerchronik verweist, nicht aber auf die viel näherliegende Wiener Hauszeichen-Sage (G u g i t z, Die Sagen und Legenden

der Stadt Wien. Wien 1952. S. 123 f., Nr. 110). Die Sache ist deshalb wichtig, weil sich gerade aus der großartigen Namensliste von Schwarz deutlich ergibt, daß ein nicht unbeträchtlicher Teil der vorhussitischen deutschen Bevölkerung Böhmens und Mährens aus Österreich gekommen war. Sichere Zeichen dafür liegen in den Herkunftsnamen vor. Man sehe nur einmal die Familiennamen, die von österreichischen Orten abgeleitet sind. Zunächst die niederösterreichischen: Allentsteiger, Ameiser, Asparer, Drosendorfer, Eggenburger, Ernstbrunner, Hadersdorfer, Hagenberger, Hainburger, Hardecker, Haslauer, Hohenauer, Horner, Kaltenleutgeber, Kremser, Laaer, Leißer, Loibeser, Mailberger, Oysser (Ybbser), Pernegger, Pottenbrunner, Poysdorfer, Rauhensteiner, Reintaler, Retzer, Rotenleimer, Staatzer, — es nimmt nicht so bald ein Ende. Auch die Oberöreicher sind stattlich vertreten: Freistädter, Gleinzer, Greiner, Hauzenberger, Hörschinger, Jauchenberger, Paschinger, da wäre eine Karte interessant, welche die Herkunfts- und die Ansiedlungsorte miteinander verbunden zeigen würde. Die Alpenländer haben begreiflicherweise einen weitaus geringeren Zuschuß geliefert: Der „Steirer“ von 1360 mag wohl aus Stadt Steyr gekommen sein. Aber daneben gibt es auch einen „Judenburger“. Einmal treffen wir auch einen „Kerntner de Spittel“, also gewiß ein Kärntner aus Spittal an der Drau. Einmal findet sich auch ein „Salzburger“. Der Bevölkerungszustrom war selbstverständlich weitaus stärker als die Herkunftsnamen allein zeigen; es sind aber doch gute Wegmarken, nicht zuletzt auch für die Wiener, deren einen wir 1395 in Kornau, und einen zweiten 1414 in Lundenburg antreffen.

Namen wie „Greiner“ leiten zu der Frage über, ob Schwarz gerade diesen Deutungsproblemen aufgeschlossen genug gegenübersteht. Er gibt z. B. S. 117 für diese Greiner in Budweis und Mies, Kolin und Klattau die Namendeutung nach mhd. grinen, den Mund verziehen: „Ein Greiner ist eine Person, die leicht weint.“ Das mag allgemein in vielen Fällen gelten. Aber die Budweiser Greiner dürften doch weit eher Leute aus dem oberösterreichischen Markt Grein gewesen sein. Noch deutlicher spricht ja ein zweites Beispiel gegen Schwarz' Freude an der Namendeutung aus der Wortbedeutung. In Prag wird 1380 ein „Hermannus Flachenecker clingensmid“ angeführt, und Schwarz meint, der Name deute auf einen „Schwertfeger, der flache Ecken, Schwerter macht“. Es handelt sich aber doch viel eher um einen Herkunftsnamen, es gibt einen Ort Flachenegg bei Adlwang in Oberösterreich, und der wackere Klingenschmied war wohl von dort, lernte vielleicht in der benachbarten großen Eisenstadt Steyr sein Handwerk und ging von dort nach Prag. Gerade in der Umgebung von Steyr gab es übrigens im 14. Jahrhundert auch ein adeliges Geschlecht der Flachnecker (Anton Rolleder, Heimatkunde von Steyr. 1894. S. 403). Das alles liegt doch weitaus näher als die gezwungene Wortdeutung.

Ähnliche Zweifel an der Namendeutung durch Schwarz regen sich öfter. Er übersieht vielleicht nicht ganz die vielen volkskulturellen Möglichkeiten der frühen Namengebung. So stellt er einen „Obsser“, Eger 1382 und seinen Prager Namensbruder „Obser“ von 1357 als „Obser“ zu mhd. obezer, den Obsthändler als Berufsbezeichnung. Dabei liegt doch mhd. obese (von got. ubizva) viel näher, die altertümliche Bezeichnung der Vorhalle, der Laube usw. Familiennamen nach Häusern, Hausteilen usw. sind nicht selten, auch aus Schwarz' Material ließe sich eine ganze Gruppe zusammenstellen: Kastner, Kemnater, Hauser, Stüber, — da gehört der Obeser wohl auch dazu.

Die aus der Hochkultur stammenden Namen werden im allgemeinen besser erkannt. Die interessante Gruppe der Namen aus der Heldensage und aus dem höfischen Epos ist hier wohl nur klein, aber doch bezeichnend. Schwarz kommentiert seine beiden „Gaweine“ etwas zurückhaltend: Stephan Gaban in Dürnholz 1414, Nickel Gawein ebendort. „Der aus der Tafelrunde des Königs Artus bekannte Ritter, der demnach noch im Anfang des 15. Jahrhunderts in Südmähren bekannt war.“ (S. 105) Seit Friedrich Panzer beurteilen wir diese Bekanntheit der Heldenamen ganz zuversichtlich (Panzer, Personennamen aus dem höfischen Epos in Bayern: Philologische Studien. Festgabe für Eduard Sievers, Halle 1896, S. 205 ff.). Wir kennen auch in den österreichischen Ländern noch aus dem 15. und 16. Jahrhundert gar nicht wenige Fälle einer derartigen Namengebung. Ich habe gelegentlich für Niederösterreich auf einige markante Fälle hingewiesen (Schmidt, Parzival-Namen in Niederösterreich: Unsere Heimat N.-Ö., Bd. XVII, Wien 1946, S. 201), an die sich die Gaweine von Dürnholz gut anschließen. Schwarz bringt übrigens aus der Heldensage einen Laurin und einen Nibelung, aus den höfischen Epen mehrere Klingsor und einen Parzival, aus Chrudim 1399. Er war, man muß darauf hinweisen, ein Fleischhauer. Aber man vergleiche dazu, was Alois Bernt über die starke Verwurzelung der mittelhochdeutschen Dichtung der Blütezeit in Böhmen gesagt hat, und wird diese Namengebung richtig zu würdigen wissen (Bernt, Altdeutsche Findlinge aus Böhmen. Brünn 1943).

So ergeben sich aus dem wertvollen Werk zahlreiche Anregungen, nicht zuletzt für die Volkskunde des Mittelalters. Darüber hinaus wird man das Buch zu den verschiedensten Fragen immer wieder zu Rate ziehen. Ein Fall der Wiener Bevölkerungsgeschichte ist mir dabei besonders aufgefallen. Gustav Klimt, der große Maler, stammte väterlicherseits aus Drabschitz bei Leitmeritz in Böhmen, sein Name wird daher vielfach als tschechisch angesehen. Emil Pirchan hat zu dem Problem wenig förderliches Material zusammengetragen (Pirchan, Gustav Klimt. Ein Künstler aus Wien. Wien 1942, S. 12 f.). Nun stellt Schwarz im Budweiser Urkundenbuch 1323 einen „Heinricus Cliemt“ fest, dessen Familiennamen sicher als deutsche Kurzform von „Klemens“ gelten kann. Es entfaltet sich hier das interessante Problem der mittelalterlichen Clemens-Verehrung, deren ostmitteldeutsche Bedeutung dabei schlagartig zutage tritt.

Ein ähnliches Namensproblem der Wiener Kulturgeschichte steckt in dem Absatz, den Schwarz den Namen „Roliger, Rohelinger, Rolinger“ von 1358, 1361, 1364 in Prag widmet. „Der Familienname sieht aus wie ein Herkunftsname, doch ist mhd. *rolich*, *roh*, *gottlos* mit der neuen Bildung *Rohling* wahrscheinlicher.“ Ich muß schon sagen, daß mir diese Wortdeutung wie so manche andere in dem Buch durchaus nicht wahrscheinlich klingt. Wir sind aber jedenfalls daran sehr interessiert, denn diese Prager *Rollinger* können doch Vorfahren unseres großen Bildschnitzers Wilhelm Rollinger, des Mitschöpfers des (1945 verbrannten) Chorgestühls von St. Stephan, des Regisseurs der letzten mittelalterlichen Passionsspiele Wiens gewesen sein. Hans Rupprich hat sich mit seiner Herkunft beschäftigt und dabei auf luxemburgische sowie schlesische *Rolling*-Orte verwiesen (Rupprich, Das Wiener Schrifttum des ausgehenden Mittelalters, = Sitzungsberichte der Österr. Akademie der Wissenschaften, Bd. 228, 5. Abh., Wien 1954, S. 121 f., Anm. 45). Die Prager Familien- und die schlesischen Ortsnamen könnten

doch enger zusammengehören. Für den Zusammenhang Wiens und seiner Kunst mit dem böhmisch-mährisch-schlesischen Raum ließe sich aus dem Rollinger-Problem wohl manche weitere Klärung holen.

Nach solchen Überlegungen, die sich angesichts des ungemein sorgfältig zusammengetragenen Namenmaterials ergeben und sicherlich bei jeder neuen Lesung noch vermehren werden, wird man nicht umhin können und Schwarz für dieses äußerst wichtige Buch aufrichtig danken. Solche Hilfsdisziplinen wie diese Art von Namenforschung würden wir in der Volkskunde öfter brauchen.

Leopold Schmidt

Karl Linnartz, *Unsere Familiennamen*. Bd. I: Zehntausend Berufsnamen im Abc erklärt. 3. stark vermehrte Auflage. 277 Seiten. Bonn 1957. Ferd. Dümmler. DM 11,80.

Ein sehr gutes Nachschlagewerk, das wirklich die Tausende mehr oder minder erklärlicher Familiennamen, die aus Berufsbezeichnungen entstanden sind, knapp aber klar ausweist. Besonders das überreiche Gebiet der Handwerkernamen wird dadurch vorzüglich aufgeschlüsselt, mit manchem guten Hinweis auf die jeweilige ober- oder niederdeutsche usw. Geltung. Das österreichische Namengut ist durchaus befriedigend vertreten.

Leopold Schmidt

*Fabula*. Zeitschrift für Erzählforschung. Herausgegeben von Kurt Ranke, unter besonderer Mitwirkung von Walter Anderson, Laurits Bodker, Reidar Th. Christiansen, Gyula Ortutay, Archer Taylor und Stith Thompson. I. Band, Heft 1/2. 181 Seiten. Berlin 1957, Walter de Gruyter & Co.

Sehr begrüßenswert, daß eines der stattlichsten Gebiete der Volkskunde zu einer eigenen Zeitschrift kommt. Bisher hat ja nur die Volksliedforschung derartige spezielle Zeitschriften und Jahrbücher gehabt. Die Volkserzählung ist in den letzten Jahrzehnten von Skandinavien und Angelsachsen bei weitem zielgerechter erforscht worden als von Mitteleuropäern. Wenn durch Rankes Unternehmen die Initiative nunmehr wieder stärker auf Deutschland übergehen sollte, wäre es nur zu begrüßen. Einstweilen erscheint die Zeitschrift ja noch dreisprachig (deutsch, englisch, französisch); es wird sich bald zeigen, ob auf die Dauer eine Notwendigkeit dafür besteht. Bisher hatten mehrsprachige Publikationen in der Volkskunde wenig Glück.

Das vorliegende erste Doppelheft gehört fast ganz der Motivforschung an, was nicht gerade zukunftsweisend erscheint. Die Einzeluntersuchungen sind zum Teil selbstverständlich interessant und dankenswert (Szöverffy, Taylor, Grafenauer, Draak, Rumpf, Roberts, Dorsen, Scheiber), manche erscheinen zu stark literarhistorisch (Woods, Merckens), andere zu lokal (Dobbertin). Mit dieser Art von Motivforschung stellt man sich vielleicht zu stark in die Nähe der längst verschwundenen „vergleichenden Literaturwissenschaft“ und ihrer alten Zeitschriften. Darüber sind die volkskundlich eingestellten Richtungen der Erzählforschungen eigentlich doch hinausgekommen. Aber auch eine neue Zeitschrift kann selbstverständlich nicht mehr bieten, als eben zur Zeit vorhanden ist. Sie kann nur vielleicht mit der Zeit das Wachstum ein bißchen in die neueren Wege leiten. Das möchte man jedenfalls dem schönen Unternehmen für die Zukunft wünschen.

Leopold Schmidt

- Die Wunderblume und andere Märchen der Völker der Sowjetunion.** Berlin 1957, Verlag Kultur und Fortschritt. 508 Seiten.
- Die Zauberkappe.** Georgische Märchen. Berlin 1957, Verlag Kultur und Fortschritt. 274 Seiten.

In Ostberlin erscheinen derzeit Märchensammlungen, als Kinderbücher gedacht, die zu den schönsten derartigen Veröffentlichungen zählen. Es handelt sich durchwegs um gute deutsche Übersetzungen von Märchen aus dem Gebiet der Sowjetunion, in einheitlicher großformatiger Buchausstattung, mit ungewöhnlich schönen Zeichnungen von Gerhard Gossmann. Als erster derartiger Band ist uns das Buch von Béla Balazs, *Das goldene Zelt, Kasachische Volksepen und Märchen* (1956, 210 Seiten) bekanntgeworden, das mit seinen Nachdichtungen der Verse dieser Epen und den kurzen Anmerkungen am sachlichsten erscheint. Die beiden neuen Bände tragen leider gar keinen Hinweis auf einen Verfasser oder Zusammensteller, nur die Übersetzer (M. Spady und G. Hemzal) sind einmal angegeben. Der Auswahlband von Märchen der Völker der Sowjetunion bringt im Inhaltsverzeichnis kurze Herkunftsangaben, welche auch die Benützung bekannter deutscher Ausgaben nachweist. Die Auswahl der georgischen Märchen bringt leider überhaupt keine Herkunftsangabe. Der Band enthält aber wirklich gute Aufzeichnungen, mit allen bekannten Motiven, wie sich aus dem Vergleich mit wissenschaftlich fundierten Übersetzungen von Märchen aus Georgien ergibt. So entspricht S. 14 „König Lachenicht“ bei Dirr (Kaukasische Märchen, Jena 1922) S. 34; S. 45 „Der Meister und sein Lehrling“ Dirr S. 13; S. 106 „Die goldlockigen Geschwister“ Dirr S. 42; S. 252 „Vom Schwein, das ein schönes Mädchen war“ Dirr S. 45. In der Flut der heute angebotenen volkstümlichen Märchenausgaben stellen diese Bände jedenfalls durchaus beachtliche Erscheinungen vor.

Leopold Schmidt

- Gyula Ortutay, Ungarische Volksmärchen.** Deutsch von Mirza Schüching und Geza Engl. Berlin 1957, Rütten & Loening. 576 Seiten. DM 9,50.

Das ungarische Märchen, besser gesagt: das in Ungarn erzählte Märchengut, ist seit langem gut bekannt und liegt vor allem seit 1822 auch in deutschen Übersetzungen vor. Die zweibändige Ausgabe von Elisabeth Róna-Sklarek (1901 und 1909) hilft seit Jahrzehnten bei der Kenntnisnahme des ungarischen Märchengutes mit.

Ortutay, Professor für Volkskunde in Budapest, hat sich mit der Volkserzählung ausführlich beschäftigt. Neben einer Reihe von Abhandlungen hat er in den letzten Jahren eine stattliche Textsammlung veranstaltet (Magyar Népköltészet, Bd. III: Népmesék, 1955). Da ist es nun erfreulich, daß diese rein ungarisch erschienenen Werke jetzt auch eine deutsche Version erfahren haben. Eine saubere Sammlung von 67 Märchen gibt einen guten Querschnitt durch jenes Volkserzählgut, das vom Standpunkt der ungarischen Märchenforschung als besonders charakteristisch angesehen wird. Ortutay hat sich in einer ausführlichen Einleitung mit Stand und Ergebnissen der ungarischen Märchenforschung befaßt, die den meisten deutschen Benützern sehr willkommen sein wird, weil man sich außerhalb Ungarns von den Leistungen der bedeutenden Sammler und Forscher auf diesem Gebiete, die in Ungarn gewirkt haben und jetzt wirken, doch kaum eine Vorstellung machen konnte. Die Märchen sind auch dem Stand der internationalen Märchenforschung

entsprechend kommentiert, so daß die vergleichende Benützung dieser Übersetzung erleichtert ist, die im übrigen nicht nur Märchen im engeren Sinn, sondern auch zahlreiche Schwänke bringt. Leopold Schmidt

Johann Martin von Planta, **Unsere Sprachen und wir**. Frauenfeld 1957. 155 Seiten. Verlag Huber & Co.

Ein gelehrter Rätoromane hat hier eine feine sprachpsychologische Studie geschrieben, deren Tendenz der Untertitel „Von der vielsprachigen Schweiz zum Sprachziel des Abendlandes“ ausdrückt. Während die Schlußabschnitte mit ihrer weltanschaulichen Blickrichtung sich wissenschaftlich kaum richtig beurteilen lassen, haben die ersten Kapitel auch für die Volkscharakterforschung viel zu sagen, besonders für die Rätoromanen selbst und ihr Verhältnis zu den sprachlichen Nachbarn, vor allem den beiden anderen romanischen Gruppen der Schweiz. Über deren Verhältnis zum Deutschschweizertum fallen dabei manche sehr aufschlußreiche Bemerkungen, die man auch nicht übersehen sollte.

Leopold Schmidt

Sven Eriksson, **Wochengötter, Mond und Tierkreis** (= *Studia graeca et latina Gothoburgensia III*). 128. Seiten. Stockholm 1956, Almqvist und Wiksell.

Eriksson weist in der Einleitung darauf hin, daß es im Ausgange der Antike neben der sehr verwickelten scheinwissenschaftlichen Astrologie auch eine viel einfachere Laienastrologie gegeben hat, die durch das ganze Mittelalter in schriftlichen Quellen zu verfolgen ist, die aber bisher noch nicht planmäßig durchforscht und bearbeitet worden ist. Für die Ausübung dieser Astrologie ist keine unmittelbare Beobachtung des Sternhimmels, nicht einmal die Kenntnis von dem Aussehen der Sternbilder des Tierkreises notwendig. Der Verf. meint, die Bezeichnung Kalenderastrologie würde das Wesen dieser Laienastrologie gut wiedergeben. Ihre Bedeutung für die Volkskunde wird durch die im Jahre 1508 gedruckte „Bauernpraktik“ bezeugt, die über Deutschland weite Verbreitung fand und in Schweden 60 Auflagen erlebte.

Im 1. Kapitel beschäftigt sich der Verf. mit einem in die Wand eingeritzten, der Zeit Konstantins des Großen angehörigen Steckkalender (Rom, Oratorium der hl. Felicitas), der oben in einer waagrechten Reihe die Brustbilder der 7 Planetengötter der endlos dahinrollenden Siebentage-Woche und darunter in einer 12teiligen Scheibe die 12 Bilder des Tierkreises zeigt. Dazu gehören noch die eingeritzten Zahlen der Monats-tage (15 links, 15 rechts) und Stecklöcher für die Stöpsel zur Bedienung des Kalenders. — Somit werden jene zwei Zahlen sinnvoll mit entsprechenden Bildern belegt, welche als Systemzahlen-Paar für das Sonnenjahr der römischen Kaiserzeit kennzeichnend sind: 7 und 12 (vgl. hiezu meine Ausführungen in d. Zf. f. Volksk. 52 [1955], 110 ff.). — Durch eine genaue Untersuchung der Anlage dieses Steckkalenders fand der Verf., daß auf diesem nicht nur der bürgerliche Zeitablauf (Wochentag, Monats-tag und Monat), sondern auch die für astrologische Bedürfnisse wichtigen Daten (lunae, Mondaltertage und ihre Stellung im Tierkreis) „gesteckt“ werden konnten. Die Bestätigung dafür, daß astrologische Bedürfnisse vorlagen, fand der Verf. in gleichzeitigen christlichen Grabinschriften, die neben der gewöhnlichen bürgerlichen Datumsangabe auch die Angabe der luna und des dazugehörigen Tierkreiszzeichens (z. B. luna vigesima signo Capricorno) enthalten. Merkwürdig ist, daß uns hier zugleich eine

alte Zeitrechnung nach dem Monde entgegentritt, wo sich doch in der hellenistischen Gestirnsreligion die Sonne den ersten Platz erobert hatte. Dadurch erweist sich der stadtrömische Steckkalender als ein überaus wichtiges Kulturdokument für die Laienastrologie, gegen welche die Kirchenlehrer des 4. und 5. Jahrhunderts vergeblich ankämpften, die über alle Zeiten hinweg bis in unsere Zeit reicht, ein seltsames Gemisch von ganz verschiedenen Bestandstücken.

Im 2. Kapitel untersucht der Verf. jenen Auftritt in dem Gastmahle des Trimalchio des Petronius, der von der Tierkreissschüssel mit ihren Gerichten (Petron. c. 35, 1—5) und den astrologischen Auslegungen der Tierkreiszeichen durch den Gastgeber (Petron. c. 39, 4—15) handelt. Der Verf. bietet hiebei durchaus Neues, indem er nachweist, daß die Prognosen Trimalchios nicht in einer astrologischen Lehre wurzeln, daß sie von ihm selbst nach der Methode der wörtlichen Deutung erfunden sind. Petronius hat damit einerseits das Charakterbild des eiteln, ungebildeten und verächtlichen Freigelassenen und Neureichen wirkungsvoll ergänzt, anderseits aber „mit den Waffen der Ironie die zentrale und uralte Deutungsmethode der Astrologie“ angegriffen. — Nicht behandelt wird vom Verf. die Mitte der Tierkreissschüssel, die als Omphalos-Schale zu denken ist: „Dort war ein Rasenstück mit Kräutern und darauf lag eine Honigwabe.“ Trimalchios Auslegung, seiner würdig, lautet: „In der Mitte ist die Mutter Erde (Terra mater), rund wie ein Ei, die alles Gute in sich hat, wie eine Honigwabe.“ Etwas Bekanntes liegt hier offenbar den Ausführungen des Petronius zugrunde, das wir im Bilde aus späterer Zeit nachweisen können: In dem Mosaik von Sentinum (München) wird die liegende Tellus, die der Terra mater entspricht, in Verbindung gebracht mit dem stehenden Sonnengotte im Tierkreise, und auf Münzen und Medaillen der Kaiser Hadrianus und Commodus legt die liegende Göttin Tellus die rechte Hand auf einen gestirnten Globus (Roscher, Mythol. Lex., „Tellus“, Abb. 3, 4). Betrachten wir den Tierkreis im stadtrömischen Steckkalender, so fällt auf, daß er der Anlage nach mit der Tierkreissschüssel im Gastmahle des Trimalchio übereinstimmt, denn er enthält in der Mitte eine Scheibe, die Erde (vom Okeanos umflossen?), die ja der Mittelpunkt des geozentrischen Weltbildes ist. Die Übereinstimmungen, die sich über ziemlich große Zeiträume (etwa 5 Jhe.) erstrecken, sind damit zu erklären, daß sich das astrologisch-kosmische Weltbild in seiner Grundgestalt innerhalb dieser Zeitspanne nicht verändert hat.

Im 3. Kapitel beschäftigt sich der Verf. mit gelegentlichen Vermerken von Schriftstellern über Herrscherpaläste, die ein Bauwerk enthielten, an dessen Decke (Kuppel, in gewissen Fällen drehbar eingerichtet) der gestirnte Himmel mit den Planeten dargestellt war. Der Raum diente als Speisesaal oder Thronhalle (die Rotunde in Neros Goldenem Hause; der Thronsaal des Septimius Severus; die Thronhalle des Khosrau). Von Gelehrten der Gegenwart wird behauptet, es wäre dies ein Beleg dafür, daß man sich den Herrscher als göttlich verehrten Weltenkönig (Kosmokrator) vorzustellen habe. (Der Schlußteil des Satzes ist richtig, wie ich auf anderem Wege in d. Zf. d. Volksw. 52 [1955], 106 ff. ausgeführt habe, aber für die Ausweitung auf bildliche Darstellungen im großen Umfange haben wir bisher keine sicheren Unterlagen.) Die wenigen vorhandenen alten Textstellen über den Sternenhimmel als Raumschmuck im Herrscherpalast sind sehr dürftig, sie stehen zeitlich, mit dem letzten Zeugnisse auch räumlich, weit ab, sie lassen keine bündigen und weitreichenden Schlußfolgerungen zu. Dazu kommt, daß uns



auch das archäologische Material dort, wo wir es brauchten, im Stiche läßt. — Fassen wir kurz zusammen, so haben wir durch die vorgelegte Arbeit eine wesentliche Bereicherung unseres Wissens erfahren.

Karl Spieß †

**Sigurd Erixon, Technik und Gemeinschaftsbildungen im schwedischen Traditions milieu.** Studien und Skizzen (= Samfundet för Svensk Folklivsforskning, Schriftserie Liv och folkkultur, Serie A: vol. VIII). Stockholm 1957, Bröderna Lagerström. 224 Seiten, mit zahlr. Abb.

Der Vorsitzende unserer Schwesternvereinigung, der Gesellschaft für schwedische Volkskunde, Svante Pahlson, ist 75 Jahre alt geworden. Die Gesellschaft hat den Anlaß benützt, um ihm als Festschrift eine Auswahl von Arbeiten des nunmehr siebzigjährigen geistigen Führers der Vereinigung, Sigurd Erixon, vorzulegen, und zwar, was man besonders begrüßen wird, in deutscher Sprache. Es handelt sich also um Übersetzungen von der früher in schwedischer Sprache erschienenen Abhandlungen „Dörfer in Schweden“, „Schwedische Holzbautechnik in vergleichender Beleuchtung“, „Die alten Kirchstädte Schwedens“, „Kirchenbootgemeinschaften“, „Aus der Entwicklungsgeschichte der Schlöszer“ und „Ein Hüttendorf (Brafors im Eisenbergwerksbezirk Norberg)“. Jede der Abhandlungen ist wichtig, wir freuen uns, daß sie überarbeitet und übersetzt in Buchform vorliegen. Besonders wichtig ist selbstverständlich die umfangreiche Übersicht über Erscheinung und Geschichte der schwedischen Holzbautechnik; hier fällt besonders die verhältnismäßig späte Ansetzung des Blockbaues in Schweden auf. Von den Holztonnengewölben der Badestuben im Mälargebiet (S. 112) hätte ich gern mehr gehört. Ebenfalls allgemein interessant ist die ausführliche Darlegung der Entwicklungsgeschichte des Schlosses, einschließlich der Schloßbleche. Zu den gotischen Speicherschloßblechen (S. 182 f.) gibt es bei uns erstaunliche Parallelen. Hinter den dargebotenen Abhandlungen steht die Fülle des Materials, das Erixon in dem von ihm gegründeten „Institutet för folklivsforskning“ zu speichern verstanden hat. Die in der „Schwedischen Holzbautechnik“ behandelten Balkenverbindungen z. B. sind dort in Kartotheken gesammelt und gruppenweise auf Verbreitungskarten eingetragen. Ich erinnere mich mit Freude des Tages, an dem mir Erixon diese immense stille Vorarbeit gezeigt hat, die für jede Institution unseres Faches vorbildlich sein kann. Das vorliegende Buch zeigt nun, was sich vom positivistischen Standpunkt aus diesem Material machen läßt.

Leopold Schmidt

**Lily Weiser-Aall, Menn med oreringer i Norge** (= Smaskrifter fra Norsk etnologisk gransking, 5). Oslo 1957. 72 Seiten, mit mehreren Abb. Herausgegeben vom Norsk Folkemuseum, in Kommission bei Johan Grundt.

Unsere verehrte österreichische Kollegin, die seit so vielen Jahren in Norwegen ansässig ist, betreibt die Sammlung von Nachrichten zur norwegischen Volkskunde rüstig weiter, und berichtet darüber fallweise in diesen „Smaskrifter“. Nach der schönen Arbeit über das Julstroh (Nr. 3, 1953) folgte das wichtige Büchlein „Julenissen og Julegeita“ (Nr. 4, 1954), und nun die Monographie über den Männerohrring in Norwegen. Da hat also mein Männerohrring-Büchlein von 1947 wieder eine wertvolle Nachfolge gefunden. Die Schweizer haben sich schon vor

einigen Jahren dafür interessiert, und dem Thema zwei Karten (Teil I, 4. Lieferung, Karte 57 und 58) ihres „Atlas der schweizerischen Volkskunde“ gewidmet.

Weiser-Aall ist dem Thema mit gewohnter Sorgfalt nachgegangen. Sie hat aus den verschiedenen Zeugnissen älterer und neuerer Zeit erheben können, daß die Männerohrring-Verhältnisse mindestens seit dem 16. Jahrhundert so ziemlich die gleichen waren wie im übrigen Europa: Im 16. Jahrhundert trugen die dänisch-norwegischen Könige Ohrringe, im 17. bürgerliche Norweger, in dem besonders wichtigen Jahrhundert von 1760—1860 Norweger der verschiedensten Stände. Zwischen 1880 und 1925 hörten die norwegischen Männer allmählich auf, Ohrringe zu tragen. Wichtig scheint mir an den Erhebungen Weiser-Aalls, daß weniger der Prozeß des „Sinkens“ des Kulturgutes bezeichnend sei, als die Haltung der Trägerschaft: „Die soziale Stellung erweist sich meist dem Umstand untergeordnet, daß Ohrringe besonders von Männern getragen werden, deren Berufe einen dauernden Aufenthalt im Freien unter allen Wetterverhältnissen erfordern“ (S. 45). Weiser-Aall geht also vor allem auf die medizinische Bedeutung der Ohrringe, bzw. des Löcherstechens ein, und versucht an Hand älterer humoralpathologischer Schriften nachzuweisen, daß der Glaube an das Ableiten der „schlechten Säfte“ für den Schmuckbrauch hauptsächlich maßgebend gewesen sei. Nun wird man dem Mittel älterer ärztlicher Schulen, durch das Offenhalten künstlicher Wunden zu heilen oder vorzubeugen, für die Barockzeit tatsächlich große Bedeutung zumessen müssen. Die Ohrringe freilich hingen nie in offenen Wunden, sondern in gut verheilten Läppchendurchbohrungen; das paßt wohl doch nicht ganz zusammen. Der verhältnismäßig große Aufwand an älterer chirurgischer Literatur (S. 47 f.) scheint mir also eigentlich unnötig, da es doch nicht um das Hauptproblem, nämlich den Männerohrring, geht.

Die ersten beiden Kapitel sind mehr oder minder eine kritische Inhaltsübersicht meines Büchleins, mit reicher Vermehrung der von mir gebrachten älteren Belege. Ich habe ähnliche, zum Teil auch die gleichen Belege, in dem seit 1947 verflossenen Jahrzehnt ebenfalls gesammelt und werde sie vielleicht gelegentlich vorlegen. Die Korrekturen mancher meiner Zeugnisse nehme ich dankbar entgegen. Bei einigen neu beigebrachten Belegen möchte ich Kritik empfehlen. Es handelt sich doch darum, den Männerohrring als braudtümlichen Schmuck zu zeigen. Eine Einzelnotiz kostümgeschichtlicher Art etwa sagt sehr wenig aus. So bei Karl V., der als Männerohrringträger angesprochen wird, weil er einen Bouton mit einer winzigen Uhr besessen haben soll (Max v. Boehn, Die Mode. Menschen und Moden im 16. Jahrhundert. München 1923, S. 166). Ich habe sämtliche mir bekannten Porträts des Kaisers daraufhin angesehen und feststellen müssen, daß er auf keinem davon einen Ohrschmuck trägt. Sehr zum Unterschied von den französischen Königen seiner Zeit, über deren Ohringfreude gelegentlich eigens gehandelt werden soll.

Jedenfalls aber ist das Büchlein von Weiser-Aall ein beträchtlicher Fortschritt auf dem gar nicht so unbedeutenden Gebiet der Männerohrringforschung. Wir sind der Verfasserin besonders dankbar dafür, daß sie wieder einen ausführlichen Auszug ihres norwegischen Textes in deutscher Sprache beigegeben hat. Über die wichtigsten Ergebnisse ihrer Arbeit wurden wir ja schon durch ihre Abhandlung „Der Männerohrring in Norwegen“ (Festschrift für Will-Erich Peukert, Berlin 1953, S. 100 ff.) unterrichtet. Hier aber liegt nun das Belegmaterial vor, stattdlich von 211 Anmerkungen gestützt, die man sich freilich der leichteren Benütz-

barkeit halber auch deutsch wünschen würde. Der ganzen Smaskrifter-Serie Weiser-Aalls darf man aber weiterhin gutes Gedeihen wünschen. Sie gehört zu den wesentlichen Beiträgen im weiträumigen Gespräch der europäischen Volkskunde, das für unsere Arbeit heute charakteristisch ist.

Leopold Schmidt

Judit Sz. Morvay, *Asszonyok a nagycsaládban (Frauen in der Großfamilie)*. 258 Seiten. Budapest 1956, Verlag Magvető.

Das Buch ist die wichtigste Erscheinung der ungarischen ethnographischen Literatur der letzten Jahre. Schon der Titel selbst gibt den Zweck und Inhalt des Werkes an. Die Verfasserin untersucht, wie in einem kleinen Paloczendorfe, in Bodony am Fuße des Mátra-Gebirges, die Mädchen und Frauen leben und wie sich ihr Schicksal in der Arbeitszeit, an Feiertagen, in Freude und Trübsal gestaltet. Jede Großfamilie gehörte zu einer Sippe. Das Leben der Mädchen und Frauen verlief bis zur neuesten Zeit in der Großfamilie. Auffallenderweise gehört die Frau zur Sippe ihres Vaters, nicht zu der ihres Gatten. Oft ist auf ihrem Grabstein nur der Name ihrer Mädchenjahre zu lesen. Die Führerrolle gebührte in der Großfamilie dem ältesten Man. Außer ihm hatte in der Großfamilie kaum jemand ein Recht zu besitzen. Gewöhnlich teilt er durch seine Gemahlin der jungen Frau die Arbeit aus. Letztere war vorzüglich Feldarbeit. Aus vielen Beispielen wird klar, daß die Lage der Frauen in der Großfamilie sehr untergeordnet war, z. B. der Mann nahm von den Speisen sich zuerst, auf der Straße ging er voran. Vermögen brachte die junge Frau in die Familie ihres Gatten nicht mit, nur Kleidungsstücke und Bettzeug, die für lange Jahre genügten. Wenn die junge Frau krank war, wurde sie meistens von ihrer Mutter gepflegt, seltener von den Mitgliedern der Familie ihres Gatten. Ihre verschiedenen Kleidungsstücke wurden mit Eigentumsmarken versehen, die meist dieselben waren, die auch ihre Mutter hatte. Kunkel oder Waschbrett wurde von ihr zum Hause des Gatten nicht mitgebracht, da nach dem Volksglauben in diesem Falle ihr nur Mädchen geboren wären. An Mädchenkindern hatte man wenig Gefallen. Kunkel, Waschbrett und Schemel wurden der jungen Frau von ihrem Gatten oder Schwiegervater geschnitzt, doch wurden dieselben mit der Eigentumsmarke der jungen Frau bezeichnet. Der jüngsten unter den jungen Frauen fielen ganz besondere Aufgaben zu: sie brachte das Trinkwasser und wusch dem Schwiegervater, der Schwiegermutter und derer Geschwistern die Füße. Wenn die junge Frau kinderlos blieb, übersiedelte sie nach dem Tod ihres Gatten ins Haus ihrer Mutter zurück. Die junge, gelassene Witwe blieb, wenn sie Kinder hatte, in der Familie ihres Gatten und wurde von einem Witwer der Familie geheiratet. Gewöhnlich führte die Witwe mit einem Mann der Familie ihres Gatten ein Geschlechtsleben. Wenn der Mann der jungen Frau für längere Zeit fortging (Militärdienst, Arbeitsstelle weit vom Dorf), suchten die Männer der Großfamilie mit ihr geschlechtlich zu verkehren. Wenn die Mutter starb, wurden ihre Söhne von den väterlichen Großeltern erzogen, während die Erziehung der Töchter die mütterliche Großmutter übernahm. Die Organisation der Großfamilie ist auch im Leben des Hofes und der Stube sowie in ihrer Form zu erkennen. Nach der Überlieferung gab es so lange Zimmer, daß man dreimal grüßen mußte, bis man zum Tisch gelangte. Der Ofen in der Stube diente den älteren Familienmitgliedern als Lagerstätte. Hier schliefen auch die verschiedenen Wanderer, die man für eine Nacht beherbergte. Neben der Stube war ein schmaler enger Hausflur, neben den Flur wurde die Kam-

mer gebaut. Das war der Aufenthaltsort der jungen Frauen. Mitunter hielt man im Winter auch die Ferkel und die Kälber in der Stube.

J. Sz. Morvay erschließt uns das Leben der Mädchen sehr lehrreich. Unter ihnen ist eine Form der Kunstverwandschaft verbreitet. Das Wesen derselben ist, daß am Palmsonntag oder am zweiten Osterfeiertag ein Mädchen dem anderen einen Kuchen zum Geschenk bringt. Die Geschenkgeberin und die Beschenkte sind von nun an Kunstverwandte und hegen einige Freundschaft zueinander. (Vgl. St. Ciszewski, Künstliche Verwandschaft bei den Südslawen. Inaugural-Dissertation. Leipzig 1897; G. Róheim, Magyar néphit és népszokások. Budapest 1925, S. 256—265, M. Gavazzi, Vitalnost običaja pobratimstva i posestrimstva a sjevernoj Dalmaciji. Zagreb 1956. (Sonderdruck.)

Dann schildert die Verfasserin das Liebesleben vor der Heirat. Bei der Wahl der Gattin hatte der Jüngling nicht viel mitzureden. Die Mutter wählte ihm jenes Mädchen aus, das er zu heiraten hatte. Wir erfahren aus dem Buch ausführlich die Zeremonie der Hochzeit, die Beziehungen der jungen Frau zu ihren Schwiegereltern, zu ihrem Mann und zu den andern jungen Frauen der Großfamilie, die Erziehungsart der Kinder. Lehrreich ist auch der Teil über das Verhältnis der jungen Frau zu ihrer Mutter. Nach der Hochzeit durfte die junge Frau eine Woche lang nicht ins väterliche Haus gehen. Ihr Vater besuchte sie nie, auch die Mutter nur selten. Ihre Helferin war jedoch vorzüglich ihre Mutter. Die Pflege der Armen des Dorfes, die Versorgung der Wanderer im Dorf oblag den Frauen. Am Allerseelentag buken sie den Armen ein kleines „Gottesweißbrot“, das unter den Armen vor der Kirchtür verteilt wurde. Nach dem Begräbnis bekamen die Armen die abgetragenen Kleider des Verstorbenen. Am häufigsten fanden sich slowakische Wanderkaufleute in den Dörfern ein und wurden dort von den Frauen gepflegt. Im Gemeinleben der Frau spielte die Teilnahme an den Wallfahrten eine große Rolle. Man ging jährlich viermal, fünfmal zu Wallfahrten. Dann bespricht die Verfasserin die Kenntnisse (Heilkunde, mythologische Vorstellungen) und die Gefühlswelt der Frauen. Im Fasching verkleideten sie sich oft als Zigeunerinnen, slowakische Wanderer, als Tod und besuchten die Spinnstuben, Schlachtfeste und sagten dort verschiedene Scherzgedichte her. Sehr wichtig ist die mitgeteilte Verwandtschafts-terminologie.

Ich habe oben auf den reichen Inhalt des Buches nur kurz hingewiesen. J. Sz. Morvay's Buch ist zusammen mit einem früher von Edit Fél erschienenen Buch (Die Großfamilie und deren Rechtsgebräuche in Martos, Komitat Komárom. Budapest 1944. Ungarisch mit dt. Zusammenfassung) ein Wegweiser zur volkhafte[n] Gesellschaftsorganisation von Ostmitteleuropa. Es wäre angezeigt, wenn die Pfleger der allgemeinen Ethnologie diese Werke heranzögen, um solche Werke wie die Studie von P. W. Schmidt, The Position of Women with regard to Property in Primitiv Society (American Anthropologist, XXXVII, Menasha, 1935, S. 244—256) vertiefen zu können. Auch die europäische Volkskunde würde gewinnen, wenn J. Sz. Morvay's Buch auch deutsch erscheinen könnte.

Béla G u n d a

# Anzeigen / Einlauf 1956—1957 / Jahresbrauch- tum, Kalenderwesen

## Vorbemerkung

Zur Fortsetzung dieser nunmehr bereits zu einer ständigen Einrichtung gewordenen Sparte „Anzeigen“ sei bemerkt und neuerlich darauf aufmerksam gemacht, daß hier nur Veröffentlichungen angezeigt werden, die der Bibliothek des Vereins und Museums zugehen, und zwar gleichgültig, ob wir sie durch Kauf oder Tausch erwerben oder als Widmung erhalten. Zeitschriftenbeiträge und ähnliche kleine Veröffentlichungen können nur angezeigt werden, wenn sie uns als Sonderdrucke zugehen, ein Exzerpieren der Zeitschriften selbst ist uns nicht möglich. Je mehr Autoren die Freundlichkeit haben, unserer Bibliothek ihre Veröffentlichungen zuzusenden, desto umfassender wird sich diese Anzeigen-Sparte ausgestalten lassen. Wir wissen, daß unsere Zusammenstellungen genau verfolgt werden, daß sie vielfach als wichtige Literaturverzeichnisse dienen. Dementsprechend muß wohl jeder Benutzer unserer Bibliothek wie auch jeder Leser dieser Anzeigen daran interessiert sein, diese Einlauf-Anzeigen, die gewissermaßen sachlich geordnete Zuwachsverzeichnisse darstellen, durch Einsendungen zu fördern.

Leopold Schmid t

- Hans Karl Adam, Weihnachtliche Bäckerei. 105 Seiten, mit Skizzen im Text. München 1957.
- Margaret Arnott, Ein griechisches Weihnachtsbrot (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 51, Basel 1955, S. 243 ff.).
- Peter Beck, Von alten Bräuchen im Laufe des Kirchenjahres. Herausgegeben vom Stadtarchiv Luzern und einer vom Stadtrat bestellten Kommission. 52 Seiten, 4 Abb. (= Luzern im Wandel der Zeiten, H. 5). Luzern 1956.
- Leopold Bergolth, Brauchtum im Tullnerfeld (Bauernbund-Kalender, Wien 1956, S. 74 ff.).
- Ernst Burgstaller, Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen. Ein volkskundlicher Beitrag zur österreichischen Kulturgeographie (= Veröffentlichungen der Kommission für den Volkskundeatlas in Österreich, Bd. 2). 156 Seiten, 22 Karten, 5 Bildtafeln. Linz 1957.
- Luis Chaves, O Natal em Portugal. Cronica de natal numa bela aldeia da beira (= Collecao educativa, Serie F, Nr. 2). XVI und 109 Seiten, 12 Bildtafeln. Campanha Nacional de Educacao de Adultos. 1955.
- Hilding Celander, Förkristen Jul enligt norröna källor (mit deutscher Zusammenfassung). 91 Seiten. Stockholm 1955.
- Franz Colleselli, Jahresbrauchtum in Buchenstein (Der Schlern, Bd. XXX, Bozen 1956, S. 59 ff.).
- Cleto Corrain, Le tradizioni del periodo natalizio e i giorni dei presagi nel Polesine (Lares, Bd. XXIII, 1957, S. 21 ff.).

- J. R. W. Coxhead, Old Devon Customs. With an Introduction by Christina Hole. 101 Seiten, 8 Abb. Exmouth 1957.
- Ludwig Deubner, Attische Feste (Neudruck). 267 Seiten, 1 Tabelle, 40 Bildtafeln. Berlin 1956.
- Anton Diethelm, Alter Umrittsbrauch (Der Zwiebelturm. 1957. Heft 5, S. 52 ff.).
- Anton Dörrer, Mit Erzengel Michael im Bunde. Ein Ausschnitt aus der religiösen Volkskunde Tirols (Der Schlern, Bd. XXXI, Bozen 1957, S. 154 ff.).
- Anton Dörrer, Brotpenden als Verlöbniß und Gemeinschaftsbrauch (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. 74, 1957, Germanist. Abt., S. 266 ff.).
- Josef Dünninger, Brauchtum (Deutsche Philologie im Aufriß, hg. Wolfgang Stammer, Bd. III, Sp. 2007 ff.).
- Gottfried Engelhardt, Christliche Kunst und religiöses Brauchtum im Wachszieher- und Lebzelterladen. 36 Seiten, 9 Tafeln. Amstetten (1957).
- Eugen Fehrle, Feste und Volksbräuche im Jahreslauf europäischer Völker. 219 Seiten, 36 Bildtafeln. Kassel 1955.
- Hans Fink, Eisacktaler Sagen, Bräuche und Ausdrücke (= Schlernschriften, Bd. 164). 586 Seiten, 3 Abb. Innsbruck 1957.
- Wilhelm Gaerte, Volksglaube und Brauchtum Ostpreußens. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. VIII und 128 Seiten. XVI Tafeln m. 34 Abb. Würzburg 1956.
- Nikolaus Graß (hg.), Ostern in Tirol. Unter Mitarbeit von Emil Berlanda, Anton Dörrer, Marie Graß-Cornet, Josef Andreas Jungmann, Rudolf Mellitzer, Alois Molling und Josef Ringler. VIII und 350 Seiten, 25 Bildtafeln. Innsbruck 1957.
- Gustav Gugitz, Fest- und Brauchskalender für Österreich, Süddeutschland und die Schweiz. VIII und 199 Seiten, 12 Zeichnungen. Wien 1955.
- Wilhelm Hartke, Über Jahrespunkte und Feste, insbesondere das Weihnachtsfest (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Schriften der Sektion für Altertumswissenschaft, 6). 106 Seiten. Berlin 1956.
- Helmuth Huemer, Christbaumschmuck, Weihnachtstisch und Räuchermandel (Heimatland. Wort und Bild aus Oberösterreich. Linz. Dezember 1957. 2 Seiten mit 8 Abb.).
- Otto Jackmann, Gebirgspflanzen in Sage und Brauchtum. 64 Seiten, 5 Farbtafeln. Oberstdorf im Allgäu, 1955.
- Friedrich Knaipp, St. Barbara im Hinterglasbild (Der Anschnitt, Bd. 9, Bochum 1957, Heft 5, S. 26 ff.).
- Leopold Kretzenbacher, Der Büllhäfen geht um (Steirischer Bauernkalender, Graz 1957, S. 55 ff.).
- Franz Leskoschek, „Jetzt kimmt scho bald die Liachtmeßzeit...“ Lichtmeßlied und Lichtmeßbrauch in Steiermark (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXX, Graz 1956, S. 118 ff.).
- F. Marian McNeill, The Silver Bough. A Four Volume Study of the National and Local Festivals of Scotland. Bd. I. Scottish Folk-Lore and Folk-Belief. 220 Seiten, 15 Tafeln. Glasgow 1957.
- Georgios A. Megas, Ellenikai eortai kai ethima tes laikes latreias. 255 Seiten, 8 Bildtafeln, Zeichnungen im Text. Athen 1956.

- Carl Nordenfalk, Der Kalender vom Jahre 354 und die lateinische Buchmalerei des IV. Jahrhunderts (= Göteborgs kungl. Vetenskaps- och vitterhets-samhälles handlingar, 5. F. A, Bd. 5, Nr. 2). 36 Seiten, 33 Abb. Göteborg 1956.
- Gaetano Perusini, Uova e pani di Pasqua in Friuli (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 53, 1957, S. 145 ff.).
- Sebastiao Pessanha, Crenças e Supersticoes ligadas ao Gado no Concelho de Sintra (Estremadura. Boletim da Junta da Provincia, Serie II, Nr. 35 a 37, 1954, 8 Seiten, 4 Abb.).
- Sebastiao Pessanha, Docaria popular Portuguesa. Estudio etnografico (= Collecao cultura e recreio). 64 Seiten, 59 Abb. Lissabon 1957.
- Erwin Richter, Das Osterei in der Volksmedizin (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 53, 1957, S. 88 ff.).
- Robert Schindler, Von Holzkalendern und Stabzahlen. (Bauernbund-Kalender, Wien 1956, S. 118 ff.).
- Robert Schindler, Die neun mal neun Tage nach der Sonnenwende (Der Schlern, Bd. XXIX, 1955, S. 381 ff.).
- Robert Schindler, Der Moll'sche, der Trienter und der Sternbach'sche Holzkalender (Der Schlern, Bd. XXX, 1956, S. 273 ff.).
- Robert Schindler, Bientage (Deutsche Gaue, Bd. 48, Kaufbeuren, 1956, S. 72 ff.).
- Dasselbe: (Der Imkerfreund, Bd. XI, 1956, S. 381 ff.).
- Leopold Schmidt, Der weihnachtliche Schlehdorn im Burgenland (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1953, S. 180 ff.).
- Georg Schreiber, Privilegia Sanctorum. Volkstümliche Kanonistik und Hagiographie (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Bd. 74, 1957, S. 327 ff.).
- Wilhelm Stählin, Ostern. Zwölf farbige Miniaturen aus dem frühen Mittelalter. Erläutert. 16 Seiten, 12 Farbtafeln. Hamburg 1957.
- Hans Wagner, Jägerbrauch. Dessen Wiege, Wesen, Wert und Wandel. V und 124 Seiten, Abb. im Text. Wien 1957.
- Lily Weiser-Aall, Der Mutter- und Vatertag in Norwegen (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 52, 1956, S. 203 ff.).
- Lily Weiser-Aall, Osterspisen und Osterei in Norwegen (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. 53, 1957, S. 150 ff.).

Wien 1958

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

# Die Franz Xaver-Wallfahrt zu Oberburg

## Eine untersteirische Barockkultstätte und die räumliche Reichweite ihres Einflusses

Von Edmund Frieß† und Gustav Gugitz

### *Geschichtliche Übersicht*

Es ist bereits zur Genüge bekannt, daß die durch die Beschlüsse des Tridentinischen Konzils vorgezeichnete Religionspolitik<sup>1)</sup> der vornehmlich von den Jesuiten geleiteten katholischen Landesfürsten Deutschlands in der Barockzeit auf die möglichst restlose Vernichtung der im deutschen Volke noch verwurzelten vorchristlichen Sitten abzielte und daß sie es verstand, die Menschen aller damaligen Stände und Berufe, soweit sie im Untertansverhältnis katholischer Territorialherren standen, durch prunkvolle Ausgestaltung der Gotteshäuser und durch prächtige Aufmachung kirchlicher Feste und der an sie geknüpften Brauchformen für ihre Anschauungen und Handlungen zu entflammen. In Österreich erleichterten noch überdies der bis 1739 fast ständig fortdauernde Krieg gegen den türkischen Erbfeind und die vielfach infolge dieses Krieges aufgetretenen Seuchen, besonders die Pest, der Gegenreformation den vollen Erfolg<sup>2)</sup>. Der Volksforscher darf jedoch nicht das oft sehr artfremd aussehende wirre Gestrüpp, mit dem die Braucherscheinungen der Barockperiode absichtlich überwuchert wurden, unter den Tisch fallen lassen, da einerseits in diesen Brauchformen oftmals germanische oder doch schlechtweg vorchristliche Vorstellungen und Äußerungen verborgen liegen, andererseits die katholische Priesterschaft, voran die Jesuiten, sich alle erdenkliche Mühe gaben, durch die Anwendung der beim Volke verwurzelten Brauchformen die Hochschätzung alter und vornehmlich neuer katholischer Kultobjekte einzubürgern und zu vertiefen. Zu diesen in der Barockzeit bei den Deutschen sowie den übrigen Völkern Österreichs angesiedelten Kultobjekten gehörten

---

<sup>1)</sup> L. v. Ranke, Die römischen Päpste in den letzten 4 Jahrhunderten, 6. Aufl., I. Bd. Leipzig 1874, S. 315 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. im allgemeinen T. v. Borodajkewycz, in dem von Josef Nadler und Heinrich v. Srbik herausg. „Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum“, Salzburg-Leipzig 1936, S. 294.



neben dem hl. Johann von Nepomuk vor allem die spanischen Jesuitenheiligen und unter diesen wieder besonders die heiligen Ignaz, Franz-Xaver und Alois.

Wenn auch im allgemeinen der jesuitische Einfluß in den Sudetenländern in der Barockperiode stärker als in den österreichischen Alpenländern in Stadt und Land fühlbar wurde<sup>3)</sup>, so wird doch in nachfolgender Studie gezeigt, daß ein in der Südsteiermark im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts errichtetes Franz Xaverheiligtum durch geschickte Propaganda, die nicht ausschließlich, aber doch zum Großteile von Jesuiten betrieben wurde, zu einem mächtigen Ausstrahlungspunkte der Franz Xaververehrung für ganz Österreich und noch darüber hinaus im Laufe des 18. Jahrhunderts geworden ist.

Die unmittelbare oder mittelbare Übertragung der einem Kultobjekte zugeschriebenen Heilkraft auf dem Wege der Berührung<sup>4)</sup> spielte wie bei den alten Griechen im Tempel des Asklepios zu Epidauros auch bei allen christlichen Heiligtümern des Abendlandes eine Rolle und trat auch stark bei dem Franz Xavergnadenorte auf dem Hügel zu Straße bei Oberburg (slowenisch: Gornijgrad) hervor. Wasser und Öl wurden neben den kleinen Andachtsbildern durch ihr Berührtwerden mit dem Heiligtume oder durch die Nähe desselben als heilbringend erklärt. Diese geistlichen Heilmittel haben nicht die Jesuiten erfunden, wohl aber mit Vorliebe übernommen und in den Dienst zur Verbreitung ihrer eigenen Heiligenkulte gestellt. Ehe wir auf die von einem Weltpriester mit jesuitischem Scharfsinne erdachte und ausgeführte Methode bei der Gründung und für das Aufblühen des Wallfahrtsortes Straße (slowenisch: Straže) näher eingehen, sei ein Blick auf den Franz Xaverkult in Deutschland gemacht.

In Georg Schreibers Werk „Deutschland und Spanien“<sup>5)</sup> wird der diesbezügliche ganze Fragenkomplex aufgezeigt und neben Anregungen werden auch manche Aufschlüsse gebracht. Die beachtlichste, wenn auch landschaftlich begrenzte Vorarbeit hiefür leistete Andreas Schüller mit seiner Abhandlung „Franz Xaverius in Volksglaube und Volksbrauch des Rheinlandes und Westfalen (17. und 18. Jahrhundert)“<sup>6)</sup>. Nach Schreibers Ausführungen erfolgte

---

<sup>3)</sup> Obige Darstellung fußt vielfach auf unseren eigenen Beobachtungen von zeitgenössischen Quellen (Mirakelbücher, kl. Andachtsbilder).

<sup>4)</sup> R. Kriss, Die religiöse Volkskunde Atl-Bayerns. Baden b. W. 1933, S. 25.

<sup>5)</sup> Heft 22—24 der von G. Schreiber hg. „Forschungen zur Volkskunde“, Düsseldorf 1936, S. 166—232.

<sup>6)</sup> Zeitschrift des Vereines für rheinische und westfälische Volkskunde, 29. Jg., 1932, S. 12—57.

das Einbürgern der Kulte der heiligen Franz Xaver und Ignaz in den von katholischen Fürsten beherrschten Teilen des Deutschen Reiches durch die dort entstandenen Jesuitenkollegien. Dabei konnte bald die Verehrung der beiden genannten Heiligen, bald die des einen oder des andren dort in verschiedener Stärke verwurzelt werden. Dieses Angesiedeltwerden der beiden oder eines derselben Kulte hing unseres Erachtens in hohem Maße von der Regsamkeit und Geschicklichkeit der Jesuiten ab, mit der sie dem deutschen Volke willkommene Brauchformen mit dem Kulte dieser Heiligen in Verbindung brachten. Diese von den Jesuiten geübte Praxis war jedoch keineswegs neu, sondern entsprach ganz der von der katholischen Kirche im Mittelalter angewandten Methode, nur die Art der Ausführung war gewiegter als früher. Die gleiche Beobachtung kann man ja auch bei dem sonstigen Vorgehen der Jesuiten machen, das sie für das Erreichen der bodenständigen Verehrung ihrer Heiligen Ignaz und Franz Xaver anwandten. G. Schreiber hat diese jesuitische Werbetätigkeit bereits in vollem Umfange aufgerollt. Neben der Darstellung der beiden Kultobjekte auf Standbildern und der Aufstellung von Altären für diese beiden Heiligen in den deutschen Jesuitenkirchen flochten die Jesuiten auch in Predigten die wichtigsten Szenen aus dem Leben der Heiligen Ignaz und Franz Xaver ein. Ebenso wurde durch zahlreiche Ausgaben kleiner Andachtsbilder, auf denen diese Szenen abgebildet und beschrieben werden, eine wirksame Propaganda für die Verehrung dieser beiden Heiligen erzielt. Die Szene der Massenbekehrung der Indier durch Franz Xaver sowie die Todeszene des gleichen Heiligen auf der Insel Canzian bei China (1552) bildeten nach Schreiber die wirksamsten Stellen in der Lebensgeschichte dieses Heiligen. Die Jesuiten arbeiteten diese daher mit Vorliebe in Wort und Schrift heraus und sorgten dafür, daß diese beiden Szenen auch in bildlichen Darstellungen zur Unterstützung ihrer Predigten dem Volke vor Augen geführt wurden. Dieses Erzählgut erwies sich nach G. Schreiber im katholischen Abendlande so eindrucksvoll, daß der Gestalt Franz Xavers gleich den Märtyrern der ersten christlichen Jahrhunderte ein heroenhafter Zug beigemessen wurde. Es rief nach ihm sogar bei vielen die Sehnsucht nach, die fernen Länder, in denen sich Franz Xavers reiche Erlebnisse abgespielt haben, mit eigenen Augen kennenzulernen und dann zu beschreiben. Das verhältnismäßig seltene Vorkommen von Franz Xaverkirchen, -Kapellen und -Glocken in Deutschland mit Ausnahme der Jesuitenkollegien und Universitätskirchen erklärt G. Schreiber wohl zutreffend aus dem dafür zu spät fallenden Wirken dieses Heiligen, dessen Verehrtwerden in der barocken Hochflut der Bruderschaftsbildungen einsetzte und

daher zur Gründung mehrerer Franz Xaverbruderschaften durch Jesuiten im deutschen Raume sowie zur Aufnahme dieses Heiligen in Litaneien gegeben hat. Aber die anziehendste Bringung der zwei Episoden aus dem Leben Franz Xavers hätten kaum einen langen Dauererfolg für die Verehrung dieses neuen Heiligen durch die deutschen Katholiken ausgelöst. Man konnte füglich dem deutsch-katholischen Bürger und Bauer der Barockzeit nicht zumuten, daß sie neben der Verehrung der zahlreichen alten Heiligen noch die vieler neuer aufnehmen sollten. Es gab ja ohnedies schon genug Vieh- und Berufspatrone und es ist leicht verständlich, daß die Lebensbeschreibungen derselben vom Volke wiederholt verwechselt wurden. Ein neuer Heiliger konnte daher dem Volke, das damals schwer unter Kriegsseuchen und Hungersnot litt, nur dann etwas besagen, wenn die Priesterschaft es verstand, ihn zu einem Heilbringer gegen alles Unheil oder bei Spezialfällen zu stempeln und womöglich seine Überlegenheit gegenüber älteren Schutzpatronen auszuspielen. Mit dieser Methode haben die Jesuiten die Bodenständigmachung der Franz Xaververehrung im deutschen katholischen Raume mehr oder weniger stark durchgesetzt. Auf den im deutschen Volke gleich wie bei anderen Völkern vorhandenen Glauben, daß die Kraft der Heroen auch nach ihrem Tode in ihrem Körper und in den mit ihm in Berührung gebrachten Gegenständen fortwirke, beruht ja die katholische Verehrung der Reliquien der Heiligen. Die Jesuiten haben für die Verbreitung des Franz Xaverkultes diese Anschauung verwertet und dadurch mit ihr Erfolg erzielt, daß sie mit der Verehrung der Reliquien Franz Xavers die Heilkraft derselben verbanden und alte Brauchformen zur Gewinnung dieser Heilkraft heranzogen. G. Schreiber hat alle diese an den Franz Xaverkult geknüpften geistlichen Heilmittel bereits herausgestellt. Er zeigt auf, daß sich die deutschen Jesuiten um Franz Xaverreliquien für ihre Kollegienhäuser bewarben, daß sie Xaveröl und -wasser durch Eintauchen der Reliquien weihten und mit der Verbreitung dieser geistlichen Heilmittel im katholischen Deutschland auch die Verehrung Franz Xavers dort einzubürgern verstanden haben. Hand in Hand mit dieser Kultobjektverpflanzung erreichten die Jesuiten das Beliebwerden des Taufnamens Franz Xaver in Süddeutschland<sup>7)</sup> und, wie wir zu G. Schreibers Ausführungen hinzufügen können, auch in Österreich.

Offensichtlich die bedeutendste, wenn auch nicht die älteste Franz Xaverkultstätte in Österreich war die auf dem Hügel zu StraÙe bei Oberburg in Untersteiermark. Wir wollen nun im nach-

---

<sup>7)</sup> Für Bayern vgl. J. Oswald (Volk und Volkstum, 2. Bd. München 1937, S. 362).

stehenden versuchen, die mit großem Geschick angestellte barocke Gründung dieses Heiltums und die nicht minder gewandte Propaganda zur Vergrößerung des Pilgerzuges von nah und fern aufzuhellen und den dadurch bedingten erfolgreichen Aufstieg dieses Wallfahrtsortes richtig zu werten. Straže wies ja zweifellos in Steiermark nach Mariazell<sup>8)</sup> die meisten Fernwallfahrer auf, wenn auch neben Mariazell die jährliche Besucherzahl der steiermärkischen Heiltümer Lankowitz, Mariatrost und Straßengel die von Straže im 18. Jahrhundert im Hinblick auf die Nahwallfahrten vielleicht etwas übertroffen haben dürften. Letzterer, seit dem Ende des Weltkrieges zum jugoslawischen Slowenien gehörige Gnadenort verdankte sein rasches Aufblühen im zweiten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts den guten jesuitischen Beziehungen eines Weltpriesters der Laibacher Diözese und der nicht großen Entfernung von der steiermärkischen Landeshauptstadt Graz, in der das Jesuitenkollegium<sup>9)</sup> in religiöser Hinsicht tonangebend war.

Die einsame stimmungsvolle Lage in den südsteirischen Alpen, der dem hl. Franz Xaver nach seiner Legende nachgerühmte Ruf eines Heilbringers in der Todesstunde und das seltene Vorkommen von Franz Xaverheiligtümern verhalfen gleichfalls dieser Wallfahrtskirche zu einer völkerverbindenden Kultdynamik. Man beachte, daß im damaligen barocken Österreich, in dem die Siege über die Türken den Triumph der katholischen Kirche auf das Höchstmaß steigerten, die wallfahrtskräftigen Kultstätten des Inlandes ein wichtiges Einigungsmittel der in der Monarchie lebenden Völker waren. Überdies legen die Vorliebe Karls VI. für spanisch-höfische Sitte und seine Bevorzugung der Jesuiten<sup>10)</sup> die Vermutung nahe, daß aus Spanien eingebürgerte Kultobjekte am Wiener Hofe damals, noch dazu wenn sie jesuitischer Herkunft waren, große Verehrung genossen. Volkstümlich freilich sind nur wenige von ihnen hier geworden, am meisten der Kult des Franz

---

<sup>8)</sup> O. W o n i s c h, Versuch einer Bibliographie der Benediktinerabtei St. Lambrecht. St. Lambrecht 1916, S. 16 ff. Über Lankowitz siehe A. S c h l o s s a r, Die Literatur der Steiermark. Graz 1914, S. 189. Im Wr. Diarium 1753, Nr. 66, wird vermerkt, daß beim 100jährigen Jubelfest in Lankowitz vom 26. Juli bis 2. August 1733 30.000 Kommunikanten erschienen. Jährlich wurden damals 60.000 Kommunikanten in Lankowitz gezählt. J. A. J a n i s c h, Topographisch-statistisches Lexikon von Steiermark, Graz 1878, II, S. 228 ff., erwähnt im Artikel „Maria Trost“, daß sogar von Wien in den Jahren 1752—1780 jährlich eine große Wallfahrerschar dort einlangte.

<sup>9)</sup> H. P i r c h e g g e r, Geschichte der Steiermark, 2. Bd. Graz 1951, S. 432 f.; 3. Bd., Graz 1952, S. 11 f.

<sup>10)</sup> E. T o m e k, Ein Spaziergang durch Alt-Wien, I. Bdch., Graz und Wien 1927, S. 197, 198.

Xavers. So ist es denn begreiflich, daß noch dazu mit geschickt angewandter Methode das Heiltum von Straße weit über die ganze Steiermark, ja sogar über den österreichischen Staatsraum hinaus, wegen seiner angeblichen Heilkraft gepriesen wurde. Die geschichtlich volkskundliche Wertung dieser Wallfahrtsstätte ist daher für die Kultgeschichte und die religiöse Volkskunde Steiermarks wichtig.

Schon lange früher, ehe Achatius Sterschiner, der wohl windischer Abstammung war, mit gutem Kennerblicke für die Wirkung des Wunderbaren auf die Masse die Höhe von Straße zur Gründung eines Franz Xaverkultorts wählte, hatte in Steiermark die Franz Xaververehrung eingesetzt. Erzherzog Karl von Innerösterreich und nicht minder sein Sohn Ferdinand, der spätere Kaiser Ferdinand II., hatten ja ihren besonderen Ehrgeiz darein gesetzt, den Protestantismus in ihren Ländern auszurotten und fanden in den von ihnen berufenen Jesuiten die wirksamsten geistigen Bekämpfer des Luthertums<sup>11)</sup>. In den österreichischen Alpenländern wurde den Untertanen der Katholizismus am stärksten in Innerösterreich eingehämmert, und in Innerösterreich war begreiflicherweise die Steiermark am stärksten davon getroffen, da ja Graz die Residenzstadt der innerösterreichischen Habsburger war. Den Jesuiten war es infolgedessen leicht gemacht, den über ihre spanischen Heiligen mit großer barocker Aufmachung von ihnen gezogenen Nimbus den Deutschen und Slowenen Innerösterreichs glaubwürdig zu machen und ihre jesuitischen Heroen zu Heilbringern in allen Nöten zu stempeln. Dem hl. Franz Xaver wurde dies seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in hohem Maße zuteil. Auch für seinen Kult war Graz der Ausgangspunkt für die gesamte Steiermark. In der dortigen Hof- oder Jesuitenkirche wurde 1659 eine Franz Xaverkapelle errichtet, und in dieser gelangte ein diesen Heiligen darstellendes Altargemälde zur Aufstellung<sup>12)</sup>. Nicht viel später siedelten gleichfalls Jesuiten den

---

<sup>11)</sup> H. Pirchegger, Geschichte der Steiermark, 2. Bd. (Graz 1931), S. 415 ff., 459 ff.

<sup>12)</sup> G. Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, 2. Abtlg. Österreich I, S. 223. Fr. Popelka bemerkt im ersten Bande seiner Geschichte der Stadt Graz (Graz 1928, S. 152), daß die Stadt Graz 1680 zur Abwendung der Pest den alljährlichen Besuch des Gottesdienstes am Festtage des hl. Franz Xaver gelobte sowie ferner zu einer jährlichen Veranstaltung einer Bittprozession an diesem Tage und an einem Sonntage in der Oktave des Sebastiansfestes und schließlich zum Fasten am Vortage vor den zwei genannten Heiligenfesten sich durch ein Gelübde verpflichtete. Nach ihm standen je ein Standbild des hl. Ignaz und Franz Xaver früher auf der Fassade des alten Grazer Universitätsgebäudes (ebenda S. 255). Eine Angabe über den Zeitpunkt der Aufstellung dieser beiden Statuen ist darin nicht gemacht.

Franz Xaverkult in der Graz nahen Stadt Leoben an, denn sie weihten ihre 1660 bis 1665 dort erbaute Kirche zu Ehren dieses Heiligen und gaben damit den Ausschlag, daß Franz Xaver der Schutzpatron Leobens wurde<sup>13)</sup>. Von dort verbreitete sich der Kult dieses Heiligen in das Gebiet des steirischen Erzberges. 1679 feierten die Vordernberger Marktbürger Franz Xaver neben Sebastian, Rochus und Rosalia als Pestabwehrpatron<sup>14)</sup>. Aber trotzdem gelang den Jesuiten damit in der Mittel- und Oststeiermark die Schaffung eines Zentrums der Franz Xaververehrung nicht. In der Landschaft südlich des Draufusses, wo zweifellos das Kultur-niveau gegenüber den Bewohnern der übrigen Steiermark niedriger war, stand jedenfalls einer gut angelegten Franz Xavergrnadenstätte einige Zukunft bevor.

Auf einen starken Zuzug von Wallern aus der Landeshauptstadt war zu rechnen, da ja dort der Franz Xaverkult bereits angesiedelt war, und die Grazer Bevölkerung eine Pilgerfahrt in die landschaftlich schöne Untersteiermark sicherlich auch gerne zur Erholung von Alltagssorgen benützen wollte. Der in Waldeinsamkeit gelegene Hügel von Straže, auf dem eine kleine Barbarakapelle stand, die im kirchlichen Bereiche des zur Laibacher Diözese gehörigen Kommissariates Oberburg lag, war gewiß ein geeigneter Ort zur Anlage einer Franz Xaverkultstätte. Dies hatte der Gründer dieses Wallfahrtsortes Achaz Sterschiner, der 1711 Kommissar und Seelsorger in Oberburg war, klar erkannt. Er schildert die Entstehung und den weiteren Werdegang dieser Franz Xaverkultstätte in dem von ihm verfaßten und 1741 in Wien gedruckten Mirakelbuche, Die zwischen 1741 und 1757 vorgefallenen und aufgezeichneten Heilwirkungen von Straže sind dann von Sterschiners Nachfolger im Verein mit der ihm unterstehenden Geistlichkeit als Fortsetzung 1758 in Wien in Druck gelegt worden. Wir werden über diese Mirakelbücher in einem eigenen Kapitel später handeln und begnügen uns vorläufig zur kürzeren Zitierung damit, die Ausgabe von 1741 mit M. B. I und die von 1758 mit M. B. II zu bezeichnen. Daß sie beide in deutscher Sprache abgefaßt sind, ist nicht zu verwundern, da ja damals die slowenische Sprache noch ungenügend ausgebildet war. Sohni konnten

---

<sup>13)</sup> Maja Löhr, Leoben, Werden und Wesen einer Stadt. Baden bei Wien (1934), S. 69, 152. Diese Jesuitenkirche ist seit 1811 Stadtpfarrkirche. Über das dortige Schutzpatronat vgl. J. Freudenthal, Eisen auf immerdar, Leoben 1936, S. 190. Darin ist auch angegeben, daß ein Franz-Xaver-Standbild auf der dortigen Pestsäule von 1718 angebracht ist.

<sup>14)</sup> H. Pirchegger in E. Stepan, Der steirische Erzberg und seine Umgebung, I. Bd. Wien 1924, S. 94.

nur deutschsprachige Bücher in der Nähe und der Ferne Absatz finden, noch dazu stand ja das ganze slowenische Gebiet unter deutschem Kultureinflusse. Im M. B. I geht Sterschiner zunächst auf die geographische Lage des Kommissariates Oberburg ein, das nach ihm 2 Tagereisen von Graz und 3 von der Stadt Cilli entfernt ist. Nur ganz allgemein gibt er den Bereich des Kommissariates an, nämlich die Pfarrkirche zu Oberburg mit einigen Filialkirchen, zu der auch die Barbarakapelle auf dem Bühel zu Straže gehörte. Mehr lag ihm daran, sein Verdienst um die Verpflanzung des Franz Xaverkultes dorthin klar herauszustellen. Er begründete diese Kultansiedlung mit seiner Vorliebe für die Franz Xaververehrung seit seiner Jugendzeit her, seit der er die neuntägige Franz Xaverandacht zu verrichten pflegte, und mit dem Verlangen, mit diesen Andachtsübungen auch andere Gläubige vertraut zu machen. Sicherlich schwebte ihm dabei der Gedanke vor, mit einer solchen Gründung seinen Namen bei den Bewohnern dieser Gegend dauernd der Vergessenheit zu entreißen. Die Einführung der neuntägigen Andacht zu Ehren Franz Xavers am 25. August 1711 war sein erster Schritt. Für die weitere Ausführung seines Projektes hielt er sich anscheinend nicht für erfahren genug und zog dafür einen nicht näher angegebenen Jesuiten zu Rate. Es ist möglich, daß dieser in Maria-Neustift bei Pettau zu Hause war, denn dieser Wallfahrtsort wurde seit 1615 von Jesuiten betreut<sup>15)</sup>. Er lag von Oberburg nicht weit ab. Wie weit dieser Jesuit Sterschiners Werk beeinflußt hat, läßt sich nicht feststellen. Wahrscheinlich spielte er hinter den Kulissen und wollte daher nicht namentlich genannt sein. Auffallend ist jedenfalls, daß er nach Sterschiner einen Teil der Baumwolle besaß, in welcher der Arm des Franz Xaver von Goa nach Rom gebracht worden sein soll. Von diesem Relikte, das nach Sterschiners Angabe bereits in Klagenfurt und Laibach Wunder gewirkt hätte, überließ der Jesuit einen Teil dem Sterschiner, der in seinem Mirakelbuche von 1741 die Vermutung aussprach, daß diese Schenkung offensichtlich auf eine persönliche Eingebung Franz Xavers zurückzuführen sei. Man sieht aus dieser Erwähnung nicht bloß die große Freude Sterschiners über dieses Geschenk, sondern auch seinen tiefen Glauben an das Einwirken überirdischer Mächte, was ja in der Barockzeit auch durchaus für gebildete Laienkreise charakteristisch ist. Ausgehend von der richtigen psychologischen Erwägung, daß ein Bild stärker auf die Bevölkerung einwirkt als die eindringlichsten

---

<sup>15)</sup> P. Schlosser (Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark, Bd. X, Graz 1912, S. 86 f.). — Anstriakalender für 1845, S. 167; J. Felner, Pettau und seine Umgebung, Pettau 1895, S. 118 ff.; A. Hoppe, des Oesterreichers Wallfahrtsorte, Wien 1914, S. 420 ff.

Worte, ließ Sterschiner, um die neuntägige Andacht in einen besseren Gang zu bringen, die eindrucksvolle Szene vom sterbenden Franz Xaver malen. Die Vorlage für die Kopie verschweigt Sterschiner ebenso wie den Namen des Malers, der vielleicht in Laibach beheimatet war. Nach Sterschiners Bemerkung war die Kopie so vortrefflich gelungen, daß er meinte, Gott müsse dem Maler die Hand dabei geführt haben.

Mehrere Gründe bestimmten Sterschiner, die auf dem Hügel zu Straže gelegene Barbarakapelle zur Xaverkultstätte zu wählen. Er führte als solche an: die zentrale Lage dieses Kirchleins im Oberburger Kommissariate, das jahreszeitliche Nacheinanderfolgen der Festtage Barbara und Franz Xaver im römisch-katholischen Kirchenkalender, und die Gewinnung Franz Xavers für den Jesuitenorden im Jesuitenkolleg St. Barbara in Paris durch den Hl. Ignaz. Aus letzterer Tatsache folgerte Sterschiner, daß Franz Xaver und Barbara in Straže gerne beisammenwohnen würden. Da Sterschiner für die Gründung dieses Franz Xaverheiliums keine Ursprungslegende, die bekanntlich häufig die charakteristische Grundlage für die wallfahrtsbildende Kraft eines Kultobjektes abgab, ausfindig machen konnte, mußte er zur Erzielung eines Pilgerzustromes nach anderen ins Wunderbare reichenden Begebenheiten Umschau halten. Eine am 13. November 1715 angeblich in der Barbarakapelle erwirkte Blindenheilung war hiefür ein willkommener Ausgangspunkt. Diese Wunderheilung war nach mehrfacher Hinsicht ein Ersatz für eine Gründungslegende, denn dieses Ereignis vollzog sich nach Sterschiners Erzählung, noch ehe der Franz Xaveraltar mit dem obgenannten Gemälde zur Aufstellung gelangt war. Wie Sterschiner zu berichten weiß, erschien der erblindeten Frau am zweiten Tage bei ihrer Verrichtung der neuntägigen Andacht Franz Xaver im Traume, bestrich ihre Augen mit einer Tinktur und sprach: Siehe auf! Zugleich mit ihrem Erwachen wäre die Wiedererlangung der Sehkraft eingetreten. Aus Sterschiners ausführlicher Schilderung über seine mit Eifer betriebene Gründung und Ausgestaltung dieser Franz Xaverkultstätte können wir uns mit einem Auszuge des Wichtigsten begnügen.

Die Aufstellung des Franz Xaveraltars in der Barbarakapelle geschah Ende November 1715. Das Altarblatt langte am 2. Dezember des Jahres in Oberburg ein und wurde am darauffolgenden Festtage des Heiligen auf dem dafür fertiggestellten Altar angebracht. Die aus diesem Anlasse von Sterschiner an diesem Tage hier gehaltene Predigt und das Lesen mehrerer Messen beim neuen Altare wirkten auf die große Ansammlung von Menschen kult-



fördernd ein, so daß die Zahl der Anhänger der Franz Xaver- verehrung bald in ständigem Anwachsen begriffen war. Aus diesem Grunde erfolgte 1717 die Erbauung einer eigenen Franz Xaver- kapelle daselbst. Sterschiner weiß zu melden, daß Franz Xaver schon während der Errichtung seiner neuen Kultstätte hier eine größere Anzahl Wunderwirkungen vollbracht hätte, als Ziegel zum Kapellenbau erforderlich waren. Er berichtet weiter von der Einführung der neuntägigen Xaverandacht am 3. Dezember 1717, an welchem Tage viele tausend Pilger, darunter 4000 Kommunikanten, nach Straže gekommen waren. Gleichzeitig sieht er in dem Zustandekommen dieses Massenbesuches von Straže wieder ein Wunder Franz Xavers, denn einige Tage zuvor stürmte und schneite es in der Oberburger Gegend so heftig, daß die Bewohner sich nicht aus den Häusern wagten, da sie das Abgetragenwerden ihrer Dächer befürchteten. Doch hätte sich beim Glockenschlage zur ersten Vesper am Vorabende des 3. Dezember das Unwetter gelegt und hätte am nächsten Morgen Sonnenschein geherrscht, was Sterschiner auf eine Einwirkung Franz Xavers zurückführte. Wir sehen aus den bisher von Sterschiner in seinen Tätigkeits- berichten über Straže eingestreuten angeblichen Wundern Franz Xavers deutlich Sterschiners Streben, den von ihm geschaffenen Kultort durch legendenartige Erzählungen auszusmücken, um ihm dadurch jene mysteriösen Kräfte zu verleihen, nach welchen der hilfbedürftige Pilger verlangt. Wir erkennen darin ein Hauptmoment der gekünstelten Gnadenortbildungen, die in der Barockzeit sehr häufig vorkommen, ja geradezu für diese Periode typisch sind und sich wesentlich von den volksechten unterscheiden, denn letztere sind an keine Zeit gebunden, wenn auch in ihnen zeitbedingte Brauchformen aufgenommen sind. Aber mit keinem Worte erwähnt Sterschiner, daß eine in der Oberburger Gegend herrschende Hungersnot im Jahre 1715 der unmittelbare Anlaß zur Gründung des Gnadenortes Straže gewesen wäre, wie A. Hoppe<sup>16)</sup> angibt, der also wohl einer späteren Legende folgt.

Auch die eigens für Franz Xaver erbaute Kapelle zu Straže erwies sich bald zu klein. Am Dreifaltigkeitstage 1721 erfolgte die Grundsteinlegung zu der noch heute bedeutenden Wallfahrtskirche dortselbst durch den Laibacher Bischof Wilhelm Graf de Leslie. Der Bau wurde von den Wallfahrern unentgeltlich bestritten. Von verschiedenen nicht genannten Guttättern wurde das Material zur Verfügung gestellt und viele Waller ließen sich freiwillig als Bau- arbeiter verwenden. Sterschiner erwähnt, daß das aus Stein und Holz bestehende Baumaterial trotz der schlechten Wege vom Vieh

---

<sup>16)</sup> A. a. O. S. 865.

müheles zum Bauplatz befördert wurde, und erblickt in dieser, nach seiner Schilderung leicht bewerkstelligten Bringung wieder eine wunderbare Einwirkung Franz Xavers, der ja nach der Angabe Sterschiners bereits viel krankes Vieh geheilt hatte. Zweifellos lag es in der Absicht Sterschiners, an der Hand einer Serie von Wundern dem gläubigen Volke zu zeigen, daß die wunderbaren Kräfte, die seinem Kultobjekte angeblich innewohnen, bei Unfällen mannigfacher Art ihre Wirkung tun, um damit seinem neuentstehenden Kulte eine möglichst große Anziehungskraft für Pilger zu sichern. Von der richtigen Anschauung ausgehend, daß er zunächst den Heiligen bei der bäuerlichen Bevölkerung seines Oberburger Kommissariatbezirkes beliebt machen müsse und erst dann, nachdem sein Lieblingsheiliger dort Bodengewalt erlangt hatte, um den Ausbau des Rufes dieser Kultstätte in die Ferne besorgt sein müsse, fügte er ihm neben dem Viehpatronat sogleich eine weitere Wunderkraft bei Verletzungen hinzu. Er schildert nämlich, daß mehrere beim Bau des Kirchleins beschäftigte Arbeiter sich Verletzungen zugezogen hatten und durch die Anrufung Franz Xavers gesund wurden. Sterschiner begründet die nach seinem Willen ausgeführte kreuzförmige Anlage der Kirche mit seiner wohl aus der Franz Xaverlegende entnommenen Ansicht, daß Franz Xaver seine einzige Ruhe in dem Kreuze Christi gesucht und gefunden habe.

Das Gnadenbild und ein Stückchen der Baumwolle, in die der Franz Xaverarm eingewickelt war, gelangten auf dem Hochaltar zur Aufstellung. Ferner ließ Sterschiner an die Wallfahrtskirche zwei Seitenkapellen anbauen; die eine bestimmte er für die alte Schutzheilige auf dem Hügel zu Straže, St. Barbara, die andere für die Verehrung der neun Chöre der Engel wegen der neuntägigen xaverianischen Andacht. Mit der am Simon- und Judatage 1728 durch den Laibacher Bischof Graf Sigmund von Schrattenbach vorgenommenen Weihe der Wallfahrtskirche erreichte Sterschiner sein allerdings nur zunächst gestecktes Ziel. Wallerzuzüge aus der näheren und weiteren Umgebung waren bereits vorhanden. Es waren fast durchaus Bauern, die Franz Xaver als Viehpatron anriefen. Dies war in den Augen Sterschiners sehr wertvoll, weil dadurch heidnische Viehheilmittel immer mehr aus der Verwendung kamen, die nach christlicher Anschauung als abergläubisch zu verpönen waren. Das war ein Erfolg für Sterschiner, da er ja mit der Gründung dieser Franz Xaverkultstätte zugleich bezwecken wollte, daß die bisher vornehmlich in Städten verbreitete Franz Xaververehrung auch in ländlichen Kreisen Eingang finde. Nun aber galt es Sterschiner, Mittel und Wege zu finden, um der neuen Wallfahrtskirche auch Pilger aus der Ferne zuzuführen.

denn eine derartige Fernwirkung verhalf einer solchen Kultstätte zu steigendem Ruhm, der wiederum anziehend zurückwirkt auf die Bewohner der heimatlichen Scholle. Die schon bei anderen Franz Xaverheil tümern mit viel Erfolg eingeführten geistlichen Heilmittel, wie besonders Franz Xaverwasser und -Öl sollten sich auch bei der Franz Xaverkirche in Straže pilgerwegbereitend für die Ferne erweisen. Überdies empfahl sich auch hier die Bedeutung eines weiteren Schutzpatronates, das anderwärts schon längst dem Franz Xaver beigegeben war. Es ist dies das Patronat Franz Xavers für Mutter und Kind, wodurch dieser Heilige zum Beschützer der menschlichen Fruchtbarkeit im engeren Sinne gemacht wurde. Sterschiner leitete dieses Patronat von den abertausenden durch Franz Xaver gespendeten Taufen heidnischer Kinder her.

Ein fruchtbarkeitschützendes und -förderndes Kultobjekt, das heute mehr als früher in der Gestalt eines Wunderdoktors fortlebt, konnte bei geschickter Aufmachung leicht zu einem nah und fern gepriesenen Heiltume gemacht werden. Die dazu erforderlichen Methoden waren Sterschiner bekannt, und er besaß das Glück, noch zu seinen Lebzeiten zu sehen, daß seine vielseitigen Bemühungen um die Nah- und Fernwirkung der Xavergnadenstätte zu Straže von einem vollen Erfolge gekrönt wurden. Eine starke Zugkraft erlangte sein Heiltum durch die dem Franz Xaver zugesprochene Ausdehnung seines Fruchtbarkeitspatronates, die sich in der Wunderkraft vermeintlich Tote, besonders tot geborene Kinder zu erwecken, geäußert haben soll. Sterschiner stellte diese Spezialkraft Franz Xavers nicht als einzigstehend hin. Auch von dem lothringischen Gnadenorte Mirecourt las er dasselbe in dem ersten Band des Werkes „Opera Moralia“ von P. Georg Gobat und gab ferner an, daß auch P. Guilelmus Gumpenberg in seinem „Atlas Marianus“ zwölf marianische Gnadenorte mit derselben Wunderkraft anführt<sup>17)</sup>. Wir erwähnen ferner, daß Sterschiner die gleichfalls schon anderwärts dem Franz Xaver übertragenen Patronate auch für sein Heiltum in Anspruch nahm. Es sind dies Abwehr von Ungewitter und der geistliche Beistand beim Sterben. Die an Franz Xaver zu richtende Bitte um eine gute Sterbestunde wurde von dem für diesen Heiligen typischen Gnadenbilde mit seiner Todesszene hergeleitet. Auch das zu Straže stellte, wie schon erwähnt, den sterbenden Franz Xaver dar. Von diesen vorangeführten Spezialwunderkräften der Kultstätte zu Straže sowie von den daselbst angewandten und zur

---

<sup>17)</sup> Auch das im Prämonstratenserstifte Ursberg in Oberbayern befindliche Kreuzgnadenbild hat angeblich Wunderwirkungen an todtgeborenen Kindern hervorgebracht. Vgl. G. Rückert (Volk und Volkstum, 2. Bd., München 1937, S. 343 ff.).

Versendung gekommenen Heilmitteln wird später (Kap. VI) ausführlich die Rede sein.

Obwohl die seit 1729 in Druck gelegten Gebetserhörungen den Ruf dieses Heiltums und vornehmlich den seiner Sonderheilkräfte in die Ferne trugen, hielt es Sterschiner für angezeigt, besonders jenen Pilgern, die des Lesens nicht kundig waren, gleich in der Wallfahrtskirche die Spezialwundertätigkeit dieses Heiltums bildlich vor Augen zu führen. So ließ er jedenfalls noch vor 1741 auf sieben Tafeln die in die Augen springendsten Wunder, welche der Heilkraft von Straže zugeschrieben worden sind, malen und außerdem unter jedes derselben einen jedenfalls von ihm verfaßten, darauf bezüglichen Vier- und Zweizeiler setzen, wohl wissend, daß derlei leicht faßliche Reime gleich wie die Bilder im Gedächtnisse der gläubigen Wallfahrer haften bleiben. Obwohl eine Beschreibung der bildlichen Darstellungen in M. B. I nicht geboten wird, und wir auch bisher nicht feststellen konnten, ob diese Tafeln noch erhalten sind, so hat Sterschiner doch die unter die Bilder gemalten Beischriften in der soeben genannten Quelle wörtlich abgedruckt<sup>18)</sup>. Sie lauten:

1. Xaverius macht zur Stund, unzählbar Menschen und Vieh gesund.  
Alles dieses tut er ihnen, nur mehr Seelen zu gewinnen.
2. Xaverius beherrscht die Elementen, den Schaden und Todt abzuwenden.  
Alles thut er allen, weil ihm die Gelübder gefallen.
3. Xaverius erscheint mehrern Leuthen, die Sünder mahnt er zur Buss beyzeiten.  
Die Frommen macht er gesund, zu eben selbiger Stund.
4. Xaverius zeigt die Höll offen, denen die sündigen und eitel hoffen.  
Weilen sie ihm waren andächtig, errettet sie von der Höll mächtig.
5. Xaverius erscheint in größter Noth, rettet vom Kercker und Todt.  
Weil er um Hülf kläglich gebetten war täglich.
6. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen.
7. Die Tauben hören, die Todten aufstehen.

Sterschiner sah sich um päpstliche Ablaßbriefe für seine Wallfahrtskirche um, wie sie schon vom Spätmittelalter herwärts an anderen österreichischen Gnadenorten bestanden. Denn die Ablaßgewinnung bildete ja ein weiteres Anziehungsmittel für Pilger. Sterschiner erwirkte vom Papst Benedikt XIII. am 26. März 1729 einen Ablaß für Wallfahrer zunächst auf sieben Jahre und dann nach Ablauf derselben vom Papst Klemens XII. eine Verlängerung auf die gleiche Gültigkeitsdauer. Für den Gründer des Heiltums war überdies der Erwerb von Franz Xaverreliquien äußerst wertvoll, denn dadurch verstärkte sich in der Meinung des gläubigen Volkes die Heilkraft des Gnadenortes. Im Jahre

---

18) M. B. I., S. 294 f.

1737 widmete der Wiener Universitätskanzler und Dompropst Josef Jakob Heinrich Braitenbücher eine in Kristall eingefasste Franz Xaverreliquie. Zwei Jahre später (1739) überbrachte ein Weltpriester im Auftrage der Erzherzogin Maria Magdalena aus Wien eine Reliquie der hl. Barbara sowie eine vom Fleische des Franz Xaver<sup>19)</sup>.

Alle diese vorgenannten Mittel haben ihre Wirkung nicht verfehlt, denn die jährliche Wallfahrersfrequenz war zweifellos in ständiger Zunahme begriffen, wenn auch genaue Feststellungen über die jährliche Pilgeranzahl in dem von Sterschiner herausgegebenen Mirakelbuche von 1741 nicht angegeben worden sind. Begreiflicherweise trugen auch die Jesuiten ihr Scherflein bei, die Frequenz dieses Heiltums, das ja einem ihrer bedeutendsten Ordensheiligen galt, zu heben. Sterschiner berichtet zum Jahre 1735 von der Tätigkeit von vier Missionspriestern dieses Ordens in Straže, die zweimal auf acht Tage dort weilten und einen Zulauf von 25.000 Pilgern erreichten. Aus welchem Kollegium diese Jesuiten stammten, schreibt er nicht<sup>20)</sup>.

Ein weiteres Propagandamittel bildeten die vielen Ausgaben der kleinen Andachtsbilder, von denen noch später (Kap. II) eingehend gehandelt wird. Es sei hier nur bemerkt, daß Sterschiner im Vorberichte seines M. B. I ausdrücklich hervorhebt, „dass Franz Xaver mit den Bey-Namen (von Oberburg) hin und wieder benamset wird, wie dessen Zeugnuß seynd so viel tausend kleine Bildlein mit der Unterschrift S. Xaverius zu Oberburg“.

Über den Wallfahrerbesuch von Straže drückt Sterschiner sich meist nur allgemein aus. So sagt er, daß Pilger aus allen Bevölkerungsschichten nach Straže kamen, und daß besonders die Bewohner der Landeshauptstadt Graz Vorliebe für den Besuch dieses Heiltums hegten. So seien am Matthäustage 1739 nicht weniger als 36 Wagen aus Graz mit Pilgern hier vorgefahren. Als Durchschnittszahl der jährlichen Pilger wird in dem 1741 veröffentlichten Mirakelbuche 25.000 erwähnt. Dazu fügt Sterschiner die Bemerkung, daß diese Pilgerzahl in Anbetracht der Entlegenheit des Heiltums und der schlechten Unterkünfte in diesem Gnadenorte als hoch bewertet werden müsse. Gewiß gehört ein Gnadenort mit einer jährlichen Pilgerfrequenz von 25.000 in der Barockperiode in Osterreich schon zu denen größeren Stiles<sup>21)</sup>. Wie aus dem M. B. I von Straže zu entnehmen ist, war dieses Heiltum am Franz Xavertag (3. Dezember) und in der darauf-

---

<sup>19)</sup> M. B. I., S. 255 f.

<sup>20)</sup> M. B. I., S. 258.

<sup>21)</sup> E. Frieß, Geschichts- und volkskundliche Betrachtungen über das Wallfahrtswesen usw. (Unsere Heimat, Bd. IX, Wien 1936, S. 71).

folgenden Novene am stärksten im Jahre von Pilgern besucht. So weilten vom 2. bis 4. Dezember 1735 dortselbst 16 Beichtväter und 9000 Beichtende. Im darauffolgenden Jahre belief sich die Zahl der beichtenden Pilger ebensohoch wie im Vorjahre, wenn nicht noch höher<sup>22)</sup>. Aus der gleichen Quelle erfahren wir, daß 1740 an einem nicht näher genannten Feiertage über tausend beichtende Pilger, an den drei Pfingstfeiertagen viele Tausende und ebenso zur neuntägigen Andacht viele Tausende sich eingefunden haben, wofür drei Priester mit dem Beichthören vollauf beschäftigt waren<sup>23)</sup>. Die höchste jährliche Pilgerfrequenz wurde in Straže im Jahre 1746 erzielt. Damals legten 70.000 die Beichte hier ab. Dabei sind mitinbegriffen die Teilnehmer an 46 Gemeinschaftswallfahrten. Diese große Pilgerzahl wurde allerdings hauptsächlich durch die vom Laibacher Bischofe vom 18.—25. Mai dortselbst mit zwei Jesuiten veranstaltete Mission erreicht. Während dieser acht Tage nahmen 20 Priester 10.000 Pilgern die Beichte ab. In den darauffolgenden Pfingstfeiertagen kamen rund 5000 Personen hierher<sup>24)</sup>.

Diesen Höchststand der Pilgerfrequenz von Straže hat Sterschner nicht mehr erlebt, denn er ist bereits am 11. Mai 1741 im 65. Lebensjahre gestorben. Zweifellos hat sich der Ruf der Berühmtheit des Heiltums von Straže noch über das Jahr 1757 hinaus kräftig erhalten. Damals wurde ja das M. B. II in Druck gelegt. Erst in der josefinischen Aufklärungszeit büßte der Wallfahrtsort seine Bedeutung für immer ein, wenn er auch noch heute besteht<sup>25)</sup>. Seine Mirakelbücher, in denen die Hochflut eines spätbarocken Wallfahrtsbetriebes gekennzeichnet wird, erweisen sich als eine wertvolle Quelle der religiösen Volkskunde und der Kulturgeschichte.

## I

### *Die Mirakelbücher von Straže*

Der Begründer des Heiltums von Straže Achatius Sterschner ist zugleich auch der Herausgeber der älteren Mirakelbücher von Straže. Die älteste Ausgabe<sup>26)</sup> erschien in Graz 1729 und ist leider bisher unauffindbar, desgleichen die von ihm besorgten Ausgaben, die in Prag, Tyrnau, Linz, Venedig und anderen Orten in Druck gelegt worden sind. In ihnen wurden die aus Eintragungen ent-

---

22) M. B. I., S. 233.

23) M. B. I., S. 297.

24) M. B. II., S. 129, 154 f.

25) A. Hoppe, a. a. O., S. 865.

26) M. B. II., s. Vorrede.

nommenen, von 1715 bis einschließlich 1724 geschehenen Gebets-  
erhörungen veröffentlicht<sup>27)</sup>. Eine spätere Ausgabe, die bloß die  
aufgezeichneten Gebetserhörungen aus den Jahren 1732 bis ein-  
schließlich 1737 enthält und uns ebenfalls unzugänglich war, gab  
Sterschiner 1738 zu Wien in Druck. Die nächste Ausgabe ist be-  
titelt: *Xaverianische Ehr- und Gnaden-Burg, Das ist: Xaveria-  
nische Andacht, Gnaden und Gutthaten, So sich auf dem Bühel-  
Strasse Bey Oberburg in Unter-Steiermarck bey dem Gnaden-  
Bild des Sterbenden Heiligen Francisci Xaverii, de bona morte,  
von dem guten Todt, Aus der Gesellschaft JESU, Von dem Jahr  
1715 bis 1740 sich zugetragen, Und von A. R. D. M. Achatio Ster-  
schiner, emerito Commissario und Vicario in Oberburg, anjetzo  
Directore des gemelten Xaverianischen Gnaden-Orths nach der  
Ordnung der Zeit, wie sie angesagt worden, Zusamm getragen;  
Nun aber von nem anderen in besondere Titul oder Absatz ab-  
getheilet: mit Beysetzung etlicher anderstwo her berichteten  
Xaverianischen Gutthaten, samt etlichen Andachts-Übungen. Cum  
Approbatione Superiorum. Wienn, gedruckt bey Johann Ignatz  
Heyinger, Hochfürstl. Ertz-Bischöflichen Hof-Buchdruckern, Anno  
1741. 8<sup>o</sup>. 12 unp. Bl., 304 u. 93. S. u. 3 unp. S. Register. (Steiermär-  
kische Landesbibliothek in Graz.) Sterschiner begründet die  
rasche Folge seiner letzten Ausgabe mit den in seiner Vorerinne-  
rung gebrachten Hinweise, daß in der Ausgabe von 1738 eine  
Schilderung des Ursprunges der Wallfahrtsstätte sowie die vor  
1732 vorgefallenen und eingetragenen Gebetserhörungen fehlen,  
was einige Gläubige vermißt hätten. Dieses Mirakelbuch von 1741,  
das wir schon im vorigen Kapitel mit M. B. I bezeichnet haben,  
umfaßt neben den Vorerinnerungen und dem Berichte von dem  
Anfang der xaverianischen Andacht zu Oberburg 4 Abteilungen,  
von denen die erste die Gebetserhörungen von 1715 bis 1732<sup>28)</sup>,  
die zweite die von 1733 bis 1737, die dritte die von 1738 bis ein-  
schließlich 1740 enthält. In der vierten Abteilung werden einige  
Zusätze und Erzählungen gebracht, die wegen verschiedener Hin-  
dernisse und zu spätem Auffinden nicht in die vorstehende Rei-  
hung aufgenommen werden konnten. In den Vorerinnerungen  
werden eine Lebensbeschreibung des Franz Xaver (1. Kap.), die  
Einteilung des vorliegenden Mirakelbuches (2. Kap.), die Spezial-  
wirkungen des Heiltums von Straße und die Frequenz desselben  
(3. u. 4. Kap.) zusammengefaßt unter dem Titel „von etlichen  
Besonderheiten des Andacht-Orthes“ gebracht. In dem darauf-*

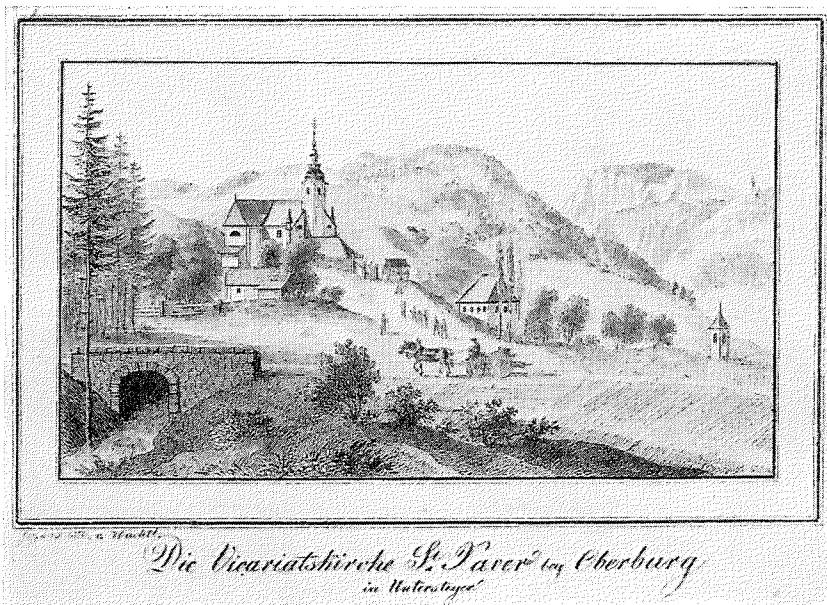
<sup>27)</sup> M. B. I., S. 16.

<sup>28)</sup> Die Gebetserhörungen von 1715—1724 wurden nach Sterschiners  
Angabe (M. B. I., S. 16) den bereits oben vermerkten ältesten Drucken,  
die vor 1738 liegen, entnommen.



Abb. 1





*Die Vicariatskirche St. Paver in Oberburg  
in Untersteiermark*

Abb. 2

folgenden „Bericht von dem Anfang der Xaverianischen Andacht zu Oberburg“ macht Sterschner den Leser mit der Entstehung und dem Werdegang der Wallfahrtskirche bekannt. Sterschner widmete dieses Mirakelbuch der österreichischen Herrscherin Maria Theresia mit der Aufschrift: „*Der allerdurchleuchtigsten, großmächtigsten Fürstin und Frauen Frauen Maria Theresia, Königin zu Hungarn und Böheim, Ertz-Hertzogin zu Oestereich, vermählten Hertzogin zu Lothringen und Baar, Gross-Hertzogin zu Toscana etc.*“. Sterschner gibt drei Gründe für seine Widmung an: erstens, weil Maria Theresia kürzlich diesem Heiltum zu Straže einen goldenen Messekelch gespendet hat, dann, weil Maria Theresia zwei Monate nach ihrer Schenkung zwei Königskronen neben den österreichischen Erbländern empfangen hat, gemeint sind die böhmische und die ungarische Krone. Schließlich lag nach der Anschauung des genannten Herausgebers in dem derzeitigen Schwangerschaftszustande Maria Theresias ein weiterer Anlaß für die Widmung des Mirakelbuches vor, weil das Heiltum zu Straže besonders heilbringend für Gebärende sich erweise, was auf das Schutzpatronat Franz Xavers für Kinder und Mütter zurückzuleiten wäre.

Die in diesem Mirakelbuche abgedruckten Gebetserhörungen fußen auf den von Sterschner schriftlich gemachten Aufzeichnungen, von denen allerdings die Begnadungen von 1715 bis einschließlich 1724 aus den obgenannten älteren Drucken unmittelbar übernommen worden sind. Sterschner bemerkt, daß er die Wunderberichte meist im gleichen Wortlaute, wie sie ihm die Begnadeten erzählten, niedergeschrieben habe. Obwohl das gläubige Volk den aufgezeichneten Begnadungen ohnedies damals volle Glaubwürdigkeit noch beimaß, war es der päpstlichen Kurie dennoch bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts geraten erschienen, die Zuverlässigkeit solcher Aufzeichnungen zu dekretieren, besonders, um damit eine Anfechtbarkeit etwaiger Zusätze durch die Wallfahrtspriesterschaft hintanzuhalten. Ein Dekret Papst Urbans VIII. (1635—1644) — das Datum derselben ist bei Sterschner nicht angegeben — bestimmte nämlich, daß die wörtlich wiedergegebenen Erzählungen der Begnadeten keine höhere Glaubwürdigkeit besäßen als die von den Wallfahrtspriestern nach Angaben der Begnadeten formulierten Wunderberichte. Sterschner bemerkt nach dem Zitieren dieses Dekretes, daß auch in Straže ein strenges Verhör des Begnadeten durch den Priester statthabe, ja daß der Begnadete verpflichtet werde, seine Aussagen über Verlangen des Priesters eidlich zu bekräftigen. Sterschner wollte diese Gebetserhörungen zwar nicht als „Mirakel oder Wunderwerk“ bezeichnen, sondern nur als „Gnaden und Gut-

taten“ angesehen wissen, fügte aber gleichzeitig hinzu, daß diese Guttaten ohne Wunderwerke nicht hätten geschehen können. Ferner führt er an, daß die zu Straße aufgezeichneten Gnadenbeweise nur ein Bruchteil aller hier vorgefallenen Gebetserhörungen seien, deren Gesamtheit der großen Menge halber nicht hätte gebucht werden können. Ob alle bis 1740 aufgezeichneten Gebetserhörungen in diesem Buche abgedruckt wurden, läßt sich nicht entscheiden, denn Sterschner, der, wie anzunehmen ist, in der Regel die Buchung der Wunderberichte selbst vornahm, macht darüber keine Angabe, und ein Vergleichen des Druckes mit den etwa vorhandenen Handschriften war uns unmöglich, da wir keine der letzteren bisher ausfindig machen konnten. Jedenfalls ging Sterschner bei seiner Angabe nicht sehr sorgfältig vor, denn die innerhalb der Abschnitte in Kapiteln gebrachten Materien sind weder sachlich gut geordnet noch auch chronologisch gereiht. Es kam ihm hauptsächlich darauf an, schon durch die Kapitelüberschriften die Leser auf die Sonderheilwirkungen von Straße eindringlich aufmerksam zu machen. In den 4. Abschnitt stopft er, wie schon angedeutet, Nachträge von Gebetserhörungen, aber auch die Aufzählung der in Straße befindlichen Franz Xaverreliquien und der sonstigen hervorragenden Weihegeschenke, ferner die Schilderung der in Straße abgehaltenen Missionen sowie der Ausbreitung dieses Heilumskultes in Böhmen, sonderlich in Prag sowie in der Grafschaft Glatz.

Siebzehn Jahre nach dem Erscheinen des 1741 gedruckten M. B. I gaben 1758 der Direktor und die gesamte Priesterschaft des Gnadenortes Straße zu Wien ein weiteres Mirakelbuch heraus, das den Titel führt: *„Fortsetzung Xaverianischer Ehr- und Gnaden-Burg Das ist: Gnaden und Gutthaten So auf dem Bühel-Strasse bey Oberburg in unter Steyermark bey dem Gnaden-Bild des sterbenden Heiligen Francisci Xaverii aus der Gesellschaft Jesu von dem Jahre 1741 bis zum Ende des 1757 sten Jahrs sich zugetragen. Mit Guttheissung hoher Geistlicher Obrigkeit. Wienn, gedruckt bey Joseph Kurtzböck, 1758. 16 Bl., 5—158 S. 8°.* Der Name des Direktors, der jedenfalls der erste Nachfolger Sterschners war, ist nicht vermerkt. Dieses M. B. II ist gewidmet dem ältesten Sohne der Kaiserin Maria Theresia, dem Kronprinzen Josef. In der kurzen Vorrede des Buches wird der bereits erschienenen Mirakelbücher von Straße gedacht; dann folgt der Bericht von dem Anfang der xaverianischen Andacht zu Oberburg, der dem von M. B. I wörtlich entnommen ist. Nur am Schlusse wird das Todesdatum des Achatius Sterschner als des „Urhebers dieser Andacht“ mitgeteilt und dabei gesagt, daß Sterschner in Oberburg 20 Jahre Commissarius und 8 Jahre Direktor des Gnaden-

ortes StraÙe gewesen war. Dann folgt der paginierte Teil des Buches, welcher in den Absätzen 1—11 die aufgezeichneten Bagnadungen von 1741 bis einschließlich 1757 enthält. Wie im M. B. I ließ sich auch hier aus den gleichen Gründen nicht feststellen, ob der Abdruck die vollständige Reihe der aufgezeichneten Bagnadungen innerhalb des genannten Zeitraumes enthält. Wenn auch die Gliederung nach Materien wie im M. B. I beibehalten ist, so gingen doch die Herausgeber des M. B. II sorgfältiger als Sterschner zu Werke, da sie innerhalb der Sachgruppen die Gebetserhörungen im großen ganzen chronologisch reiheten. Im 12. Absatze werden an StraÙe übermittelte kostbare Opfergaben namhaft gemacht, und im 13. Absatze wird schließlich die Abzweigung des Xaverkultes von StraÙe nach Dux und Karlsbad in Böhmen geschildert.

Ob nach dem Jahre 1758 noch weitere Mirakelbücher von StraÙe in Druck gelegt worden sind, entzieht sich bisher unserer Kenntnis. Daß die von uns vorgenommene genaue Durcharbeit des M. B. I und II von einigem Nutzen für die deutsche und slowenische Volkskunde ist, sucht das Nachfolgende zu erweisen. Wenn auch die Aufrichtung und der Bestand des Heiltums von StraÙe durchaus vom kulturgeschichtlichen Standpunkte her gewertet werden müssen, so sind doch die mit viel Scharfsinn hier angewandten magischen Methoden zur Abwehr von Unfällen, bzw. zur Heilung von Krankheiten und Gebrechen vielfach den im Volke verwurzelten Anschauungen, die bereits in vorchristlicher Zeit vorhanden waren, abgelauscht und haben daher auch in ihrem christlichen Gewande bei der durchaus katholisch eingestellten Bevölkerung den höchsten Grad von Vertrauen gefunden.

## II

### *Kopien des Gnadenbildes und Filiationen des Gnadenortes StraÙe*

Während fast von den meisten Gnadenbildern, die sich im österreichischen Alpengebiete befanden, gleichgültig ob sie mit einem Wallfahrtsbrauchtum verbunden waren oder nicht, kleine Andachtsbilder vom 17. Jahrhundert herwärts angefertigt worden sind, sind Kopien in Bild und Stoffart getreu nach dem Originale in verschiedener Größe nur von wenigen hierländischen derartigen Heiltümern hergestellt worden. Auch sie wurden gleich den kleinen Andachtsbildern mit dem Urbilde zu dem Zwecke berührt, damit auch auf sie die wunderwirkende Kraft übertragen werde. Noch spärlicher als solche Nachbildungen haben Filiationen der Gnadenorte stattgehabt. Nur wenige Wallfahrtsorte in den öster-

reichischen Erbländern haben eine derartige Berühmtheit und Ausstrahlung in die Ferne besessen, daß bei Pilgern der Wunsch, in ihrer Heimat die gleiche wunderkräftige Gnadenstätte zu besitzen, verwirklicht wurde. Bloß ein paar hierländische Großwallfahrtsorte mit Fernwallfahrern haben diese höchstgradige Kultodynamik erreicht. Sogar von dem seit der Barockzeit berühmten Dreifaltigkeitsbilde auf dem im südwestlichen Niederösterreich sich erhebenden Sonntagsberge, zu dem zahlreiche Pilger aller Nationen der österreichisch-ungarischen Monarchie gekommen sind, und nach dem viele Nachbildungen für die nähere und fernere Umwelt neben vielen Tausenden von Andachtsbildern verfertigt wurden<sup>29)</sup>, hat kein Tochtergnadenort seinen Ausgang genommen. Ebenso steht es mit dem ehemals größten Wallfahrtsorte Oberösterreichs Adlwang<sup>30)</sup> und bei der in der Nähe Wiens gelegenen mächtigen Gnadenstätte Maria Lanzendorf<sup>31)</sup>. Die meisten Filiationen unter den österreichischen Wallfahrtsorten stammten vom Mariahilfbilde in Innsbruck bzw. in Passau<sup>32)</sup>. Erst dann kommen der Größe der Zahl nach die Tochterwallfahrtsorte von dem steiermärkischen Mariazell, das allerdings die größte Großwallfahrtsstätte in der österreichischen Donaumonarchie war. Die bedeutendsten Filiationen von Mariazell<sup>33)</sup> liegen auf niederösterreichischem Boden, die eine, Maria-Enzersdorf, in der nächsten Nähe Wiens, die andere auf dem Mariahilferberge bei Gutenstein. Mehr als doppelt so viel Filiationen als Mariazell (21) hatte der italienische Wallfahrtsort Maria-Loreto im Raume des ehemaligen Bundesstaates Österreich aufzuweisen<sup>34)</sup>, nämlich 49. Zwei weitere italienische Wallfahrtsorte riefen gleichfalls eine namhafte Zahl von Filiationen in dem vorgenannten Gebiete hervor. Das Gnadenbild Maria-Schnee<sup>35)</sup> in Rom (Maria Maggiore)

<sup>29)</sup> E. Frieß, Volksglaube und Brauchtum im Ybbstale (Unsere Heimat, Bd. I, Wien 1928, S. 339 ff.).

<sup>30)</sup> Darüber unsere Arbeit: Die Wallfahrten nach Adlwang im Lichte seiner Mirakelbücher (= Buchreihe der ÖZV, Bd. 1). Wien 1951.

<sup>31)</sup> Diese Tatsache geht auch aus den Mirakelbüchern von Maria Lanzendorf hervor, vgl. unsere Schrift „Die Mirakelbücher, eine bisher unbenützte Quelle für Familienforschung“ (Monatsblatt der heraldisch-genealogischen Gesellschaft Adler, 15. Bd., Wien 1958, S. 381).

<sup>32)</sup> Vgl. Frieß u. Gugitz, Die Mirakelbücher von Mariahilf in Wien (1689—1775) (G. Schreiber, Deutsche Mirakelbücher, Düsseldorf 1958, S. 85 f.).

<sup>33)</sup> O. Wonisch, Die Gnadenbilder Unserer Lieben Frau in Mariazell, St. Lambrecht 1916, S. 53 ff., gibt die ihm bisher bekannten Nachbildungen an, die jedoch, wie er selbst bemerkt, einer Ergänzung bedürfen.

<sup>34)</sup> St. Beissel, Geschichte der Verehrung Mariens im 16. und 17. Jhd., Freiburg i. B. 1909, S. 425 ff.

<sup>35)</sup> Ebenda.

hat es hiezulande auf 22 gebracht, darunter die nennenswertesten Tochtergnadenstätten Maria-Langegg<sup>36)</sup> in Niederösterreich und Maria Candia<sup>37)</sup> in der Kirche St. Michael (Wien I). Letztere brachte sogar wieder eine Filiation im oberösterreichischen Puchheim hervor<sup>37a)</sup>. Ferner hat der Wallfahrtsort Genazzano mit dem Gnadenbilde Maria vom guten Rat 18 Nachahmungen im Bereiche des ehemaligen österreichischen Bundesstaates gefunden, worunter als die bedeutendste die in der St. Rochus Kirche<sup>38)</sup> (Wien III) angesprochen werden darf. Seit dem Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts haben die Fahrten der österreichischen Pilger nach dem südfranzösischen Wallfahrtsorte Maria Lourdes neben der Mitnachtsaufnahme vieler Devotionalien sowie neben ungezählten Nachbildungen von Maria Lourdesstatuen auch zu heimischen Nachahmungen der Lourdesgrotte geführt, von denen einige (18) einen wohl vorwiegend bescheidenen Wallfahrtscharakter erhielten. Mehrere von diesen, so etwa in der Kirche des salzburgischen St. Johann im Pongau<sup>39)</sup> sind bereits wieder eingegangen, nur eine davon hat noch einen größeren erklecklichen Wallfahrterzulauf aufzuweisen. Es ist dies die unweit der ehemaligen Stadt Klosterneuburg gelegene Lourdesgrotte bei Gugging<sup>40)</sup>, die im Jahre 1925 vollendet wurde und ihren großen Pilgerzustrom hauptsächlich von der Wiener Bevölkerung erhielt.

Es ist nicht zu verwundern, daß österreichische Pilger, die nach dem bayrischen Gnadenorte Altötting zogen, nicht bloß kleine Andachtsbilder davon in ihre eigene Heimat mitnahmen, sondern auch Tochtergnadenstätten in Österreich gründeten. Es sind deren 14, aber keine darunter gedieh zu einer größeren Kultodynamik; jedoch ist volkscundlich sehr beachtlich die im alten Erzstiftslande Salzburg gelegene Zellhofkapelle bei Mattsee<sup>41)</sup> wegen ihrer vielen bis in das 17. Jahrhundert zurückreichenden Opfertafeln. Nur ein paar unbedeutende Filiationen kamen in Niederösterreich und Steiermark von den zwei mächtigen Waldviertler Gnadenorten Maria-Taferl und Maria-Dreieichen bei

---

<sup>36)</sup> Vgl. Frieß u. Gugitz (Adler, 12. Bd., S. 564 ff.).

<sup>37)</sup> Vgl. Frieß u. Gugitz, Die Verehrung des Gnadenbildes Maria am Pfeiler zu St. Michael in Wien ((Monatsblatt des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, Wien 1935, S. 67).

<sup>37a)</sup> G. Gugitz, Österreichs Gnadenstätten, 5. Bd., S. 96.

<sup>38)</sup> A. Missong, Heiliges Wien, Wien 1935, S. 118.

<sup>39)</sup> Nach persönlicher Erkundigung im Pfarramte (1937).

<sup>40)</sup> G. F. Kübart u. F. Th. Bischof, Wallfahrer-Handbuch Österreichs, Wien 1935, S. 61 f.

<sup>41)</sup> P. Buberl u. F. R. Martin, Die Denkmale des politischen Bezirkes Salzburg (Österreichische Kunsttopographie, X. Bd.). Wien 1913, S. 536 ff.

Horn zustande, und zwar von ersterem Maria-Taferl bei Gloggnitz <sup>42)</sup>, Steinbründl, genannt Klein-Maria-Taferl bei Säusenstein a. d. Donau <sup>43)</sup>, beide in Niederösterreich, Jedlersdorf <sup>44)</sup>, heute in Wien XXI, und Maria-Taferl bei St. Gallen in Steiermark <sup>45)</sup>. Von Maria-Dreieichen zweigt sich Klein-Maria-Dreieichen <sup>46)</sup> im niederösterreichischen Waldviertel ab.

Die Kultkraft des Franz Xavergnadenbildes von Straže offenbarte sich recht beträchtlich in der Gründung einiger Filiationen. Nach den dortigen Mirakelbüchern wurde zunächst die unmittelbare Umwelt der Gnadenstätte von Straže sakrallandschaftlich gestaltet. Ein Bauer aus Nelishe, namens Georg Kuckhitz, nahm im Jahre 1716 zwei ihm in Straže zuteilgewordene Begnadungen zum Anlaß, einen Bildstock, genannt Bildsäule, auf dem nach Straže führenden Wallfahrtswege seinem Versprechen gemäß auf eigene Kosten zu Ehren Franz Xavers aufzuführen zu lassen <sup>47)</sup>. Zweifellos war für dieses Kapellchen eine Kopie des Gnadenbildes von Straže angeschafft worden. Drei Jahre später (1719) ließ die Pfarrgemeinde des krainischen Dorfes Watsch an ihre Lambertskirche eine Franz Xaverkapelle anbauen. Sie fühlte sich durch die wunderbare Errettung eines Kindes ihres Pfarrdorfes, das in einen Brunnen gefallen war und für tot geglaubt wurde, dazu bewogen; denn sie schrieben diese Guttat dem Franz Xaver von Straže zu, an den sie sich angesichts des Unfalles bittlich gewandt hatten <sup>48)</sup>.

Eine weitere Filiation von Straže erfolgte 1733 in der Jesuitenkirche St. Salvator in Prag. Wie wir bereits hinwiesen, ist durch die starke Einflußnahme der Jesuiten auf die Sudeten-deutschen und Tschechen in der Barockzeit der Franz Xaverkult in den Ländern der böhmischen Krone eindringlich gepflegt worden und seit dem Bestehen der Gnadenstätte zu Straže zogen sich jesuitische Verbindungslinien von den oberen Einzugsgebieten der Elbe und Oder nach diesem südsteirischen Heiltume. Im genannten Jahre 1733 ließ Sterschiner über heftiges Verlangen vieler Franz Xaververehrer von Prag durch den Laibacher Maler, der das Originalgnadenbild von Straže gemalt hatte, eine Kopie anfertigen, die sodann der Laibacher Bischof Sigmund von Schrat-

---

<sup>42)</sup> Kolb-Maurer, Marianisches Niederösterreich, S. 176.

<sup>43)</sup> Ebenda, S. 350.

<sup>44)</sup> G. Treixler (Unsere Heimit, Bd. III, Wien 1930, S. 218 ff.).

<sup>45)</sup> K. Schmutz, Historisch-Topographisches Lexikon von Steiermark, Graz 1822, Bd. I, S. 442.

<sup>46)</sup> Topographie von Nieder-Österreich, III., Wien 1893, S. 705; A. Hoppe, a. a. O., S. 859 f.

<sup>47)</sup> M. B. I., S. 76, 94.

<sup>48)</sup> M. B. I., S. 28.

tenbach weihte und mit dem Original berührte. Diese Kopie, die neun Tage lang vor ihrer Weihe beim Original-Gnadenbild gehalten war, offensichtlich um es die Wunderkraft des Urbildes aufzunehmen zu lassen, ist dann zum Prager Gnadenbild geworden. Sterschiner weiß noch weiter mit großer Aufmachung zu berichten, daß dem Maler diese Kopie erst dann gelang, nachdem er auf Sterschiners Rat bei ihm gebeichtet und kommuniziert sowie an einem Tage gefastet hatte. Dieses Prager Gnadenbild wurde „Oberburger Xaver“ genannt. Von seinen heilbringenden Wirkungen und von der Ausgabe kleiner Andachtsbilder wird in dem Mirakelbuche<sup>49)</sup> von Straže berichtet. Man erfährt darin, daß diese in Prag gestochenen Andachtsbilder ebenso heilkräftig wie Pflaster auf Wunden gewirkt hätten, und daß rund 16.000 Exemplare solcher Bildchen zur Verteilung gelangten. Man hielt dieses Prager Gnadenbild besonders heilkräftig gegen Fußleiden. Groß muß auch die Nachfrage nach dem in Graz gedruckten Mirakelbuche von Straže gleich nach der Aufstellung des Xavergnadenbildes in Prag gewesen sein, denn bereits im Jahre 1734 erfolgte ein Nachdruck dieses Buches in Prag, das eine starke Verbreitung in Böhmen, Mähren und Schlesien fand.

Im Jahre 1734 kam es zu einer weiteren Ausgestaltung der Sakrallandschaft von Straže. Die kroatische Gräfin Maria Katharina Draskovic, die ihrer schwer erkrankten achtjährigen Tochter durch das Anrufen Franz Xavers und durch eine Kirchfahrt nach Straže nach ihrer Aussage zur Gesundheit verhalf, stiftete beim dortigen Gnadenorte ein Urlaubskreuz. Wir wollen die darauf bezügliche Stelle aus dem Mirakelbuche wörtlich wiedergeben. Es heißt darin: „Sie (d. i. die Gräfin) hat auch auf der Straßen an dem Ort, an welchem denen ankommenden Kirchfahrtern das Xaverianische Gottes-Haus zum ersten in das Gesicht kommet, ein Creutz lassen aufrichten, dass alldort die Ankommende von weitem dem Heil. Xaverio den ersten Gruss ablegen, die Reisende aber sich alldort beurlauben<sup>50)</sup>.“

Bald darauf, 1735, wanderten zwei Kopien des Originalbildes von Straže in den schlesischen Raum. Josef Klapper zeigte bereits 1936 die Einbürgerung der Franz Xaververehrung in diesem Lande in der Barockzeit auf und gibt an, daß angesichts des Wütens der Pest den Jesuiten eine günstige Gelegenheit gegeben war, den Kult ihres Ordensheiligen Franz Xaver hier bodenständig zu machen<sup>51)</sup>. Wir ergänzen hierzu aus dem Mirakelbuche

---

<sup>49)</sup> M. B. I., S. 263 ff.

<sup>50)</sup> M. B. I., S. 113.

<sup>51)</sup> J. Klapper (Volk und Volkstum, 1. Bd., 1936, S. 83).



von Straže <sup>52)</sup>, daß 1735 eine Kopie des Gnadenbildes von Straže, nachdem sie der Laibacher Bischof geweiht hatte, nach Schlesien geschickt wurde, wo sodann dem Berichte eines Jesuitenpaters zufolge die Xaververehrung mitten unter „Unkatholischen“ sehr an Verbreitung gewann. Eine Angabe des Aufstellungsortes ist in dem Mirakelbuche nicht gemacht. Im gleichen Jahre wurde eine zweite Kopie in Straže für die Jesuitenpfarrkirche in Glatz angefertigt. Nach J. Klapper <sup>53)</sup> war bereits im Jahre 1680 Franz Xaver in dieser Stadt zum Schutzpatrone gegen die Pest erwählt worden, nachdem er schon 1644 in der genannten Kirche einen Altar erhalten hatte. Sogleich nach der Aufstellung des Abbildes von Straže in der Glatzer Jesuitenkirche wurde die zehntägige Xaverandacht eingeführt. Der Zulauf zu diesem neuen Heiltume gestaltete sich dadurch äußerst rege. 33.000 Kommunikanten wurden während dieser zehn Tage gezählt. Dem Mirakelbuchherausgeber Sterschiner in Oberburg ging von den Glatzer Jesuiten ein genauer Bericht über 39 Gebetserhörungen zu, die in den Jahren 1736 bis einschließlich 1740 durch das neue Franz Xaverheiltum erzielt worden sind <sup>54)</sup>.

Die Franz Xaververehrung von Straže wurde 1738 auch nach der böhmischen Stadt Dux verpflanzt. Ihr damaliger Stadtherr Josef Georg Graf Waldstein, dem schon seine Mutter von seiner Kindheit auf die Vorliebe für den Franz Xaverkult beigebracht hatte, ließ im genannten Jahre am 3. Dezember eine Nachbildung von Straže in der Duxer Dekanalkirche aufstellen, da das aus Spanien stammende Franz Xaver-Gemälde, das von seiner Urgroßmutter herrührte, ein zu kleines Format für den Altar hatte. Nach einem Schreiben des Grafen an Sterschiners Nachfolger aus dem Jahre 1745 hatte das Duxer Tochterheiltum von Straže wegen seiner vielen Heilwirkungen eine Anziehungskraft für Pilger aus nah und fern. Über 700 Votive, teils aus Gold und Silber, teils Opfertafeln und Wachsopfer waren in dem kurzen Zeitraume zwischen 1738 und 1745 dort dargebracht worden <sup>55)</sup>. Zweifellos hatte die vom Jesuitengeneral Franz Retz 1739 zum Duxer Xaveraltare gespendete Fleischreliquie dieses Heiligen in den Augen der dortigen Gläubigen die Wunderkraft des Heiltumes noch verstärkt. Die zwei Besuche dieser Gnadenstätte durch das polnisch-

---

<sup>52)</sup> M. B. I., S. 270 ff.

<sup>53)</sup> J. Klapper, a. a. O.

<sup>54)</sup> M. B. I., S. 270 ff. Unter den Angaben, die darin gemacht werden, sind besonders typisch die Wiederbelebungen zweier totgeborener Kinder und die Verwendung des Lampenöles für Heilzwecke.

<sup>55)</sup> M. B. II., S. 142 ff.

sächsische Königspaar 1759 und 1745 trugen sicherlich gleichfalls zur pfleglichen Hebung dieser Wallfahrtsstätte wesentlich bei. Die erste Pilgerfahrt hatte laut Bericht einen wunderbaren Wetterumschwung zur Folge, da sich ein Unwetter in Sonnenschein verwandelte. Auf der zweiten Fahrt dahin, die eine Durchreise war, spendete auf die Bitte des Grafen Waldstein das polnische Königspaar 400 Dukaten für die Wallfahrtskirche von Straže. Noch vor 20 Jahren sah der Duxer Fabrikant Bernhard Marr in der dortigen Dechantei 15 Motivbilder aus dem 18. Jahrhundert, die aus Danksagung dem Franz Xavergnadenbilde geopfert worden waren. Sie wurden von dem „Goldstaffierer“ Josef Zauper (1745—1819) gemalt, der der Vater des im Briefwechsel mit Goethe gestandenen Tepler Chorherrn Stanislaus Zauper war. Die Frau des genannten Fabrikanten spendete ein Glasgemälde zum dortigen Franz Xaveraltar, auf dem gleichfalls der hl. Franz Xaver dargestellt ist<sup>56)</sup>. Daraus geht hervor, daß bis in die jüngste Zeit die Erinnerung an den dortigen Franz Xaverkult lebhaft war. Der vorhin genannte Graf Waldstein ließ einem Gelöbnis von 1741 zufolge eine weitere Kopie von Straže im Jahre 1742 in Karlsbad aufstellen. 1744 bemerkte der Graf bereits zahlreiche Andächtige bei diesem Gnadenbilde<sup>57)</sup>.

Auch in Wiener-Neustadt befand sich 1741 in der Jesuitenkirche ein Franz Xaveraltar. Das darauf angebrachte Gnadenbild war eine Kopie des von Straže, wie sich aus der Beschriftung eines aus dem 18. Jahrhundert stammenden kleinen Andachtsbildes ergibt<sup>57a)</sup>. Diese Tatsache ist dem Mirakelbuche nicht zu entnehmen. Es heißt darin bloß daß der Wiener-Neustädter bürgerliche Weißgärber Martin Hammerstock durch die Hilfe Franz Xavers von seinem Steinleiden befreit wurde und aus Dankbarkeit dafür je eine Messe beim Xaveraltar in Wiener-Neustadt und in Straže lesen ließ<sup>58)</sup>. Auch in der alten, ca. 1881 niedergerissenen Pfarrkirche von Hütteldorf (Wien XIV) war eine Nachbildung des Gnadenbildes von Straže vorhanden. Ein kleines Andachtsbild davon, das dem 18. Jahrhundert angehört, hat sich erhalten<sup>58a)</sup>. Aus dem M. B. ist zu ersehen, daß sich bereits 1747 in der Pfarrkirche der steiermärkischen Stadt Deutsch-Landsberg

---

<sup>56)</sup> Schreiben Bernhard Marrs in Dux an Gugitz in Wien vom 9. Jänner 1957.

<sup>57)</sup> M. B. II., S. 147 f., 150.

<sup>57a)</sup> Sammlung Gugitz, jetzt Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien.

<sup>58)</sup> M. B. II., S. 49 f.

<sup>58a)</sup> Sammlung Gugitz, jetzt Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien.

ein im Rufe der Wundertätigkeit stehendes Franz Xaverbild befand, und daß dieses Bild eine an das Urbild von Straže angerührte Kopie war<sup>59)</sup>. Die örtlich am weitesten von Straže entfernte Filiation des dortigen Franz Xaverheiligums wurde um das Jahr 1749 in der Sommerresidenz König Karls III. von beiden Sizilien (1735—1759) in Portici (Portus Herculea) errichtet. Die Einbürgerung des Xaverkultes in diesem Schlosse, das 1738 erbaut worden war, geschah durch die Gemahlin des genannten Königs, die eine geborene sächsische Prinzessin war. Im sächsischen Kurfürstenhause der Wettiner, das damals durch das polnische Königshaus war, herrschte unter König August III. und seiner Gemahlin Maria Josefa, einer geborenen österreichischen Erzherzogin, eine große Pflege des Franz Xaverkultes. Schon als Prinz faßte August großes Vertrauen zu diesem Heiligen, auf den er durch die Lektüre des zu Graz 1729 gedruckten Mirakelbuches von Straže aufmerksam geworden war. Er ließ sich sogleich darauf eine Kopie in gleicher Größe von dem Originalbilde anfertigen und schrieb 1730 die glückliche Geburt seines Sohnes dem Gebet zu Franz Xaver zu. Seinem Versprechen gemäß ließ er dem jungen Sprößling den Taufnamen Franz Xaver beilegen. Dieser Prinz hat dann später (15. Juni 1740) Straže mit seinem Hofstaate besucht und dort ein wertvolles Meßkleid als Weihegeschenk gespendet. Auch seiner Tochter wurde von Jugend auf die Vorliebe für die Franz Xaverdevotion anezogen. Sie sollte schon, ehe der König beider Sizilien um ihre Hand anhielt, mit ihrem Bruder Franz Xaver im Auftrage ihrer Eltern zum Gnadenbild in Straže eine Dankwallfahrt machen, doch da sie ihr königlicher Bräutigam zu einer raschen Fahrt nach Neapel drängte, vollzog ihr Bruder allein 1740 die vorgehabte Kirchfahrt. Als jedoch 1748 das Söhnchen der jungen Königin beider Sizilien an Fraisen gefährlich erkrankt war, erinnerte sich seine Mutter an das Heiligtum von Straže und übersandte dorthin 1749 für die glückliche Genesung ihres Sohnes die Figur desselben in der Schwere des Kindes aus purem Golde. Sie hatte sich zu diesem Dankopfer verlobt. Aber nicht genug damit ließ sie bald darnach zur Vertiefung des Franz Xaverkultes in ihrem Königreiche für die Schloßkapelle zu Portici eine geweihte und angerührte Kopie des Gnadenbildes von Straže malen<sup>60)</sup>.

Es wäre denkbar, daß der Franz Xaverkult von Straže aus im unterkärntnerischen Saalfeld bei Mittertrixen, zur Pfarre St. Margareten bei Töllerberg gehörig, angesiedelt wurde. Hier

---

<sup>59)</sup> M. B. II., S. 14 f.

<sup>60)</sup> M. B. II., S. 135 ff.

wurde nämlich 1742 eine dem hl. Nikolaus geweihte Kapelle auf Franz Xaver umgeweiht<sup>61)</sup> und besaß dann Wallfahrtscharakter. Ein dortiges kleines Andachtsbild aus dem 18. Jahrhundert<sup>61a)</sup> zeigt die gleiche Darstellungsweise des sterbenden Franz Xaver, wie das Gnadenbild von Straže. Dasselbe Gnadenbild fand auch in der 1797 durch Brand zerstörten Hofspitalkirche in Spittal a. d. Drau in Oberkärnten seine Verehrung, wie ein nun aufgefundenes Andachtsbild in der bedeutenden Sammlung der Frau Notar Stephanie Neusser (Eggenburg) beweist, das dem 18. Jahrhundert angehört, möglicherweise war diese Filiale durch die Jesuiten im nahen Millstatt beeinflusst. Ob ein Zusammenhang des Franz Xaverkultes zu Friedensberg in der Gottschee in Krain mit dem zu Straže aufzudecken wäre, erscheint uns fraglich. Gleichwohl gleicht ein kleines Andachtsbild von Friedensberg aus 1745 völlig dem Typus des Gnadenbildes von Straže<sup>62)</sup>.

### III

#### *Die Beweggründe zur Wallfahrt*

##### a) Wallfahrtsbeweggründe aus eigenem Antriebe

Die Beweggründe zur Wallfahrt nach Straže entsprechen zum Gutteile den zu Kirchfahrten nach anderen Gnadenstätten. Unglücksfälle aller Art, vornehmlich Krankheiten und Gebrechen, waren auch die Motive für den Besuch von Straže. Von einem Gelübde zu einer Pilgerfahrt nach diesem Franz Xavergnadenorte leitete man in der Regel die Abwendung eines Unglückes oder die Heilung her, oder man schrieb der Anrufung Franz Xavers bzw. seines Gnadenbildes die Hilfe in Unfällen zu und stattete sodann in beiden Fällen die Dankwallfahrt ab. Einige Male wird in unserer Quelle allerdings auch berichtet, daß neben dem Franz Xaver in Straže auch ein anderer Heiliger bzw. ein anderes Gnadenbild, zu dem man seiner Sonderheilkraft wegen ein besonderes Vertrauen hatte, angerufen wurde. Der Grund zu solchen Doppelheilighenanrufen lag zweifellos in der Volksauffassung, daß zwei Heilige eine größere Wunderkraft als einer besitzen. Dabei spielte der zweite Heilige die Rolle eines Spezialhelfers. Ähnlich wie man heute neben einem Arzte einen Spezialarzt zu

---

<sup>61a)</sup> Sammlung Gugitz, jetzt Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien.

<sup>61)</sup> F. L. Hohenauer, Kurze Kirchengeschichte von Kärnten, Klagenfurt 1850, S. 265.

<sup>62)</sup> Auf das Friedensberger Franz-Xaver-Heiltum macht bereits G. Schreiber (Wallfahrt und Volkstum, Düsseldorf 1934, S. 177) aufmerksam.

Rate zieht. Im nachstehenden verzeichnen wir die in unserer Quelle vorkommenden Doppelheiligenanrufungen, wobei wir uns beschränken, den neben Franz Xaver angerufenen Heiligen bzw. das neben ihm angerufene Gnadenbild anzuführen:

1729 das Marianische Gnadenstandbild in Pletrowitz (Unter-Steiermark, heute in Jugoslawien); 1736 die hl. Barbara, zu deren Bruderschaft in Altenmarkt bei Eibiswald (Steiermark) der Hilfesuchende gehörte; 1737 der hl. Ignaz (ob Gemälde oder Standbild ist nicht angegeben) in einer in der Nähe von Straže befindlichen Kapelle; 1737 die hl. Luzia, angerufen bei einer Augenverletzung von einer Glockengießergattin aus Cilli (Jugoslawien); 1756 die hl. Walburga, angerufen von Graf Paul Balassa de Gyarwath aus Preßburg, und Gebrauch des Walpurgisöles gegen eine Fistel.

Aus der Menge der Begnadungen, die man dem barocken gläubigen Zeitgeiste entsprechend auf die überirdische Einwirkung dieses Xaverheiligtums zurückzuführen keinen Anstand nahm, ragte besonders die Hilfe bei vermeintlich totgeborenen Kindern hervor. Es scheint sich entweder um Kinder von schwacher Lebenskraft gehandelt zu haben, oder um tatsächlich tobgeborene. Bei dem Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen und bei der großen Leichtgläubigkeit der Bevölkerung kann man sich gut vorstellen, daß man vielleicht die noch aufgetretenen letzten Lebensregungen einer wundersamen Einwirkung dieses Heiltums zuschrieb. Mitunter werden jedoch Lebenszeichen nur fiktiv unter dem Drucke der Suggestion von den Beschauern festgestellt worden sein. Dem Wallfahrtspriester sowie den Eltern des Kindes kam es vor allem darauf an, das Kind zum Leben wenigstens solange zu erwecken, um den Taufakt vollziehen zu können. Denn bei dem damaligen Kinderreichtume setzte man sich leicht über den Tod eines Kindes hinweg, besonders dann, wenn man wußte, daß es getauft gestorben sei. Denn nach der katholischen Glaubenslehre mußten ungetauft verstorbene Kinder in der Vorhölle verweilen. Die Verquickung dieser Anschauung mit dem germanischen Mythos tritt noch heute in einer Erscheinungsform des Brauchtumes in den österreichischen Alpenländern, die in der Dreikönigsnacht geübt wird, deutlich zu Tage. Am Dreikönigsabend wird hierzulande in den Bauernhöfen eine Schüssel mit Milch aufgestellt, damit sich Frau Percht, wenn sie als Seelenführerin mit ihrer großen Schar von ungetauften Kindern vorüberzieht, daran laben kann<sup>63</sup>). Bezeichnenderweise ist auch ein Kind aus dieser Perchtschar der Sage nach dann erlöst, wenn man es bei seinem Umzug mit einem Namen anruft, also tauft.

---

<sup>63</sup>) V. v. Geramb, Deutsches Brauchtum in Österreich, Graz 1924, S. 8.

Überdies war bei den Slowenen in Südsteiermark der Glaube verbreitet, daß ungetauft gestorbene Kinder in Gestalt eines schwarzen Vogels, *Movje* genannt, hilfesusuchend bei den Menschen herumfliegen, um gefangen und dann durch die Taufe erlöst zu werden<sup>64</sup>). Wir sind der Ansicht, daß diese Volksmeinung zwar auf der christlichen Lehre fußt, aber zugleich mit einer heidnischen Vorstellung verbunden ist, die der vorgenannten germanischen Anschauung ähnelt. Wir ersehen daraus, daß die Slowenen in ihrer katholischen Einstellung zwar sehr darnach strebten, ihren Kindern durch den Taufakt das Leben im Jenseits zu retten, wenn ihnen das auf Erden versagt sein sollte, andererseits aber unbewußt ihr vorchristliches Vorstellungsgut mit Zähigkeit beibehalten haben.

Es kann sein, daß die dieser Gnadenstätte zugeteilte Spezialheilskraft für die Belebung totgeborener Kinder auf einer Übernahme aus damals tirolisch-kärntnerischen Wallfahrtsstätten beruht, denn unter diesen befinden sich mehrere, wie die zu Maria Waldrast<sup>65</sup>) bei Matri bei Brenner, Trens<sup>66</sup>), Serfaus<sup>67</sup>), Tramin<sup>68</sup>), Hollbruck<sup>69</sup>), Weißenstein<sup>70</sup>), Münster<sup>71</sup>), Brixen<sup>72</sup>), Obertilliach<sup>73</sup>), Abfaltersbach<sup>74</sup>), sowie in Maria Luggau<sup>75</sup>) und St. Georgen am Längsee<sup>76</sup>), in welchen die Sitte der Lebenserweckung toter Kinder mehr oder weniger bodenständig war. Doch wurde diese Heilkraft auch anderen österreichisch-alpenländischen Gnadenorten zugeschrieben. Wie etwa in Steiermark

<sup>64</sup>) Rud. Reichel (Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark, 20. Heft, Graz 1873, S. 18 f.).

<sup>65</sup>) *Servitus Mariana auspicii Austriacis, Viennae 1667*, S. 138.

<sup>66</sup>) *Der Pilger durch Tirol*, Innsbruck 1846, S. 195 ff.; *Der Schlern*, Bozen 1922, S. 171 (Kinderhemdchen von solchen Kindern geopfert, die mit knapper Not die Taufe erlangt haben).

<sup>67</sup>) *Der Pilger durch Tirol*, S. 87 f.

<sup>68</sup>) *Ebenda*, S. 357 f.

<sup>69</sup>) *Osttiroler Heimatblätter*, Lienz 1928, S. 25 f.

<sup>70</sup>) *Der Pilger durch Tirol*, S. 275 ff.

<sup>71</sup>) G. Tinkhauser, *Beschreibung der Diözese Brixen*, Brixen 1879, 2. Bd., S. 772 ff.

<sup>72</sup>) *Ebenda*, S. 772.

<sup>73</sup>) *Osttiroler Heimatblätter*, 1929, S. 5 ff.

<sup>74</sup>) *Ebenda*, 1951, S. 79.

<sup>75</sup>) *Ursprung, Wunder und Gutthaten des weltberühmten Gnaden-Bilds der Schmerzen-Mutter Maria an der Luggau usw.*, München 1760, S. 23 ff.

<sup>76</sup>) J. W. Freih. v. Valvasor, *Das Erzherzogthum Kärnten*, Rudolfswert 1882, S. 32.

Mariazell<sup>77)</sup>, Lankowitz<sup>78)</sup>, Maria Trost bei Graz<sup>76)</sup>, Mariahilf in Graz<sup>80)</sup>, Spital am Semmering<sup>81)</sup>, in Niederösterreich Maria Dreieichen<sup>82)</sup>, Sonntagsberg<sup>83)</sup>, Mariataferl<sup>84)</sup> und Langegg<sup>85)</sup>, in Salzburg Großmain<sup>86)</sup> und Kirchenthal<sup>87)</sup>, in Oberösterreich St. Wolfgang<sup>88)</sup> und Heiligenstein bei Gaflenz<sup>89)</sup> und in Vorarlberg Schruns<sup>90)</sup>. Offensichtlich aber war das Vorkommen solcher miraculöser Fälle in den genannten tirolisch-kärntnerischen Wallfahrtsorten am häufigsten. Es liegen Nachrichten aus dem 15. bzw. 16. und 17. Jahrhundert darüber vor.

Vornehmlich der den Gnadenstätten Trems (Tirol) und Maria Luggau (Kärnten) anhaftende Ruf zog die Mütter mit totgeborenen Kindern dorthin. Die gleiche Spezialheilkraft nun wurde dem Franz Xavergnadenbild in Straže zugesprochen. Die innige Verbindung von Mutter und Kind brachte es wohl mit sich, daß man diesem Gnadenort gegenüber anderen Wallfahrtsstätten eine Sonderwunderkraft für Geburtshilfe bei schwangeren Frauen zuschrieb. Wir müssen allerdings anmerken, daß schwangere und

---

<sup>77)</sup> B. Sternegger, Sechstes-Jahr-Hundert der zu Mariam nach Zell in Steyermark angefangenen Wallfahrt. u. s. w., Maria-Cell o. J. S. 394, 397.

<sup>78)</sup> Conrad Hietling, Marianisches Jahr-Buch, in welchem gehandelt wird was betrifft das Wunder-Gnaden-Bildlein Mariae zu Lankowitz, u. s. w., Wien, o. J. (1720), S. 518.

<sup>79)</sup> J. F. Stolz, Geschichte und Beschreibung des Wallfahrtsortes Maria-Trost bei Graz, ohne Ort und Jahr, S. 24.

<sup>80)</sup> M. Michelitsch, Marianischer Gnaden-Schall des Wunderthätigen Gnadenbilds Maria-Hülfl u. s. w., Gratz, 1739, S. 215.

<sup>81)</sup> (Thom. Corbinianus) Erfreulicher Ursprung des Brunnens der wundervollen Gnaden-Bildnuss Mariae . . . . zu Spittal u. s. w., Wiener Neustadt, 1738, S. 85.

<sup>82)</sup> Compendium historicum von dem Ursprung des Marianischen Wallfahrts-Orts zu Drey Eichen u. s. w., Rötz 1770, S. 41 f.

<sup>83)</sup> Sonntag-Berger-Büchel. Von dem Ursprung der Andacht u. s. w., Steyr, 1728, S. 211, 212; Neu-gesammelter Segen auf dem stets Fruchtbringenden Gnaden-Berg u. s. w., Steyr (1759), S. 71 (totgeborenem Kind Stein vom Sonntagsberg auf das Herz gelegt).

<sup>84)</sup> Österreichischer Myrrhen-Berg u. s. w., 3. Aufl., Crembs 1748, S. 106 ff.

<sup>85)</sup> Österreichischer Hilf- und Heyl-Berg . . . auf dem sogenannten Berg Langegg u. s. w., Crembs 1741, unter dem Jahr 1715, S. 109.

<sup>86)</sup> Österreichische Kunsttopographie (Gerichtsbez. Salzburg), 11. Bd., Wien 1916, S. 18 ff.

<sup>87)</sup> Kirchenthalischer immer hell- und heilsam fließender Gnadenbrunn u. s. w. Salzburg, 1780, S. 71, 123 f., 301.

<sup>88)</sup> Marie Andree-Eysn, Volkskundliches, Braunschweig 1910, S. 1 ff.

<sup>89)</sup> A. Depiny, Oberösterreichisches Sagenbuch, Linz 1932, S. 355.

<sup>90)</sup> F. J. Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs, 2. Aufl. Innsbruck 1889, S. 247 f.

unfruchtbare Frauen zur Erreichung einer glücklichen Geburt bzw. Fruchtbarkeit in der Barockzeit gerne ein Wallfahrtsgelübde machten, und daß fast jeder damals existierende größere oder mittlere Gnadenort Österreichs eine mehr oder minder große Anzahl solcher Dankwallfahrten jährlich aufzuweisen hatte. Dennoch darf man sagen, daß dem Heiligtum auf dem Hügel zu Straže im 18. Jahrhundert eine sonderliche Wunderkraft hiefür nachgerühmt wurde. Schrieben doch der sächsische Kurfürst und polnische König August III. und dessen Gemahlin Maria Josefa, eine geborene österreichische Erzherzogin, 1730 die Geburt eines Prinzen der Fürbitte des Franz Xaver in Straže zu, um die sie den Heiligen nach dem Tode des Erbprinzen Josef angerufen hatten<sup>21)</sup>. Die Eintragungen in die Mirakelbücher von Straže lehren aber deutlich, daß der Wille des Begründers dieser Gnadenstätte merklich dahin zielte, die Heilkraft dieses Gnadenbildes auf die Wiederbelebung vermeintlicher Toter zu spezialisieren. Wenn auch in erster Linie Begnadung an für tot gehaltenen Kindern am geeignetsten gehalten wurde, um die Verbreitung des Ruhmes dieser Wundertätigkeit zu fördern, so legte man ein weiteres großes Gewicht darauf, diese Heilwirkung auch auf totgeglaubte ältere Kinder und Erwachsene auszudehnen. In anderen Mirakelbüchern hätte man derlei Fälle unter verschiedenen Krankheitsrubriken gebucht, in unserer Quelle jedoch hob man bei Todeskrankheiten oder bei tödlichen Stürzen mehr die Todesnähe als die betreffende Krankheit oder den sonstigen Unfall heraus. Auf diese Weise konnte man eine größere Anzahl von Gebetserhörungen an totgeglaubten Personen aufzeichnen und damit eine starke Propaganda mit der Sonderheilkraft von Straže gleichwie mit einem Spezialkurorte betreiben.

Die Spezialheilkraft des Gnadenortes bewährte sich ferner in den Augen des gläubigen Volkes bei Kropfleiden und Viehkrankheiten. Somit galt hier Franz Xaver auch als Schutzpatron des Viehs gleich dem hl. Leonhard. Bekanntlich sind ja noch heute die Viehpatrone zugleich himmlische Schutzherren für die Fruchtbarkeit und werden nicht bloß als Heiratspatrone, sondern auch als Abwender aller menschlichen Krankheiten und Gebrechen verehrt. Kann auch Franz Xaver von Straže nicht als Heiratsheiliger bezeichnet werden — mit Ausnahme eines im M. B. I (1740) vorkommenden Falles —, so sind doch aus den dortigen Mirakelbüchern Heilungen von Gebrechen und Krankheiten aller Art bezeugt. Wir werden im nachstehenden hauptsächlich die 4 oben angeführten Spezialheilkräfte, durch die dem Gnadenorte ein

---

<sup>21)</sup> M. B. I., S. 250 ff.



Sondergepräge beigemessen wurde, näher erörtern und von den sonstigen wundertätigen Abwendungen oder Heilungen nur das Wichtigste herausgreifen.

Im Zeitraume von 1718 bis einschließlich 1754 sind 46 Fälle angeblich todeborener oder für tot gehaltener Kinder gebucht. Diese Kinder stammten mit 2 Ausnahmen (Neunkirchen in Niederösterreich und Triest) alle aus Steiermark, Kärnten und Krain, und zwar abgesehen von 5 (2 aus Graz, 1 aus Wildon, 2 aus Klagenfurt), die nach den heutigen politischen Grenzen im österreichischen Raume beheimatet waren, aus dem gegenwärtig zu Jugoslawien gehörigen Slowenien. Die Mehrzahl (27) war aus der näheren und weiteren Umgebung von Straže gebürtig. Von diesen 46 Kindern starben nach Empfang der Taufe 12, während den übrigen ein Weiterleben den Mirakelbüchern zufolge beschieden war. Einmal (1725) wurde Franz Xaver von den Eltern gebeten, das Kind wenigstens soweit zum Leben zu erwecken, daß es sichtbare Zeichen gäbe, um sodann getauft werden zu können. Unserer Quelle nach wurde diese Bitte auch erfüllt, das Kind starb aber nach Empfang der Taufe.

Aus dem bereits früher angeführten Grunde trugen auch Sterschiner und sein Nachfolger gerne die dem Gnadenbilde zugeschriebenen Heilwirkungen bei totgeglaubten älteren Kindern und Erwachsenen ein. Die von ihnen aufgezeichneten 37 derartigen Vorkommen zeigen, daß diese Gruppe der Begnadeten gleichfalls vorwiegend in Südsteiermark, Unter-Mittel-Kärnten und Krain zu Hause war. Nur 5 entfallen auf die Mittelsteiermark (2 aus Graz, 1 aus Ehrenhausen).

Auch die, denen das Heiligtum von Straže zur Genesung aus tödlicher Krankheit oder zu Errettungen aus einer anderen Todesgefahr wie etwa durch Sturz verhalf, fanden bei Sterschiner und seinem Nachfolger williges Gehör für die Aufnahme ihrer wunderbaren Begebenheiten in das Mirakelbuch. Standen doch derlei Fälle denen der begnadeten Totgeglaubten nahe und ihre Veröffentlichung vermehrte den Ruhm dieses südsteirischen Gnadenortes, so daß sich leicht die fromme Meinung verbreiten konnte, daß der auf dem Gnadenbilde dargestellte Tod Franz Xavers geradezu ein Schutzmittel vor dem Tode sei. Indem hier als geistliches Heilmittel der Tod gegen den Tod gebraucht wurde, erblicken wir in dieser Erscheinungsform des Volksglaubens den volkstümlichen Grundsatz der Homöopathie (*similia similibus*), eine Form, die in der deutschen Volksmedizin bis zum heutigen Tage fortlebt <sup>92)</sup>. Auch die übrigen in unserer Quelle aufgeführten

---

<sup>92)</sup> Vgl. G. Jungbauer, Deutsche Volksmedizin. Berlin u. Leipzig 1954, S. 79 ff.

Heilungen von Krankheiten und Gebrechen sind auf die gleiche Formel zu bringen. Wir verweilen aber zunächst noch bei der Sonderheilkraft von Straže bei Kindsnöten. Neben der im Mirakelbuche gemachten Bemerkung<sup>93)</sup>, daß bei einer Reihe nicht aufgezählter Fälle von schweren Geburten und unfruchtbaren Frauen die Anrufung oder Verlobung zu diesem Heiltume oder die 9- oder 10tägige Franz Xaverandacht heil- bzw. fruchtbringend gewirkt habe, sind darin 43 Vorkommen aufgezeichnet, in denen sich die Wunderkraft von Straže in Geburtsnöten bewährt hatte. Freilich sind bei diesem Vorkommen auch mehrere Fälle der Wiederbelebung totgeglaubter Kinder verquickt. Jedenfalls aber ersieht man, daß der Ruf dieser Gnadenstätte als wirksame Helferin bei Kindsnöten weit über die nähere Umwelt von Straže hinausgedrungen ist. Denn unter den Hilfesuchenden, die vorgaben, Begnadung gefunden zu haben, befanden sich ab 1747 vier aus Wien und eine aus Agram (1747); aus der näheren und weiteren Umgebung des Heiligtums stammten der Mehrzahl nach die älteren Vorkommen. Graz ist zum ersten Male 1735 vertreten. 1736 sagte ein Mann aus Idria aus, daß seine Frau, die einen schweren Sturz erlitten hatte, nach einem Gelübde zu einer Wallfahrt nach Straže glücklich entbunden habe. Aus unserer gebrachten Auswahl der Fälle kann man die allmähliche Verbreitung der Volksmeinung von dieser Spezialheilkraft von Straže gut ablesen. Auch gegen das sogenannte Verschauen oder Versehen schwangerer Frauen erwies sich nach unserer Quelle die Heilkraft von Straže. Der eine darin gebuchte Fall sei deshalb eingehend erwähnt, um zu zeigen, daß die allen Völkern gemeinsame Anschauung, daß das „Verschauen“ einer Schwangeren einen Eindruck auf die Leibesfrucht hinterläßt, auch bei den Bewohnern der österreichischen Alpenländer im 18. Jahrhundert verwurzelt war<sup>94)</sup>: 1735 begegnete eine Frau in Cilli einem Mohren, der sie ansprach. Das Mädchen, das sie bald darauf gebar, hatte eine schwarze Hautfarbe. Die Mutter machte daraufhin das Gelöbnis zu einer Wallfahrt nach Straže und erreichte angeblich damit, daß sich die Hautfarbe ihrer Tochter von schwarz in gelb verfärbte. Aber erst nach dem Taufakte habe das Mädchen eine weiße Färbung der Haut erhalten.

Der josephinische Aufklärer Karl von Güntherode, der, ehe er aus dem Servitenorden aussprang, Innsbrucker Theologieprofessor war, bemerkt in seinem zu Berlin 1785 erschienenen Buche „Faustins Briefe“ auf Seite 145 f., daß sich in Portugal die Mütze

<sup>93)</sup> M. B. II., S. 99.

<sup>94)</sup> Vgl. O. A. Erich u. R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Leipzig 1936, S. 735 und die darin angegebene Literatur.

des hl. Franz Xaver befand, die im Rufe stand, die Kraft zu besitzen, die Frauen fruchtbar zu machen. Nach diesem Autor wäre ein kleines Stück dieser Mütze zu seiner Zeit in Straže gewesen, das dem Volke zum Küssen gereicht worden sei. Die Mirakelbücher<sup>95)</sup> hingegen berichten in dem Reliquienverzeichnisse kein Wort über das dortige Vorhandensein eines Mützenstückes.

Wenn auch in unserer Quelle nur 7 Heilungen von Kropfleiden angegeben sind, und die Wohnorte der von diesen Gebrechen Geheilten in der Regel nicht sehr weit von der Gnadenstätte zu Straže entfernt lagen, so darf man daraus noch nicht schließen, daß der Ruf dieses Xaverheiltums gegen Kropfleiden damals unbedeutend gewesen wäre, mag auch der vorerwähnte Güntherode in seinem aufklärerischen Spotte stark übertrieben haben, wenn er in seinem obzitierten Werke (Seite 141) schreibt, „daß bei dem dreimal wunderbaren Bildnis des hl. Xavier in Oberburg schon so viele tausend und tausend Steirer in ihren faustdicken Halsanliegenheiten Hilf und Trost gefunden“, so darf man doch annehmen, daß noch während der Regierungszeit Josephs II. das Gnadenbild von Straže zur Heilung von Kropfleiden vielfach angerufen worden ist, denn Güntherode war ja selbst in Straže gewesen und gibt in seinem obgenannten Buche an, daß er sich dort selbst der „unvergleichlichen Kropfkur“ mit Erfolg unterzogen hat. Wieweit räumlich der Ruf der derartigen Wunderkraft gedungen ist, läßt sich allerdings nicht abschätzen.

Wie schon oben angedeutet, wurde dem Heiltume von Straže auch nachgerühmt, daß durch seine Heilkraft Viehseuchen oder sonstige Unfälle des Viehs entfernt oder abgewehrt werden konnten. Auch das Wiederfinden verloren gegangener Haustiere wurde dem wunderbaren Eingreifen des gleichen Gnadenbildes zugeschrieben. In diesem Belange stand dieser Gnadenort freilich keineswegs vereinzelt unter den anderen Wallfahrtskirchen der österreichischen Alpenländer da. Denn fast alle Leonhardskirchen in diesem Raume sowie in Süddeutschland, besonders in Bayern, genossen beim gläubigen Volke den gleichen Ruf. Vielerorts ist ja im südlichen katholischen Deutschland noch heute St. Leonhard als Viehpatron nicht nur bekannt, sondern auch gläubig verehrt. Aber nicht nur St. Leonhard, sondern auch die hl. Wendelin, Anton der Einsiedler, Aegydt und nicht zuletzt die hl. Maria gelten bis zum heutigen Tage der katholischen Bauernschaft als wundertätige Viehpatrone. So sind z. B. in der im niederösterreichischen Triestingtale auf einer Anhöhe gelegenen marianischen Gnaden-

---

<sup>95)</sup> M. B. I, S. 254 ff.

kirche Hafnerberg 5 Votivgemälde, davon 2 aus dem 18. und eines aus dem 19. Jahrhundert vorhanden, auf welchen der hl. Maria von Hafnerberg der Dank für Hilfe beim kranken Vieh dargetan wird <sup>96)</sup>).

In den Mirakelbüchern von Straže sind 54 Wunderberichte, die sich auf Haustiere beziehen, für den Zeitraum von 1716 bis einschließlich 1757 gebucht. Sterschiner gibt aber an einer Stelle <sup>97)</sup> an, daß es unmöglich wäre gleich den Menschenheilungen auch alle des Viehes aufzuzählen, da solche alltäglich wären. Zieht man in Betracht, daß die den Viehpatronen geweihten Wallfahrtskirchen, sonderlich Leonhardsgnadenstätten, damals ziemlich zahlreich im steirisch-kärntnerisch-krainischen Raume lagen, so wird man den Ruf von Straže in Viehangelegenheiten nicht bloß für die nähere und weitere Umgebung von Oberburg, woher ja begreiflicherweise der größte Wallfahrezug auch in dieser Angelegenheit stammte, sondern sogar für die ganze Untersteiermark sowie für Unterkärnten und Oberkrain als ziemlich bedeutend hinstellen dürfen. In je einem aufgezeichneten Falle wurde sogar die Heilkraft in Graz, Leoben und Großreifling an der Enns, also in Mittel- und Obersteiermark, angeblich mit Erfolg beansprucht. Die Wunderwirkungen an Haustieren erstreckten sich in Straže fast durchaus auf Pferde und Rindvieh, nur gelegentlich auf Schafe, und zwar in der Regel beim Rindvieh auf das Erretten oder die Hintanhaltung von Seuchen. Gemeindeweise Dankwallfahrten nach Straže für Verschonung von Viehseuchen sind neben Einzelwallfahrten öfters vorgekommen. So 1732 von der kärntnerischen Gemeinde Hochosterwitz und 1756 von mehreren, nicht namentlich angegebenen Gemeinden.

Wenn auch das Heiltum von Straže seinen weiten Ruf den vorstehenden Spezialfällen verdankte, so hat es sich doch gleich den übrigen Gnadenorten in den Augen der Gläubigen in Unfällen aller Art nach dem Anrufen oder nach getanem Gelübde als wunderkräftig erwiesen. Unter den Gebetserhörungen in Unfällen nehmen zufolge den Mirakelbüchern von Straže die Heilungen von Krankheiten und Gebrechen der Zahl nach den größten Raum ein. Sehen wir von den schon oben erwähnten Krankheitsheilungen ab, so beträgt die Zahl der geheilten Krankheiten 359, wovon auf von Gebrechen befreiten 17 entfallen. Stark vertreten sind die Heilungen von Fußleiden (57) und Augenkrankheiten (36), Befreiungen von Sinnesverwirrungen werden 13 gebucht. Obwohl schon oben erwähnt wurde, daß das Xaver-

---

<sup>96)</sup> Nach eigenen Beobachtungen.

<sup>97)</sup> M. B. I., S. 96.

heilum von Straže als Spezialheilkraft angeblich bei totgeglaubten Kindern sich besonders bewährte, so verdient noch überdies herausgehoben zu werden, daß dieser Gnadenort zweifellos als vornehmlich wundertätig bei Kindern sowohl in Krankheiten, als überhaupt in Unfällen aller Art angesehen wurde. Die Zahl dieser Fälle wird mit 62 angegeben, wobei die Heilungen der totgeglaubten Kinder nicht mit eingerechnet sind. Nur wenige für die Geschichte der Volksmedizin aufschlußreiche Krankheitsnamen kommen in unserer Quelle vor, so der Scheerbock (1742), die fressende Krankheit (1743) und ein Aussatz gleich einer Baumrinde (1748). Als Kuriosum sei angeführt, daß 1739 ein Mann aus Arnfels bei Leibnitz in Steiermark angeblich 5 Jahre hindurch eine Grille im Ohr sitzen hatte, so daß er davon vollständig taub war und erst durch die Verlobung zu einer Kirchfahrt nach Straže von seiner Taubheit befreit wurde. Der „dürre Grill“ sei nämlich daraufhin aus dem Ohr gekrochen<sup>98)</sup>.

Wesentlich geringer als die Zahl der Heilungen von Krankheiten und Gebrechen stellt sich nach den Mirakelbüchern die Zahl der Begnadungen in sonstigen Unfällen. 119 derartige Fälle werden verzeichnet. Wenn wir diese allgemeinen Unfälle in Gruppen sondern, so sehen wir, daß darunter die Körperverletzungen (30) und die gefährlichen Stürze (28) am häufigsten durch das angebliche Einwirken des Gnadenbildes von Straže einen glücklichen Ausgang genommen haben. Daran schließt sich zahlenmäßig das Verschont- bzw. Gerettetwerden von verschiedenen Elementarereignissen. So werden erwähnt 13 Begnadungen bei Feuersbrünsten, 6 bei Hagelschlag, 3 bei Schiffsunfällen (Adria, Save) und 1 bei einer Überschwemmung. Verhältnismäßig selten sind die Buchungen über Abwendung der Flur- und Weinwachsäden verschiedener Art oder über den Schutz davor. Als derartige Schäden werden angeführt: Ungezieferplage (4), Kälte oder Frost (2), Unfruchtbarkeit eines Ackers (1) und eines Weingartens (1). Gleich den dem hl. Antonius von Padua errichteten Heiltürmen erfreute sich auch das Gnadenbild von Straže des Rufes, daß ein Flehen oder eine Wallfahrt zu ihm das Wiederfinden des Verlorenen bringe. In 11 Eintragungen wird darüber gehandelt. Doch haben wir zu dieser Gruppe die Gebetserhörungen bei Verlusten mannigfacher Art eingerechnet, so die Gewinnung eines Prozesses, guter Absatz für Wein, Wiederfinden eines verlorenen Sohnes und eines gestohlenen Ochsens. Schließlich sind den allgemeinen Unfällen, die durch Begnadungen gut verlaufen sind, folgende eingetragene Fälle zuzuzählen: 7 Verschlucken

---

<sup>98)</sup> M. B. I., S. 205.

bzw. Steckenbleiben von Gegenständen, 6 Wagenunfälle, 4 Ertrinkungsgefahren, je 1 Vergiftung, Raub- und Mordunfall und Gefährdung durch die Türken (1746).

Mehrere subjektive Beweggründe zur Wallfahrt kommen in unserer Quelle vor, welche nicht in vorstehende Unfallgruppen eingliedert werden können. Es sind dies vornehmlich seelische Konflikte, für deren Beseitigung fast alle Wallfahrtsstätten im österreichischen Raume als wirksam im Volksglauben gegolten haben. Im ersten Kapitel des vierten Teiles des M. B. I sowie im zehnten Absatz von M. B. II wird über die geistlichen Guttaten des dortigen Franz Xaverheiltums gehandelt. Sie betreffen vorwiegend das Heil der Seele und die Bekehrung der Sünder. Dazu wird vermerkt, daß nur ein Bruchteil derartiger Begnadungen schriftlich niedergelegt wurde, und zwar nur dann, wenn die Beichtenden ausdrücklich darauf bestanden, daß ihr Erhörtwerden der Volksmenge öffentlich mitgeteilt werde. Doch auch in diesen Fällen vermieden Sterschner und sein Nachfolger absichtlich die Angabe des Namens, Standes und Jahres. So erklärt sich bei unserer nachstehenden, aus genannter Quelle geschöpften Zusammenstellung derartiger 21 Fälle das vorherrschende Fehlen der Jahresangabe, denn nur 6 solcher Gebetserhörungen sind datiert. Es sind dies: 1727, wirtschaftliche Notlage; 1739, Rat des bösen Feindes, sich zu ertränken; 1739 und 1753, Bestand für einen guten Tod (5 Fälle), der in 2 Fällen (einmal nach Verrichtung der neuntägigen Andacht) just am Sterbetag des hl. Franz Xavers eingetreten ist; 1740, Heilung eines hysterischen Mädchens durch Heirat. Unter den undatierten Fällen der dem Heiligtum von Straže zugeschriebenen Befreiungen von seelischen Konflikten kamen die Bekehrungen verstockter und schwerer Sünder, darunter besonders die Verhinderung von Selbstmorden am häufigsten vor. Einmal wird eines Inzestes Erwähnung getan. Beachtlich ist auch ein Traumbild, in dem eine sündhafte Mutter, die im Fegefeuer sitzt, ihrem schlafenden Sohne erscheint und ihn zur Wallfahrt nach Straže auffordert.

#### b) Überirdische Einflüsse als Wallfahrtsbeweggründe

Aus dem Glauben an überirdische Einwirkungen aller Art, der zweifellos auch in Österreich in der Barockzeit am stärksten vertieft und allgemein verbreitet war, lassen sich unter anderem die in sämtlichen Mirakelbüchern dieser Periode vorkommenden höheren Eingebungen zur Wallfahrt erklären. In den Buchungen der Mirakelbücher von Straže finden sich 57 derartige Fälle vermerkt, die man in 3 Gruppen unterteilen kann, und zwar 1. das Erscheinen Franz Xavers oder seines Gnadenbildes bei einem

Hilfsbedürftigen im wachen Zustande oder im Traume, 2. Verbreitung eines angenehmen Geruches bzw. Lüftchens durch Franz Xaver und 3. Vernehmen einer überirdischen Stimme, die mutmaßlich als die Franz Xavers angenommen wurde, im wachen Zustande oder im Traume.

Weitaus am häufigsten ist das Vorkommen der ersten Motivgruppe gewesen, denn in 49 verzeichneten Gebetserhörungen wird sie erwähnt, allerdings in mehreren Varianten. Am öftesten, nämlich 28mal, wird von der Erscheinung Franz Xavers im allgemeinen gesprochen. Daraus seien die beachtlicheren Fälle aufgezeigt. Franz Xaver ermahnt eine träumende Frau zur Fortsetzung der von ihr unterbrochenen neuntägigen Andacht (1725); im Jahre 1736 verspricht er einem Schlafenden die Wiederauffindung eines verlorenen Ochsen; 1739 fordert er eine Frau im Traume auf, zu seinen Ehren bei Wasser und Brot zu fasten, um Muttermilch zu erlangen; 1738 erscheint einem Irrsinnigen im Traume die hl. Barbara, öffnet das Fenster und zeigt dem Kranken den hl. Franz Xaver mit den Worten „willst du gesund werden, sollst du bei diesem die Hilfe mit Vertrauen suchen“. 1740 erscheint Franz Xaver einem schlafenden hysterischen Mädchen und verspricht ihr, zur Heirat behilflich zu sein. Mehrmals sind auch Erscheinungen Franz Xavers gebucht, bei denen er Menschen vom lasterhaften Vorhaben (Mord, Freitod, Wollust, Inzest u. a.) abhält. Einmal (1731) glaubte ein lasterhafter, an Fraisen Erkrankter in den Himmel zu kommen, wo ihn Christus mit finsterner Miene anblickte, und der Teufel die Sünden des Erkrankten auf eine Tafel schrieb. Darauf erschien Johann von Nepomuk im priesterlichen Kleide und Franz Xaver in Pilgertracht. Letzterer sah ihn anfangs finster an, stellte ihm jedoch die Genesung in Aussicht, falls er beichten und kommunizieren werde, und löschte mit einem weißen Tuche die Sünden von der Tafel. Zweimal wird verzeichnet, daß Franz Xaver Schwangeren im Traume als Helfer erschien. Als Heilbringer legte er 1720 seine rechte Hand auf den Kopf des träumenden Kranken. 1725 salbte der Heilige eine kranke Hand mit seinem Öle. Der Erhörte gab an, daß er dabei wach war. Auch als Bewahrer vor Feuersgefahr erschien er einige Male. 1726 weckte Franz Xaver eine Tischlersfrau auf, da ihr Haus brannte und ihr Mann soeben einen Annenaltar für eine Franz Xaverkirche in Arbeit hatte, und der Heilige aus diesem Grunde Wache hielt. 1736 erschienen einem in Feuersgefahr befindlichen Manne im wachen Zustande Franz Xaver als schöner Mann und die hl. Barbara als schöne Frau und retteten ihn. Zweimal (1725 und 1728) forderte Franz Xaver einen schlafenden Kranken zur Wallfahrt nach Straße auf, um Gesundung zu

erlangen. 1719 beteuerte eine Kärntner Bäuerin, die nach ihrer Angabe schon öfters vergeblich Franz Xaver um Heilung ihres kranken Viehes angerufen hatte, daß plötzlich vor ihren Augen der Heilige stand und ihr Abhilfe versprach. Ein Knabe vom steiermärkischen Sachsenfeld sah 1729 deutlich das marianische Gnadenbild von Pletrowitz und den hl. Franz Xaver, als er von einem Wagen überfahren wurde und mit Ausnahme von einer Narbe heil davon kam.

Elfmal zeigte sich Franz Xaver in Form des Gnadenbildes von Straže, und zwar begreiflicherweise darunter häufiger (achtmal) den Hilfesuchenden im Traume. Nur selten haben sonst die Aussagen der Erhörten nähere Angaben über das Aussehen Franz Xavers gemacht. Sie betrafen fast durchaus die Tracht des Heiligen. Dreimal wird er in der Erscheinung als Jesuitenheiliger geschildert, darunter einmal mit kurzem Mantel und Buch (1719), dreimal im langen schwarzen Kleide und je einmal als Missionär, als Pilger und im Chorrock und Stola. Ein Begnadeter bemerkte 1740 im wachen Zustande Franz Xaver mit einem großen Heiligenschein.

Weitaus seltener als die erste Motivgruppe und räumlich auf Unter-Mittelsteiermark und das angrenzende Unterkärnten beschränkt, war, soweit man aus den Mirakelbüchern von Straže schließen kann, anscheinend das Vorkommen der zweiten Motivgruppe, denn bei den darin begriffenen Suggestionserscheinungen wird ja eine genauere Kenntnis der einzelnen Heilwirkungsmittel des Heiltums von Straže vorausgesetzt. Diese Erscheinungen (Geruch und Lüftchen bzw. Wind) sind eine Eigenart dieser Franz Xavergnadenstätte, da derartige Äußerungen anderen Kultobjekten fast nirgends in Österreich zugeschrieben worden sind. Allerdings ist längst bekannt, daß im christlichen Abendlande schon im Mittelalter die fromme Meinung herrschte, daß von den Gräbern der Heiligen und von deren Reliquien ein Wohlgeruch ausströme<sup>99)</sup>. Als österreichisches Beispiel sei die im Jahre 1774 auch in einer Broschüre verbreitete Nachricht erwähnt, nach der der Leichnam des hl. Koloman einen lieblichen Geruch verbreitet habe<sup>100)</sup>, als er im Jahre 1014 über Auftrag des österreichischen Markgrafen Heinrich I. von Babenberg in Stockerau ausgegraben wurde, um im Benediktinerkloster Melk beigesetzt

---

<sup>99)</sup> Im Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens ist bei dem Artikel „Geruch“ auf den bisher noch nicht erschienenen „Wohlgeruch“ hingewiesen.

<sup>100)</sup> Anonyme Schrift, betitelt: „Kurzgefaßte Geschichte von dem heiligen königlichen Pilger und Märtyrer Koloman, Krems 1774.“



zu werden<sup>101)</sup>. Dagegen gibt es äußerst wenige Gnadenbilder in den österreichischen Alpenländern, von denen im 18. Jahrhundert behauptet wurde, daß von ihnen ein angenehmer Geruch ausströme. Uns sind nur zwei bekannt, das marianische Gnadenstandbild im salzburgischen Kirchenthal<sup>102)</sup> und das zu Maria Pernegg in Steiermark<sup>103)</sup>. Von letzterem ging nach der frommen Volksmeinung der Duft vornehmlich während der Messe aus. Es verdient angemerkt zu werden, daß in den Mirakelbüchern von Straže nicht erwähnt wird, daß das dortige Gnadenbild als solches einen Duft verbreite oder ein Lüftchen erzeuge. In den Aussagen der Begnadeten ist nur die Rede, daß Franz Xaver nach seinem Angerufenwerden oder nach einem Verlöbniß nach Straže heilbringend durch Verbreitung eines angenehmen Geruches oder Lüftchens wirke.

Sechsmal sind derlei Austrahlungskräfte des Franz Xaver von Straže gebucht worden. In der Regel traten sie nach geschehenem Gelübde auf. So erfüllte 1722 das Zimmer eines Schwerkranken im kärntnerischen Schwarzenbach ein angenehmer Geruch, der auf das Erscheinen Franz Xavers zurückgeführt wurde und dem Kranken Genesung brachte<sup>104)</sup>. Im Jahre 1727 wurde die Frau des Stadtrichters von Windischgraz in Südsteiermark „durch einen annehmlichen Wind umwehet“, der sie von ihrem zweijährigen Kopfleiden befreite. Nach ihrer Angabe hatte sie zuvor vergeblich eine Wallfahrt nach Straže unternommen<sup>105)</sup>. Der Pfaendner der steiermärkischen Stände Johann Baptist von Mallegg in Graz, der alljährlich nach Straže zu wallfahrten pflegte, wurde 1730 durch „ein angenehmes Lüftl“ von seinem schweren Fieber geheilt, nachdem er zuvor Franz Xaver angerufen hatte, ihm ein Beinlein von einem der vielen indischen Märtyrer zu schicken, die er während der Missionstätigkeit getauft hatte<sup>106)</sup>. 1734 bewirkte bei einem Manne aus dem südsteiermärkischen Tüffer die Verlobung zu Franz Xaver das Anwehen eines sanften Lüftchens, wodurch seine durch einen Sturz vom Pferde ver-

---

<sup>101)</sup> J. F. Keiblinger, Geschichte des Benediktiner-Stiftes Melk, Bd. I, Wien 1851, S. 144 f.

<sup>102)</sup> Kirchenthalischer immer hell und heilsam fließender Gnadenbrunn. Salzburg 1780, S. 24.

<sup>103)</sup> Aquilin Julius Caesar, Beschreibung des Herzogtums Steiermark, Graetz, 1777, II. Bd., S. 612 f.

<sup>104)</sup> M. B. I., S. 44.

<sup>105)</sup> M. B. I., S. 61.

<sup>106)</sup> M. B. I., S. 53.

<sup>107)</sup> M. B. I., S. 145 f.

ursachten Schmerzen allmählich vergingen<sup>107)</sup>. Eine sterbende Frau aus Zemsnick, die schon die Totenkerze in der Hand hielt, wurde nach der Verlobung ihres Mannes zu einer Kirchfahrt nach Straže „von einem lieblichen Winde angeweht“ und dadurch gesund (1755)<sup>108)</sup>. Im Jahre 1738, als der Blitz (Donnerkeil) in ein mit Stroh gedecktes Bauernhaus in der Pfarre St. Peter im Sanntale (Südsteiermark) eingeschlagen hatte, betete der benachbarte Bauer kniefällig zu Franz Xaver, um die auf sein Gehöft herüberschlagenden Flammen abzuwehren, wobei er auf den Gedanken verfiel, seinen Hut als schützenden „Windwadt“ (Fächer) im Namen Franz Xavers zu benützen. Nach seiner Aussage bannte er damit das Feuer von seinem Hause<sup>109)</sup>.

Die erste wie die dritte Gruppe sind keine Sonderheiten von Straže. Letztere ist nur durch zwei Fälle in den dortigen Mirakelbüchern belegt: 1727 sagte einem in Not Geratenen eine überirdische Stimme im wachen Zustande ins Ohr, zur Erde zu sehen, wo er einen gefüllten Geldbeutel fand. 1737 wurde einem Kranken im Traume mit Erfolg angeraten, Wasser aus dem Franz Xaverbrunnen in Straže zu trinken.

#### c) Die Wallfahrt auf Anraten

Die Jesuiten verschiedener deutscher Ordenshäuser, die die Pflege der Franz Xaverheiltümer besorgten oder unterstützten, rieten wiederholt den Gebrauch von Franz Xaveröl aus Straže den Kranken an, oder gaben es ihnen selbst. Auch Wallfahrten dorthin scheinen sie bisweilen angeregt zu haben. In den dortigen Mirakelbüchern wird fünfmal ein derartiges Eingreifen der Jesuiten erwähnt. 1745 wird einem kranken Handwerker in Prag von einem Jesuiten Franz Xaveröl aus Straže gereicht. 1748 gaben die Jesuiten in München dem in ihrem Kollegienhause angestellten Gärtner einige Tropfen dieses Öles gegen „hitze Krankheit“. 1750 riet ein Jesuit in Wien dem an Fieberflecken und weißem Riesel erkrankten Pfarrer in der Leopoldstadt (heute Wien II) das Trinken von einigen Tropfen solchen Öles an. Im gleichen Jahre verabreichte ein Jesuit in Wien einer Frau, der ein Beinlein im Halse stecken blieb, einige Tropfen desselben Öles. In demselben Jahre gab ein Mitglied der Gesellschaft Jesu einem in Fellach in Kärnten an Petetschen Erkrankten den Rat zu einer Wallfahrt nach Straže.

---

<sup>108)</sup> M. B. I., S. 141.

<sup>109)</sup> M. B. I., S. 226.

*Der Vollzug der Wallfahrt*

In der Regel geschah der Vollzug der Wallfahrt als Dank für eine erfüllte Bitte. Häufig war diese Bitte, die mitunter ein Anrufen des Franz Xavergnadenbildes war, mit einem Wallfahrtsgelübde verbunden, das jedoch erst eingelöst werden mußte, nachdem die Wundertätigkeit des Heiltums einen vermeintlichen Erfolg gebracht hatte. Erwachsene Personen haben fast durchwegs selbst die Kirchfahrt unternommen. Bei Kindern geschah dies begreiflicherweise vorwiegend in Begleitung der Mutter. Berufswallfahrer sind in unserer Quelle ausdrücklich nicht erwähnt. Doch kam ein paarmal Wallfahrtsstellvertretung vor. So unternahmen 1734 zwei fromme Frauen für einen alten erkrankten Adligen eine Kirchfahrt nach Straže und nach seiner Genesung tat dies seine Tochter mehrmals in Begleitung andächtiger Frauen. 1736 schickte ein hundertjähriger blinder Mann aus St. Peter bei Marburg a. d. Drau einen Kirchfahrer als seinen Stellvertreter. 1740 wallfahrtet ein Mann für seine in Kindsnöten befindliche Nachbarin. Im gleichen Jahre übermittelt ein Kirchfahrer Geld für mehrere Messen, die für ein krankes Kind eines innerösterreichischen Regimentsrates in Graz gelesen werden sollten. Im selben Jahre fand sich für eine in Wien erkrankte Frau eine Wallfahrerin in Straže ein. 1749 schickte ein ungenannter Herr aus Wien einen armen Mann als Stellvertreter mit einer Opfergabe dorthin. 1750 sandte der innerösterreichische Revisionsrat Josef Anton Luidl für seine an den Blattern erkrankte Tochter Franziska Xaveria einen Boten nach Straže mit Geld für Messen. Im gleichen Jahre verfuhr ebenso der innerösterreichische Regierungsrat Franz Ernst Edler von Plökhner für seine an weißem Riesel erkrankte Gemahlin. Außer der schon obgenannten Begleitung bei der Kirchfahrt sind noch vier weitere solcher Fälle im Mirakelbuche aufgezeichnet. 1734 begab sich Maria Katharina Gräfin Drasskovich aus Kroatien mit ihrer 8jährigen gesunden Tochter und einem großen Gefolge nach Straže. 1737 und 1738 (zwei Fälle) unternahm der Mann mit Frau und Kindern die Wallfahrt.

Bisweilen sind auch in den Mirakelbüchern von Straže Nicht-einhaltungen oder Aufschiebe der gelobten Wallfahrten sowie auch die Rache des betrogenen hl. Franz Xaver an den Nachlässigen in Form eines Strafwunders vermerkt, das meist in einem Rückfall der Krankheit bei Geheilten bestand. Von solchen Strafwundern ist ja in allen österreichischen Mirakelbüchern der Barockperiode

bald mehr, bald weniger oft die Rede. Es ist dies ein durchaus heidnischer Zug, der aber von der katholischen Priesterschaft ins Christliche übersetzt und als Sühne für den erzürnten Heiligen gedeutet wurde. Das Volk nahm gefühlsmäßig und gläubig diese christliche Fassung hin, da sie seinem Wesen auch in dieser geänderten Prägung keinen Abbruch tat. Von dem mehrmaligen Vorkommen solcher Strafwunder im Mirakelbuche von Straže seien nur ein paar eigenartige Fälle herausgegriffen: 1728 wird ein Herr, der seinem Diener die Bitte nach Straže zu wallfahrten, mit der Begründung abschlägt, daß ein anderes Franz Xaverheiltum näher gewesen sei, von einem Zahnleiden befallen, von dem er erst nach Einkehr seiner Reue und gleichzeitiger Gewährung des Wallfahrtsvollzuges befreit wurde. 1734 nimmt die Krankheit eines Mannes zu, da dessen Frau wegen widrigen Wetters eine Wallfahrtsstellvertreterin schickt, obwohl dies dem Gelübde widersprach.

## V

### *Freiwillige Sonderverpflichtungen der Pilger*

Die meisten Stražepilger haben sich mit dem bloßen Vollzuge der Wallfahrt begnügt und es schon für ein Plus gehalten, wenn sie sich mit einer Opfergabe einstellten. Nur wenige haben Erschwerungen während der Kirchfahrt oder Kasteiungen verschiedener Art nach getaner Wallfahrt auf sich genommen, nachdem sie sich in der Regel zuvor dazu verlobt hatten. Vielleicht ist darin ein stärkerer Nachklang einer vorchristlichen Form, den Heilbringer zum wundertätigen Eingreifen zu bewegen, enthalten. Unterschiedliche Heilzwangformen finden sich ja, wenn auch schon sehr selten, noch heute in bäuerlichen Kreisen Österreichs vor und werden auch in einigen Leonhardswallfahrtskirchen dortselbst noch angewendet. Obwohl im 18. Jahrhundert in Österreich bis in die josephinische Zeit hinein auch bei der städtischen Bevölkerung nur selten ein Funke einer aufklärerischen Idee vorhanden war und der Glaube, daß alles Unglück, darunter auch die Krankheiten, von Gott geschickte Strafen seien, damals hierzulande Bodenständigkeit besaß, so wurde doch die Pflege roher Sühnemittel, wozu unter anderem die Geißelung gehörte, bei der Aufmachung des Gnadenortes in Straže nicht mehr eingebürgert. Nur einige wenige milde Formen von Askese werden in den Mirakelbüchern angeführt. Dazu gehören ein paar Fälle Wallfahrtserschwerungen. Nur bei Kranken oder gebrechlichen Pilgern wurde die zu Fuß gemachte Reise ausdrücklich erwähnt. So 1730

bei zwei und 1752 bei einem Fußleidenden. Außerdem kommen in unserer Quelle Kasteiungen, die mit der 9- bzw. 10tägigen Franz Xaverandacht zusammenhängen, vor. So 1755 alljährlich an neun Freitagen zu fasten und 1741 an zehn Freitagen sich des Weines zu enthalten. 1740 verpflichtete sich ein Kirchfahrer, an allen Freitagen während eines Jahres bei Wasser und Brot zu fasten. Auch das Tragen eines schwarzen Ordenskleides, worunter die Jesuitentracht, in der Franz Xaver gekleidet war, zu verstehen ist, oder doch das eines schwarzen Kleides, wird viermal als eine Sonderverpflichtung hervorgehoben. In drei Fällen (1757, 1739, 1745) sind es Knaben, welche von ihren Eltern verhalten wurden, ein Jahr hindurch in dieser Tracht zu gehen, und einmal (1739) verpflichtete sich ein adeliges Fräulein von Persbinski aus Warasdin, sich ein Jahr hindurch schwarz zu kleiden.

Die Verpflichtung in bestimmten zeitlichen Zwischenräumen eine Wallfahrt nach Straže zu unternehmen, mag mitunter vorgekommen sein. In den Mirakelbüchern ist jedoch eine solche Mehrmalwallfahrt nur einmal, nämlich im Jahre 1747, gebucht. Darnach versprach eine von Gehörlosigkeit durch die Heilkraft des Franz Xaverheiliums befreite Person auf Lebensdauer einmal im Jahre Straže zu besuchen. Auch von Mehrortswallfahrten ist in unserer Quelle nur zweimal Erwähnung getan. 1736 verpflichtete sich ein Begnadeter, neben Straže eine Kirchfahrt nach Maria Lankowitz in Steiermark zu machen<sup>110)</sup>. Ein Wiener-Neustädter Weißgerber erreichte 1741 durch Bestellung einer Messe beim Franz Xavergnadenbild in Wiener-Neustadt und in Straže sowie durch das Gelübde zu oberwählter Weinenthaltung nach seiner Ansicht die Befreiung von seinem Steinleiden<sup>111)</sup>.

Während die Wallfahrts Sonderverpflichtungen immerhin einen gewissen Gradmesser für die Tiefe der Volksfrömmigkeit abgeben und zu ihren Vergleichen mit antiken und mittelalterlichen Vorbildern anregen, ist der volkskundliche Gehalt, den das Feststellen der Wallfahrtsstellvertretung bietet, gering. Sechs, wenn nicht acht derartige Fälle sind in unserer Quelle angeführt, und durchwegs sind bei diesen wie bei solchen Vorkommen an anderen Gnadenstätten das hohe Alter oder sonstige Gebrechen und Krankheiten die Ursache, daß die Wallfahrt in Stellvertretung ausgeführt werden mußte, oder daß ein Bote die Überweisung von Geld für Messelesung oder von Opfergegenständen bei der Wallfahrtskirche übernahm.

---

<sup>110)</sup> M. B. I., S. 142 f.

<sup>111)</sup> M. B. II., S. 49 f.

## VI

### *Geistliche Heilmittel*

Die Verehrung und Pflege der St. Xaverreliquien führte gleich der St. Ignatiusdevotion zu volksmedizinischer Auswertung. Schon G. Schreiber<sup>112)</sup> erörterte die geistlichen Heilmittel, die mit der Einbürgerung des Franz Xaverkultes in den katholisch gebliebenen Teilen Deutschlands einen großen Anklang im 17. und 18. Jahrhundert gefunden haben. Auch im Gnadenort Straže wurden rasch nach seinem Entstehen von den aus der Nähe und Ferne herzuströmenden Wallfahrern die mit dem Gnadenbilde oder mit den hier befindlichen Franz Xaverreliquien berührten Gegenstände zu Heilzwecken viel begehrt. Bei der Begründung dieser Wallfahrtsstätte befanden sich eigentliche Franz Xaverreliquien allerdings noch nicht hier. Aber diesen gleich an Heilkraft stand ja die Baumwolle, in die der rechte Arm Franz Xavers gewickelt war, als er von Goa nach Rom überschickt wurde. Einen Teil dieser Wolle hatte Sterschner 1711 von einem Jesuiten für Straže erhalten, und schon früher hatte dieses Wollstück in Klagenfurt und Laibach angeblich Heilungen bewirkt. Doch ist auffallend, daß man hier anscheinend äußerst selten diese Baumwolle unmittelbar als geistliches Heilmittel heranzog. Man wollte offensichtlich dieses in den Augen der Gläubigen äußerst wertvolle Stück schonen. Nur einmal im Jahre 1733 legte man es einem an Fraisen Erkrankten auf die Stirne, vermeintlich mit Erfolg, auf. Erst im Jahre 1755 kam ein großer Partikel vom Fleische dieses Heiligen in einem silbernen Bruststücke hierher. Spenderin war die Kaiserin Maria Theresia, die dem M. B. II zufolge aus besonderer Neigung zum Gnadenorte Straže diese Votivgabe übersenden ließ. Auch diese Reliquie scheint man aus dem gleichen Grunde wie das Baumwollstück nicht unmittelbar zu Wunderheilungen benützt zu haben. Es war doch auch hier der alte Glaube von der leichten Übertragbarkeit der Heilkraft der Reliquien und des Gnadenbildes auf andere Gegenstände durch Berühren oder Eintauchen längst eingewurzelt.

Die xaverianische Gnadenstätte zu Straže hat zunächst ein Heilmittel mit mehreren katholischen Wallfahrtskirchen im österreichischen Wallfahrtsraume gemein, nämlich die an das Gnadenbild angerührten kleinen Andachtsbilder. Die nach den Mirakelbüchern von Straže älteste vorkommende derartige Anwendung geschah im Jahre 1719. Ein tauber Knabe zu Watsch erlangte

---

<sup>112)</sup> G. Schreiber, Deutschland und Spanien s. Register unter Franz Xaver.

damals durch das Beten vor einem angerührten Gnadenbilde aus Straže das Gehör. Man kann nicht sagen, daß dieses Heilmittel bei bestimmten Krankheiten, Gebrechen oder sonstigen Unglücksfällen verwendet wurde. Jedenfalls war das Auflegen der kleinen Andachtsbilder auf den erkrankten Körperteil das am häufigsten vorkommende Verfahren. Es findet sich in den beiden Mirakelbüchern 25mal gebucht. Am öftesten kommt das Auflegen auf den Kopf gegen Kopfleiden und Fraisen und auf die Brust gegen verschiedene Krankheiten und Gebrechen vor. Bei Stummheit wurde das Bild auf den Mund gelegt (1744). Bei Blinden hielt man es vor die Augen (o. J.). Vielfach wirkte das kleine Andachtsbild von Straže als Talisman bei Kindsnöten. So sagte etwa eine Frau aus Einöd (Kärnten) im Jahre 1736 aus, daß sie in Kärnten viele dieser Andachtsbilder an gebärende Frauen mit Erfolg verteilt hatte. Man reichte gebärenden Frauen das kleine Andachtsbild zum Kusse (1738) oder gab es ihnen in die Hand (1744) oder hing es an die Wand, damit sie darauf hinsehen konnten (1734). In St. Stefan im Fraslauer Pfarrsprengel (Südsteiermark) wirkte es nach Aussage 1721 feuerstillend und blieb dabei unversehrt. Ebenso soll es sich als Abwehrmittel gegen Gewitter und Hagelschlag bewährt haben. Als solches wurde es gerne in der Fraslauer Gegend gebraucht. So heftete es 1746 der dortige Pfarrkommissär am Fensterbalken an und vertrieb damit nach seiner Meinung das Schauerwetter. Der Rand des Bildes wurde dabei beschädigt, allein das Bild selbst blieb unversehrt. Die Verwaltungsfrau der kärntnerischen Herrschaft Hochosterwitz verscheuchte 1736 den hereinbrechenden Hagelschlag angeblich dadurch, daß sie mit einem auf ihren Hut gesteckten Andachtsbild ins Freie ging. Auch diesmal blieb es bis auf den Rand unbeschädigt. Auch als Stallsegen gegen verzaubertes Vieh wurde das kleine Andachtsbild von Straže in der steiermärkischen Stadt Leoben 1738 verwendet. Sogar menschliche Eifersucht suchte man durch dieses Mittel zu besänftigen (o. J.) und außerdem sah man in ihm ein Schutzmittel vor Räubern und Mördern (1745)<sup>113)</sup>.

---

<sup>113)</sup> In der Andachtsbildersammlung G. Gugitz (jetzt im Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien) befinden sich 17 verschiedene kleine Andachtsbilder von Straže, die zwischen 1715 und 1780 gestochen worden sind. Ferner kennt G. Gugitz 2 weitere Varianten aus dem 18. Jahrhundert, und zwar je eine in der Sammlung Rudolf Kriss und in St. Peter in Salzburg. Auch auf einer im Museum von Waidhofen a. d. Ybbs befindlichen Fraisenhaube, die gleichfalls aus dem 18. Jahrhundert stammt, ist ein Andachtsbild von Straže aufgedruckt. Eine ähnliche Fraisenhaube war in der Sammlung A. M. Pachinger in Linz a. D.

Wenn man auch aus begreiflichen Gründen aus den Mirakelbüchern kein vollständiges Bild über die zahlenmäßige Verwendung der geistlichen Heilmittel bereitstellen kann, so läßt sich doch eine ungefähre Vorstellung aus den abgedruckten Gebets-  
erhörungen von Straže darüber gewinnen. Darnach stand hier an erster Stelle der Gebrauch des Lampenöles, d. i. das Öl aus jener Ampel, die vor dem Gnadenbilde hing; es wurde kurzweg Xaveröl genannt. In 53 Fällen hat es nach diesen Mirakelbüchern seine Wunderkraft bewiesen. Der Sakristan von St. Peter bei Laibach in Krain schrieb 1745 dem Mirakelbuch zufolge nach Oberburg, daß das Xaveröl von Straže wie Olivenöl rieche und farblos wie das Wasser sei<sup>114</sup>). Dieses Xaveröl wurde nur gegen Krankheiten und Gebrechen angewendet und fast durchaus für Menschen, selten für Vieh. Nur in zwei Fällen war letzteres der Fall (1738 und 1756). Dieses Öl wurde tropfenweise den Kranken eingegeben oder ihnen zum Trinken gereicht und fast ebenso oft kam das Bestreichen oder Einreiben des kranken Körperteiles mit dem Öl von Straže vor. Ein besonders beliebtes Heilmittel war dieses Xaveröl gegen Fraisen. Gegen diese Krankheit wendete man häufiger das Trinken, als das Bestreichen an. Begreiflicher Weise zog man auch das Eingeben von Xaveröl bei Kindsnöten, bei Steckenbleiben von Gegenständen im Halse dem Einreiben oder Bestreichen vor. Besonders die Grazer Hebammen gaben den Wöchnerinnen Öl von Straže zu trinken (1736). Beachtlich ist, daß eine an Gliedern gelähmte Wienerin im Jahre 1742 so viele Tropfen Xaveriöl einnimmt, als der Name „Xaveri“ Buchstaben enthält<sup>115</sup>). Das Einreiben bzw. Bestreichen wandte man bei kranken oder gelähmten Gliedmaßen an, gegen Augenleiden und Zahnschmerz (1742). Den schon oben erwähnten verhexten Kühen in Leoben (1738) bestrich man außerdem die Euter angeblich mit Erfolg, so daß sie wieder Milch gaben. Dreimal wird in den Mirakelbucheintragungen von einer wunderbaren Vermehrung des Öles berichtet. Im Jahre 1738 sagte eine fußkranke Grazerin aus, daß sie aus ihrem Xaveriölgläschen, das zu ihrem Leidwesen bereits leer war, solange einen Löffel voll Öl herauspressen konnte, bis ihr Fuß geheilt war<sup>116</sup>). In gleicher Weise fand eine angeblich übernatürliche Ölvermehrung in den Jahren 1745 und 1756 in der Pfarre St. Peter bei Laibach bzw. in der Pfarre St. Niklas bei Oberburg statt. Einmal (1725) wird im Mirakelbuche erwähnt<sup>117</sup>), daß der hl. Franz Xaver, und zwar in der

---

<sup>114</sup>) M. B. II., S. 115 f.

<sup>115</sup>) M. B. II., S. 111.

<sup>116</sup>) M. B. I., S. 197 ff.

<sup>117</sup>) M. B. I., S. 81 ff.



Gestalt, wie er auf dem Gnadenbilde zu Straže dargestellt ist, einem Kranken im Traume erschienen sei und dessen leidende Hand mit dem Öl gesalbt und ihm die Worte zugerufen habe: „Wenn dir das nicht helfen wird, so will ich noch einmal zu dir kommen und dich heilen.“

Auch das Xaveriwasser von Straže war als Heilmittel beliebt und weit in Österreich bekannt. Freilich, so oft wie das Xaveriöl scheint es nicht angewendet worden zu sein. Es mag für die weniger häufige Verwendung auch der Umstand mitsprechen, daß zur Weihe des Xaveriwassers das Eintauchen des obbeschriebenen Baumwollstückes, das man offensichtlich nicht so oft berühren wollte, erforderlich war. Immerhin sollen nach den Buchungen der Mirakelbücher 24 Heilungen von Mensch und Vieh durch die Wunderkraft des Xaveriwassers erfolgt sein. Ferner wird in der gleichen Quelle vermerkt, daß im Jahre 1731 und in den folgenden Jahren des öfteren die Gebiete ganzer Pfarrensprengeln, die von Erdwürmern und anderen Ungeziefern heimgesucht wurden, durch Xaveriwasser von dieser Plage befreit worden sind. Auch unfruchtbare Äcker sollen durch Anwendung des gleichen Mittels in fruchtbare verwandelt worden sein<sup>118)</sup>. Leider wird nicht mitgeteilt, in welchen Gegenden diese Wunderkraft wirksam wurde, vermutlich dürfte sich dies in Südsteiermark zugetragen haben<sup>119)</sup>. Gleich dem Xaveriöl wurde auch das Xaveriwasser getrunken, doch half auch die Besprengung und das Waschen damit. Besonders gegen Fußleiden (6mal) wurde es gerne gebraucht, bei Kindsnöten (2mal) wurde es getrunken.

Verhältnismäßig spät wird in den Mirakelbüchern von einem heilbringenden Xaveribrunnen zu Straže berichtet. Im Jahre 1737 wird einem Fieberkranken zu Purgstall bei Eibiswald in Steiermark im Traume angeraten, vom Wasser dieses Brunnens zu trinken, was er dann nach seiner Meinung mit Erfolg getan hat. Schließlich wird 1752 in der gleichen Quelle dieses heilwirkenden Brunnens gedacht, in dem sich eine an offenen Füßen leidende Frau aus St. Peter bei Graz die kranken Gliedmaßen wusch. Angeblich gesundete sie schon auf dem Heimwege. Nur 3mal ist in den Mirakelbüchern von einem wunderkräftigen Xaveriring die Rede. Er wird als angerührt bezeichnet, worunter wohl sein Berührtwerden mit dem Gnadenbilde von Straže gemeint ist. 1734 verhalf ein solcher Ring angeblich zur Legung eines Sturmes auf

---

<sup>118)</sup> Die gleiche Wirkung wurde dem Magnuswasser in Tirol zugeschrieben, vgl. J. v. Zingerle, Sitten des Tiroler Volkes, 1871, S. 171, sowie über den Magnus- oder Mangkult: G. G u g i t z in Wiener Zeitung vom 6. September 1936.

<sup>119)</sup> M. B. I., S. 92.

dem Meere. Man hat ihn vom Schiff aus ins Meerwasser gehängt<sup>120)</sup>. 1736 machte im „Welschland“ eine Mutter ihrer Tochter auf die verwundeten Lippen mit einem Xaveriringlein das Kreuzzeichen. Nach 2 Tagen war die Wunde geheilt, doch blieb an der Stelle, an der man das Kreuz machte, ein weißes Kreuz als Narbe in gleicher Größe wie das Kreuzzeichen zurück<sup>121)</sup>. In Marburg a. d. D. vertrieb sich 1738 eine Frau durch ein Xaveriringlein und ein Gebet angeblich eine Warze<sup>122)</sup>. Aus welcher Masse der Xaveriusring geformt wurde und welche Größe er hatte, ist aus den Mirakelbüchern zu Straße nicht zu ersehen. Doch scheint er vermutlich aus Silber gewesen und als Fingerring gedacht gewesen zu sein, wie dies bei den rheinländischen derartigen Ringen A. Schüller<sup>123)</sup> für Aachen (1684) und Trier (1705) nachgewiesen hat.

Die Xaverikerze scheint wohl, soviel man aus den Mirakelbüchern von Straße entnehmen kann, unter den hierländischen xaverianischen Heilmitteln am seltensten in Verwendung getreten zu sein. Ihre räumliche Verbreitung war zweifellos auf die engere und weitere Umwelt der Gnadenstätte beschränkt. Unter Xaverikerzen verstand man hier jene, die auf dem Gnadenaltar geweiht worden sind. Nur in zwei Fällen begegnete uns dieses Heilmittel. 1727 gab man in Marburg a. d. Dr. einem todkranken Manne, der angeblich wegen Versuchungen des Teufels nicht sterben konnte, eine Xaverikerze in die Hand, worauf er sanft verschied<sup>124)</sup>. Im Jahre 1740 befreite eine Frau aus Zhemshenig (Krain) nach ihrer frommen Meinung ihren Mann durch Räuchern mit Wachstropfen einer Xaverikerze von seiner Geschwulst<sup>125)</sup>.

Zu den geistlichen Heilmitteln sind schließlich noch die xaverianischen Andachten einzubeziehen. Am häufigsten berichten die Mirakelbücher über die neuntägige (55mal), viel seltener über die zehn-freitägige (7mal) und nur einmal über eine dreitägige xaverianische Andacht. Im separat paginierten Anhang eines jeden der beiden Mirakelbücher (I. u. II.) von Straße wird eine Reihe von Gründen angegeben, warum eine Andacht für neun aufeinanderfolgende Tage oder Novene von besonderer Wirksamkeit ist, nämlich, weil in der Zahl 9 dreimal die dreifache An-

<sup>120)</sup> M. B. I., S. 145.

<sup>121)</sup> M. B. I., S. 117 f.

<sup>122)</sup> M. B. I., S. 217.

<sup>123)</sup> A. a. O., S. 29 f. Die magische Kraft des Ringes wurde bekanntlich gleich der des ihm verwandten Amulettes von vorchristlichen Anschauungen übernommen, vgl. Erich und Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Artikel Kreis (S. 419) und Amulett (S. 16 ff.).

<sup>124)</sup> M. B. I., S. 49 f.

<sup>125)</sup> M. B. I., S. 205 f.

betung der hl. Dreifaltigkeit enthalten wäre, weil neun Monate lang Christus im Leibe der hl. Maria und die hl. Maria im Leibe der hl. Anna gewesen wären, ferner, weil Christus neunmal sein hl. Blut vergossen habe, und zwar bei der Beschneidung, auf dem Ölberge, bei der Geißelung, bei der Dornenkrönung, bei der Annagelung des linken und des rechten Fußes, bei der Annagelung der linken sowie der rechten Hand und bei der Eröffnung der Seite, und schließlich, weil neun Chöre der Engel beständen und Franz Xaver besonders das Leiden und Sterben Christi, die hl. Maria und den Erzengel Michael verehrt habe.

Sodann werden in derselben Quelle die Ursachen, die die zehn-freitägige Andacht hervorgerufen haben, angegeben. Es sind dies: die zehnjährige Missionstätigkeit Franz Xavers in Japan und Indien, der Freitag als Sterbetag des hl. Franz Xavers und das Blutschwitzen eines Kruzifixes im Elternhause Franz Xavers an jedem Freitage des Jahres vor dem Tode des Heiligen. An Stelle der zehnfreitägigen Andacht konnte auch eine zehnsontägige treten. Das Verrichten jeder dieser xaverianischen Andachten bezweckte die Heilung von Krankheiten, Kindsnöten, Gebrechen (so auch gegen Kropf) und Verletzungen, nur in einem Falle (o. J.) wird berichtet, daß durch die neuntägige Andacht das Aufgeben eines lasterhaften Lebens erzielt wurde. Die Übung dieser Andachten war weder an eine bestimmte Zeit noch an einen bestimmten Ort gebunden, wenn auch zu Straße der Beginn dieser Andachten zeitlich um das Franz Xaverfest (5. Dezember) fiel. Die neuntägigen sowie die zehnfreitägigen Andachten bestanden in der Verrichtung guter Werke (Messebesuch und Almosen), der Ablegung der Beichte und Kommunion und etwaigen Fasten am Vortage, in sonstigen Bußübungen und täglichem Beten von je 9 bzw. 10 Vaterunser, Ave Maria und Gloria Patri vor einem Franz Xaveraltar oder -Bilde, sowie von anderen in den Mirakelbüchern angegebenen Gebeten an diesen Tagen.

Die Hervorkehrung der Wunderkraft des Gnadenbildes gegenüber der Hilfe durch ärztliche Kunst ist eine in den barocken Mirakelbüchern Österreichs beliebte Propaganda für Gnadenorte, die auch Sterschiner und sein Nachfolger als Wallfahrts-priester und Verfasser der Mirakelbücher von Straße gut gekannt haben. Aber die schon vorgenannten geistlichen Heilmittel, die Sterschiner an der von ihm gegründeten Franz Xaverkultstätte einbürgerte, waren in den Augen des gläubigen Volkes so wirksam, daß er es nicht nötig hatte, alle Zeugnisse der Geheilten, die von der Inferiorität der Chirurgie sprachen, in sein Mirakelbuch aufzunehmen. Er trug daher, wie anzunehmen ist, nur besonders ins Auge springende krasse derartige Fälle ein. So etwa,

wenn ein Chirurg, der einen verletzten Berufsgenossen behandelte, die Wunderkraft von Straže betonte, wie dies 1732 einmal der Fall war. Damals wurde nämlich der kaiserliche Stabschirurg Franz Thimbling, der sich bei einem Sturz vom Pferde verletzt hatte, nach einer Verlobung zu einer Wallfahrt nach Straže geheilt. Der ihn behandelnde Wiener Arzt stellte ein Attest aus, worin die Heilung „mehr der miraculösen Fürbitt des hl. Xaveri als den natürlichen Mitteln“ zugeschrieben wird.

Da ein starker Besuch einer Wallfahrtskirche nicht bloß den Ruf ihrer Heilkraft mehrte, sondern auch die Einkünfte der Bewohner des Gnadenortes, von den Wallfahrtspriestern angefangen bis zum letzten Devotionalienkrämer, so entspann sich im rekatholisierten Raume Deutschlands begreiflicherweise in der Barockzeit, in der zu den alten Gnadenstätten eine Überfülle neuer trat, eine Konkurrenz unter den einzelnen Wallfahrtsorten, bei der zweifellos auch wirtschaftliche Beweggründe mitgingen, und die Anpreisung von verschiedenen Spezialwunderkräften eine Rolle spielte<sup>126</sup>). Gleich den Wallfahrtspriestern anderer Wallfahrtsstätten hörte auch Sterschiner sicherlich gerne aus dem Munde eines Begnadeten die Überlegenheit der Heilkraft des in seiner Obhut stehenden Gnadenbildes gegenüber anderen Heiltümern loben. So verzeichnete er 1735, daß bei einem Fraisenvorkommen andere Gnadenorte vergeblich aufgesucht wurden, dagegen Franz Xaver in Straže Gesundheit gebracht habe.

Dagegen kommen in den österreichischen Mirakelbüchern der Barockzeit eigene Merkzeichen der Begnadung auf dem Körper der Geheilten oder Verunglückten oder auf sonstigen Gegenständen äußerst selten vor. Wir nennen diese Merkzeichen Begnadungsmerke. Das Mirakelbuch von Straže bringt einen derartigen Fall. 1729 sagte ein bei einem schweren Wagenunfall heil Davongekommener, daß ihm als Merkmal der Hilfe des marianischen Gnadenstandbildes von Pletrowitz und des hl. Franz Xaver von Straže nur „eine aschenfärbige Masen“ zurückgeblieben wäre.

## VII

### *Votive*

Alle Opfergaben, die in der Wallfahrtskirche zu Straže niedergelegt wurden, galten als Danksagung für Gebetserhörungen durch das xaverianische Gnadenbild. Mitunter ging der persönlichen Überreichung der Votive oder dem Überschicken der-

---

<sup>126</sup>) Vgl. E. Frieß, Geschichts- und volkskundliche Betrachtungen über das Wallfahrtswesen („Unsere Heimat“, N. F. Bd. IX, Wien 1936, S. 47).

selben durch Mittelspersonen ein Opfergelübde voraus. Leitete sich doch der Vollzug der Wallfahrt wiederholt auf ein Gelöbnis zurück, auch wenn es nicht mit Opfergaben verbunden war. Vielfach half ein bloßes Gelübde zur Kirchfahrt dorthin schon heilbringend. Sind auch für die Festlegung der hier geopferten Weihegaben die Mirakelbücher von Straže die wichtigste Quelle, so muß man sich doch stets vor Augen halten, daß in dieser Buchtype nur ein Bruchteil der dargebrachten Votive aufgezeichnet worden ist. Doch reicht dieser schriftliche Niederschlag immerhin soweit aus, um die hier gebräuchlichen Opfergabenarten aufzuzeigen und, wenn auch nicht ausnahmslos, mit annähernder Richtigkeit die unterschiedliche Häufigkeit mehrerer Votivarten festzuhalten.

Da sich ein Großteil der Waller aus der bäuerlichen Bevölkerung der Umwelt zusammensetzte, liegt auf der Hand, daß Opfertafeln hier verhältnismäßig seltener unter den Votivgaben aufschienen, als in jenen Wallfahrtsorten, die sich in Städten oder in deren nächster Umgebung befanden. Dennoch dürfen wir annehmen, daß die aus den Mirakelbüchern von Straže von uns ermittelte Zahl 18 der Votivtafeln einigermaßen hinter der ehemals tatsächlich vorhandenen Zahl zurückgeblieben zu sein scheint. In keiner der aufgezeichneten Gebetserhörungen sind Angaben über das Aussehen der dargebrachten Opfertafeln gemacht worden. Selbstverständlich aber wurde auf diesen Tafeln in Bild und Schrift oder in einem der beiden die wunderbare Begebenheit dargestellt, wie dies ja bei Opfertafeln vieler anderer Wallfahrtsorte der Fall war. So wird dies auch zugetroffen sein bei der Opfertafel, welche die steiermärkische Gemeinde Mureck im Jahre 1736 für die glückliche Eindämmung einer Feuersbrunst dem Franz Xavergnadenbilde zu Straže überbracht hat. Unwesentlich ist auch, abgesehen von den Wachs- und Silbervotiven, die Zahl der in den Mirakelbüchern gebuchten Votivgegenstände, die auf die Krankheit oder das Gebrechen der Erhörten anspielten, nämlich sechs. Darunter befinden sich drei geopfert Krücken, ein Eisen, mit dem ein Wiener Chirurg einen verletzten Fuß eingerichtet hatte (1732), vier Zähne mit Kieferteilen nach geheiltem Zahnschmerz und ein Beinlein aus einem Finger. Die viermalige Erwähnung von Wachsvotiven in den genannten Buchungen gibt aber zweifellos kein richtiges Bild von der Häufigkeit des Vorkommens dieser Opfergaben ab. Es werden genannt eine Hand (1725), ein namhaftes Stück Wachs (1733), 6 Pfund weißes Wachs (1739) und 4 weiße Kerzen (1740). Jedenfalls waren die Wachsopfer wie anderwärts so auch in Straže zahlreich vertreten. Hingegen sind die Silbervotive und andere kostbare Geschenke wie

Kirchengeräte und -Gewänder, die volkskundlich weniger von Belang sind, des öfteren in obiger Quelle<sup>127)</sup> angegeben. Unter diesen Silberopfern (14 an Zahl) finden sich bloß die in jeder katholischen Gnadenstätte sehr oft vorkommenden Formen wie Augen, Füße und Herz. Was das Silberopfer darstellte, das nach glücklich überstandenen Kindsnöten in Straže 1747 dargebracht wurde, ist nicht aufgezeichnet worden. Merkwürdig ist, daß in Straže im 18. Jahrhundert nicht bloß Identifikationsopfer, sondern auch noch Naturalopfer, und zwar darunter vorwiegend Lebendopfer, wenn auch anscheinend äußerst selten, gespendet worden sind. 1738 wurde von einem windischen Bauern an einem nicht genannten Orte Franz Xaver angerufen, um die durch die Winterkälte erfrorenen Getreidefelder wieder fruchtbar zu machen. Da daraufhin das Getreide vermeintlich besser gedieh, als das bei seinen Anrainern, opferte der Bauer zu Straže 5 Metzen von jeder Getreidesorte<sup>128)</sup>. Gegen geschwollene Hände und Füße wirkte 1724 das Gelübde, zu Franz Xaver ein Schaf zu opfern,

---

<sup>127)</sup> An kostbaren Votiven werden darin (M. B. I., 4. Tl., 5. Kap. und M. B. II., 12. Absatz) erwähnt: 1739 wurde von der Gemahlin Kaisers Karl VI., Elisabeth Christina, ein kostbares Antependium, Meßkleid und Zubehör gespendet. 1739 spendete Erherzogin Maria Theresia, die spätere Kaiserin, einen goldenen Kelch und ein selbstgesticktes Kelchtuch. 1739 schenkte Gräfin Herberstein, geb. Gräfin Ulm, spätere Obersthofmeisterin der Königin Maria Theresia, ein kostbares Meßgewand. Als weitere Opfergaben werden genannt: 1742 silberner Kelch aus Wien. — 1743 zwei silberne Ampeln ohne nähere Angabe des Guttäters und Ortes. — 1744 kostbares Meßkleid von der damals bereits verstorbenen Erzherzogin Magdalena, die zwei Jahre daran selbst gearbeitet hatte. Es wurde später von anderer Hand fertiggestellt. — 1744 kostbares Meßkleid von Gräfin Elisabeth Walldorf, geb. Sinzendorf, überschickt. — 1744 Baldachin aus rotem Samt von einer Grazerin. — 1745 kostbare Meßkleider und zwei silberne Opferkännchen von der Gräfin Heister. — 1745 kostbares Meßkleid von der Freiin von Rodenis aus Brünn für Heilung des Augenleidens. — 1747 silbervergoldete Monstranze mit Juwelen von Erzherzogin Maria Anna, Gouverneurin der österreichischen Niederlande, nach ihrem Tode überschickt von der Kaiserin Elisabeth. — 1750 Meßkleid von Kaiserin Maria Theresia. — 1751 goldener Kelch von der Kaiserin Maria Theresia. — 1751 silberner vergoldeter Kelch vom Dechanten J. Ant. Schrägl. — 1752 silberner Kelch. — 1752 goldenes Herz aus Wien. — 1752 eine zwei Pfund schwere silberne Tafel von der Gemahlin des französischen Dauphins, einer geb. Prinzessin von Sachsen. — 1753 goldgewirktes Meßgewand von der Königin von Polen. — 1753 goldenes Herz von der Gräfin Wurmbrand, geb. Khevenhüller. — 1753 Monstranze, Rauchfaß und Schiff aus Silber von der Gräfin Czaki, geb. Ebergényi. — 1755 Silberbüste Franz Xavers mit einer Fleischreliquie desselben von Kaiserin Maria Theresia. — 1757 silbergesticktes Meßkleid von Erzherzogin Maria Elisabeth.

<sup>128)</sup> M. B. I., S. 224 f.

heilbringend. Der Ort der Votantin ist nicht genannt<sup>129)</sup>. Ein Bauer aus Gutenstein in Unterkärnten erreichte 1737 gleich nach Ablegung des Gelübdes, ein Ochsein zu opfern, das Aufhören der Viehseuche<sup>130)</sup>. Ähnlich soll einer fußkranken Frau aus der Pfarre St. Martin bei Scallegg 1759 Franz Xaver für das Verlöbniß mit einem nicht näher genannten lebendigen Opfer zur Genesung verholpen haben<sup>131)</sup>. Ebenso wurde mit Erfolg ein kleines Lamm gegen Reißen geopfert (o. J.).

Auch Erzeugnisse des eigenen Gewerbefleißes, die zur Ausstattung der Wallfahrtskirche beitrugen, wurden als Votive geopfert. So spendete 1728 ein Laibacher Glockengießer eine selbstverfertigte Glocke seinem Gelübde zufolge, da ihm das Gedenken an das Franz Xavergnadenbild von einer gefährlichen Krankheit errettete, der die Ärzte hilflos gegenüber gestanden waren<sup>132)</sup>. Die Glocke trug die Inschrift: „Ex voto Casparus Franchi me fudit una cum aere in honorem S. Francisci Xaverii 1728.“ Von Votivmessen wird nur einmal in den Mirakelbüchern berichtet. 1732 verpflichtete sich ein von Verrücktheit Geheilter, alljährlich eine Messe als Steuer für Franz Xaver zu bezahlen. 1737 verlobte sich eine gehörlose Frau aus Spittal a. d. Dr. in Kärnten zu einer jährlichen Kirchfahrt nach Straže, die auch nach ihrem Tode von ihrer Familie in gleicher Weise vollzogen werden sollte, und erlangte dadurch das Gehör<sup>133)</sup>. Eine im Pfarrsprengel Oberburg sesshafte Frau erreichte 1739 nach ihrer Aussage durch ihr Verlöbniß eines Geldopfers nach Straže, daß ihr totgeglaubtes Kind doch am Leben erhalten blieb<sup>134)</sup>. Eine schwangere Grazerin, die durch einen Sturz erschreckt, einen üblen Ausgang ihrer Niederkunft befürchtete, verlobte sich 1735, ihrem künftigen Kinde den Taufnamen Franz Xaver beizulegen, und entband dann glücklich<sup>135)</sup>. Schließlich sei bemerkt, daß auch kleine Andachtsbilder von Straže, die in unterschiedlichen Gefahren und Nöten sich wundertätig erwiesen haben sollen, als Votive in Straže geopfert worden sind. Die dortigen Mirakelbücher teilen drei solche Fälle mit, so 1746 gegen Hagelschauer, 1747 bei einer Verletzung und 1749 bei Kindsnöten.

---

<sup>129)</sup> M. B. I., S. 112 f.

<sup>130)</sup> M. B. I., S. 162.

<sup>131)</sup> M. B. I., S. 225.

<sup>132)</sup> M. B. I., S. 50.

<sup>133)</sup> M. B. I., S. 135.

<sup>134)</sup> M. B. I., S. 166.

<sup>135)</sup> M. B. II., S. 95.

## VIII

### *Die Wohnsitze der Waller*

Wie die Mirakelbücher anderer Gnadenorte, so gewähren auch die von Straže bei Oberburg nur einen sehr unvollständigen Einblick in die Wohnorte der Pilger, aber immerhin kann man aus den eingetragenen 890 Fällen für den Zeitraum von 1715 bis einschließlich 1757 eine annähernd richtige Vorstellung über die geographische Lagerung der Pilgerwohnsitze gewinnen und damit einen gewissen Gradmesser für die kultische Anziehungskraft des Gnadenbildes in die Nähe und Ferne ermessen. Gleich den meisten Wallfahrtsstätten in den österreichischen Alpenländern überwogen bei der zu Straže die Nahkirchfahrten weitaus die Fernwallfahrten. Dabei handelte es sich durchaus um begnadete Einzelpilger. Die von uns aus den Mirakelbüchern von Straže ermittelte Statistik lehrt deutlich, daß der Zulauf zu dieser Franz Xavergnadenstätte aus Mittel- und Untersteiermark, aus dem an Steiermark angrenzenden Unterkärnten und Oberkrain zahlenmäßig am stärksten war. Wir lassen nun unsere statistischen Ergebnisse folgen und bemerken, daß selbstverständlich bei unserer Eingliederung der Orte in Länder die damalige politische Grenzziehung der letzteren maßgebend ist.

Da die begnadeten Auskunftgeber ebenso wie der geistliche Fragesteller vielfach kein so großes Gewicht auf die Eintragung der örtlichen Pilgerherkunft gelegt haben, ist es nicht verwunderlich, daß in 140 Buchungen weder eine Orts- noch eine Gegend- oder Provinzangabe gemacht worden ist. Wenn auch verballhornte Ortsnamen nach Tunlichkeit von uns richtig gestellt wurden, ist es uns doch in 17 Fällen nicht gelungen, die Einreihung der angegebenen Orte in Länder vorzunehmen<sup>136</sup>). Immerhin wird man mit der Vermutung nicht weit fehl gehen, daß aus der ungenannten wie unbestimmbaren Ortsgruppe der meiste Teil auf die vorhin aufgezeigten Länderteile entfällt und darunter vorwiegend wieder auf Untersteiermark, besonders auf die nähere und weitere Umwelt von Straže bei Oberburg. Lassen sich doch 30 Erhörte, die im Gebiete des Oberburger Pfarrsprengels ge-

---

<sup>136</sup>) Es sind dies: Brainz (1 Fall), Flednig (1), Gaccowitz (1), Girk-lacher Pfarr (1), Guettenegg (3), Hafmek (1), Leinitz (1), Ljkhä (1), Nebelzhe (1), Neusiedler Pfarre (1), Pridiz (1), Sämäbor (2), Pfarre Schönbach (1), Steinfeld (1), entweder politischer Bezirk Spittal a. d. Drau (Kärnten) oder politischer Bezirk Neunkirchen (Niederösterreich).



sessen haben, aus den Mirakelbüchern feststellen! Die Zahl der aus steiermärkischen Orten<sup>137</sup> angegebenen begnadeten Pilger beträgt 394, die der aus Krain<sup>138</sup>) 159 und die der aus Kärnten<sup>139</sup>) 96. Auf Niederösterreich<sup>140</sup>) mit Wien entfallen 37 eingetragene Gebetsanhörungen. Daß das an die Südsteiermark angrenzende Kroatien und Slawonien mehrere Straße-Pilger stellte,

<sup>137</sup>) Steiermark ohne Ortsangabe (1), Altenmarkt bei Eibiswald (1), Altenmarkt, vermutlich das bei Windischgraz (1), Arnfels bei Leibnitz (1), Bruck a. d. M. (1), Cilli (17), Ehrenhausen (6), Eibiswald (3), Feistritz (6), St. Florian bei Oberburg (1), Pfarre Frasslau, politischer Bezirk Cilli (9), Freiburg in Obersteiermark, vermutlich Freiberg, Gerichtsbezirk Murau (1), Fürstenfeld (1), St. Georgen am Tabor, wohl St. Jörgen, politischer Bezirk Cilli (4), Gonobitz (5), Guttule, Gotovlje, deutsch: Gutendorf, polit. Bez. Cilli (3), Grabenhoffen (1), Graz (65), Großreifling (2), Guas in Untersteiermark (1), Heillenstein, polit. Bez. Cilli (1), Hrusovje (Ruschine, polit. Bez. Rann) (1), Jöhring (Jährling bei Marburg) (2), Pfarre St. Johannes (4), Judenburg (9), Kaisersgrad (Kaisersberg oder Kajzar, polit. Bez. Pettau) (1), Kamnig bei Marburg (1), Kirchberg a. d. Raab (1), Knittelfeld (1), Landsberg (3), Lankowitz (1), Lauffen (2), Lehnheim bei Ehrenhausen (1), Leitersdorf (1), Lembach bei Marburg (2), Lemberg entweder im Gerichtsbezirk Cilli oder im Gerichtsbezirk St. Marein bei Erlachstein (1), Leoben (4), St. Leonhard in Windisch-Büheln (1), St. Leonhard unter Marburg (1), Leutsch (10), Leutschach (1), Ligist (4), St. Lorenz bei Marburg (2), St. Lorenz bei Pettau (4), St. Lorenzen bei Praschin oder bei St. Paul bei Pragwald, Laurenzer Pfarre (1), Loperza bei Peystritz (richtig: Lopatza bei Feistritz, polit. Bez. Rann) (1), Mährburg (1), Mallegg (wohl Malleyendorf, Gerichtsbezirk Luttenberg) (1), Marburg a. d. Drau (21), Maria Käst, wohl Druckfehler für Maria-Rast, polit. Bez. Marburg a. d. Drau (1), St. Martin in Bacher bei Feistritz (1), St. Martin bei Oberburg (5), St. Martin bei Windischgraz (1), St. Martin unter Scallegg (2), Monsberg, polit. Bez. Pettau (Monsburger Pfarr) (2), Montpreis (1), Mooskirchen, Gerichtsbezirk Voitsberg (2), Herrschaft Mureck (4), Nelishe, auch Melisse (2), Neukirchen bei Cilli (1), Neustift (1), St. Nikolai, Gerichtsbezirk Oberburg (St. Niklas) (5), Ödenfeld, Pfarre Rietz, Gerichtsbezirk Oberburg (1), Oberburg (30), St. Oswald bei Graz (1), St. Oswald, vermutlich das im Gerichtsbezirk St. Marein bei Erlachstein (7), Pack (1), Pack (Packenstein, polit. Bez. Windisch-Graz) (1), St. Peter bei Graz (1), St. Peter bei Marburg (1), St. Peter am Sann (2), Pettau (15), Pöls (1), Prassberg, Gerichtsbezirk Oberburg (7), Preding (Preding), polit. Bez. Leibnitz (1), Purgstall bei Eibiswald (1), Radkersburg (9), Rassberg, polit. Bez. Voitsberg (1), Rietz (auch Raitz) (9), Rohitsch (5), Rutz, vielleicht Ratsch, Gerichtsbezirk Leibnitz (1), Sachsenfeld (10), Sauritsch, Gerichtsbezirk Pettau (1), Sausal (1), Seckau (1), Seitz (2), Schleiniz in Untersteiermark (2), Schönstein, polit. Bez. Windisch-Graz (2), Stainz (2), St. Stephan, Gerichtsbezirk St. Marein bei Erlachstein (1), Strass (2), Studenitz, Gerichtsbezirk Windisch-Feistritz (5), Sulzbach (Seltzbach) (5), Trautmannsdorf, polit. Bez. Feldbach (1), Trifail (5), Tüffer (5), St. Veit bei Muregg (2), St. Veit unter Pettau (1), Voitsberg (1), Wildon (12), Windisch-Bühel (1), Windischgraz (5).

<sup>138</sup>) Oberkrain ohne Ortsangabe (1), Unterkrain ohne Ortsangabe (1), Aich (Aichen), polit. Bez. Stein (2), St. Andrä (1), Bischoflack (6),

wird gleichfalls aus unserer Quelle ersichtlich. In ihr sind 23 benadete Pilger gebucht<sup>141)</sup>. Bei 10 derartigen Fällen kamen die Hilfesuchenden aus Ungarn mit Einschluß von Siebenbürgen<sup>142)</sup>, in 7 Fällen aus dem Bistum Triest, darunter 6 aus der Stadt<sup>143)</sup>. Je 5 Benadete hatten ihren Wohnort in Tirol<sup>144)</sup> und Böhmen<sup>145)</sup>, 4 in Mähren<sup>146)</sup>, je 3 in Bayern<sup>147)</sup> und Preußisch-Schlesien<sup>148)</sup>,

Pfarrre Crap (sic) (1), Dob, polit. Bez. Stein (1), Dornberg bei Wippach (1), Eisern (1), Fränz (10), St. Georgen unterhalb Krainburg (2), Groß-Sonntag (Höflein, polit. Bez. Krainburg) (5), Idria (4), Krainburg (1), Kraxen (Kräxen), polit. Bez. Stein (5), Laibach (15), Lichtenwald (1), Lippitz (1), Littiga (Litija), polit. Bez. Littai (1), St. Marein bei Oberlaibach (1), Michelstätten, Dominikanerkloster (1), Mötting, wohl Mötting (2), Moraitsch (1), Pfarrre Neulach bei Stein (wahrscheinlich Lack, Gerichtsbezirk Stein) (1), Neyl, Gerichtsbezirk Stein (2), Oberlaibach (6), St. Peter ohne nähere Angabe (1), St. Peter, Deuschordenskommende (1), St. Peter bei Laibach (1), Radmannsdorf (5), Ratschach (1), Pfarrre Rensing, wohl identisch mit Reziže bei Waatsch (1), Sagor (4), Selzach, polit. Bez. Krainburg (1), Senoschet oder Senočet (in verballhornten Formen wie Schemsenik, Zemschnik, Zembschegg) (8), Sichelberg (1), Sittich (1), Stein (7), Strass, wohl zu identifizieren mit Stražišče, Gemeinde St. Veit ob. Zirknitz (1), Töplitz (1), Trojanerberg, Gerichtsbezirk Stein (1), Tuhain, auch Turhein, Tüchain (10), St. Veit bei Oberlaibach (4), St. Veit bei Wippach (2), Vischner Pfarrre, wohl Vič, polit. Bez. Laibach (1), Waatsch (7), Wippach (4), Woditz, polit. Bez. Littai (2).

<sup>139)</sup> Kärnten ohne Ortsangabe (7), St. Aegydt, St. Andrä im Lavanttal (1), Bleiburg (5), Chabasetzer Pfarrre (1), Eberndorf (1), Einöd (3), Ferlach (5), St. Florian im Bistum Lavant (1), Gerdin (sic. 1), Guttenstein (4), Hochosterwitz (6), Kappel, auch Windisch-Kappel (4), Klagenfurt (7), Kötsch, polit. Bez. Wolfsberg (2), Kötschach (1), Kühnsdorf (1), Lauffling, wohl Leifling (1), Lavamünd (6), Lavant (1), Lavanttal schlechtweg (1), St. Leonhard im Lavanttal (1), St. Martin im Lavanttal (1), St. Michael bei Bleiburg (2), Moschitz in der Bleiburger Pfarrre, vielleicht identisch mit Moos (1), Pausinger Pfarrre im Lavanttal, wohl St. Paul (1), Pfannsdorf, polit. Bez. Völkermarkt (1), Rechberg (1), Reiffnitz (1), St. Ruprechtsberg bei Lavamünd (1), Seeland (1), Schwarzenbach (6), Sittersdorf (1), Skoruzhna bei St. Agnes-Pfarrre, polit. Bez. Völkermarkt (1), St. Veit (5), Villach (1), Völkermarkt (2), Weitensfeld (2), Wolfsberg (4).

<sup>140)</sup> Krems (1), Wien (32), Wiener Neustadt (4).

<sup>141)</sup> Sie stammten aus Agram (5), Karlstadt (1), Warasdin (15), ohne Ortsangabe (4).

<sup>142)</sup> Czakathurn (2), Güns (1), Neusohl (1), Ofen (2), Preßburg (1), Temesvar (1), Zemblin (!) in Oberungarn (1) und Siebenbürgen schlechtweg (1).

<sup>143)</sup> Nämlich 1 aus Sennroschetsch im Bistum Triest.

<sup>144)</sup> Ohne Ortsangabe (4) und Schwaz (1).

<sup>145)</sup> Dux (1), Prag (5), Trautenau (1).

<sup>146)</sup> Ohne Ortsangabe (1) und Brünn (5).

<sup>147)</sup> München (1), Passau (2).

<sup>148)</sup> Ohne Ortsangabe (1), Glatz (1), Groß-Glogau (1).

2 in Görz und je einer in Oberösterreich<sup>149)</sup>, Erzstiftsland Salzburg<sup>150)</sup>, Sachsen<sup>151)</sup>, Italien<sup>152)</sup> und Frankreich<sup>153)</sup>.

Die Mehrzahl der Pilger gehörte bäuerlichen Kreisen an. Die Umwelt von Straže, aus der ja die meisten Waller stammten, bestand fast durchwegs in Bauernland, auf dem zumeist slowenisch redende Hintersassen siedelten. Aber immerhin war der Zulauf der städtischen Bevölkerung nach dem Gnadenorte, wie die von uns aufgezeigte Statistik lehrt, ganz beträchtlich, sonderlich Graz, Wien, Marburg a. d. Dr., Cilli, Laibach, Pettau, Judenburg, Radkersburg, Klagenfurt, Oberlaibach, Bischoflack und Triest scheinen mehr oder weniger häufig als Wohnorte begnadeter Pilger auf. Diese städtischen Pilger waren zum Unterschiede von den bäuerlichen Kirchfahrern der Mehrzahl nach Deutsche, da damals die Städte Südsteiermarks und Krains, die seit dem Zusammenbruche der Österreichisch-Ungarischen Monarchie zu Jugoslawien gehören, fast ganz oder doch zum Großteil von Deutschen bewohnt waren. Aus den in den Mirakelbüchern von Straže vorkommenden Familiennamen der Waller läßt sich dieses Ergebnis gewinnen. H. Pirchegger hat mit Recht 1932 hervorgehoben, daß sich die Bevölkerung in den Städten und Märkten des steirischen Unterlandes in der Maria-Theresianischen Zeit durchaus deutsch fühlte, auch wenn die Zahl der Bürger, die slowenische Familiennamen hatten, schon ganz namhaft war. Erst in der napoleonischen Ära flackerte nach ihm zuerst das Nationalbewußtsein der Slowenen auf<sup>154)</sup>. Demnach stellten den Nationalitäten nach neben den Slowenen die Deutschen für Straže das größte Pilgerkontingent, gegenüber dem das der Kroaten, Ungarn und vornehmlich der Italiener verschwindend klein war. Unter den deutschen Kirchfahrern wiederum standen die aus den österreichischen Alpenländern der Zahl nach an erster Stelle. Sehr gering war der Zulauf Sudetendeutscher, und noch spärlicher kamen Waller aus dem bayerischen, sächsischen und schlesischen Raum. Deutlich aber merkt man das Einwirken der jesuitischen Propaganda bei den meisten hieher gekommenen Fernwallfahrern. Letztere waren durchaus Einzelpilger. Die pfarrweise geführten Gemeinschaftswallfahrten wurden ja nur von den Bewohnern der Oberburger Umgebung veranstaltet und waren, soviel man aus den Mirakelbüchern ersehen kann, nicht besonders zahlreich.

---

<sup>149)</sup> Freistadt.

<sup>150)</sup> Trämin (!) <sup>151)</sup> Dresden. <sup>152)</sup> Neapel. <sup>153)</sup> Paris.

<sup>154)</sup> H. Pirchegger, Geschichte der Steiermark, Bd. 3, Graz 1932, S. 372 ff. Vgl. auch A. Pitreich, Slowenisch und Deutsch in der österreichischen Justiz (Zeitschrift des historischen Vereines für Steiermark, Bd. XXII, Graz 1926, S. 51 ff.).

# Zur Verbreitung der Rauchstube in Nordtirol

und in den übrigen westlichen österreichischen Bundesländern

Von Karl Ilg, Innsbruck

Der von Richard Pittioni\*) verfaßte Beitrag zu diesem Thema, worin er über die Auffindung von Rauchstubenhäusern in der Gemeinde Jochberg im tirolischen Unterinntal berichtete, veranlaßte mich, über die Weihnachtstage dorthin aufzubrechen und die wichtigen Funde zu besichtigen.

Denn der Nachweis von Rauchstuben in den westlichen österreichischen Bundesländern, wie überhaupt im Westen der deutschen Kulturlandschaft, läßt die Theorie der Entstehung der Stube, dieser außerordentlich bedeutsamen deutschen Wohnraumschöpfung, unter neuen Aspekten betrachten. Ich führte diese schon in früheren Arbeiten<sup>1)</sup> aus und freue mich, daß sich ihnen jüngst auch der norddeutsche Hausforscher Schepers<sup>2)</sup> anschloß. Unter der Annahme, daß neben dem Backofen der sogenannte „Kochofen“ Vorläufer des Stubenofens war, indem sich aus diesem „Vorderlader“ ein „Hinterlader“ entwickelte, welche Abkunft namentlich Geramb<sup>3)</sup> und Schier<sup>4)</sup> vertreten, wird der Nachweis von Kochöfen und den mit ihnen verbundenen Rauchstuben im Westen deshalb so bedeutungsvoll, weil sich alsdann Kochofen und Rauchstube nicht mehr als dem ostgermanisch-slawischen Kulturraume zugehörige Einrichtungen erweisen. Sie sind dann vielmehr auch als germanisch-deutscher Besitz anzusprechen! Daß dieser Besitz infolge der Verbesserung des Wohnens im Westen früher als im Osten Deutschlands und Österreichs aufgegeben wurde und deshalb hier nur noch

---

\*) R. Pittioni, Zur Verbreitung des Rauchstubenhauses in Nordtirol. (ÖZV., N. S. Bd. XI, S. 522 f.)

<sup>1)</sup> K. Ilg, Ein Beitrag zur Geschichte des Ofens und der Stube. (Volk und Heimat, Festschrift für V. v. Geramb, Hg. von Koren H. u. Kretzenbacher L., Graz-Salzburg-Wien 1949, S. 85 ff.) und K. Ilg, Herd und Ofen. Tiroler Heimat, XII. Bd., 1948, S. 57 ff.)

<sup>2)</sup> J. Schepers, Ofen und Kamin. (Festschrift für Jost Trier, Meisenheim/Glan 1954, S. 359 ff.)

<sup>3)</sup> V. v. Geramb, Die Kulturgeschichte der Rauchstuben. Ein Beitrag zur Hausforschung. (Wörter und Sachen, Bd. IX., Heidelberg 1926, S. 1 ff.) und derselbe, die geographische Verbreitung und Dichte der ostalpinen Rauchstuben. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, XXX. Jg., 1925, S. 70 ff.); vgl. auch A. Haberlandt, Die Kulturgeschichte der Rauchstuben, (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, 29. Jg., 1924, H. 3, S. 81 ff.)

<sup>4)</sup> Br. Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa (= XXI. Bd. der Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde), Reichenberg 1932.

in wenigen Spuren zu erkennen ist, während im Osten Kochofen und Rauchstube noch in der Gegenwart lebendige Einrichtungen blieben, ändert an dieser Lehrmeinung nichts und schiebt sie vielmehr nur ins richtige Licht. Sie besagt — mit wenigen Worten noch einmal wiederholt — nicht mehr, als daß Kochofen und Rauchstube einst auch im Westen des deutschen Kulturraumes, namentlich Oberdeutschlands, weit verbreitet waren und sich aus diesen Einrichtungen an Ort und Stelle und ohne sehr komplizierte „Kulturwanderungen“ aus Osteuropa Stubenofen und Stube entwickeln konnten. Nachdem sich diese Entwicklung und dieser Fortschritt hier vollzogen, wurden allerdings die älteren Einrichtungen durch die eben genannten jüngeren verdrängt. Weiters sind die Spuren der älteren Einrichtungen heute um so spärlicher, je weiter dieser Vorgang zurückliegt und je umfassender die Umstellung vor sich ging. (Nebenbei bemerkt, lassen sich zahllose ähnliche Erscheinungen bei einer vergleichenden Betrachtung zwischen Ost und West aufführen. Die im Entstehen begriffenen Karten des österreichischen Volkskundeatlases würden dafür ebenfalls reiches Anschauungsmateriale liefern.)

Den Nachweis der Verbreitung der Rauchstuben in Ostösterreich verdanken wir vornehmlich dem verdienten Altmeister V. v. Geramb<sup>5)</sup>. Die Vorführung seiner Fundorte auf einer Karte entsprach übrigens tatsächlich der geographischen Methode<sup>6)</sup>, wie er diese auch schon in seinem Trachtenbuch<sup>7)</sup> verfolgte, während jüngere Werke offensichtlich häufig Geographie mit Kartographie verwechseln und ihre Darstellungen zu Unrecht als geographische bezeichnen<sup>8)</sup>. So ausführlich somit die ostösterreichische Rauchstube in ihrer Verbreitung untersucht und dargestellt wurde, so schlecht steht es damit im Westen. Nur deshalb auch konnte Geramb die „Rauchstuben im Lande Salzburg“<sup>9)</sup> als Ausstrahlungserscheinungen des steirischen Zentrums auffassen.

Jeder Fund im Westen erscheint daher von besonderer Aktualität. Allerdings gibt es schon deren mehr als Pittioni anführt. Neben A.

---

<sup>5)</sup> Neben oben erwähnter Veröffentlichung von Geramb auch Geramb, Vom Werden und von der Würde unserer Bauernhöfe. (Heimatliches Bauen im Ostalpenraum. Hg. v. Papesch J., Riehl H. u. Semetkowski W. v., Graz 1941, S. 55 ff.)

<sup>6)</sup> Die geographische Methode verlangt die Betrachtung volkskundlicher Erscheinungen im Zusammenhang mit der Landschaft und ihren Faktoren!

<sup>7)</sup> V. v. Geramb-K. Mautner, Steirisches Trachtenbuch, 2 Bde., Graz 1932 und 1935.

<sup>8)</sup> Die Eintragung von volkskundlichen Erscheinungen durch Symbole auf eine Karte darf, wie die obige Bemerkung zeigt, noch nicht als volkskundliche Geographie angesprochen werden, schon gar nicht, wenn auf dieser Karte die Landschaft überhaupt nicht berücksichtigt und auch in der Darstellung auf diese nicht Bezug genommen wird.

<sup>9)</sup> V. v. Geramb, Die Rauchstuben im Lande Salzburg. Ein Beitrag zur Hausforschung der Ostalpenländer (= Bd. 4 der Veröffentlichungen des Instituts für Volkskunde, Salzburg), Salzburg 1950.

Haberlandt<sup>10)</sup> gelang es meinem Schüler E. Widmoser<sup>11)</sup>, ebenfalls im tirolischen Unterinntale, eine noch bestehende Rauchstube zu beschreiben. In meiner bereits im Satz befindlichen hauskundlichen Veröffentlichung über das tirolische Watten- und Volderertal gelang es mir, Reste einer Rauchstube im Wattental festzustellen<sup>12)</sup>. Ebenso hatte ich schon vor Jahren auf urkundliche Hinweise ehemaliger Rauchstuben- bzw. Kochofenverbreitung in Vorarlberg aufmerksam gemacht<sup>13)</sup>. Diese boten mir auch den ersten Anlaß, die oben angeführte neue Lehrmeinung zu entwickeln<sup>14)</sup>.

Pittioni gelang mit dem Aufspüren von Rauchstuben im Gebiete von Jochberg offensichtlich insoweit ein Haupttreffer, als er damit ein Gebiet erschloß, in welchem weitere Funde bei einer intensiveren Aufnahme außer Zweifel stehen. Bereits das Ergebnis meiner Ein-Tageswanderung vermag Pittionis diesbezüglich geäußerte Vermutung zu bestätigen. Ich bat daher Herrn Oberlehrer Adam Pauli, den Leiter der Volksschule von Jochberg, mich bei der ersten übersichtlichen Total-Hausaufnahme durch seine Schulkinder zu unterstützen, nachdem dieser Weg bereits im Volderertal und Wattental großen Erfolg brachte.

Was die von Pittioni angeführten Schilderungen von Rauchstuben in Jochberg selbst betrifft, darf ich mir wenige Ergänzungen erlauben:

1. Als erstes ist zu bemerken, daß, so sehr sich das von ihm beschriebene Rauchstubenhaus „Talern“ als solches erweist, beim Rauchstubenhaus „Veiten“ große Zweifel angemeldet werden müssen. Tritt man in die geschilderte Rauchstube dieses Hauses ein, stellt man einen großen, etwa  $2 \times 2$  m umfassenden,  $\frac{1}{2}$  m hohen offenen Herdtisch fest. Von einer darüber gewölbten Kochofentonne im Sinne Gerambs, unter welcher sich zumindest ein Teil des Kochvorgangs abspielen könnte, sieht man keine Spur. Auch für das Zurückschieben der Glut in die Kochofenhöhhlung ist keine Gelegenheit vorhanden.

Wohl schließt sich an diesen großen Herdtisch rechts ein Backofen an. Der Neuling vermag ihn aber erst nach längerem Verweilen im Raume auszumachen, und zwar deswegen, weil dieser Backofen unter dem Herdtisch liegt. Die Öffnung zum Backofen ist nur von der bereits ansehnlich in die Erde vertieften Kellerstiege aus zugänglich. Diese Einrichtung war nur als Backofen, vielleicht auch noch als Badofen

---

<sup>10)</sup> A. Haberlandt, Die Rauchstube eines alten Einheitshauses im Kitzbüheler Lande. (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, XVII. Jg., 1937, S. 89 ff.)

<sup>11)</sup> E. Widmoser, Obergoing, das Rauchstubenhaus bei Kitzbühel. (Tiroler Heimatblätter, 24. Jg., 1949, H. 11/12, S. 185 ff.)

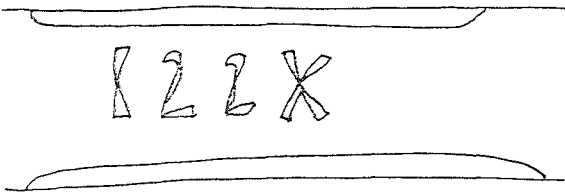
<sup>12)</sup> K. Ilg, Hauskundliches aus zwei Tiroler Nebentälern und ihrer Haupttalumgebung. Funktionell-entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Hausformen in Seitentälern und einer aus bäuerlichem Milieu zur Industriesiedlung umgebildeten Tiroler Gemeinde. (Zeitschrift für Volkskunde, 55. Jg., 1959, im Druck, S. 198 ff.)

<sup>13)</sup> K. Ilg, Das Bauernhaus des „Vorderen Bregenzerwaldes“. Ein Ausschnitt aus der Vorarlberger Hauslandschaft. (Montfort, 5. Jg., 1950, H. 1/2, S. 191 ff.) — Derselbe, Das Bürger- und Arbeitshaus in Vorarlberg. Grundzüge der Entwicklung vom Mittelalter bis zur Neuzeit. (Jahrbuch des Vorarlberger Landesmuseumsvereins Bregenz, 1955 [Jahresgabe zum 96. Vereinsjahr], S. 68 ff.) — Derselbe, Die Walser in Vorarlberg, 1. Teil (= Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Bd. 5), Dornbirn 1949, S. 185.

<sup>14)</sup> K. Ilg, Ein Beitrag zur Geschichte des Ofens u. d. Stube, a. a. O.

denkbar; als Kochofen konnte sie kaum in Verwendung gestanden haben. Gerade letztere Eigenschaft erscheint jedoch für das Charakteristikum der Rauchstube notwendig, weshalb ich es nicht wagen würde, das Haus Veiten in Jochberg zu den Rauchstubenhäusern zu zählen.

2. Hingegen handelt es sich beim Rauchstubenhaus „Talern“ tatsächlich um ein solches. Nur trägt es nicht die Hausnummer 15, sondern 65<sup>15)</sup>. Es findet sich jedoch im Gegensatz zur Mitteilung Pittionis an diesem Hause sehr wohl ein Datum eingefügt, und zwar liest man es nicht undeutlich vom geschwärtzten äußeren Teil des Firstbalkens ab. Es trägt die Jahreszahl 1448.



1 2 2 X

In meiner Abhandlung über das „Fischerhäusl in Kössen“<sup>16)</sup> hatte ich die mittleren Zahlen noch fälschlich als Zweier gedeutet. Tatsächlich handelt es sich auch dort um die Jahreszahl 1479 und nicht 1279, wie somit auch hier nicht um 1228, sondern 1448. Wie das Fischerhäusl in Kössen wird übrigens auch das Haus „Talern“ in Jochberg vom Volksmund als das älteste Haus der Gemeinde (d. h. das noch erhalten gebliebene älteste) bezeichnet. Nun hält allerdings, wie bekannt, der Firstbalken nicht stets die Jahreszahl der Erbauung des Hauses, sondern nicht selten nur jene der Dachrenovierung (evtl. -erweiterung) fest. Es wäre also durchaus möglich, daß die Erbauung beider geschilderter Häuser weiter zurückliegt, als es besagte Zahlen ausdrücken.

Wie dem aber sei, der Koch- und Backofen wurde in „Talern“ bis vor 25 Jahren benützt! Allerdings übte der Raum nicht die Funktion einer Stube, sondern nur einer Koch- und Backküche aus. Vor allem wurde er auch zur Räucherung des Specks verwendet, indem auch die Nachbarn ihren Hausspeck gegen Entgelt (zumeist gegen Abtretung von Speck) in dieser Küche räucherten. Der so konservierte Speck erlangte eine besonders vorzügliche Qutlität.

Der gotische Ausschnitt der sogenannten Dreifaltigkeitsfenster zum Rauchabzug in der Küche und mit Holzschiebern versehen, verweist hinsichtlich der Errichtung des geschilderten Raumes auf ein ähnliches Datum, wie es der Firstbalken trägt.

Als Stube, d. h. als Wohnstube, scheint aber seit Anbeginn in diesem „ältesten Hause“ der Gemeinde Jochberg der über dem Mittelflur gegenüberliegende Raum benützt worden zu sein. Heute dient er

<sup>15)</sup> Ich erwähne diesen (vermutlichen?) Druckfehler nur, damit niemand mehr wie ich irregeht. Auch heißt der Besitzer nicht Mathias Markl, sondern Michael Markl.

<sup>16)</sup> K. Ilg, Das „Fischerhäusl“ in Kössen als Denkmal spätmittelalterlicher Hausbauweise in Tirol. In: Beiträge zur Heimatkunde des nordöstlichen Tirol. (Festschrift für Matthias Mayer) = Schilern-Schriften 138, S. 137 ff.

als Wohnküche mit Sparherd. An dessen Stelle befand sich früher ein Ofen. Zwar war es kein Kachelofen, wie Pittioni annahm, wohl aber ein gemauerter Tonnenofen. Übrigens ist auch der von Pittioni als Kachelofen beschriebene Ofen im Hause „Veiten“ nur ein gemauerter Tonnenofen. Wichtig ist vor allem die Beobachtung, daß Rauchstube und rauchfreie Stube in diesem Hause, wie offenkundig auch in weiteren Fällen, gemeinsam auftreten. Sie erscheinen in unserm Objekt gleichzeitig geplant und mit dem Hause errichtet. Dies führt zu einer wesentlichen Schlußfolgerung:

Sie kann zwar leider keine Übereinstimmung mit jener Pittionis bringen, daß die Kachelofenstube eine zeitliche Parallelerscheinung der Rauchstube sei, so daß die 120 Kachelofenstuben im Lande Salzburg, welche Geramb urkundlich erfaßte, als Beleg der sehr weiten Verbreitung der Rauchstube zu gelten hätten. Der Kachelofen stellt ohne Zweifel eine sehr späte Stufe in der Stubenofenentwicklung, wenn nicht eine der jüngsten dar.

Die Kachelofenstube ist daher nicht ein zum Rauchstubenhaus gemeinlich gehöriges typisches Bauglied. Wohl aber zeigt das Beispiel von Jochberg, daß im tirolischen „Rauchstubenhaus“ im 15. Jahrhundert schon eine rauchfreie Stube mit Hinterlader mit eingebaut und somit das Stadium der Rauchstube als Wohnraum in Tirol damals schon überschritten war. Diese Schlußfolgerung ist für die Hauskunde Tirols sehr bedeutsam!



# Auf der Suche nach der verlorenen Volkskunde

## 2. Bericht über die Forschungs- und Sammlungsstätten der Volkskunde im Elsaß, Herbst und Winter 1957/1958

Von Klaus Beitzl

Als Leopold Schmidt an dieser Stelle mit dem abgewandelten Leitsatz Marcel Prousts das allgemein mit sehr großem Interesse entgegengenommene Inventar der deutschsprachigen Volkskundeforschung der Gegenwart eröffnete, war sein Augenmerk zunächst Süd- und Westdeutschland zugewandt, als dem Österreich benachbarten und in gemeinsamer Geschichtserfahrung mannigfach verwandten Land<sup>1)</sup>. Diese Beziehungen bestehen gleichermaßen zur Schweiz, darauf wurde hingewiesen, aber auch zum Elsaß, das nicht nur mit den Kulturlandschaften an Rhein und Donau über Zeiträume hinweg den gleichen Geschichtsgang aufwies, sondern — wenigstens im südlichen Sundgau — aufs engste mit Österreich verbunden war. Wenn das Elsaß also seinen Platz innerhalb des durch vielfache volkskulturelle Entsprechungen gekennzeichneten, wie Leopold Schmidt sagt, „oberdeutschen“ Landes hat, so bezieht es darin doch eine betonte Eigenstellung — eine solche kommt tatsächlich einem jeden der hier in kulturgeschichtlichen Zusammenhang gebrachten Länder zu, das tritt gerade in volkskundlicher Betrachtung anschaulich hervor —, die sich in erster Linie von seiner nun bald dreihundertjährigen staatlichen Zuordnung nach Frankreich herleitet. Es handelt sich im Elsaß somit um ein Wirkungsfeld, in dem sich die Kräfte und Formen des Lebens in Überlieferungsordnungen zweier großer europäischer Kulturen berühren und durchwirken. Dieses geschah und geschieht unbewußt und bewußt in täglicher Begegnung; wurde diese Entwicklung aber beschnitten und Formen vorge setzt, dann war es jedesmal zum Leid des Elsässers selbst.

In dieser Bemerkung liegt nun die Voraussetzung, daß die wissenschaftlichen Bemühungen um die Erkenntnis des Volkslebens im Elsaß wesentlich zweisprachig, von einer Forschung in deutscher und französischer Sprache geschehen. Die deutschen Veröffentlichungen überwiegen allerdings; vor dem Weltkrieg II konnte Arnold van Gennep, dessen Tod im Jahre 1957 die französische und internationale Wissenschaft beklagte, in der Einleitung seines nur fragmentarisch gebliebenen Handbuchs der französischen Volkskunde der Gegenwart feststellen, daß etwa 95% der Publikationen zur elsässischen Volkskunde im Zeitraum von 1918 bis 1958 auf deutsch erfolgten und, so fügte er hinzu, es darum das eigene Versäumnis der elsässischen For-

---

<sup>1)</sup> Leopold Schmidt, Auf der Suche nach der verlorenen Volkskunde. 1. Bericht über eine Winterreise 1957 zu den Sammlungs- und Forschungsstätten der Volkskunde in Süd- und Westdeutschland. (ÖZV., N. S. Bd. XI, 1957, S. 226—245.)

schung gewesen sei, daß der größte Teil dieser Arbeiten den französischen Volkskundlern unbekannt geblieben sei<sup>2)</sup>.

Es geht aber hier nicht darum, über die Geschichte der wissenschaftlichen Volkskunde im Elsaß, die seit ihrem eigentlichen Begründer August Stöber gute Namen und beachtliche Leistungen aufzuweisen vermag, Rückschau zu halten. Eine solche Wissenschaftsgeschichte wird einmal zu schreiben sein; ein vorläufiger Überblick ist jedoch auch jetzt schon möglich an Hand der regelmäßig geführten und teilweise systematisch gegliederten Bibliographie<sup>3)</sup>. Auch hat Alfred Pflieger im abschließenden Registerband der volks- und heimatkundlichen Zeitschrift „Elsaß-Lothringer Heimat“ die Bausteine für die Wissenschafts- und im weiteren Sinn Geistesgeschichte des Elsaß zwischen den Kriegen des 20. Jahrhunderts, in der Zeit von 1920 bis 1940, bereitgestellt<sup>4)</sup>.

Vielmehr gilt es, von der gegenwärtigen wissenschaftlichen Volkskundearbeit auf den Gebieten der Sammlung und Forschung, des Veröffentlichungs- als auch Musealwesens und der akademischen Lehre zu berichten.

### Der französische Volkskunde-Atlas

Zwei Sammelunternehmen, großen Ausmaßes und von wissenschaftlichen Instituten geleitet, kennzeichnen vor allem die Tätigkeit im Volkskundefach während der vergangenen zehn Jahre: die Aussendung des Fragebogens Nr. 1 zum „Atlas Folklorique de France“ (AFF) und die unmittelbaren Erhebungen zum „Atlas linguistique de l'Alsace“ (ALA).

Der französische Volkskundeatlas, dessen Leitung dem „Musée National des Arts et Traditions Populaires“ (MNATP) zu Paris und dem ihm angefügten „Laboratoire d'Ethnographie Française“ (LEF) obliegt, scheint vorläufig über seine Anfänge nicht hinauszukommen. Der Grundfragebogen enthält 71 Absätze, in denen eine Reihe verschiedener Themen angeschnitten werden (Haus und Wohnung; Haus- und Wirtschaftsgerät [Pflügen, Säen, Dreschen, Mahlen], Schutzheilige der Bauernarbeit und des Handwerks; Jahresbrauchtum: Erntemaien; Weihnachtsklotz, Palmzweige, Mainacht, Johannisbrauch und -kräuter; Lebensbrauchtum: Geburt, Taufe, Hochzeit, Charivari; Musikinstrumente, Lied, Spiele; Gemeinbesitz und Gesindetermine), deren Be-

2) Arnold van Gennep, *Manuel du Folklore français contemporain*. Band III, 1. Teil, S. 155. Paris, 1937.

3) Henri Gaidoz, Paul Sebillot, *Bibliographie des traditions et de la littérature populaires de l'Alsace*. S. A.: Polybiblion, nov. 1882. Strasbourg, 1883. 15 S. — E. Linckenheld, *Quinze ans de folklore alsacien, 1918—1935*. (Revue d'Alsace, Band 86, 1936, S. 255—288, 418—490, 656—658. Auch S. A.: Colmar, Hartmann, 1936. 155 S.) — E. Linckenheld, *Le Folklore*. In: *Bibliographie Alsacienne*. (Revue critique des publications concernant l'Alsace. Band VI, 1934—1936, S. 205—216) (= Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, hors série. Strasbourg, 1936.) — Wilhelm Poewe, *Elsaß-Lothringische Bibliographie der Jahre 1919 (ff.)*. (Elsaß-Lothringisches Jahrbuch, Band II [ff.], 1923 [ff.], Berlin-Leipzig, 1923 ff.)

4) Alfred Pflieger, *Die volkskundliche Ernte des „Elsaßland“*. Gesamtübersicht über den Inhalt der Bände I—XIX, 1921—1939. Geordnet und mit einem Geleitwort versehen. Kolmar, Alsatia, 1941. X + 56 S.

obachtung besonders leicht sein und durch die erste, eindrucksvolle Verbreitungsbilder erzielt werden sollten. Damit hat es bislang sein Bewenden gehabt, auch sind hinsichtlich der räumlichen Erfassung aller französischen Landschaften empfindliche Lücken geblieben, so daß das vorderste Ziel einer „ethnographie horizontale“, die eine begrenzte Erscheinung der Volkskultur über das ganze Nationalgebiet und wenn möglich über dessen Grenzen hinaus verfolgt, eigentlich nicht erreicht wird. Zwei große Anreger dieses Sammelunternehmens, der Sprachforscher Albert D a u z a t und der Volkskundler Arnold v a n G e n n e p leben nicht mehr, und das bis jetzt verfügbare Antwortmaterial, das im Archiv des MNATP in Paris verwahrt wird, findet augenblicklich keinen Bearbeiter. Diese Aufgabe ist dem LEF unter der Leitung von Marcel M a g e t vorbehalten. Die Tatsache aber, daß das Elsaß mit seinen beiden Départements Bas-Rhin und Haut-Rhin und dazu auch das Territoire de Belfort gegenüber den anderen französischen Provinzen durch ein so gut wie vollständiges Belegmaterial im Archiv des AFF vertreten ist, ist auf die straffe Lenkung des Unternehmens durch das „Institut des Hautes Etudes Alsaciennes“ (IHEA), besonders aber auf das Wirken der wissenschaftlichen Mitarbeiterin des genannten Institutes, Marie-Louise A l t e r a u g e, zurückzuführen. Dieselbe Volkskundlerin, deren Verdienst besonders der Aufbau eines „Laboratoire d'Ethnographie Regionale“, also einer volkskundlichen Abteilung am erwähnten Institut für elsässische Landeskunde, ist, hat selbst zu dem Atlasunternehmen im Elsaß 1948 berichtet<sup>5)</sup>. Durch Lehrerbefragung konnten dank der wertvollen Vermittlung R i e d i n g e r s bei der Schulbehörde von 200 angeschriebenen Orten 150 Auskünfte eingeholt werden; der Fragebogen wurde im Anhang an ihren Bericht nochmals bekanntgegeben.

#### Der elsässische Sprachatlas

Unter einem günstigeren Vorzeichen steht das Sammelunternehmen einer Schwesterdisziplin der Volkskunde im Elsaß. Die elsässische Mundartgeographie arbeitet ihrerseits seit September 1953 an der Erstellung eines Kartenwerkes, des Atlas linguistique de l'Alsace. Das Institut des Hautes Etudes Alsaciennes und der Leiter des germanistischen Institutes an der Universität Straßburg, Professor J. F o u r q u e t, nehmen die Schutzherrschaft über diese bedeutende wissenschaftliche Unternehmung wahr, während die eigentliche Aufnahmearbeit einzig von Ernest Beyer, dem Assistenten am Straßburger germanistischen Institut, besorgt wird. Der Enquêteur konnte sich in der Schule der Schweizer Dialektgeographie ausbilden, die Anlage des Fragewerkes und des Kartenplanes erfolgte dann auch nach dem unmittelbaren Vorbild des „Sprachatlas der Deutschen Schweiz“. Von den gutnachbarlichen Beziehungen zu dem Unternehmen

---

<sup>5)</sup> Marie-Louise A l t e r a u g e, La diffusion en Alsace du questionnaire de l'Atlas Folklorique de France. (Revue d'Alsace, Band 87, 1947, H. 4, S. 285—291, auch S. 318.)

<sup>6)</sup> Ernest Beyer, L'Atlas Linguistique de la Suisse alémanique et celui de l'Alsace. Deux entreprises, un même esprit. In: L'Alsace et la Suisse à travers les siècles. (= Institut des Hautes Etudes Alsaciennes. Société savante d'Alsace et des régions de l'Est. Strasbourg-Paris, 1952. S. 429—464.)

Rudolf Hotzenköcherle legt Ernest Beyer in einer eigenen Schrift Zeugnis ab<sup>6)</sup>. Hier wie dort werden die sprachlichen Erscheinungen in ihrer engen Beziehung zu den dinglichen Gegebenheiten gesehen, zum Wort tritt das Sachzeugnis, zum phonographischen Dokument Photographie und Zeichnung. Ernest Beyer wies auf den Gewinn hin, welcher der elsässischen Volkskunde aus seinen Aufnahmearbeiten zukommen wird. Im Anhang zu seinem Aufsatz „Ethnographie et folklore“ gibt er eine Übersicht der Stichworte aus dem Bereich der volkskundlichen Forschung<sup>7)</sup>: Abschnitt 1.—16. enthält Fragen zum Siedlungs- und Hauswesen; 17.—22. Hausrat und Möbel; 23. Speise; 24. Kleidung; 26.—29. Brauchtum im Kirchen- und weltlichen Jahr, Spiele, Meßtag; 31.—37. Acker- und Weidewirtschaft; 38.—40. Besitzrechtliches und Maße; 41.—45. Wirtschaftsbauten; 44.—47. Vieh- und Milchwirtschaft; 48.—59. Bäuerliches Arbeits- und Transportgerät; 59.—65. Bauern-, Winzer- und Waldarbeit. Die Photographien und Kartenentwürfe, die dieser Zusammenstellung der volkskundlichen Themen aus dem Frageheft des elsässischen Mundartatlas beigegeben sind, gewähren eine überzeugende Vorschau auf die reiche Ausbeute und die neuen Einsichten, die sich aus der zu den Einzelheiten vordringenden direkten Erhebung der Erscheinungen und ihrer Festlegung im Raume ergeben. Ernest Beyer selbst wird durch seine bisherigen Ergebnisse derart ermutigt, daß er in dem erwähnten Aufsatz eine Ausdehnung der Befragung auf die geistigen und brauchmäßigen Überlieferungen vorschlägt, die als Ergänzung zu den sachkundlichen Erhebungen — nur so ist die terminologisch ungeschickte Zweiheit in dem Titel: „Ethnographie et folklore“ zu verstehen — treten und damit die Grundlage zur Schaffung eines landschaftlichen Volkskundeatlasses bieten sollte. Vorläufig blieb es aber bei der bloßen Anregung. Was den Mundartatlas noch anbetrifft, so waren im November 1957 von den 180 ausgewählten Orten des Elsaß und des deutschsprachigen Anteils Lothringens, Département Moselle, 100 erfragt. Die Herausgabe der ersten elsässischen Mundartkarten ist für das Jahr 1961 geplant.

Mit der Erwähnung der beiden Unternehmen volkskundlicher und mundartkundlicher Gegenwartsaufnahmen ist die Aufzählung solcher Bestrebungen im heutigen Elsaß erschöpft. Die Museen, welche der Volkskunde in ihrem Arbeitsprogramm einen Platz einräumen, treten nicht als Stätten geplanter Aufnahmearbeit hervor. Einzelforscher führen gelegentlich örtlich oder sachlich begrenzte Umfragen durch, ihre Ergebnisse, soweit sie den Weg in die Öffentlichkeit finden, werden durch die elsässische Bibliographie laufend angemerkt<sup>8)</sup>. Davon ist weiter unten zu berichten.

---

7) Ernest Beyer, *Ethnographie et Folklore. Suggestions pour une enquête ethnographique en Alsace et en Moselle.* (Bulletin de la Faculté des Lettres des Strasbourg, 34. Jg., 1956, Nr. 5, S. 203—225. 7 Bildtafeln, 7 Karten.)

8) Beispielshalber: Louis Schely, *Les feux de la Saint-Jean.* (Revue d'Alsace, Bd. 86, 1939, Nr. 537, S. 237—242.) — Alfred Pflieger, *Roches sacrées. Survivances du culte des pierres en Alsace.* Bd. 95, 1954, Nr. 570, S. 77—104.) — Lucien Pflieger, *Culte des eaux et sources sacrées en Alsace.* (Revue d'Alsace, Bd. 92, 1955, Nr. 569, S. 57—78.)

## Institute, Sammlungen, Bibliographien

Das Institut des Hautes Etudes Alsaciennes trat im Zusammenhang mit den erwähnten Atlaswerken in seiner Patronatsrolle über die Forschungsbestrebungen der elsässischen Landes- und Volkskunde hervor. Diese Einrichtung, deren Gründung auf den Vorabend des Weltkrieges II, 1939, zurückreicht, konnte erst 1946 nach einer Neukonstituierung ihre Tätigkeit aufnehmen. Hier sollte ein Sammelpunkt der elsässischen Landesforschung entstehen, doch scheinen die fruchtbarsten Ansätze, über welche sein damaliger Direktor Marcel Simon 1947 berichten konnte<sup>9)</sup>, und die noch über das Jahr 1948 hinaus, da die Aussendung der Atlasfragen erfolgte, anhielten, nicht jene kräftige Fortsetzung erfahren, die sich denken und wünschen ließe. Das Institut, das der Faculté des Lettres der Straßburger Universität angegliedert ist, verfügt materiell über einen Studien- und einen Bibliotheksraum in einem Gebäude des weitangelegten Wilhelminischen Universitätsviertels<sup>10)</sup>. Den Grundstock der Bibliothek bilden die von der früheren Bibliothèque d'Histoire d'Alsace de la Faculté des Lettres übernommenen elsässischen und lothringischen Periodica sowie ein geringer Restbestand der in den Jahren der Reichsuniversität dem im gleichen Hause befindlichen germanistischen Institut angefügten Bibliothek des volkskundlichen Seminars. Ein Ausbau der Bibliothek erfolgt anscheinend nicht, so daß jede bibliographische Arbeit in der allerdings überaus reichen und modern ausgestatteten Bibliothèque Nationale et Universitaire von Straßburg besorgt werden muß.

Die volkskundliche Forschung im Elsaß durfte große Erwartungen hegen, als im Rahmen des IHEA ein eigenes Laboratoire d'Ethnographie Regionale geschaffen und der vom Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS) zugewiesenen Wissenschaftlerin und Kennerin der ostfranzösischen Volkskunde, Marie-Louise Alteraue, zum Aufbau und zur Leitung übergeben wurde. Marie-Louise Tenèze, wie ihr Name nach ihrer Verheiratung ist, wurde jedoch bald zu anderen Aufgaben nach Paris an das MNATP abberufen, wo sie als Redakteurin der Zeitschrift der Société d'Ethnographie Française<sup>11)</sup> und Bearbeiterin der französischen Abteilung an der internationalen Volkskundebibliographie im Fach weiterhin tätig blieb. In Straßburg aber fand sich keine Nachfolge, so daß lediglich das annähernd vollständige bibliographische Repertorium (zweifach nach Autoren und Sachgruppen angelegt), freilich ein wichtiges Arbeitsmittel, und eben das durch sie besorgte Antwortmaterial des französischen Volkskundeatlases die einzigen Ergebnisse der nur kurzfristigen Forschungsinstitution geblieben sind.

Neben der unmittelbaren Förderung der landeskundlichen Forschung sieht das IHEA seine weiteren Aufgaben sowohl im Unterricht, wovon am Schluß des Berichtes noch die Rede sein soll, wie in der Herausgabe einer Veröffentlichungsreihe, in der allerdings neben historischen und urgeschichtlichen Beiträgen die elsässische Volkskunde

<sup>9)</sup> Marcel Simon, L'Institut des Hautes Etudes Alsaciennes. (Revue d'Alsace, Bd. 87, 1947, H. 2, S. 81—84.)

<sup>10)</sup> Institut des Hautes Etudes Alsaciennes. 45, rue Goethe, Strasbourg, Bas-Rhin. Leiter: Professor Philippe Dollinger (Elsässische Geschichte).

<sup>11)</sup> Arts et traditions populaires. Revue trimestrielle. Société d'ethnographie française. Musée nationale des arts et traditions populaires. Paris, P. U. F., ab 1955.

noch nicht zu Wort gekommen ist. Daneben steht das IHEA mit der historischen und volkskundlichen Revue d'Alsace in enger Verbindung. In dieser nunmehr jährlich erscheinenden Zeitschrift hat das IHEA eine aktuelle Gesprächsebene.

Forschungsstätten, an denen die Volkskunde Gastrecht genießt, sind schließlich auch die öffentlichen Archive der Départements- und Stadtverwaltungen, deren historisches Belegmaterial in einigen Fällen durch vervielfältigte Inventare und Register gut zugänglich gemacht worden ist, und von woher schon volkskundliche Auskünfte zu erhalten sind.

Auch dürfen in diesem Zusammenhang die Verdienste der kleinen städte- und landschaftsgeschichtlichen Gesellschaften um das Volkskundefach nicht übersehen werden. Ihre Zahl geht in das doppelte Dutzend, beispielshalber seien davon nur zwei genannt: die „Société d'Histoire Sundgoviennne“, deren Führung seit Jahrzehnten dem Volkskundler und Historiker Paul Stintzi obliegt<sup>12)</sup>, und die „Société d'Histoire de la Ville du Val de Munster“, die Robert Schmitt verwaltet. Es scheint, als ob diese Gesellschaften zur festen Überlieferung der Zehnstädte gehören, der die wechselvolle politische Geschichte des Elsaß im vergangenen Jahrhundert kaum zu schaden vermochte; so ist es dann auch eine Ehrensache, daß alljährlich gegen Weihnachten ein ansehnliches Jahrbuch den Mitgliedern und Stadtbürgern vorgelegt wird<sup>13)</sup>. Die Bestrebungen der lokalen wissenschaftlichen Gesellschaften werden seit 1952 ihrerseits durch eine Fédération des Sociétés d'Histoire et d'Archéologie d'Alsace zusammengefaßt; das Sekretariat dieser Vereinigung wurde Lucien Sittler, Archivar der Stadt Kolmar, anvertraut<sup>14)</sup>.

Die genannte Foederation beschloß bei ihrer Gründung, sich der schon bestehenden Revue d'Alsace als Sprachrohr zu bedienen. Damit kam die Zeitschrift, die für sich den Ruhm der ältesten französischen Landeszeitschrift überhaupt in Anspruch nehmen kann — seit 1850 —, zu der vollen Bedeutung, welche ihr durch die Neubegründer im Jahre 1947, J. Joachim, Pierre Schmitt und François-J. Himly zgedacht war: Zusammenfassung aller elsässischen Forschungsbemühungen auf dem Gebiet der Geschichte, Anthropogeographie und Volkskunde durch richtungweisende Abhandlungen, Mitteilungen und Diskussionen<sup>15)</sup>. In den Beiträgen soll nur Grundlegendes

<sup>12)</sup> Paul Stintzi, Eugen Wacker, Der Sundgau. Ein Führer durch Landschaft, Geschichte und Kunst. Bearbeitet von der Arbeitsgemeinschaft des Sundgauvereins unter der Leitung von Paul Stintzi und Eugen Wacker. Kolmar, Alsatia, s. d. 536 S. — Paul Stintzi, Sagen des Elsass. Gesammelt nach der Volksüberlieferung und gedruckten Quellen. 2. Auflage. Colmar, Alsatia, 1950, 5 Bde.

<sup>13)</sup> Beispielsalber: Jahrbuch des Sundgauvereines. Verein für Geschichte, Geographie und Volkskunde des Sundgaus (nachmalig: Annuaire de la Société d'Historie Sundgoviennne). Mulhausen, Selbstverlag, ab 1955. — Jahrbuch für Stadt und Tal Münster (nachmalig: Annuaire de la Ville et du Val de Munster).

<sup>14)</sup> S. a., Constitution de la fédération des Sociétés d'Historie et d'Archéologie d'Alsace. (Revue d'Alsace, Bd. 90, 1950—1951, Nr. 567, S. 215—219.)

<sup>15)</sup> S. a., La Renaissance de la Revue d'Alsace. Un programme et un appel. (Revue d'Alsace, Bd. 87, 1947, H. 1, S. 5—8.) — Vgl. ferner. Jules Joachim, Cent ans de la Revue d'Alsace. (Revue d'Alsace, Bd. 90, 1950—51, Nr. 567, S. 7—15.)

geboten werden, methodische Erörterungen und gedrängte Darstellungen, wo das Problem und nicht das Dokument den Rahmen abgibt. Der Mitteilungsteil soll den Forschern die Möglichkeit zur raschen und vollständigen Orientierung über die gegenwärtige Tätigkeit in allen Zweigen der Geisteswissenschaften im Elsaß geben. Eine jährliche Bibliographie Alsacienne, von dem Straßburger Archivar François-J. Himly betreut, weist alle neuen Veröffentlichungen zur Elsaßkunde aus<sup>16)</sup>. Durch verschiedene Nachträge bis auf das Jahr 1940—1941 zurück wird hiermit der Anschluß an die Elsaßbibliographie der Straßburger Universität, die mit dem Jahr 1939 ihr Erscheinen einstellte, gefunden. In der Gruppe VIII „Ethnographie“ werden die Veröffentlichungen zur Volkskunde festgehalten. Kritische Buchbesprechungen, Forschungsberichte der Universität, des IHEA, der Départements- und Stadtarchive, Bibliotheken und Museen, wie auch der wissenschaftlichen Gesellschaften machen die Revue d'Alsace tatsächlich zu einem lebhaften und umfassenden Verbindungskörper.

Eine Übersicht der volkskundlichen Veröffentlichungen, die durch die Elsaßbibliographie für das vergangene Dezennium nachgewiesen sind, liegt nicht in der Absicht des vorliegenden Berichts. Davon abgesehen werden jedoch der muscalen Pflege der Volkskunde noch einige, wenn auch kurze Beobachtungen zu widmen sein. Die bekannte und auch wichtigste Sammlung zur elsässischen Volkskunde ist jedenfalls das seit 1902 bestehende Musée Alsacien am Nikolausstaden in Straßburg. Zusammen mit den kunstgeschichtlichen, archäologischen, kunstgewerblichen und lokalhistorischen Sammlungen im Rohan-Schloß, Frauenhaus und in der Großen Metzger untersteht auch dieses Volkskundemuseum der Direktion der Straßburger Museen in der Person des verdienten elsässischen Kunsthistorikers Hans Haug; für die Leitung des Elsässischen Museum steht ihm noch der emeritierte Konservator Adolphe Riff zur Seite. Gegenwärtig wird am MNATP in Paris für die künftige Betreuung der großen elsässischen Sammlung ein junger Elsässer herangebildet; diese Lösung, daß dem Direktor ein eigener Konservator für das Elsässische Museum beigegeben wird, gibt zu der Erwartung Anlaß, daß die innere Museumsarbeit eine neue Belebung erfährt. Dem Besucher wird heute zum Beispiel an Museumsveröffentlichungen nur eine Auswahl der 1904 bis 1914 erschienenen Bilderblätter des Museums angeboten<sup>17)</sup>. Die Schausammlungen selbst, die in einem renaissancezeitlichen Patrizierhaus aus Fachwerk untergebracht sind, werden von dem schönen Innenhof und seinen hölzernen Galerien aus betreten.

---

<sup>16)</sup> François-J. Himly, Bibliographie Alsacienne. In: Revue d'Alsace, (für 1940—1941) Bd. 87, 1947, H. 3, S. 215—223, H. 4, S. 305 bis 314; (für 1942—1944) Bd. 88, 1948, H. 2, S. 233—254; (für 1945—1946) Bd. 87, 1947, H. 1, S. 57—68; (für 1947) Bd. 88, 1948, H. 1, S. 53—69; (für 1948) Bd. 89, 1949, H. 3—4, S. 247—262; etc.

<sup>17)</sup> Images du Musée Alsacien. Strasbourg 1904—1914. 151 Tafeln, begleitet von einem Text. — Vgl. ferner: Hans Haug, Les musées de Strasbourg. Notice et guide à travers les bâtiments et les collections. Edition officielle 1954 (Sonderdruck aus: Catalogue de la Foire Européenne des Strasbourg 1954. Straßburg, Istra, 1954. 20 S. mit Abb. S. 19—220: Le Musée Alsacien). — Der selbe: Les musées de Strasbourg 1900—1950. Straßburg Ed. de „Saisons d'Alsace“, 1950. 39 S., Abb. (S. 23—24: Musée Alsacien).

Die Räume im Erdgeschoß sind hauptsächlich dem bäuerlichen und handwerklichen Arbeitsgerät gewidmet; die Werkzeuge des Weinbaus und der Weinpflege aus den Dörfern am Vogesensaum, geschnitzte Faßböden und Faßriegel in der Gestalt von Fischen und Delphinen, Sirenen und Bacchanten, Tritonen und Seepferdchen, Küferwerkzeug, „Löyele“ in kunstfertiger Ausführung, häufig Meisterstücke aus der Küferzunft, Brennstempel zum Markieren der Fässer etc., in einer Raumvertiefung die vollständige Weinpresse. Ein zweiter Raum enthält in Sachgruppen zusammengestellt Bauerngerät: 60 Objekte illustrieren die überlieferte Arbeitsweise auf Acker und Wiese, in Mühle und Molkerei. In den Sälen des Stockwerkes sind die bäuerlichen (Wintzenheim am Kochersberg) und bürgerlichen Stuben mit ihren Einrichtungen (Möbel und Ofen) und den Gegenständen der Volkskunst (Keramik, Tracht und Spielzeug, untergebracht. Die religiöse, protestantische wie katholische als auch jüdische Volkskunst erfährt in eigenen Räumen eine gruppenmäßige Darstellung. Auf Grund des ansehnlichen Sammlungsgutes ist das Elsässische Museum in Straßburg der tragende Pfeiler der muscalen Pflege der Volkskunde in dieser Landschaft, eine Überarbeitung der Ausstellungsmethodik würde aber sicherlich seiner Strahlungskraft förderlich sein; auch müßte sich an dieses Institut wiederum ein so bedeutendes Forschungswerk wie die Zeitschrift „L'art populaire en France“, die einst von hier ihren Ausgang nahm, anknüpfen lassen<sup>18)</sup>.

Eine kleine und in angenehmer Auflockerung dargebotene Volkskundesammlung enthält das Museum Unterlinden zu Colmar. Ein schöner Bestand an bemalten Kasten und Truhen, die Einrichtung eines Schlafgemaches, die in einer durch Halbwände gebildeten Nische untergebracht ist, und Kastenvitrinen mit Trachten aus dem protestantischen Weißenburger Land im Niederelsaß vermögen eine Seite des Obergeschosses vom Kreuzgang auszufüllen. Dieser gefälligen Abteilung 22 des Colmarer Museums kommt schon die großzügige bauliche Umgestaltung zugute, welche Konservator Pierre Schmitt seit Jahren mit Ausdauer zu führen versteht. Freilich wird diese kleine Sammlung übermachtet von den Werken der Meister Mathis Gothart-Nithart, genannt Grünewald, Martin Schongauer und Kaspar Isenmann, die während der französischen Revolution in das damals auch aufgelöste Dominikanerkloster Unterlinden gerettet werden konnten<sup>19)</sup>. So meldet der in zwei Sprachen aufliegende Museumsführer eben auch nur das Vorhandensein einer volkskundlichen Abteilung ohne weitere Einzelheiten<sup>20)</sup>. Die Gemäldesammlung des 19. Jahrhunderts, die augenblicklich wegen der Umbauten nicht zugänglich ist, enthält Werke von Gustave Brion, Alfred Pabst, besonders auch von Théophile Schuler, die wegen ihren zeitgenössischen Darstellungen des elsässischen Volkslebens für die Volkskunde einen ausgezeichneten Quellenwert besitzen.

---

<sup>18)</sup> L'art populaire en France, Recueil d'études publié sous la direction de Adolphe Riff. Strasbourg-Paris, Istra, 1929—1935.

<sup>19)</sup> Lucien Sittler, Der Isenheimer Altar. Colmar, Alsatia, 1937. (Frz.: Le retable d'Isenheim. Id.)

<sup>20)</sup> Lucien Kübler, Das Unterlindenmuseum zu Colmar, kurzer Führer durch das Museum nebst Liste der ausgestellten Kunstwerke. Im Auftrage der Société Schongauer herausgegeben. Colmar, Alsatia, s. d. 48 S., XII Tafeln. (Ebenso frz. Ausgabe.)



Besser berücksichtigt ist die Volkskunde wieder in der städtischen Sammlung des Musée Historique in Mühlhausen, die von Martine Weber, einer ehemaligen Schülerin Georges Henri Rivières an der École du Louvre, geleitet wird. Die junge Leiterin unternahm tatkräftig den inneren Ausbau des Museums, von der Neufassung des Inventars an war alles zu tun, Kartotheken und Photoarchiv sind geplant. Eine Bibliothek ist in einem Grundstock, der sich aus dem regen Tausch mit dem im Hause selbst redigierten Jahrbuch der Stadt Mühlhausen ergeben hat<sup>21)</sup>; ein Arbeitsraum ist vorgesehen. Neben der internen Arbeit laufen die Umgestaltungsarbeiten der Schausammlungen, die von der Vorgängerin im Amt, Nicole Léva-Jordan, schon begonnen wurden und in ihren Grundzügen den Erfahrungen und Anregungen des von Georges Henri Rivière begründeten und geführten Pariser Musée National des Arts et Traditions Populaires folgen. Im wesentlichen handelt es sich dabei um die Schausammlung von Erscheinungsgruppen, in neutraler Umgebung (Färbung der Ausstellungsräume, Form der Ausstellungsmöbel), und Aufdeckung ihrer funktionellen und, soweit möglich, historischen Beziehungen. So hat die Volkskunde am Mühlhausener Museum im neuengerichteten Flügel des ehemaligen Familiensitzes der Industriellen Steinbach einen bevorzugten Aufstellungsort gefunden. Das Erdgeschoß enthält in großen Wandvitrinen bürgerliche und ländliche Trachten, Rauchgerät, Kartenspiele und Fayencen aus der Straßburger Werkstätte der Hannong. Der Saal im Stockwerk wird durch Zwischenwände in Nischen aufgegliedert: Im Vorraum steht die barocke Palmesplastik, zu der im gleichen Schauraum ein gutes Gegenstück des 16. Jahrhunderts aus Wanzenu im Niederelsaß vorhanden ist. Die erste Nische enthält Volkskunst: Tonware und Holz, an den Wänden die in jeder oberrheinischen Sammlung wiederkehrenden Faßriegel, Kleinkotzer und die bunten, geschnitzten Hähne, von denen man nur weiß, daß sie zur Befestigung der Säcke an den Getreidemühlen dienten und ein Zeichen gaben, wenn der Sack angefüllt war, — unerklärt bleibt die Art ihrer Anbringung und Bewegung —, Möbel, Truhen und Stühle. Die folgende Raumabteilung enthält religiöse Volkskunst, Kleinplastiken und Hinterglasmalerei. In der dritten Zelle schließlich sind die Geräte der Weinbereitung ausgestellt. Ihren Hintergrund bildet ein großes doppelregistriges Gemälde eines Weinlesefestes auf dem Rebberg in Mühlhausen aus dem 19. Jahrhundert. In einer durch Mattglas nach außen abgeschirmten Fensteröffnung stehen geschliffene und bemalte Glaswaren; Votiv- und Andachtsgegenstände aus dem Sundgau werden in einer Tischvitrine gezeigt. In den alten Räumen des Museums sind zwei Bürgerzimmer eingerichtet. Der einst eigenwilligen Geschichte der Republik Mühlhausen inmitten österreichischen Territoriums und den gegenständlichen Erinnerungen aus dieser Zeit vor der Vereinigung mit Frankreich sind zwei miteinander verbundene Säle gewidmet. Hier ist auch das Original des Klappersteines, des alten Mühlhausener Schandgerätes, und die Wildemannplastik, einst Zeichen eines Gasthauses in der rue du Sauvage, verwahrt.

Zu den Museen der drei großen Städte in der Rheinebene kommt eine Reihe kleinerer Heimatmuseen, die vorläufig hier nur nach ihren Standorten angezeigt werden können: Weißenburg, Hagenau, Molsheim, Buchsweiler, Reichenweier, Kaysersberg, Altkirch, Thann, u. a.

---

<sup>21)</sup> Bulletin du Musée Historique de Mulhouse.

## Volkskunde als Lehrfach

Die volkswissenschaftliche Ausbildung der Museumsleiter, das wurde schon festgehalten, erfolgt heute vorzüglich in Paris an der Ecole du Louvre. Marcel Maget, Konservator am MNATP und Leiter des LEF, hält regelmäßig eine einstündige Vorlesung und zweistündige Übungen; er hat seit einigen Jahren den leitenden Konservator des MNATP, Georges Henri Rivière, in dieser Aufgabe abgelöst. Es handelt sich hier nicht um eine eigentliche Fachausbildung. Es ist ja so, daß die wenigsten der aus dieser Schule hervorgehenden Museumsleiter rein volkswissenschaftliche Sammlungen zu betreuen haben werden. Immerhin wird ihnen hier die Kenntnis des Faches überhaupt einmal erschlossen und manche Anregung in ihren künftigen beruflichen Wirkungskreis mitgegeben. Doch mangelt es auch nicht an Beispielen, daß Studenten von hier aus den Weg zur ausschließlichen Beschäftigung mit der Volkswissenschaft gefunden haben.

Von dieser höheren Lehr- und Lernmöglichkeit abgesehen, bleibt dem Fach Volkswissenschaft jedoch weiterhin der Zugang zu den französischen Hochschulen verschlossen. Die Tatsache wiederum, daß eine akademische Fachvertretung immer noch fehlt und daher keine planvolle Weitergabe der Methoden, Probleme und Erkenntnisse zustandekommt, trägt nicht dazu bei, das noch recht geläufige abwertende Vorurteil der Gebildeten abzubauen, dem sich heutigentags hier wie in anderen Ländern noch die unzeitgemäße Ablehnung jeglicher Beschäftigung mit allem Volkswissenschaftlichen überhaupt hinzugesellt. Die französische Volkswissenschaft hat nicht zuletzt noch einer besonderen Schwierigkeit zu begegnen, die darin beruht, daß das höhere Schulwesen beinahe ausschließlich darauf ausgerichtet ist, dem Lernenden unmittelbaren Zugang zu einem Beruf zu verschaffen. Da die Volkswissenschaft aber gegenwärtig anscheinend nicht über solche Möglichkeiten verfügt — damit schließt sich der verhängnisvolle Kreis —, ist auch keine Veranlassung zu ihrem Studium gegeben. Die Folgen dieser Mißverständnisse werden offensichtlich, wenn gerade in diesen Tagen die großen Grundwerke, die von zwei Meistern der französischen Volkswissenschaft geschaffen wurden, über ihren Tod hinaus keine Fortsetzung mehr finden können und als Fragmente stehen bleiben<sup>22)</sup>.

Die Universität in Straßburg teilt mit ihren französischen Schwesteranstalten, was die akademische Lehre der Volkswissenschaft anbetrifft, das gleiche Los. Immerhin sieht das Institut des Hautes Etudes Alsaciennes im Rahmen seiner Lehr- und Vortragstätigkeit Kurse über die elsässische Volkswissenschaft vor. Der Assistent an der germanistischen Lehrkanzeln, Ernest Beyer, versieht seit einigen Jahren diese Aufgabe.

---

<sup>22)</sup> Arnold van Gennep, *Manuel du folklore français contemporain*. Paris, 1957 ff., Bd. I, Teil 1—6, Bd. III, Bd. IV. — Der im Manuskript noch fertiggestellte Bd. I, Teil 7: Weihnachten, wird durch die Sorge Roger Lecottés zu Beginn 1958 erscheinen; doch ist augenblicklich keine Möglichkeit sichtbar, den noch fehlenden Abschlußband des Jahresbrauchtums (Neujahr, Dreikönig) jemals zusammenzustellen. — Paul Delarue, *Le conte populaire français. Catalogue raisonné des versions de France et des pays de langue française d'Outre-Mer*:... Bd. I. Paris, Erasme, 1954. — Marie Louise Tenèze konnte sich noch zu Lebzeiten Paul Delarues in dieses Indexwerk einarbeiten, so daß hier die Fortsetzung der Veröffentlichung sichergestellt erscheint.

Seine Vorlesung „Ethnographie et folklore“<sup>23)</sup> fußt im wesentlichen auf den Erfahrungen seiner nun schon mehrjährigen Aufnahmetätigkeit zum elsässischen Dialektatlas.

Der vorliegende Bericht<sup>24)</sup> über die volkscundliche Forschungs- und Sammeltätigkeit im Elsaß zeigt, daß eine Reihe von neuen Ansätzen in den vergangenen zehn Jahren gefunden wurden; diese aber warten eigentlich noch auf ihre Nutzung und ihren Ausbau. Tatsächlich kommt man nicht um die Feststellung herum, daß die elsässische, heute grundsätzlich französischsprachig betriebene Volkskunde sich erst aus einem Tiefpunkt herauszulösen beginnt. Es steht noch nichts ebenbürtig neben der vormalig gedeihenden deutschsprachigen Forschung im Elsaß, deren hundertjährige Geschichte von bedeutenden Namen wie August Stöber, Ludwig Schneegans etc., und bis an die Gegenwart von August Kassel, Alfred und Lucien Pflieger, Joseph Lefftz getragen wurde. Die Schreibfedern der meisten unter ihnen ruhen heute; im Frühjahr 1957 starb der Meister der elsässischen Volkskunde Alfred Pflieger. Das leidige politische Geschick des Elsasses und damit im Zusammenhang die zeitweilige Zuspitzung des Sprachenkonfliktes haben diese Wissenschaftstradition nahezu zum Erlöschen gebracht.

---

<sup>23)</sup> (Verzeichnis der Vorlesungen) in: Bulletin de la Faculté des Lettres de Strasbourg, 36. Jg., Nr. 1, Oktober 1957, S. 104.

<sup>24)</sup> In den Herbst- und Wintermonaten 1957/1958 konnte ich gelegentlich der Durchführung einer eigenen Forschungsaufgabe im Elsaß — welche im Einvernehmen mit dem Österreichischen Museum für Volkskunde, Wien, und dem Musée National des Arts et Traditions Populaires, Paris, aufgegriffen und durch die Förderung des österreichischen Bundesministeriums für Unterricht sowie des Centre Culturel Autrichien, Paris, ermöglicht wurde — in mehrfachen Begegnungen die Persönlichkeiten und Einrichtungen der elsässischen Volkskunde kennenlernen, Begegnungen, die es in weiteren Kundfahrten freilich zu vervielfältigen und zu vertiefen gilt.

# Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

## 7. Sachen, Wörter und Karten

Von Leopold Schmidt

Die Umfragen unseres Archives stellen sowohl bei ihrer Planung wie bei ihrer Auswertung immer wieder vor die Frage, inwieweit auch Fragen nach Wörtern, nach sprachlichen Ausdrücken gestellt werden sollen. An sich ist das Sammeln des sprachlichen Materials selbstverständlich nicht Sache eines Volkskunde-Archives, sondern gehört einem germanistischen Spracharchiv, in unserem Fall der Bayerisch-Österreichischen Wörterbuch-Kanzlei zu. Nun ergeben sich aber zwei Einwände. Einmal ist das Material des Bayerisch-Österreichischen Wörterbuches ein heute bereits historischer Querschnitt durch das Sprachgut vor ein bis zwei Generationen. Dann aber haben die Umfragen des Wörterbuches nie einen volkskundlichen Fragegegenstand mit der Intensität erfaßt, die für unsere Umfragen heute charakteristisch ist. Die jeweilige Spezialeinstellung auf einen einzigen Gegenstand, sei es ein Arbeitsgerät oder ein Brauchgut, ergibt jedesmal Hunderte von genau auf die Frage eingestellten Spezialantworten, vielfach aus sämtlichen Schulorten einer befragten Landschaft. Wir wissen nicht etwa nur, wie gute Gewährsmänner erheben, daß bei ihnen der improvisierte Tanzboden oder der zum Mohnstoßen benutzte Mörser heißt, wir wissen es dann Ort für Ort. Und zwar nicht nur die Bezeichnung selbst, wir haben die Beschreibung, womöglich die Lehrer- oder Schülerzeichnung auch dazu, also Verdeutlichungsmöglichkeiten von sehr hohen Graden.

Unter diesen Umständen wäre es sicherlich unrichtig, auf die Wortbefragung zu verzichten. Wir wenden sie ja bei der musealen Erwerbung auch an, zumindest bei der Aufsammlung im Gelände wird der mundartliche, bzw. umgangssprachliche Ausdruck ganz selbstverständlich mitnotiert, und geht dann auch in die Inventarisierung mit ein. Das gehört längst zum Prinzip aller guten volkskundlichen Sammlungen.

Eine andere Frage ist die nach der Auswertung. Wir leben heute noch immer im Schatten der großen Konzeption Meringers, die „Wörter und Sachen“ als sprachwissenschaftlich-volkskundliches Forschungsprinzip in den Vordergrund gestellt hat<sup>1)</sup>. Die Grazer Schule der Volkskunde hat bedeutende Erfolge in der Anwendung des Prinzips erzielt; durch die Mitarbeit Matthias Murkos an Meringers Zeitschrift ist auch die Sachslawistik weitgehend davon beeinflusst worden. Wenn man etwa die Pflugforschung nach Leser überblickt, dann

---

<sup>1)</sup> Zeitschrift „Wörter und Sachen“, begründet von Rudolf Meringer, Heidelberg 1909 ff.

wird man sowohl bei Bratanić<sup>2)</sup> für die kroatischen Pflüge wie bei Koren<sup>3)</sup> für die steirischen die Anwendung des Wörter- und Sachen-Prinzips deutlich feststellen können. Bratanić wie Koren haben aus ihren jeweiligen Materialien selbstverständlich außer Sachkarten auch Wortkarten geschaffen, der methodische Weg der Sachkartographie mußte mit dem der Wortkartographie parallel gehen. Das sind Wege, die mehr oder minder bewußt selbstverständlich von der Arbeit an den großen Sprachatlanten beeinflusst ist. Bedeutende Befruchtung ist von dem Buche Paul Kretschmers „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache“ ausgegangen<sup>4)</sup>. Alle diese Verbreitungsforscher haben sich übrigens des Ausdruckes „Geographie“ und seiner Zusammensetzungen bedient, wogegen erst von jüngerer volkskundlich-kartographischer Seite protestiert wurde<sup>5)</sup>. Der Namenstreit soll nicht verschleiern, worum es jeweils geht: Wir verwenden die kartographische Darstellung als das geeignete Mittel zur Erkenntnis räumlicher Verbreitungen und ihrer Zusammenhänge.

Wenn daher unsere Umfragen Wortmaterial, Sachbezeichnungen einbringen, dann werden wir sie je nach Bedarf auch kartographisch auswerten. Nicht etwa als gänzlich überflüssige Konkurrenz zu der so hochentwickelten Dialektgeographie — die sich auch selbst so nennt, obwohl auch sie von geographischer Seite wohl eher als Dialektkartographie angesprochen würde —, sondern als Hilfsmittel unserer Arbeit an „Sachen und Wörtern“. Zunächst wie gesagt als bestes Mittel, eine räumliche Verbreitung für uns selbst erkennbar darzustellen. Man nehme ein einfaches Beispiel. Unsere Befragung nach altem Arbeitsgerät im niederösterreichischen Waldviertel war unter anderem auch auf die Geräte beim Mohnanbau und bei der Mohnnutzung gerichtet. Eine bei der künstlerisch-volkskundlichen Durchmusterung des Waldviertels in den Jahren des Zweiten Weltkrieges erstellte Aufzeichnung von Milly Niedenführ hatte ergeben, daß im mittleren Waldviertel der Holzmörser, in dem der Mohn gestampft wurde, dort „Mohnnarbl“ genannt wird<sup>6)</sup>. Die Bezeichnung erschien charakteristisch und in die volkskundliche Literatur noch nicht aufgenommen. Es ist ja bekanntlich immer leichter, Wörter und Sachen unserer westlichen Gebirgsländer zu identifizieren, als ihre Gegenstücke in den Donauländern. Die tirolische „Magestampfe“ war durchaus geläufig<sup>7)</sup>, das waldviertlerische „Mognnarbl“ dagegen nicht. Die Wörterbücher versagen wie in vielen ähnlichen Fällen. Daher war es geboten, bei

---

<sup>2)</sup> Branimir Bratanić, Orace sprava v Hrvata (= Publicacije Etnoloskog Seminara Zagrebu, H. 1). Zagreb 1939.

<sup>3)</sup> Hanns Koren, Pflug und Arl. Ein Beitrag zur Volkskunde der Ackergeräte (= Veröffentlichungen des Institutes für Volkskunde, Salzburg, Bd. 3). Salzburg 1950.

<sup>4)</sup> Göttingen 1916 ff.

<sup>5)</sup> Vgl. diese Zeitschrift, oben S. 142. — Aber Ausdrücke wie „Wortgeographie“ sind ganz allgemein geläufig geworden, vgl. Richard Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Stuttgart 1955, S. 899.

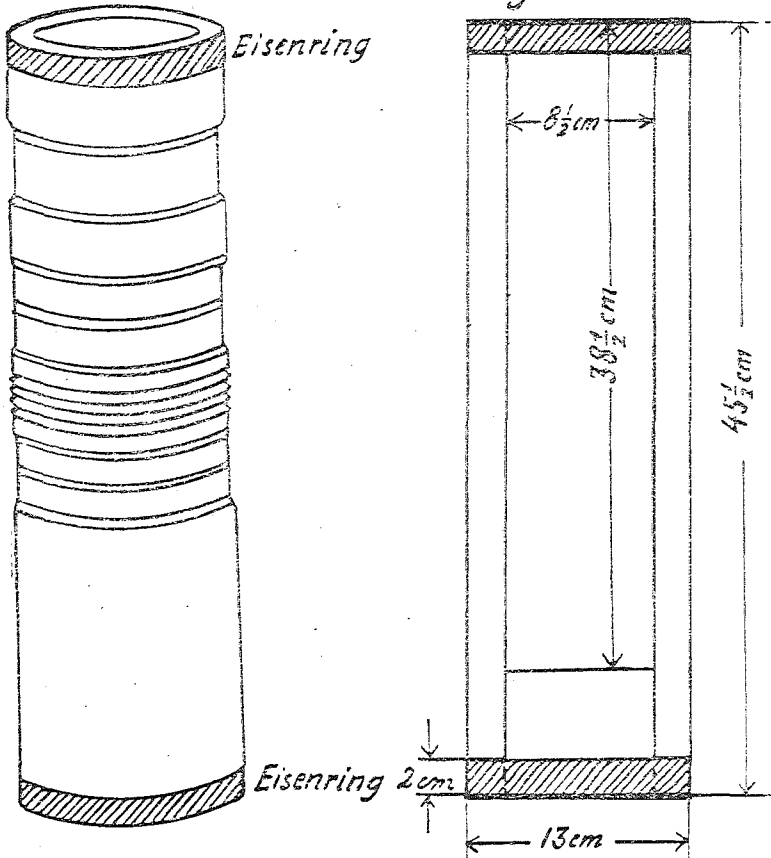
<sup>6)</sup> Die Zeichnung in der Graphiksammlung des Österreichischen Museums für Volkskunde, Inv.-Nr. 50.671. — Vgl. meinen kurzen Hinweis: Schmidt, Umfrage über altes bäuerliches Arbeitsgerät im Waldviertel (Das Waldviertel, Bd. 5, Krems 1956, H. 5/6, S. 81 ff.).

<sup>7)</sup> Franz Kollreider, Katalog zum Museum bäuerlicher Arbeitsgeräte in Schloß Bruck, Lienz (ÖZV, Bd. XI/60, 1957, S. 14, Nr. 49).

# Mohnnarbl

aus Hartholz gedrechselt.

## Längsschnitt



Stampfen mit einem Holzstock [unten oft mit Eisen bzw. Eisenring] oder mit dem Stiel der Holzhacke.

der Sachbefragung auch nach der Bezeichnung zu fragen. Und es ergab sich bei der Auswertung tatsächlich ein deutlich gekennzeichnetes Verbreitungsgebiet des alten Wortes für das veraltende Gerät. Bei einer künftigen Bearbeitung unseres auf diese Weise eingebrachten Materials zur „Mohnvolkskunde“ wird sich also diese gesicherte Erkenntnis bereits verwerten lassen.

Über ein solches einfaches Beispiel hinaus ergeben sich selbstverständlich bei größeren Befragungen und ganzen Gruppen von Bezeichnungen immer neue Probleme. Zum Teil sind sie denen der Wortkartographie durchaus parallel, zum Teil münden sie in eine Bedeutungsforschung, wie sie der Volkskunde seit Wilhelm Mannhardts Umfragen über „Agrarische Bräuche“ bekannt sind<sup>8)</sup>. Heute interessieren wir uns in Fortsetzung dieser Fragestellung besonders für die geistig-seelische Geltung der Arbeitsgeräte, die selbstverständlich auch im Sprachlichen, in den Benennungen wiedergespiegelt sein kann. Ich habe anlässlich des steirischen Wortmaterials zu Pflug und Arl, wie es Koren so verdientvoll vorgelegt hat, darauf hingewiesen<sup>9)</sup>. Bei jeder Archivfrage werden wir daran erinnert, beispielsweise bei der nach den Heinkelbänken, jenen weitverbreiteten Arbeitsbehelfen, die verschiedene Namen aus der Tierwelt führen. Besonders „Bock“ und „Geiß“ treten als Namen für solche mit sperrigen Beinen versehene Geräte häufig auf. „Hoanzlgoaß“ und „Hoanzlbock“ werden dementsprechend auch auf einer Wortkarte der Heinkelbank-Bezeichnungen eigens hervorzuheben sein. Mitunter führen ja aus diesem Bereich direkte Wege zu den Brauchgeräten und Glaubensvorstellungen hinüber, wenn beispielsweise die „Hoanzlgoaß“ vereinzelt auch „Habergoaß“ genannt wird. Die Umfragen ergeben also auch auf diesem Gebiet mehr als bisher bekannt war, und zwar in sehr bezeichnenden Zusammenhängen.

Eine andere Frage ist die, inwieweit man derartiges Wortmaterial zur allgemeinen Bezeichnung von Typen heranziehen kann oder soll. Wir kennen genug Fälle aus der Geschichte gerade der österreichischen Volkskunde, daß einige gerade bekanntgewordene Mundartausdrücke als dauernde Typenbezeichnungen verwendet wurden. Sie sind durch die Erstaufzeichner oder ihre Gewährsmänner in die Museumsinventare eingegangen, sind durch zahlreiche Führungen und Vorträge allgemeiner bekannt geworden, und haben schließlich auch Eingang in die Fachliteratur gefunden. Ein wenig erfreuliches Beispiel dieser Art bietet die heute geläufige Bezeichnung für den obersteirischen Bauerngong, die eiserne Ringscheibe, die besonders im Gebiet des Neumarkter Sattels noch weitgehend im Gebrauch steht. Seit den Erstaufzeichnern Karl Lacher, Rudolf Meringer und Michael Haberlandt erhält sich in der musealen Verkehrssprache hartnäckig der häßliche Ausdruck „Freßglocke“ dafür<sup>10)</sup>. Die genauen ört-

<sup>8)</sup> Richard Beitzl, Wilhelm Mannhardt und der Atlas der deutschen Volkskunde (Zeitschrift für Volkskunde, N. F. Bd. V, Berlin 1953. — Über den Streit um die Wortkarten im Atlas der deutschen Volkskunde unterrichtet das wissenschaftsgeschichtlich bemerkenswerte, sonst wenig erfreuliche Buch von Eduard Wildhagen, Der Atlas der deutschen Volkskunde. Berlin 1958 (als Manuskript gedruckt).

<sup>9)</sup> Schmidt, Besprechung von Koren, Pflug und Arl (Wiener Zeitung, Nr. 40 vom 18. Februar 1951, S. 10).

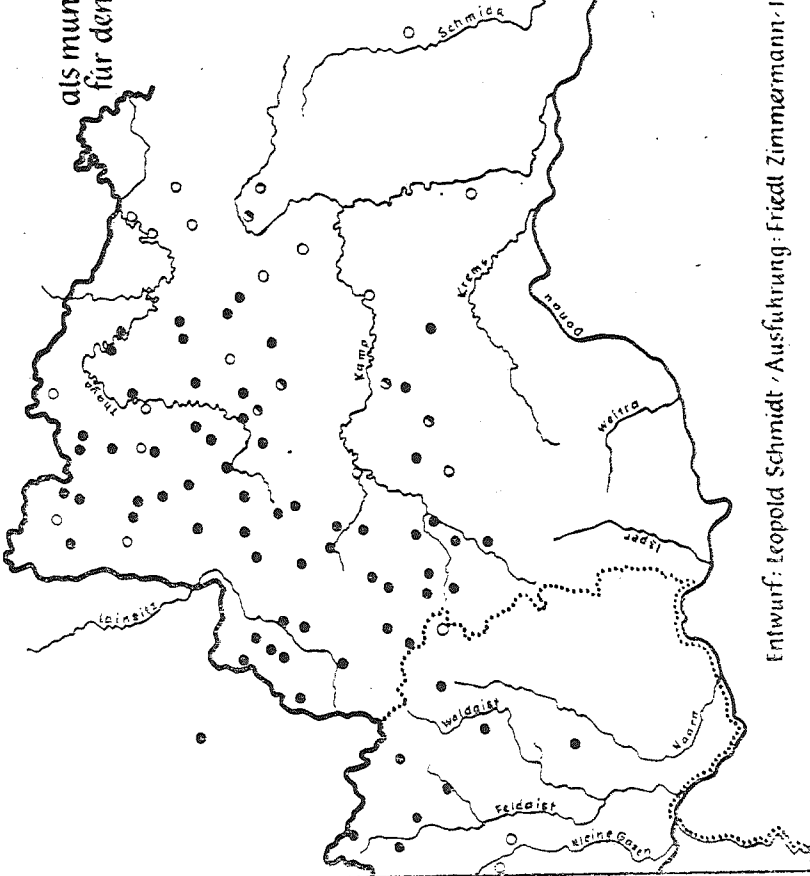
<sup>10)</sup> Arthur Haberlandt, Führer durch das Museum für Volkskunde. Wien 1950, S. 24.

# MOHNNARBL

als mundartliche Bezeichnung  
für den hölzernen Mohnmörser  
im n.-ö. Waldviertel

- gefläufig
- vereinzelt
- ◐ daneben auch  
Mohnfaßl-

Nach der Befragung durch  
das Archiv der österreichischen  
Volkskunde 1956



Entwurf: Leopold Schmidt / Ausführung: Friedl Zimmermann 1958



lichen Nachforschungen haben ergeben, daß der Ausdruck in der Hauptverbreitungsgegend gar nicht bekannt ist, man sagt dort in mundartlich verschiedenen Formen „Klempern“ dafür, gebraucht also einen der vielen Synonym-Ausdrücke aus der Wortgruppe der Klapper<sup>11)</sup>. Solche Einzelläufer werden hauptsächlich von sprachlich nicht geschulten Vertretern der Volkskunde verwendet, denen die Verallgemeinerung den Ersatz für eine klare sprachliche Typenbezeichnung zu bieten scheint. Ein Beispiel für die vielfache Verwendung solcher nicht recht befriedigender Typenbezeichnungen, die aus vereinzelt Mundartwörtern geprägt wurden, bietet die Stichwortreihe im „Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs“ von Arthur Haberlandt<sup>12)</sup>. Dort kann man die verschiedensten zusammengesetzten Gerätebezeichnungen als Typennamen verwendet finden, den „Kraxenstall“ etwa oder den „Krautaller“, die man durchaus nicht als Bereicherung unserer Fachsprache anerkennen wird. Das sind mehr oder minder zufällig erhobene Bezeichnungen, für die meist noch gar keine Verbreitungsdarstellung vorliegt. Was man aber sachlich und sprachlich heute noch nicht flächenmäßig überblicken kann, das ist auch noch nicht taschenwörterbuchreif.

Unsere Umfragen wollen daher auch für diese Zwecke zunächst Unterlagen schaffen, um der Vielfältigkeit des volksmäßigen Lebens in jeder Form getreu nachzugehen. Sachen und Wörter werden dabei zunächst aufzuzeichnen, dann eventuell auch auf Verbreitungskarten zu verfolgen sein<sup>13)</sup>. Dabei werden sich jeweils auch die inneren Verbindungen ergeben, die am sorgfältigsten erhoben und überprüft werden wollen. Das Archiv soll auch sie getreu dokumentieren.

---

<sup>11)</sup> Schmidt, Die „Klempern“. Zur Verbreitung des eisernen Bauerngongs in Obersteiermark (Blätter für Heimatkunde, Bd. 51, Graz 1957, S. 45 ff.).

<sup>12)</sup> Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs. Wien 1955. — Dazu meine Besprechung: Anthropos, Bd. 51, 1956, S. 776 ff.

<sup>13)</sup> Zur genaueren Orientierung über Wortkarten vgl. die Bibliographie: Elli Siegel, Fünfzig Jahre deutsche Wortkarte (1890—1940) (Zeitschrift für Mundartforschung, Bd. XVIII, 1942, S. 1 ff.) und dieselbe, Deutsche Wortkarte 1941—1955 (Zeitschrift für Mundartforschung, Bd. XXV, 1957, S. 195 ff.).

# Chronik der Volkskunde

## Hohe Auszeichnung für Georg Schreiber

Der Herr Bundespräsident hat mit EntschlieÙung vom 6. März 1958 dem emeritierten ordentlichen Universitätsprofessor der Universität in Münster (Westfalen) Prälaten Dr. phil. Dr. theol. Dr. h. c. mult. Georg Schreiber das Große goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen. (Wiener Zeitung Nr. 84 vom 11. April 1958, S. 1.)

Da die Zeitungen keine Begründung der Verleihung dieser hohen Auszeichnung an einen nichtösterreichischen Gelehrten gebracht haben, sei hier darauf hingewiesen, daß Schreiber selbst seine Verdienste um die österreichische Volkskunde in seinem Erinnerungsbüchlein „Deutschland und Österreich. Deutsche Begegnungen mit Österreichs Wissenschaft und Kultur.“ (Köln-Graz 1956, Böhlau-Verlag. 192 Seiten), festgehalten hat. Schdt.

## Theodor-Körner-Stiftung

Bei der diesjährigen Preisverteilung des Theodor-Körner-Stiftungsfonds zur Förderung von Wissenschaft und Kunst am 24. April 1958 hat Frau Elfriede Lies, die langjährige freie Mitarbeiterin am Österreichischen Museum für Volkskunde, einen Förderungspreis für ihr Vorhaben zur Brauchtumssammlung im Lande Salzburg erhalten.

## Die Votivbilderaufnahme in Mariazell

Durch großzügige Unterstützung seitens des Kulturreferates der Steiermärkischen Landesregierung konnte bereits vor 3 Jahren ein seither beibehaltener Haushaltsposten „Volkskundliche Bestandsaufnahmen“ für das Steirische Volkskundemuseum geschaffen werden, der dazu ausreicht, wichtige Neuaufnahmen (wissenschaftliche Erhebungen zu zentralgeleiteten Abfragen; Kundfahrten, zum Teil unter Mitwirkung der Volkskundestudenten an der Universität) innerhalb des Landes Steiermark durchzuführen. Aus diesem Fonds wurden anläßlich der 800-Jahrfeier des Wallfahrtsortes Mariazell dort sämtlich erreichbaren Votivbilder überprüft, nach Darstellungen und Inschriften verzeichnet, zeitlich eingeordnet, nach Erhaltungszustand klassifiziert und nach dem gegenwärtigen Standort in vorbereiteten Fragebogen vermerkt. Dazu werden im Lauf der Zeit noch weitere Lichtbilderaufnahmen kommen, von denen etwa 50 bis jetzt vorliegen. Bis zum Spätherbst 1957 wurden in Mariazell solcherart von der Absolventin der Volkskunde und Kunstgeschichte Elfriede Grabner insgesamt 505 Votivbilder aufgenommen, dazu 190 deutsch, ungarisch oder französisch beschriftete Steintafeln, ferner 59 Silbervotive, 187 aus Textilien unter Glas, 72 Kränze oder Blumen unter Glas und 116 Drucke.

Handzeichnungen oder Photos unter Glas<sup>1)</sup>. Das sind also insgesamt in Mariazell 1129 Motivgegenstände. Im Winter 1957/58 wurde die gleiche Aktion des Steirischen Volkskundemuseums für den Wallfahrtsort Frauenberg a. d. Enns (zu Admont gehörig) ebenfalls wieder von der freien Mitarbeiterin Elfriede Grabner durchgeführt. Die Gesamtzahl der hier im Komplex der großen Wallfahrtskirche (Votivkammern, Rückseite des Hochaltars, Seitenaltäre, Sommerprälatur) erfaßten Motivbilder beträgt 246. Das Material ist auf Sonderfragebogen verzeichnet, im Archiv des Steirischen Volkskundemuseums untergebracht und steht der wissenschaftlichen Forschung offen. Die Aktion zur Aufnahme des Motivbestandes an steirischen Wallfahrtsorten im Rahmen der „Volkskundlichen Bestandsaufnahmen“ des Steirischen Volkskundemuseums wird fortgesetzt.

Leopold Kretzenbacher

### Ausstellungen

#### Salzburger Museum Carolino Augusteum

Das Salzburger Museum veranstaltete in der Zeit vom 29. März bis 20. April 1958 eine Sonderausstellung über die Bilder des Trachtenmalers E. Tony Angerer „Gesicht und Gewand des Salzburger Volkes“. Gezeigt wurden im Museumspavillon im Salzburger Mirabellgarten Trachtenstudien in Tempera-Kreide, Kohle und Bleistift, ergänzt durch Trachtenstücke und Schmuck aus dem Museumsbestand.

Bei dieser Gelegenheit sei an das Heft „Salzburg, sein Volk und seine Trachten“ erinnert, das 1954 im Verlag Österreichische Kunst in Wien erschien. Sein Text stammte von Franz Karl Ginzkey, die künstlerischen Abbildungen (schwarze und farbige) von E. Tony Angerer. Das längst vergriffene Heft würde eine Neuauflage verdienen, es ist künstlerisch seither nichts besseres über die Salzburger Trachten erschienen.

#### Talente, entdeckt — erweckt

Ausstellung, veranstaltet vom Österreichischen Gewerkschaftsbund im Wiener Künstlerhaus, 19. März bis 13. April 1958.

Die Gewerkschaften sammeln seit Jahren Material über die Laienkunst der österreichischen Arbeiter und Angestellten. In einer stattlichen Anzahl kleinerer Ausstellungen ist dieses bemerkenswerte Kunstgut unserer Sonntagsmaler vorgesichtet worden. Insgesamt standen schließlich nicht weniger als 18.646 künstlerische und kunsthandwerkliche Arbeiten zur Verfügung, aus denen endlich 2500 der besten für die Hauptausstellung in Wien ausgewählt wurden. Ein Überblick zeigt, daß in unserem Volk eine Fülle von Begabungen lebt, die in den verschiedensten Formen mit älterer Volkskunst verbunden sind oder Ansätze zu einer neueren bedeuten. Die Arbeiten des Lilienfelder Feilenschleifers Franz Spielbichler etwa kann man ebenso zur Nachfolge der alpinen Tischlermalerei (im Sinn der Ausseer Löffelrembmalung oder der appenzellerischen Senntummalerei) zählen wie als Parallele zu den Werken eines Henri Rousseau beurteilen. Diese Fülle an Arbeiten, diese Aufgeschlossenheit der hohen Kunst gegenüber

---

<sup>1)</sup> Über die Bestände an burgenländischen Motivbildern in Mariazell hat die Referentin schon berichtet: Elfriede Grabner, Burgenländische Motivbilder in Mariazell (Volk und Heimat, Bd. 11, Eisenstadt 1958, Nr. 1, S. 5 f.).

bildet einen eindrucksvollen Gegensatz zu den von den Heimatwerken geförderten kunstgewerblichen Arbeiten, die kurze Zeit vorher im Künstlerhaus zu sehen waren. Auch die unterschiedliche Anteilnahme des Publikums fällt auf: Während die Heimatwerk-Ausstellung bedauerlich leer blieb, strömte die Besucherschar ununterbrochen dicht durch die schlicht und praktisch gestaltete Schau dieser neuen Laienkunst, die jede Volkskunsthochschule der Gegenwart zur Besinnung mahnen sollte. In diesem Sinne sei auch der kleine Katalog der Ausstellung erwähnt, der nach einer Reihe von Vorworten einige kluge sachliche Bemerkungen von Gerda Matejka-Felden und von Viktor Slama bringt. Ein vollständiges Verzeichnis der ausgestellten Arbeiten liegt ihm bei, das als Grundlage aller weiteren Beschäftigung mit diesen Volkskünstlern gelten könnte. Leopold Schmidt

### **Eine Berufsvereinigung für Volkskunde**

Am 21. und 22. März 1958 tagte in Saalfelden eine Anzahl von Damen und Herren, die berufsmäßig im Fache Volkskunde tätig sind. Sie hatten sich auf die Einladung Prof. Dr. Karl Ilg hin zusammengefunden, um eine Berufsvereinigung zu gründen, für die der Name „Österreichischer Fachverband für Volkskunde“ gewählt wurde. Vorsitzender ist Prof. Ilg, Stellvertreter Landesrat Prof. Dr. Hanns Koren. Zu Beiräten wurden Dr. Oskar Moser, Klagenfurt, und Dr. Adolf Mais, Wien, gewählt, zum Schriftführer Dr. Franz Collesselli, Innsbruck, zum Kassier Dr. Franz Lipp, Linz. Der Mitgliedsbeitrag für ordentliche Mitglieder soll S 50,— im Jahr betragen.

### **Puppenspiel-Kongreß in Lüttich**

In der Zeit vom 14.—20. August 1958 findet in Lüttich ein Internationaler Kongreß des traditionellen Puppenspieles (Congrès International de la Marionette Traditionelle) statt, unter der Patronanz der Commission royale belge de Folklore. Anmeldungen zu diesem Kongreß sind zu richten an: Saison Liegeoise 1958, A. S. B. L. Folklore Commission, 136, en Féronstrée, Liege, Belgien. Kongreßsprachen sind Französisch, Englisch und Deutsch.

### **Eduard Weinkopf †**

Am 30. Dezember 1957 ist Dr. Eduard Weinkopf gestorben und in Waidhofen an der Thaya begraben worden<sup>1)</sup>. Damit ist ein Privatgelehrter dahingegangen, der sich um die Volkskunde des niederösterreichischen Waldviertels namhafte Verdienste erworben hat. Weinkopf, der aus Dobersberg am Kamp stammte, studierte Philosophie. Nach dem Doktorat lebte er als Privatmann, Forscher und Schriftsteller, späterhin als Kustos und Betreuer des Archivs und der Bibliothek in Waidhofen. In seinem fruchtbarsten Jahrzehnt, zwischen 1919 und 1930, veröffentlichte er verhältnismäßig viele Studien aus dem Gebiet der Volksmedizin und der volkstümlichen Tier- und Pflanzenkunde, mit starkem mundartkundlichen Einschlag. Er verfolgte damit also eine Linie der niederösterreichischen Volkskunde, die einst auch durch Höfer, Kronfeld und Blüml markiert worden war. Für das Waldviertel bedeuteten seine Arbeiten vielfach Neuerschließungen eines bisher

<sup>1)</sup> Nachruf (Waldviertler Heimat = Beilage zu „Das Waldviertel“, 7. Jg., Krems 1958, Nr. 1/2, S. 14).

kaum begangenen Gebietes. Bekannt wurde er vor allem durch seine 1926 erschienene Aufsatzsammlung „Naturgeschichte auf dem Dorfe“. Damals trug er sich wohl auch mit der Absicht, eine Habilitation in Wien anzustreben, doch ist nichts weiter erfolgt, nach wenigen Jahren hörte Weinkopfs Veröffentlichungstätigkeit ganz auf. Es war wohl vor allem eine zunehmende Schwächung des Augenlichtes, die fast zur Erblindung führte, welche ihn in den letzten Jahren fast ganz zur Untätigkeit zwang und ihn auch keinen Kontakt mit der neueren Volkskunde mehr suchen ließ. Dem verdienstvollen Sammler, der viele Jahre hindurch auch Mitglied des Vereines und Mitarbeiter der Zeitschrift war, bleibt ein ehrenvolles Andenken gewiß.

Im nachfolgenden sind die wichtigsten Veröffentlichungen Weinkopfs zusammengestellt, ohne Absicht der Vollständigkeit; manche Zeitungsaufsätze usw. haben ja kaum eine größere Bibliothek erreicht.

1. Volkstümliche Pflanzenbenennung im niederösterreichischen Waldviertel (Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. XXV, 1919, S. 40—44, 91—95).
2. Wie der Bauer sein Vieh kuriert (Südtiroler Landeszeitung, 5. Jg., Nr. 25 vom 3. Juli 1921).
3. Naturgeschichte auf dem Dorfe. 12 Aufsätze über volkstümliche Tier- und Pflanzenkunde mit Anmerkungen. Wien 1926. 120 Seiten mit 6 Abb.
4. Volksheilkunde (Volksbildung, Wien 1927, Bd. 7, Heft 11/12).
5. Die Volkskunde, ihr Bildungs- und Erziehungswert, ihre Verwendung im Unterricht und ihre Unentbehrlichkeit für die Lehrerbildung (Der Neue Weg, Jg. 1927, H. 12).
6. Die Umkehrung in Glaube und Brauch (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Bd. II, Bühl 1928, S. 45—56).
7. Das Volkskundemuseum in Wien (Der Sammler, Bd. 19, Berlin 1929, H. 22, S. 647—650).
8. Die Tiere der Heimat im Volksglauben (Volksbildung, Bd. 9, Wien 1929, H. 2).
9. Die Pflanzen der Heimat im Volksglauben (Volksbildung, Bd. 10, Wien 1930, H. 5).
10. Im Wiener Volkskundemuseum. Zur Heimatkunde (Der Neue Weg, Jg. 1930, H. 5, S. 228—235).

Leopold Schmidt

## Literatur der Volkskunde

Adalbert Riedl und Karl M. Klier, **Lieder, Reime und Spiele der Kinder im Burgenland**. Gesammelt und herausgegeben (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, H. 14). X und 320 Seiten. Eisenstadt 1957. Burgenländisches Landesmuseum.

Die Volkskunde des Burgenlandes hat einen neuen großen Gewinn zu verzeichnen: Diese Publikation des burgenländischen Kinderspiels und Kinderliedes bedeutet einen neuen schönen Beweis dafür, daß in diesen unseren Jahren die österreichische Volkskunde ihre Ernte aus vielen Jahren in die Scheunen zu bringen versteht, und daß das Burgenland dabei seinen sehr bedeutenden Anteil zur Geltung bringen kann. Es wird jetzt viel nachgeholt, was allzu lange Zeit versäumt worden ist, und jede derartige Nachholleistung stellt einen großen, überlegenswerten Gewinn für unsere Forschung, aber auch für deren Ansehen dar.

Kinderlied und Kinderspiel im Burgenland, gewissermaßen vor dem östlichen Tor Wiens, das sagt sich so leicht. Was an Arbeit dahintersteht, um diesen Schatz alten Volksgutes zu sammeln und das Sammelgut richtig einzuschätzen, auszuwerten und darzubieten, das kann ein Außenstehender kaum beurteilen. Das ehemalig westungarische Deutschtum, der Kern des heute burgenländischen Volkes also, ist schon im Gefolge der Romantik im 19. Jahrhundert von so manchem Sammler befragt worden. Besonders bemerkenswert davon die Aufzeichnungen von Josef Gruber in Odenburg, um 1860, die Klier erst vor kurzem wieder zugänglich gemacht hat (Burgenländische Heimatblätter, Bd. XVI, 1954, S. 34 ff., 72 ff., 177 ff.). Der Glücksfall für diese Landschaft war die Anwesenheit des großen Sammlers Johann R. Bünker in Odenburg, der mit einer erstaunlichen Zielsicherheit in dieser damals so abgelegenen Gegend zu sammeln wußte, was das traditionserfüllte Landvolk der kleinen Heanzendörfer an Überlieferungen besaß. Gerade im Jahr 1900 konnte er die von ihm dort gesammelten „Heanzischen Kinderreime“ in Wien veröffentlichen, es war das erste „Supplementheft“ unserer damals noch jungen Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Die Handschrift Bünkers davon liegt nach langen Umwegen heute in unserem Archiv. Das Büchlein hat die ganze weitere Sammlung angeregt, auch auf ungarischer Seite, wo Frigyes Schwarz 1913 seine Budapester Dissertation über das Odenburger deutsche Kinderlied (= Arbeiten zur deutschen Philologie, Bd. VII) vorlegte. Nach der Einfügung des Burgenlandes in das erneuerte Österreich begann sich dann die Wiener Volksliedforschung mit diesen Überlieferungen zu beschäftigen. Karl M. Klier trat als Sammler im Nordburgenland auf, späterhin Karl Haiding in der Mitte des Landes. Von den Burgenländern beteiligte sich der spätere Landesarchivar Josef K. Homma, aber auch Heimatforscher, wie Ernst Lögger, Josef Kurz, J. Kodatsch, weiters der interessierte Lehrer Rupert Löschnauer, brachten örtliche Beiträge. In ganz besonderem Ausmaße sammelte der spätere Direktor des

Burgenländischen Landesmuseums, Adalbert Riedl, zuerst in Oberpetersdorf und in St. Martin, dann aber im ganzen Land. Im Zusammenhang mit seiner immer wachsenden Sammlung und den gleichzeitigen Bestrebungen des Burgenländischen Volksliedarchives und des Atlas der burgenländischen Volkskunde organisierte er die Sammlung des Kinderspielgutes durch die Lehrerschaft im Jahr 1955; das Ergebnis ist bemerkenswert: Die 31 reichhaltigsten und wertvollsten Sammlungen aus 153 Schulorten wiesen 5273 gezählte Nummern auf. Das war also ein gewaltiger Grundstock für die vorliegende Veröffentlichung, die selbstverständlich auch alle anderen bisherigen Sammlungen verwerten konnte.

Und diese Verwertung ist mit dem schönen Buch, mit seinen 3852 Nummern, auch ganz und gar gelungen. Seit Jahrzehnten ist im deutschen Sprachbereich keine derart umfangreiche Sammlung mehr erschienen, man kann das Buch eigentlich überhaupt nur mit der berühmten Sammlung von Gertrud Züricher, Kinderlieder der deutschen Schweiz (Basel 1926) vergleichen. Ländersammlungen sind ja überhaupt selten, meist sind uns in den letzten Jahrzehnten Sammlungen aus Städten beschert worden, früher die von Hildegard Zoder für Wien (1924), dann die von Karl Wehrhan für Frankfurt (1929), jetzt die von Reinhold Peesch für Berlin (1957). Den anderen österreichischen Bundesländern aber ist das Burgenland mit diesem Buch weit voraus, und es wird auf diesem Gebiet nicht sobald eingeholt werden. Die Geschlossenheit dieses traditionsreichen bäuerlichen Oststreifens Österreichs ist ja in vieler Hinsicht einmalig, und das darauf verwendete verständnisvolle Zusammenwirken zwischen der Sammlung im Lande und der auswertenden Forschung in Wien läßt sich auch nicht so bald wiederholen.

Der Stoffreichtum des Bandes ist nicht leicht auszuschöpfen. Die klug überdachte Gliederung der Spiele (Erwachsene spielen mit dem Kind, das Kind und die Natur, Spiele von der Art der Sprechspiele, Abzählreime, Bewegungsspiele) stellt jede Gruppe in ihre Zusammenhänge. Die kleinen Einleitungen zu jeder Gruppe geben Einblicke in die Geschichte dieser Spiele, in ihre Zusammenhänge zu Volkslied und Brauchtum, oft mit ganz neuen Einsichten, wie man sie sich nur wünschen mag. Selbstverständlich hat ein so bewährter Volksliedforscher wie Klier auch besonderen Wert auf die Beigabe der Melodien gelegt, und selbst kleine erläuternde Zeichnungen fehlen nicht, die etwa ein so merkwürdiges altartiges Spielgerät wie den „Ziterwagen“ wiedergeben. Zu diesem Spielzeug und seiner eigenartigen Verbreitung habe ich mich vor kurzem ausführlicher geäußert (Schmidt, Burgenländische Volkskunde 1951—1955. Eisenstadt 1956. S. 51 f.). Daß dem stoffreichen Buch ein kleines Motivregister beigegeben ist, sei besonders bedankt, denn das Nachschlagen in einer so umfangreichen Sammlung ist selbst für den Kenner nicht leicht.

Man kann also nur wünschen, daß diese sehr bedeutende Leistung für die burgenländische Volkskunde auch allenthalben die entsprechende Anerkennung finden möge. Daß sie anregend wirken wird, hat sich schon bald gezeigt, wenn beispielsweise nunmehr kroatische Kinderspielaufzeichnungen vorgelegt wurden (Josef Höld, Kroatische Kinderreime aus Oslip, in: Burgenländische Heimatblätter, Bd. XI, Eisenstadt 1957, H. 3). Aber wir meinen nicht nur die Anerkennung und Nachfolge innerhalb des Burgenlandes, sondern auch darüber hinaus. Dazu gehört freilich auch die Anerkennung der herausgeberischen Leistung: Man staunt ja doch immer wieder, daß das Burgenland für einen solchen

wissenschaftlichen Zweck ohne weiteres die Landesmittel bewilligt, man freut sich ehrlich darüber, wie produktiv in Eisenstadt die Wissenschaftsförderung betrieben wird. Sie ist freilich bei der burgenländischen Volkskunde auch besonders gut verwendet, denn der Reichtum dieses Landes an Überlieferungen verlangt eben gebieterisch nach einer derartigen Erschließung. Um so schöner, daß diese Erschließung auch in so guter Form erfolgt, beim vorliegenden Buch übrigens auch in buchtechnisch guter Form: Der sehr schwierige Satz mit den ungezählten kleinen Absätzen, den Kleindruckerläuterungen, den eingepaßten Noten usw. ist von einer ausgezeichneten Druckerei gemeistert worden. Man hat offensichtlich daran gedacht, daß diese Sammlung, wie sie jetzt vorliegt, kaum ein zweites Mal mehr gemacht werden wird. So ist dieses Buch ein schönes Denkmal nicht nur des burgenländischen Kinderspieles der alttraditionellen Art, sondern auch des Sammler- und Forscherfleißes der berufenen Männer, und schließlich auch der burgenländischen Wissenschaftsförderung unserer Zeit.

Leopold Schmidt

**Max Kislinger, Alte Bauernherrlichkeit.** Erläuternder Text von Otfried Kastner und Helene Grönn. Einführung von Franz Lipp (= Schriftenreihe der O.-ö. Landesbaudirektion, Sonderband). 187 Seiten, 152 Abbildungen im Text, 40 Farbtafeln. Linz 1957. Oberösterreichischer Landesverlag. S 296.—

Seit Jahrzehnten ist in Österreich kein so umfangreiches Werk erschienen, das ganz der bäuerlichen Volkskunst gewidmet gewesen wäre. Man muß eigentlich bis zu den Publikationen unseres Museums von Michael Haberlandt (1911) zurückgehen, um eine ähnliche Materialfülle traditionellen Kunstgutes in einem Buch wiederzufinden. Das läßt der eigenwillige Titel, den schon eine Linzer Ausstellung trug, nicht vermuten. Es handelt sich um Aufnahmen zeichnerischer und malerischer Art von Volkskunstgegenständen, die der oberösterreichische Maler Max Kislinger in jahrzehntelanger Arbeit zustandegebracht hat. Sein — malerisch bedeutenderer — Vorgänger auf diesem Gebiet war Hugo von Preen in Osternberg, dessen Aufnahmen von Innviertler Stadelmalereien leider noch unveröffentlicht im Linzer Museum liegen. Sie sollen, wie Franz Lipp in seinem instruktiven Vorwort zu diesem Buch schreibt, im Rahmen der „Denkmäler der Volkskultur aus Oberösterreich“ veröffentlicht werden, von denen der vorliegende Band den ersten darstellt. „Denkmäler“ ist ein anspruchsvoller Reihentitel, wenn man beispielsweise an die hervorragenden „Denkmäler der Tonkunst in Österreich“ denkt. Wir wollen abwarten, ob die weiteren Bände dem Versprechen dieses Titels nachkommen können.

Dieser erste Band ist, genau genommen, kein Denkmälerband. Es handelt sich doch um recht individuelle Aufnahmen. Man kann es auch mit den Worten von Lipp ausdrücken: „Leider decken sich Urffenbarung und schließliche Erscheinungsweise, reiner Typus und Verwirklichung von Fall zu Fall nicht mit dem tatsächlichen Volksleben. Dieses vermittelt nur in den selteneren Fällen den unverhüllten Ausdruck seiner Art. Das meiste ist nur Näherung an das geschaute Ideal, von diesem her gesehen Vergröberung, Verwässerung, Verunechtung. So gesehen ist Kislingers Darstellung der ‚Bauernherrlichkeit‘ des Landes Oberösterreich ein idealer Querschnitt ihrer ursprünglichen Leistungen. Alles, was Kislinger zeichnet und malt, ist wirklich, aber die Auswahl, die er trifft, ist notwendig nur der Succus, die raffinierte Quintessenz aus der Fülle ‚uninteressanter Begegnungen‘



eines reichen Wanderlebens.“ (S. 9.) Der Betrachter ist also gewarnt. Er nimmt nun die vorzüglich reproduzierten Bilder mit einer gewissen Vorsicht zur Kenntnis und versteht bald, was gemeint ist: Ein im Sinn der alten Jugendbewegung Begeisterter hat hier anfänglich alles gezeichnet, was ihm, im romantischen Geist gesehen, Interessantes, das heißt altes „Ursprüngliches“, „Bäuerliches“ untergekommen ist. Er hat es auf vielen Wanderfahrten erlebt, man merkt beispielsweise die Entdeckung der Landschaft um Maria Neustift.

Dann hat er systematisch zu vervollständigen begonnen, vor allem in der Landschaft, mitunter aber auch in Museen. Besonders die Sammlung Spiegel in Engeithen bei Ischl hat er sorgfältig studiert, zeichnerisch nämlich; erfreuten Auges, dort so viele besonders schöne Stücke altbäuerlicher Kunst zu finden. Wissenschaftlich ist diese Sammlung aber leider nicht durchgearbeitet, was sich bei der Textierung bemerkbar macht. Kislinger hat die von ihm erschaute Volkskunstgegenstände im wesentlichen graphisch empfunden. Seine Schwarzweißbilder sprechen in ihrem kräftigen Strich sachgetreu an, und besonders die schwarzrot gedruckten Zimmermannsmalereien des Innviertels sind wirklich einprägsam wiedergegeben. Die Farbtafeln, die merkwürdigerweise — ich finde es unpraktisch — in einem Bildanhang zusammengefaßt sind, scheinen weniger einheitlich. Solang es sich bei ihnen um Wiedergabe von Einzelobjekten, also einzelnen Kasten, Truhen oder Türen handelt, sind sie vorzüglich. Aber auch die Interieurstudien sind sehr hübsch, da freut man sich am Sachlichen ebenso wie am Male-  
rischen.

Wenn aber Kislinger komponiert, wenn er nur Gegenstände zusammenstellt, um sachlich zusammengehörige Objekte auf eine Tafel zu bringen, dann wird man daran wenig Freude haben. Die ältesten Volkskunst-Veröffentlichungen, etwa die erste Auflage des einstmaligen bahnbrechenden Buches von Schwindraheim (1904) waren da schon weiter. Die Objekte stoßen und schlagen sich bei diesen Zusammenzeichnungen von Truhen, Spinnrocken und Buntdruckmustern, etwa (T. 24) oder der „Volkskunst in Wachs“ (T. 59). Auch bei den Schwarzweißbildern kommt das ja vor, gewisse Verkehrungen der Größenverhältnisse machen sich auch bei ihnen schon bemerkbar, wirken aber bei den Farbbildern noch weniger gut. Was die falschen Maßverhältnisse betrifft, ist mir selbstverständlich die Darstellung der „Ofenbäuerin“ aus Münzbach bei Perg aufgefallen, die unser Museum besitzt. Der mächtige Ofen steht da recht klein neben einer groß herausgezeichneten Kachel aus Ischl, was schon sachlich schlecht ist (S. 78). Aber vermutlich hat Kislinger das einzigartige Stück überhaupt nur nach einer Photographie gezeichnet, denn wenn ein Original den Maler farbig hätte reizen können, dann wäre es wohl dieser farbig glasierte Figurenofen gewesen; es hätte eines der wenigen Bilder werden können, die den Titel „Bauernherrlichkeit“ einigermaßen hätten rechtfertigen können. Aber der Ofen steht eben in Wien, und meines Wissens hat Kislinger die reichen Schätze an oberösterreichischer Volkskunst in unserem Wiener Museum niemals gesehen.

Derartige kleine Schwarzweißbilder, die nicht recht zueinander passen, hätten eine andere Verwertung erfordert. Es ist sehr schade, daß man nicht versucht hat, mit behutsamer Hand diese Bilder so zu zerlegen, daß Einzelvignetten daraus entstanden wären, wobei die Größenverhältnisse noch in bessere Relationen zu bringen gewesen wären. So aber: Ein Bild wie Abb. 86 „Herdgeräte“ sollte doch heute nicht mehr möglich sein.

Dem großen Aufwand an Bildern steht auch viel Text gegenüber. Davon ist zunächst die Einbegleitung von Franz Lipp von nennen, die einen sehr geglückten Abriß der oberösterreichischen Volkskunstforschung, ihrer Geschichte und ihrer Eigenart darstellt. Was das Forschungsgeschichtliche betrifft, so möchte ich nicht verschweigen, daß ich im Gegensatz zu Lipp die Leistung v. Preens bedeutend höher einschätze, als die Kislingers (S. 9). v. Preen, von dem hier gesagt wird, das Volkstum sei für ihn „irgendwie doch noch wertvolle Rarität und Kuriosität“ gewesen, war einer der Begründer der neueren Volkskunstforschung überhaupt, ein Sammler von hohen Graden, wie die Museen von Berlin, Linz, Wien und Braunau bezeugen können. Ein halbes Jahrhundert nach v. Preen war es nicht mehr so schwer, die von ihm entdeckten Bereiche der Volkskunst nun wieder zu begehen. Aber sonst, wie gesagt, ist Lipps Darstellung sehr einleuchtend, auch ihre Ausblicke auf eine kommende Volkskunstgeographie erweisen Lipp als im Zentrum der Forschung stehend; hoffentlich wird er seine eigenen dahinzielenden Forschungen, besonders zur oberösterreichischen Möbelmalerei, auch bald gesondert vorlegen.

Der eigentliche Text des Buches, der Kommentar zu den Bildern sozusagen, stammt von dem volkskundlich begeisterten Kunsthistoriker Otfried Kastner, und Helene Grönn hat mit Methodik und Genauigkeit zu seiner Gestaltung viel beigetragen. Wir werden mit den Gegenständen von Kislingers Bildern vertraut gemacht. Mit den Bauernhäusern und ihren Nebengebäuden; mit den bäuerlichen Innenräumen; mit deren Möbeln, für die hier vor allem auf Grund der bayerischen Möbelforschung und der Vorarbeiten Lipps erste Gruppierungen versucht werden; mit Hausrat und Gerät, wobei dem eigentlichen Arbeitsgerät noch wenig Raum gegeben wird, Kislinger hat kein rechtes Auge für die reine Form, für die Gerätegestalt, sondern eher für das Dekor, für das ornamental oder figürlich ausgezierte Werk; dann mit der Tracht, die freilich nur ganz kurz, eben nach den Dekorationsmotiven, behandelt wird; mit dem Brauchtum, wobei das Jahresbrauchtum um Geburt, Hochzeit und Tod, und die Volksfrömmigkeit voneinander getrennt werden. Für letztere fällt ziemlich viel ab, auch Amulette, Breverln und Votive. Sogar Eisenopfer aus der Sammlung Dusch in Ischl kommen vor (Abb. 150), die freilich aus der Gosau stammen und eigentlich salzburgischer Herkunft sein dürften. Aber so ähnlich steht es ja öfter. Unter den Geräten finden wir beispielsweise eine Reihe von Wetzsteinkumpfen aus der Spiegelsammlung in Engleithen (Abb. 97): da ist wohl kein einziges oberösterreichisches Stück darunter, wohl aber einige südtirolische, vielleicht auch schweizerische. Man muß in solchen Fällen an einen Satz in der Einleitung Lipps zurückdenken: „Das Werk verzichtet auf den Anspruch, eine systematische Darstellung der Volkskunst Oberösterreichs zu sein“ (S. 19). Immerhin hätte der Benützer doch einen gewissen Anspruch darauf, wenigstens ein typenmäßig gegliedertes Material vorgesetzt zu bekommen. Es gibt in Oberösterreich ganz bestimmte Wetzsteinkumpfformengruppen, von denen manche, beispielsweise die des Pyhrnbahngebietes, auch volkskünstlerisch ausgezeichnet sind. Das müßte hier also hervortreten, wogegen Stücke, die dem Land und seinem Geräte-typenschatz gar nicht angehören, eben nicht aufzunehmen waren.

Der Text samt den Anmerkungen, durch die Helene Grönn die Ausführungen Kastners zu stützen und zu klären versucht hat, kann also auf all jenen langen Strecken nicht viel bieten, auf denen eben noch wenig systematisch gearbeitet worden ist. Kastner erweist sich

hier wie in manchen anderen Arbeiten als großzügig, er ist ein geschickter Formulierer, der schwierige Sachverhalte mit einem gewissen Schwung darzustellen weiß. Freilich branden seine Sätze oft sehr hoch, und auf den Schaumkronen dieser Wortwellen tanzen dann seltsame Mitteilungen, wie (S. 165) „In der Gotik sind die Tiere massiv“, was man ja nicht außerhalb des Kapitelzusammenhanges zitieren dürfte; oder (S. 95) „die Wallfahrten zu den 400 Müttern an rund 350 Kultstätten des Landes“, unter denen man sich offenbar vierhundert Marien-Gnadenbilder vorstellen muß. Manchmal handelt es sich dann nicht mehr um Stilblüten, sondern um Irrtümer, wie (S. 108): „Eine Jungfrau in ihrer Hochzeitstracht steht neben dem Hirsch mit der Rübe, dem Zeichen für Fruchtbarkeit“, mit der zweifellos um einen Ton zu hoch gestimmten Fortsetzung: „Wohin wir blicken: Aussagen, in denen das Ewige transparent wird!“ Dabei ist der Hirsch mit der Rübe im Maul niemals das Zeichen der Fruchtbarkeit, über diese komplizierte Heraldik auf Grund der Sage von der lebenspendenden Wurzel hätte man sich doch leicht besser orientieren können. Ein wunderlicher Fall scheint mir die „Schielbrille“ aus der Spiegelsammlung, eine Messingspange von 1794, in deren beiden Spitzovalfeldern man mit einigem Bemühen je ein kleines Loch entdeckt (Abb. 117). Der Text (S. 150) sagt, anscheinend etwas verlegen, dazu: „Gegen besondere Gebrechen, wie Schielen, versuchte man mit primitiven Mitteln anzukämpfen. Die Schielbrille, aus Messing gearbeitet, spricht für dieses Bemühen. Das Stück von 1794 ist im damaligen Zeitempfinden gestaltet.“ Jeder Kenner süddeutscher Volkskunst ersieht aber zunächst und sogleich, daß es sich um eine jener Messingspangen handelt, die vor allem in Bayern und Oberösterreich als Busentuchnadeln getragen wurden. Es waren Minnegaben, die entsprechende Zeichen trugen: Die „Schielbrille“ zeigt im rechten Feld mit aller wünschenswerten Deutlichkeit das Liebespaar, das sich ein „treues Herz“ (Herzschild mit eingeschriebener 5) reicht. Die Löcher sind zweifellos sekundär, und die ganze Deutung wurde dem stets auf solche aparte Auslegungen erpichten Sammler in der Engleithen offenbar erzählt, — wenn man es milde ausdrücken will. Diese „Schielbrille“ scheint mir ein volkskundliches Gegenstück zu dem journalistischen „Grubenhund“ zu sein. Hoffentlich wird sie nicht so populär wie jener.

Es paßt zu solchen Beobachtungen, daß der Text an manchen Stellen sprachlich nicht korrekt erscheint, daß viele mundartliche Formen stehengeblieben sind (auffällig viele falsche Plural -n), und daß auch so manche Zitate unvollständig blieben. In allen diesen Belangen ist das Buch nicht ausgereift, weil es auch von vornherein nicht einheitlich herangewachsen war.

Aber diese Bemerkungen sollen uns doch die Freude an der großen Stoffdarbietung nicht nehmen. Es bleibt für schaufreudige Menschen viel Gutes übrig. Oberösterreich hat hier einen wichtigen Markstein auf dem Wege seiner Volkskunsthforschung bekommen. Man mag das Werk mit dem schönen Bilderatlas vom Land ob der Enns vergleichen, den Franz Lipp vor einigen Jahren (Salzburg 1950) herausgebracht hat, und der in seiner Eigenart ebenfalls anregend wirken mußte. Man hat ja auch diesem Kislinger-Buch eine Orientierungsskizze über das Land ob der Enns beigegeben. Auch das „Bildsachregister“ trägt zur Aufschließung des reichen Inhaltes entschieden bei. Gerade solche sachliche Beiträge bezeugen aber vielleicht am besten, daß man sich doch bewußt sein mag, der weitere Weg auch der oberösterreichischen Volkskunsthforschung werde vielleicht weniger auf der

Linie solcher aufwendiger Darstellungen liegen, als auf jener der kritischen Untersuchungen, welche für alle die hier gebotene Anschauung mit der Zeit erst das notwendige Gerüst einer systematischen Vorstellung liefern werden .  
Leopold Schmidt

**Das Lieferinger Heimatbuch.** Herausgegeben vom Kuratorium der Peter-Pfenninger-Schenkung Liefering. 180 Seiten, mit mehreren Photographien und zahlreichen Strichzeichnungen im Text. Salzburg 1957, Verlag Dr. Erich Griefenböck.

Der nicht allzu häufige Fall eines sehr guten Heimatbuches mit wichtigen volkskundlichen Beiträgen. Die kleine salzburgische Fischer-gemeinde, heute zur Stadt Salzburg gehörig, hat sich hier ein schönes literarisches Denkmal gesetzt, im Gedenken an den wackeren letzten Fischerinnungsmeister Peter Pfenninger, der 1882 starb und sein ganz stattliches Vermögen der Gemeinde vermachte. Das Heimatbuch enthält in erster Linie historische Beiträge (Martin Hell: Liefering in vor- und frühgeschichtlicher Zeit; Herbert Klein: Mittelalter und Neuzeit) sowie die dazupassenden lokalhistorischen Ergänzungen (Franz Hlawna: Vom Fischerdorf zur Stadt-Eingemeindung; P. R. Besel: Die Pfarrkirche Liefering). Besonders wichtig und sehr sachkundig der Beitrag von Kurt Conrad über Flur, Dorf und Haus in Liefering, mit zahlreichen schönen Federzeichnungen. Conrad kann in Liefering Spuren des Rauchhauses feststellen, die also dem heute denkmalgeschützten Objekt im nahen Siezenheim entsprechen. Die alte Fischer-gemeinde hat selbstverständlich auch mehrere Fischereibeiträge in ihr Heimatbuch aufgenommen, und zwar von dem bereits 1945 verstorbenen Hans Freundlisperger (Die Lieferinger Fischer), mit Fischereiordnung von 1658 und Fischerei-Bruderschaftsbrief von 1672. Geräte-kundlich wichtig die Aufzählung der Fischereibehelfe (mit instruktiven Zeichnungen) und dem Totenlied für Peter Pfenninger (S. 137 f.), das der Lieferinger Bauernknecht Michael Kraxenöster dichtete. H. Wickingen berichtet über die Fischerfamilie Pfenninger und Kuno Brandauer beschäftigt sich mit der „Fischer-Livrey und sonstigen Rechten“, besonders trachtenkundlich (wieder mit Federzeichnungen nach alten Bildern). Das „Lieferinger Fischerlied“, eine Vierzeilerfolge, ist der Salzburger Volksliedersammlung von V. M. Süß entnommen.  
Leopold Schmidt

**Matthias Mayer, Der Tiroler Anteil des Erzbistums Salzburg. Bd. 5:** Kirchdorf-Waidring-Kössen und Schwendt, kirchen- und kunstgeschichtlich. XIII und 265 Seiten, 32 Abb. und 1 Karte. Going in Tirol, 1956. Selbstverlag des Verfassers.

Wir haben schon mehrfach auf diese verdienstvolle Topographie von Nordosttirol hingewiesen. 1953 ist, was den Überblick ja etwas erschwert, der Bd. 8 erschienen (Die Schranne Langkampfen, Angath, Langkampfen, Zell bei Kufstein, Thiersee, Landl), und zwar im Verlag Wagner, Innsbruck (= Schlern-Schriften, Bd. 109). Der neueste Band trägt Nummer 5, und ist wieder, wie viele seiner Vorgänger, im Selbstverlag des heuer fünfundsechzigjährigen Verfassers erschienen. Wie alle Bände Mayers ist auch dieser sehr nützlich, die archivalischen Notizen zum religiösen Leben, die kunsttopographischen Mitteilungen zu den Kirchen und Kapellen, beispielsweise zur Wallfahrt Klobenstein, bieten wertvollen Stoff auch der volkskundlichen Betrachtung. Man möchte wünschen, daß dieses eigenwüchsige Werk von seinem energischen Verfasser noch soweit wie nur möglich gefördert werden könnte.  
Leopold Schmidt

Der fleißige Zillertaler Lehrer Hupfauf legt hier Materialien zur Volksmedizin vor, wie sie heute noch in seiner Gegend geübt wird. Er berichtet über alte Wunderdoktoren nach Erzählungen, vom Kiendler in Schwendau sind ihm Rezepte bekanntgeworden, die er abdruckt. Das Vertrauen der Bauern zu diesen „Anhöbern“, wie man im Zillertal die Wender nennt, kommt drastisch zur Geltung. Wenige Worte über Amulette zeigen, daß davon kaum mehr etwas bekannt ist; mehr schon von Segentexten, die auch bei den Mitteilungen über die Blutstillung angeführt werden. Einige Haus- und Sympthiemittel für Mensch und Vieh sind ohne ersichtliche Ordnung aufgezählt. Einige kurze Bemerkungen zum Volksglauben im allgemeinen, das heißt wieder über Sympathie-, Schutz- und Abwehrmittel usw. (zum Teil Jahresglaube, Glücks- und Unglücksregeln) schließen das Heft.

Die Aufzählung hat wohl schon gezeigt, daß ich eine derartige Sammlung für kein Buch halte. Das wäre Stoff für einen größeren Beitrag in einer Heimatzeitschrift gewesen. Und dort hätte sich ein verantwortlicher Redakteur gefunden, der den wackeren Sammler darauf hingewiesen hätte, daß über Volksmedizin schon sehr viel gearbeitet wurde; daß es über jedes der angeschnittenen Themen, über die Amulette, die Segen, die Heilmittel wichtige landschaftliche Sammlungen und Spezialarbeiten gibt. Das hätte den Sammler methodisch angeregt, er hätte ganz anders sammeln und eventuell später auch darstellen können. So wird uns hier eine laienhafte Aufschreibung geboten, in der Universitätsstadt Innsbruck verlegt, in der umfassenden Sammlung der Schlern-Schriften herausgegeben, und kein Berater, sei es von seiten der Herausgabe, sei es von Instituts- oder Museumsseite wurde herangezogen, niemand hat nur den geringsten Versuch gemacht, diesen „Beitrag zur Volkskunde“ (so schreibt Hupfauf S. 5) tatsächlich im Sinn der Geltung der Volkskunde einzurichten. Ähnliche Merkwürdigkeiten waren in den letzten Jahren schon bei einigen Bänden der Schlern-Schriften zu bemerken. Es muß einmal gesagt werden, daß durch derartige Ausgaben das Ansehen des Faches leidet und daß wir zu keiner Erziehung unserer Sammler kommen. Die Zeit solcher laienhaften Veröffentlichungen ist aber schon lange vorüber. Herausgeber und Verlag mögen bedenken, daß Österreich drei Universitäten besitzt, daß an jeder von ihnen Volkskunde gelehrt wird, daß man in jedem Institut und auch in jedem einschlägigen Museum gern bereit wäre, in solchen Fällen mit Rat und Tat zu helfen. Wenn man diese für jede Wissenschaft selbstverständlichen Wege der Veröffentlichungsberatung im Falle der Volkskunde umgeht, dann schadet man dem Fach ebensoviel wie dem Verfasser und seinen Helfern. Das sind Rückfälle in eine laienhafte Frühzeit der Sammlung, die wir uns nicht leisten können, die letztenendes dem Ansehen nicht nur des Faches, sondern auch des Landes schaden.

Nochmals: Wir bezweifeln nicht den guten Willen aller Beteiligten. Aber ohne fachliche Einsicht ist der beste Wille vertan! Um heim Thema dieses Büchleins zu bleiben: Das ist nicht Volksmedizin, sondern Kurpfuscherei.

Leopold Schmidt

**Am Quell der Muttersprache.** Österreichische Mundartdichtung der Gegenwart. Hg. von Johannes Hauer. Graz-Wien 1955. — 80, 555 Seiten.

Die Anthologie enthält Proben von über 150 lebenden und etlichen seit 1950 verstorbenen Mundartdichtern. Das umfangreiche Buch gibt Einblick in die Beherrschung der Dialekte (die allerdings des öfteren zu wünschen übrig läßt) durch die jetzige Generation. — Für die Volkskunde sind bemerkenswert jene Gedichte, die sich mit Stube, Haus, Hof, Keller und Hausgarten (Anna Wieder, Bgld, Maria Rainer, Kä), mit Jahres- und Lebensbrauch, wie Erntedank (Roth, Bgld), Pfeiferlschneiden (Zartl, NO), Vorziehen (Pfeifer, NO), Stadlhenn (Günther, OO), Totenwacht (Reinthal, OO), Malbaumsetzen (Holler, Stmk), u. a. befassen. Auch unter den Prosaschilderungen findet sich Treffliches, wie „Kirto-Strudel“ (Löschnauer), „Da Sengstwoaf-Vinzenz dazählt“ (Neubauer), „Die letzte Hex“ (Suchard) aus dem Burgenland; Eierschießen (Prasch), Weihnachten (Türk), aus Kärnten; „Von den alten Zeiten“ (Koppensteiner), Franzosenzeit (Reinberger), aus Niederösterreich; Der „Schochna-Zwiederling“ (Weisse) aus Steiermark.

Karl M. Klier

**Lebendige Heimat,** Kleinbudreihe österr. Mundartdichtung. Hg. von Johannes Hauer. — Graz-Wien 1955 f.

1. Therese Harlacher, Unter'm Herrgottswinkel. Gedichte in steirischer Mundart. — Darin S. 16—20: Wia's ban Dreikinisingen hergangen is. S. 33—36: D'Wallfahrerrast. S. 49—51: Der alte Tisch — ansprechende Bilder aus dem Leben.
2. Franz Stimpfl, Auf'n Hadrachberg. Gedichte in Kärntner Mundart. — Ineinander greifen Schilderungen aus dem Bauernjahr und dem Lebenslauf.
3. Josef Berghofer, Hoadbliab. Bauernjahr in burgenländischer Mundart.
4. Franz X. Blasl, Unsere kloan liabm Viecherl im Joahrlauf. Gedichte in oberösterreichischer Mundart. — Geschlossene Darstellung, nach den Monaten geordnet. Ein origineller Gedanke!
5. Martha Wölger, In da Oansicht. Gedichte in steirischer Mundart. Drei Abschnitte: In da Oansicht. Die heiligen Zeiten. Da Freingrabn (bei Mariazell, ihrer Heimat).
6. Karl Hobl, Für meine Landsleut. Gedichte in oberösterreichischer Mundart. Erstes und Heiteres — diese zweite Gruppe bringt „Vortragsnummern“, die jeweils auf eine Schlußpointe hinsteuern.
7. Franz X. Blasl, D'Liab. Vom Kirtatanz zum Traualtar. Gedichtzyklus in oberösterreichischer Mundart. — Ein Priester will hier in Gestalt der Mundartdichtung auf die Moral der ländlichen Jugend einwirken.
8. Franz Stimpfl, Dö Archnerleut. A Karntnar Bergalöbm (Bauernleben in den Kärntner Bergen). Gut beobachtete Gestalten!
9. Malachias Birklbauer, Da Seppl hat gsagt . . . Gedichte in oberösterreichischer Mundart. — Wohlwollende Exegese eines Priesters, dem Dorfkind Seppl in den Mund gelegt.

Karl M. Klier

Kurt Ranke, *Schleswig-Holsteinische Volksmärchen* (ATH 300—402). Aus den Sammlungen der Kieler Universitätsbibliothek, der Schleswig-Holsteinischen Landesbibliothek und des germanistischen Seminars der Universität Kiel herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. (= Veröffentlichungen der Schleswig-Holsteinischen Universitäts-gesellschaft, N. F. Nr. 14) Bd. I. Kiel 1955. 360 Seiten. Verlag Ferdinand Hirt. DM 25,70.

Ein für die interne Erzählforschung im Sinne von Walter Anderson wichtiges Buch. Die Märchen der Landschaft sind seit Müllenhoff, besonders aber seit Wilhelm Wissner sehr gut bekannt. Was die Nachlässe der Sammler, besonders also Wissner und G. A. Meyer in den im Untertitel angegebenen Bibliotheken noch bargen, das Variantenmaterial vor allem, das hat nun Ranke vergleichend herausgegeben, und den Kommentaren in erster Linie die Notizen über jene Märchenaufzeichnungen beigegeben, die nach Bolte-Polivkas Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm erschienen sind. Für eine stattliche Zahl von Märchen im eigentlichen Sinn wird hier also ein vorzügliches Nachschlagewerk geboten. Ranke folgt zwar weitgehend der „Finnischen Schule“ und ist mit den Typenkatalogen Aarnes und Thompsons vertraut wie wenige Kollegen. Er geht aber auch auf die Forderungen der „Erzählerforschung“ Gottfried Henßens ein und hat sich um die von den Sammlern einstmals interviewten Erzähler bemüht, ein eigenes Verzeichnis weist auch auf sie hin. Die schwer lesbaren plattdeutschen Texte sind durch ein Wortverzeichnis erschlossen.

Ein II. Band, der 1957 erschienen ist, wurde uns nicht zur Besprechung geliefert. Leopold Schmidt

Bruno Schier, *Die Kunstblume von der Antike bis zur Gegenwart*. Geschichte und Eigenart eines volkstümlichen Kunstgewerbes. Mit einem Liederanhang von Josefa Elstner-Oertel. (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 11) 208 Seiten, 6 Bildtafeln. Berlin 1957, Akademie-Verlag.

Ein Buch über die mitteldeutsche Kunstblumenerzeugung wird man nicht ohne weiteres in einer heute bereits prominenten Reihe der Volkskunde suchen. Aber es stammt von einem der bedeutendsten lebenden Vertreter unseres Faches und verdient daher auf jeden Fall Beachtung. Schier ist in seiner sudetendeutschen Heimat auf das Phänomen der hausindustriellen Kunstblumenherstellung aufmerksam geworden und hat sich dann besonders der Geschichte der Kunstblumen-erzeugung zugewandt, wobei er Beachtliches über sie in der Antike zusammenstellt und große Überblicke über die weitere Entfaltung in Italien, Frankreich und Deutschland gibt. Die unerhörte Blüte dieses Kunstgewerbes im französischen Rokoko kommt schön zur Geltung, der Kostümhistoriker ist dankbar für diese Hinweise und die schönen farbigen Bildbeigaben. Auch das Wiener Biedermeier kommt nicht zu kurz. Österreich hat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ja geradezu eine Schlüsselstellung inne, da es einerseits über die Kunstblumen-macher im lombardo-venetianischen Königreich verfügt, andererseits über deren immer mehr zur Geltung gelangenden Konkurrenten in Nordböhmen. Die deutschböhmisches Blumenmacher haben dieses Haus-gewerbe auch nach Sachsen verpflanzt, sie haben die Grundlage für die späterhin blühende Sebnitzer Industrie gelegt. Sie haben aber merk-

würdigerweise sogar die Erzeugung in Walldürn im Odenwald angeregt. Man denkt unwillkürlich an die Ansiedlung der Sudetendeutschen hundert Jahre später, die, nun freilich in viel größerer Zahl, in die Fußstapfen der deutschböhmisches Blumenmacher treten mußten. Armut und Not sind damals wie später am Anfang gestanden. Schiers Mitteilungen über die Anfendungen der „böhmischen Blumenmacher“ gehören zur Volkscharakterkunde.

Im zweiten Hauptteil schildert Schier ausführlich die Eigenart der deutschen Kunstblumenerzeugung, vor allem die Abhängigkeit dieser Hausindustrie von der Mode, dann die Herstellungsverfahren, die Standorte, Betriebsgrößen usw. dieser Kleinindustrie, und besonders die Heimarbeit. In diesem wichtigen Abschnitt erfahren wir viel von den Vor- und Nachteilen der Heimarbeit, vom Anteil der Frauen, der Alten und der Kinder daran, und selbstverständlich von den Sozialverhältnissen, nicht zuletzt von der Entlohnung, die meist dürftig genug war. Von diesem Kapitel hätte man sich wohl mehr erwartet, hier hätte die volkskundliche Auswertung einsetzen müssen. Eigentlich bereichert uns auf diesem Gebiet eher der Anhang der „Blümelieder“, die von Josefa Elstner-Oertel bis zum zweiten Weltkrieg in Neustadt in Sachsen gesammelt wurden. Die Sammlung ist gegliedert in Lieder örtlichen Charakters (von Heimatdichtern stammend), Balladen aus dem gesamtdeutschen Liederschatz, und Liebeslieder und erbauliche Gesänge. Schier hat die 56 Lieder ausgewählt und mit Anmerkungen und Liedverzeichnis versehen, so daß eine sehr brauchbare Ausgabe entstanden ist; die Sammlung selbst umfaßt etwa ein halbes Tausend Lieder.

Wir haben in diesem letzten Abschnitt also eine Art von Gegenstück zu der Sammlung von Liedern der Zigarrenarbeiter in Nordravsberg vor uns, wie sie Gustav Hagemann vor einem Vierteljahrhundert vorgelegt hat (Hagemann, Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Nordravsberg = Veröffentlichungen der Volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für Westfälische Landes- und Volkskunde, I/2, Münster 1931). Was Hagemann damals über „Die Arbeitsgemeinschaft in der Zigarrenindustrie“ zu sagen hatte (S. 107 ff.), gab einen guten, volkskundlichen Einblick in diese Hausindustrie; er zeigte auch das Nebeneinander und Miteinander der Zigarrenarbeiter mit den bäuerlichen Menschen des Gebietes. Solche direkt volkskundliche Beobachtungen und Erhebungen hätte man sich wohl auch bei den Kunstblumenarbeitern erwartet. Schier hat den anderen Weg gewählt, der vielleicht für eine kultur- und wirtschaftsgeschichtlich interessierte Öffentlichkeit wichtiger erscheinen mag, aus der eigentlichen Volkskunde aber eher herausführt. Man könnte sich also vorstellen, daß spätere Arbeiten mehr örtlicher und landschaftlicher Art diese Seite wieder mehr zur Geltung bringen könnten. Leopold Schmidt

Karl Ewald Fritsch und Friedrich Sieber, **Bergmännische Trachten des 18. Jahrhunderts im Erzgebirge und im Mansfeldischen.** 79 Seiten und 31 Bildtafeln (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 12). Berlin 1957, Akademie-Verlag.

Die intensive mitteldeutsche Bergmannsvolkskunde hat hier ein ausgesprochen schönes und nützliches Buch geschaffen. Was hier als Bergmännische Tracht bezeichnet wird, steht mitten zwischen Tracht und Uniform. Dennoch ist diese Standeskleidung sowohl von der Trachtenkunde wie von der Kostümforschung bisher recht vernachlässigt



worden. Die Verfasser geben das von ihnen erschlossene reiche Quellenmaterial für das 18. Jahrhundert und schaffen so eine gediegene Grundlage für alle Studien, die sich künftighin mit der Geschichte der Bergmannskleidung vor und nach dem 18. Jahrhundert und nördlich und südlich von Sachsen beschäftigen wollen. In der gründlichen und kritischen Arbeit tritt zunächst die volksmäßige Betonung dieser Tracht zur Zeit Augusts des Starken hervor, dann wird die Aufzugstracht von 1719, zum „Saturnusfest“, ausführlich geschildert. Die vorzüglichen Bildbelege dazu sind in schönen Farbdrukken dargeboten. Das quellenmäßige Gegenstück dazu ist die Darstellung der „Paradetracht“ von 1768. Diese von den jeweiligen Bergbehörden angeordneten Prunktrachten waren uniformartige Überhöhungen der an sich vorhandenen Grundtypen, die aber gewissermaßen als Ideale weiterlebten. Zu den damit gegebenen Fragen lernt man aus dem Buch mit seinen sorgfältigen Nachweisen und Tafelerläuterungen sehr viel. Es bleibt nur zu hoffen, daß andere Bergwerksgebiete ihr entsprechendes Quellenmaterial ebenso einsichtig auswerten und vorlegen mögen.

Leopold Schmidt

**Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Akademie-Verlag.**

Von Zeit zu Zeit muß anscheinend die Volkskunde in Ostberlin an die Völkerkunde einen gewissen Tribut entrichten. Und zwar an eine Art von Völkerkunde, die man im sowjetrussischen Sinn als Ethnographie bezeichnen kann, eine Richtung der Materialsammlung und -sichtung positivistischer Art, die uns methodisch um Jahrzehnte verspätet erscheint. Da ergibt sich also ein merkwürdiger Gegensatz zu der Volkskunde deutscher Prägung, die sonst von dem Berliner Institut nachdrücklich gefördert wird. Wir können auf diese Bände der Instituts-Veröffentlichungen nur nebenbei eingehen, wollen aber wenigstens auf einige der in ihnen enthaltenen Abhandlungen hinweisen.

**Bd. 5: Völkerforschung.** Vorträge der Tagung für Völkerkunde an der Humboldt-Universität Berlin vom 25.—27. April 1952. Berlin 1954. 200 Seiten.

Der Band bringt unter den rein völkerkundlichen Vorträgen auch einige, die der europäischen Volkskunde angehören. So von dem Spezialisten der Schäfervolkskunde Wolfgang Jacobeit „Transhumanz und Wanderschäferei“, von dem Sorbenforscher Paul Nedo „Geschichte und Grundlagen der sorbischen volkskundlichen Forschung“, vom Direktor des Institutes Wolfgang Steinitz „Die Erforschung der deutschen Volksdichtung“ und von Ingeborg Weber-Kellermann, „Die Bedeutung des Formelhaften im volkskundlichen Denken“. Interessant auch die Überlegungen von Ferdinand Hestermann „Primitiv in Sprachen und Völkerkunde“. Für die Ausrichtung des Bandes bleibt ein Satz aus dem Vorwort von Steinitz bemerkenswert: „Die geringe Zahl der Beiträge aus dem Gebiet der deutschen Volkskunde spiegelt die Lage in dieser Wissenschaft Anfang 1952 wieder.“ Die Lage in Deutschland östlich der Elbe, wollen wir hinzufügen. Somit hätte der Band also fast schon wissenschaftsgeschichtlichen Charakter.

**Bd. 13: Agrarethnographie.** Vorträge der Berliner Tagung vom 29. September bis 1. Oktober 1955. Berlin 1957. 248 Seiten.

Diese Spezialtagung folgte auf die Kopenhagener Pflugforschungskonferenz von 1954 und setzte deren Erörterungen vielfach fort. Im

Gegensatz zum Band „Völkerforschung“ war 1955 auch in Berlin die europäische Forschung schon stark vertreten, die völkerkundlichen Beiträge wirken mehr als Anhängsel. Freilich läßt die Mischung die geistige Uneinheitlichkeit der Tagung deutlich erkennen. Der Band, von Paul Leser eingeleitet, bringt wertvolle Beiträge zur volkskundlichen Ergologie, und nach ihrer engeren fachlichen Beziehungen wollen wir sie hier aufzählen. Zunächst also die deutschen: Peesch berichtet über „Agrarethnographische Themen im Atlas der deutschen Volkskunde“; es ist ungefähr der gleiche Ertrag, den schon 1934 Herbert Schlenger dartun konnte (Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. III/IV, S. 348 ff.), im Grunde also eigentlich wenig. Zwei kleinere Beiträge behandeln Randgebiete des Tagungsthemas, nämlich Dieter Berger „Zur Geschichte der Butterbereitung im Rheinland“ und Wolfgang Jacobeit „Hirt und Schäfer“. Berger arbeitet ganz im Sinn der mundartgeographischen Bonner Schule die Verbreitung von Stoß- und Drehbutterfaß heraus. Jacobeit verdeutlicht die Sonderstellung des Schäfers unter den Hirten, mit aufschlußreichen Beobachtungen u. a. über die Benützung der gemeindeeigenen Hirtenhäuser. An nordischen Beiträgen sind die Arbeiten von Holger Rasmussen „Der pfluglose Feldbau auf den Färöer“ und von Nülo Valonen „Die Erforschung des ältesten Landbaues in Finnland“ hervorzuheben. Valonen gibt einen gründlichen Überblick über die sehr bedeutende Forschungsgeschichte der Sachkunde in Finnland, mit ausgezeichneter Kenntnis der Museen und gebührender Betonung der anregenden Wirkung Kustaa Vilkinas.

Die Forscher aus den slawischen Ländern haben forschungsgeschichtliche Übersichten zur Verfügung gestellt, die man schon um ihres Vorliegens in deutscher Sprache sehr schätzen wird. Die oftmals sehr umfangreiche Literatur über diese Gegenstände in Osteuropa läßt sich ja sonst kaum überblicken. Sehr umfassend davon die Arbeit von S. A. Tokarev „Die Erforschung der Geschichte des Bodenbaues in der Sowjetunion, 1945—1955“. Außer den ethnographischen Arbeiten werden auch die archäologischen berücksichtigt. Jozef Gajek berichtet über „Die Erforschung der Ackerbaugeräte im Zusammenhang mit dem polnischen ethnographischen Atlas“, sehr straff und organisationsfreudig. In Polen ist man offenbar bemüht, die forschungsgeschichtlichen Zusammenhänge seit Moszynski und Frankowski zu wahren, mit betont slawistischer Grundhaltung. Von den breitflächigen und tiefgehenden deutschen und österreichischen Einflüssen wird hier ebenso wenig gesprochen wie bei Jan Mjartan, der „Agrarethnographische Forschungen in der Slowakei“ behandelt. Es sei hier übrigens darauf hingewiesen, daß die seit 1953 erscheinende slowakische Volkskundezeitschrift „Slovensky Narodopis“ sich auch der ergologischen Themen annimmt, und seit einiger Zeit die meisten Aufsätze auch durch deutsche oder englische Auszüge zugänglich macht. Wie überall in slawischen Ländern gilt auch in der Slowakei der Pflug- und Arl-Forschung besonderes Interesse; man vergleiche den neuesten Aufsatz von Viera Urbancova über den zweiseitigen Pflug im Bezirk Gemer. Fast ganz der Pflugforschung ist selbstverständlich der „Bericht über die Erforschung der Geräte zur Bodenbearbeitung in Jugoslawien“ von Branimir Bratanić gewidmet.

Die noch von Heinz Kothe organisierte Tagung war eigentlich dem Spezialgebiet Kothes entsprechend weitgehend dem pfluglosen Feldbau gewidmet. Man erinnert sich seiner Arbeiten in den von ihm

geleiteten „Ethnologisch-Archäologischen Forschungen“, Berlin 1953—1954. Dieser Einstellung entsprach im nordischen Bereich die Arbeit von Rasmussen, für den Balkan kam ihr der Bericht von Christo Vakarlski „Überreste des pfluglosen Feldbaues bei den Bulgaren“ entgegen. Räumlich weiter hinaus greift die entsprechende Arbeit von G. Čitaja „Hackbau im westlichen Georgien“. In dieser Richtung liegen aber dann weiterhin völkerkundliche Arbeiten aus Afrika und Asien, so vor allem die umfangreiche Studie von Laszlo Vajda „Kulturelle Typen und ‚Hackbau‘ in Ostafrika“, und Rolf Herzog „Kritische Bemerkungen zur nordafrikanischen Pfluggrenze“. Weit über diesen Raum greift Hans Damm mit seinen Erhebungen über „Methoden des Feldbaues in Ozeanien“ hinaus. Im Gegensatz zu den afrikanistischen Studien sieht man hier, daß die Grenze des erträglichen Zusammenspannens von volkskundlichen und völkerkundlichen Themen überschritten ist.

Zwei indologische Arbeiten fallen weitgehend aus dem Schema: Joachim Heinrich „Zur Entwicklung der indischen Dorfgemeinschaft“ und Walter Ruben „Das indische Dorf in Sklavenhaltergesellschaft und Feudalismus“. Hier handelt es sich um marxistisch-soziologische Studien. Heidridhs Zitatensammlung aus Führer-Haimendorf, eingepreßt zwischen Marx- und Engels-Anführungen, hätte wohl in diese zum Teil recht bedeutende Vortragsreihe nicht aufgenommen werden dürfen.

Sieht man von derartigen politisch bedingten Fehlleistungen ab, so präsentiert sich der Band als eine ganz wertvolle Aufsatzsammlung, die verschiedene neue Kenntnisnahmen und Verbindungen ermöglicht. Freilich wird man dieser Gewinne nicht recht froh, weil man die Grundeinstellung dieser „Agrarethnographie“ nicht zu billigen vermag. Heinz Kothe, der Hauptvertreter dieser russisch orientierten Richtung ist wohl inzwischen aus dem Berliner Institut ausgeschieden, selbst sein Vortrag „Über den gegenwärtigen Stand der Agrarethnographie in Deutschland“ ist in dem Band nicht enthalten und soll an anderer Stelle erscheinen. Aber diese Volks- und Völkerkunde verbindende und gleichzeitig negligierende „Ethnographie“ geistert doch noch durch die Seiten dieses Bandes. Es ist eine Art von „Völkerkunde“, die sozusagen als Oberbegriff für die Einzelvolkskunden gedacht ist. Das geht vor allem aus den Begleitworten von Paul Leser hervor, der S. VI direkt schreibt: „Die ‚Volkskunde‘ ist nicht mehr ein abgesondertes Fach, sondern ist als Teil der allgemeinen Völkerkunde anerkannt.“ Erfreulicherweise fügt Leser gleich hinzu: „Nicht von allen, gewiß.“ Wir dürfen ruhig sagen: Von den deutschsprachigen Vertretern der Volkskunde wirklich nicht. Fast könnte man sagen: Im Gegenteil. Die Fächer Volkskunde und Völkerkunde haben sich seit mehr als siebenzig Jahren auseinanderentwickelt, der Prozeß ist auch auf den musealen und akademischen Gebieten so gut wie abgeschlossen, die Volkskunde ist überall bei uns selbständig und in der Vertretung zum Teil wesentlich stärker als die Völkerkunde. Sie ist unseres Erachtens auch geistig stärker. Man möchte manchmal meinen, auf der Seite der Völkerkunde, zumindest dieser „ethnographischen“ Völkerkunde, hat man die gesamte innere Entwicklung unseres Faches, habe man den ganzen Methodenkampf, die Auseinandersetzungen von Naumann und Spamer über Harmjanz und Stavenhagen bis zur jüngsten Gegenwart verschlafen. Auch einsichtige Bemühungen zum Problem wie die von Arthur Haberlandt „Volkskunde und Völkerkunde“ (Die deutsche Volkskunde, hg. Adolf Spamer, Bd. I, S. 42 ff.) sind übersehen worden. Es mag nicht

immer leicht sein, unseren prinzipiellen und methodischen Arbeiten nachzugehen. Aber es gibt immerhin Übersichten wie die von Herbert Freudenthal (Die Wissenschaftstheorie der deutschen Volkskunde. Hannover 1955). Ich sehe derzeit ein ähnliches Werk von Gerhard Lutz „Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme“ angekündigt (Erich Schmidt Verlag Berlin). Das wird also Studenten und Außenstehenden auch zugutekommen. Aber über das vorliegende Problem, die völlige Selbständigkeit der Volkskunde von ihrer Betrachtungsweise her, sind wir uns doch lange schon einig. Zumindest meine „Volkskunde als Geisteswissenschaft“ (Wien 1948) ist eigentlich doch weithin geläufig geworden, die dort vorgetragene Definition hat sich allenthalben durchgesetzt, wie in den letzten Jahren beispielsweise Arbeiten von Josef Dünninger, Mathilde Hain, Rudolf Kriss u. a. zeigen. Damit hätte man sich also längst beschäftigen können. Aber in Ostberlin glaubt man ab und zu noch daran festhalten zu können, daß die westliche Welt seit mehr als einem Jahrzehnt stillsteht, und daß man mit der Anerkennung der ethnographischen Leistungen in der Sowjetunion allein sein Auslangen finden könne. Die dauernde wissenschaftliche Evolution, wie sie bei uns üblich ist, die Freude am weiterfördernden Gespräch auch über weltanschauliche Schranken hinweg ist dort offensichtlich zu kurz gekommen. Im Gegenteil, man läßt sich von dieser Art von Völkerkunde immer weiter bevormunden. Es kommen so seltsame Dinge wie die Expeditionen des Völkerkundemuseums in Leipzig im eigenen mitteleuropäischen Gebiet zustande. Man vergleiche beispielsweise die „Ethnographischen Notizen“ über „Eine altertümliche Bodenbearbeitungsmethode im Spreewald“ von Werner Hartwig (Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Bd. XV, 1956, S. 106 ff.). Da gehen Museumsleute, die völkerkundlich geschult sein sollen, in den Spreewald und zeichnen dort auf: Schlittschuhe, Giebelzeichen, bemalte Kleiderkasten, Spinnräder, Sichel usw., anscheinend so naiv, wie sie vermutlich sonst in der Südsee oder in Tibet aufzeichnen oder sammeln würden. Von irgendeiner Sammelanleitung, von einer methodischen Schulung keine Spur, mit dem ganzen Staunen des Intellektuellen, was es doch alles vor der eigenen Haustür gibt. Das Umgraben der Beete mit Spaten und Schaufel (es handelt sich um eisenbeschlagene Holzgeräte) wird als besonders altertümlich empfunden. Das gehört wohl auch zu den Nachwirkungen der Berliner Tagung mit dem heimlichen Thema des „pfluglosen Feldbaues“. Von einer deutschen Spatenforschung selbstverständlich keine Ahnung, von irgendeiner räumlichen Einordnung der Sammlungsergebnisse, wie sie in unserem volkskunde-kartographischen Zeitalter so selbstverständlich ist, keine Spur. Wir wollen ja hoffen, daß die Aufzeichnungen solcher „Ethnographen“ in ihrem eigenen, völkerkundlichen, Sammelgebieten nicht auch so aussehen. Zur Warnung sei hinzugesetzt: In der Volkskunde dürfen nicht einmal Seminarmitglieder in den ersten Semestern so arbeiten. Aber wir vermitteln ihnen freilich von Anfang an einen festen methodischen Grund, und der scheint mir eben dort drüben zu fehlen.

Vielleicht ist es gut, daß anlässlich dieses Bandes einmal darüber gesprochen werden kann. Der Band selbst, besonders sein Geleitwort, erscheint bereits heute sehr veraltet. Den geistigen Grundlagen nach um Jahrzehnte, und sachlich mindestens um jenes gute Jahrzehnt, in dem in der Schweiz und in Österreich neue Sachvolkskunde betrieben wird.

Leopold Schmidt

Richard Wossidlo, **Mecklenburger erzählen**. Märchen, Schwänke und Schnurren aus der Sammlung Richard Wossidlos, herausgegeben und durch eigene Aufzeichnungen vermehrt von Gottfried Henßen. (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 15) 232 Seiten, mit 2 Bildtafeln und 1 Karte. Berlin 1957, Akademie-Verlag. DM 15,—.

Der große Sammler der mecklenburgischen Volksüberlieferungen Richard Wossidlo hat auch Märchen gesammelt, die jedoch Jahrzehnte hindurch unveröffentlicht geblieben sind. Wossidlo hielt die Herausgabe der Sagen für wichtiger, von denen er ja etwa 50.000 Nummern gesammelt hatte. Henßen hat das Märchenmaterial, das die Sammler Wossidlos, meist Lehrer, schon um 1890 aufgeschrieben hatten, noch zu Lebzeiten Wossidlos durchgemustert und zunächst für das Zentralarchiv der deutschen Volkserzählung kopiert. Nun hat er diesen beträchtlichen Schatz, um eigene Aufzeichnungen vermehrt, herausgegeben. Wichtig schon die Einleitung, die nach Tunlichkeit über die Erzähler berichtet, unter denen Leute mit seemännischer Vergangenheit auffallen. Unter den Märchen finden sich denn auch Motivgeschichten mit schwedischem und irischem Einschlag. Die 134 Erzählungen sind in Ursprungssagen und Tiergeschichten, eigentliche Zaubermärchen, Schwankmärchen, Schwänke und Schnurren sowie Sagen und Legenden gegliedert. Henßen hat Wert darauf gelegt, die Vielseitigkeit der Sammlung vorzuführen, die reichhaltigen Anmerkungen zeigen, zu wievielen Motiven in Aarne-Thompsons Register es hier Belege gibt. Die Erzählungen sind im mecklenburgischen Plattdeutsch veröffentlicht, eine kurze „Wortlerläuterung“ hilft zum Verständnis.  
Leopold Schmidt

Joseph Staber, **Volksfrömmigkeit und Wallfahrtswesen des Spätmittelalters im Bistum Freising**. Höhenkirchen bei München, 1955, Alexander von Humboldt-Verlag. 102 Seiten.

Die intensive Wallfahrtsforschung in Bayern hat nun auch die Kirchengeschichte auf den Plan gerufen. Zunächst hat sich die theologisch orientierte Forschung freilich etwas abweisend verhalten. Der streitbare Benediktiner von St. Bonifaz, P. Romuald Bauerreiß, ist in seiner fünfbändigen „Kirchengeschichte Bayerns“ mehrfach recht ungnädig auf „die sogenannte Volkskunde“ zu sprechen gekommen. Die hier vorliegende Münchner theologische Dissertation ist wesentlich höflicher. Staber behandelt seinen Stoff, den er durch zahlreiche handschriftliche Quellen erweitert hat, in zwei Hauptstücken: I. Liturgie und Heiligenverehrung im deutschen Volkstum der Vorreformationszeit, und II. Das Wallfahrtswesen des Spätmittelalters im Bistum Freising. Der erste Teil geht auf die religiöse Weihe der Wochentage, auf die Sonntagsheiligung, die Heiligenverehrung und das Kirchenjahr in Liturgie und Volksbrauch ein. Die verschiedenen Zeugnisse der privaten Frömmigkeit sind aufschlußreich. Aber auch die einsichtige Behandlung der überaus stark angewachsenen Heiligenverehrung bringt neue Ergebnisse, beispielsweise für die Leonhardsverehrung. Aus dem Wallfahrtsabschnitt erscheinen die Kapitel um den Freisinger Dom als Wallfahrtsort und um die Tumuluswallfahrten besonders beachtenswert. Das Problem „Christliche Wallfahrtsstätten als Fortführung germanischer Heiligtümer“ behandelt Staber viel behutsamer als Bauerreiß. Freilich ist Stabers religionsgeschichtliches Fundament nicht sehr tragfähig. Mit

einem Hinweis „Der eigentliche Baumkult gründet wahrscheinlich im Erdkult und ist die Verehrung einer Ausdrucksform der Erdgöttin“ (S. 52) kann man heute nicht mehr viel anfangen. Aber das Problem berührt ja die bayerischen Baum-Wallfahrten des 15. Jahrhunderts auch gar nicht, von denen man viel besser hätte ausgehen können. Das sind methodische Fehler, für die aber nicht der Theologe Staber, sondern die von ihm angeführten Vertreter der Volkskunde verantwortlich sind. Wertvoller, weil quellenmäßig wieder gut unterbaut, sind die Ausführungen über die Marienwallfahrten, über den „heiligen Ort“, dann über die Wunderaufzeichnungen an den Wallfahrtsorten; hier schließt Staber eine Betrachtung über „Die Psychologie der Wunderheilungen nach den Mirakelbüchern“ an, die ein weites medizingeschichtliches Feld nur eben berühren kann. Die Wallfahrtsgelübde, der Brauch der Inkubation und die Weihegaben sowie die Gelübdeformen werden in den nächsten kleinen Einzelkapiteln behandelt. Auch hier stehen psychologische Betrachtungen den volkskundlichen Erkenntnissen im Wege. Ich verstehe auch nicht, warum Staber Überlegungen darüber anstellt, ob man beim Huhnopfer von einem Identifikationsopfer sprechen könne, und dabei auf meine kleine Arbeit (Wiener ZV XXXVIII, 1955, S. 68 f.) verweist. Weder ich, noch sonst jemand haben doch das Huhnopfer zu den Identifikationsopfern gezählt. Es wäre auch hier besser gewesen, beim reinen Stoff zu bleiben, und zu den altbayerischen Belegen die gewaltige Zeugnismasse für Huhnopfer zu vergleichen, die Gustav G u g i t z bereitgestellt hat (Das Jahr und seine Feste im Volksbrauch Österreichs. Bd. I, 1949, S. 316 ff.) Insbesondere der Hinweis auf die Zinshühner wäre einer Darstellung mittelalterlichen Opferbrauches sehr zugute gekommen.

So zeigt diese sehr aner kennenswerte, fleißige Dissertation doch auch, daß man volkskundliche Stoffe vor allem mit dem Rüstzeug eben der Volkskunde behandeln muß. Mit der bloß stofflichen Annäherung ist es heute nicht mehr getan.

Leopold Schmidt

#### Medard Barth, St. Fridolin und sein Kult im alemannischen Raum.

Ein Versuch (Sonderdruck aus: Freiburger Diözesan-Archiv 1955.

III. Folge, VII. Bd., Der ganzen Reihe 75. Bd. S. 112—202). Mit 5 Abb.

Die elsässische Volkskunde wird auch heute, wie man mitunter meinen möchte, nicht nur in französischer Sprache betrieben und nicht nur von Paris aus geleitet. Besonders von kirchengeschichtlicher Seite tut man auch in deutscher Sprache etwas für sie, wie dies angesichts der bedeutenden Tradition gerade der religiösen Volkskunde im Elsaß begreiflich ist. So hat nun Medard Barth, der uns durch seine zweibändige Odilien-Monographie wohlbekannt ist (Die hl. Odilia, Schutzherrin des Elsaß. Ihr Kult in Volk und Kirche. Straßburg 1938) eine gediegene Arbeit über die Verehrung des hl. Fridolin vorgelegt, von der er ruhig sagen kann: „Das Elsaß ist dabei so behandelt, daß nennenswerte Ergänzungen kaum mehr möglich sind.“ (S. 112) Es ist erfreulich, daß eine solche tüchtige Arbeit von Freiburg aus betreut wird.

Barth setzt sich zunächst mit der Vita des Heiligen auseinander, wobei er die weitgehende historische Glaubwürdigkeit entgegen der kritischen Meinungen der älteren Historiker herausarbeitet. Wie bei allen diesen irroschottischen Missionaren ist der Wirklichkeitsgehalt ihrer Lebensbeschreibungen nicht mehr ganz zu erhellen. Aber Barths Art der Erläuterung über die Wege der durch Fridolin geförderten Verehrung des hl. Hilarius von Poitiers ergibt eine Menge wichtiger

Anhaltspunkte für die frühe Kultgeschichte des Elsaß und des weiteren alemannischen Raumes. Es handelt sich um Dinge, die auch uns im Osten des bayrischen Gebietes noch lebhaft interessieren, weil mit der Verehrung des hl. Hilarius auch die der hl. Radegundis vorangetragen wurde, die sich ja vielleicht schon in karolingischer Zeit an der österreicherisch-ungarischen Grenze eine eigene Kultlandschaft geschaffen hat. Ein ähnliches, wenn auch anders begründetes Verehrungsgebiet erwuchs dem hl. Fridolin rund um das Frauenkloster Sädingen.

Im II. Hauptabschnitt geht Barth dem Nachleben Fridolins in der kirchlichen wie in den volksmäßigen Formen vor allem am Oberrhein nach. Die Anreicherung seiner Legende und Ikonographie durch die Geschichte von der Erweckung des Knaben Ursus tritt besonders hervor. Das „dürre Kind“ wird, davon ausgehend, im Elsaß zum Hauptattribut des Heiligen, der deshalb dort direkt zum Kinderpatronat gelangte. Die lebhaftere Verehrung des Heiligen in den katholischen Kantonen der deutschen Schweiz wird besonders unterstrichen, wobei nicht nur die Kapellen und Bilddenkmäler, sondern auch die Volksbräuche zur Sprache kommen, vor allem die Fridolinsfeuer am 6. März im Kanton Glarus. Man kann sich heute darüber leicht orientieren, da der Termin auf die Karte „Feuerbräuche“ (II 186) des Atlas der Schweizerischen Volkskunde II. Teil, 3. Lieferung (bearbeitet von Elsbeth Liebl) aufgenommen ist. Besonders wichtig sind die Abschnitte über die Verbreitung des Fridolinskultes in der Neuzeit, die in ausführlichen „Regesten zur Kultgeschichte“ enden, landschaftlich geordneten Ortslisten also, u. zw. für Baden, Hohenzollern, Württemberg, anderen Teilen Deutschlands und Österreich, und schließlich Schweiz, Elsaß (mit 38 Orten), und Lothringen. Es wäre vielleicht richtig gewesen, in einer Übersicht zusammenzustellen, welche Orte davon ehemals vorderösterreichisch waren. Denn viele Fridolinsorte in Süddeutschland und der Schweiz standen noch bis 1804 in direktem politischen Zusammenhang mit Österreich, das ja zumindest seit der Reliquienübertragung durch Rudolf IV., den Stifter, in die Wiener Stephanskirche (1364) die Fridolinsverehrung förderte. Die Verehrung in Vorarlberg, auf die Barth S. 176 mit Lauterach eingeht, wäre noch ausführlicher zu behandeln. Besonders der Fridolinsstein zu Rankweil, ein roter Spurstein in der Fridolinkapelle der großen Marienwallfahrt, ist doch sehr bemerkenswert (vgl. Gustav Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. III. Tirol und Vorarlberg. Wien 1956. S. 217 f.).

Jedenfalls bezeugt die reichhaltige, nützliche Arbeit das Weiterwirken der religiösen Volkskunde im Elsaß und ihre Förderung von Freiburg aus, die sowohl dem Elsaß wie dem ganzen alemannischen Oberrhein-Gebiet zugutekommt und vielleicht auch einen gewissen Weiterwuchs eigener Prägung gestatten wird.

Leopold Schmidt

Rudolf Fitz, Alois Mitterwieser. Ein bayerischer Archivar, Geschichtsforscher und Volkskundler (Mitteilungen für die Archivpflege in Bayern, Bd. III, München 1957, Heft 5—4).

Die kurze Biographie und lange Bibliographie (485 Nummern) eines Mannes, von dem man bei seinen Lebzeiten (1876—1945) in der Volkskunde außerhalb Bayerns viel zu wenig gehört hat. Seine quellenmäßigen Abhandlungen über Genußmittel, Flachsbaum, Fischerei und Jagd, über die Schifffahrt auf bayerischen Flüssen, vor allem aber über Stoffe der historischen Brauchtumskunde Bayerns hätten längst viel

mehr bekannt sein müssen. Aus seinen Artikeln über die Martinsgans, über den Münchner Schäfflertanz, das Neujahrsanblasen, Wallfahrerschiffe, Weihnachtsskripen, Heilige Gräber, Lichtmeßkerzen, den Maibaum, Pfingstbräuche, Himmelfahrtsbrauch, Rachnächte, Allerseelenspenden, Sternsinger und Dutzende anderer Themen, die größtenteils in Lokalzeitschriften, Zeitungsbeilagen usw. erschienen sind, ließe sich heute noch ein stattlicher Auswahlband zusammenstellen, der die Bedeutung seiner archivalischen Funde für die Geschichte des Brauchtums dartun würde, und der zugleich ein Denkmal seiner unermüdlischen Arbeit für die Volkskunde wäre, die ihn außerhalb Münchens eben kaum gekannt hat. Der bayerischen Archivverwaltung muß man aber schon für dieses biobibliographische Denkmal Mitterwiesers sehr dankbar sein.

Leopold Schmidt

**Texte des späten Mittelalters.** Herausgegeben von Wolfgang Stammer und Ernst A. Philippsen. Berlin, Erich Schmidt Verlag.

**Heft 4: Höfische Tischzuchten.** Nach den Vorarbeiten von Arno Schirokauer herausgegeben von Thomas Perry Thornton. 1957. 76 Seiten. DM 5,80.

**Heft 5: Grobianische Tischzuchten.** Nach den Vorarbeiten von Arno Schirokauer herausgegeben von Thomas Perry Thornton. 1957. 72 Seiten. DM 5,80.

Die mittelalterlichen Vorschriften für das Benehmen bei Tisch stellen eine wichtige Quellengruppe zur historischen Volkskunde dar, es ist zu begrüßen, daß die Texte nunmehr gesammelt wieder greifbar vorliegen. Aber ich habe die Abhandlung von Moritz Geyer (Altdeutsche Tischzuchten. Abhandlung zu dem Osterprogramm des Herzog-Friedrichgymnasiums zu Altenburg. 1882) vor mir, aus der wir uns bisher über das Gebiet orientiert haben, und ich muß sagen, daß mir diese Arbeit lieb und wert war und ist. Sie brachte doch schon alle wichtigen Texte, und stellte außerdem die „Rossauer Tischzucht“ voran: Ein Wiener Text des 15. in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts, in der Bibliothek des Servitenklosters in der Wiener Rossau. Dieser und weitere Texte besagten, daß das späthöfische Österreich in dieser Hinsicht vorbildlich gewesen sein muß. Thornton zieht es vor, andere Texte, die freilich noch keine ausgearbeiteten Tischzuchten sind, voranzustellen. Das Gewicht Österreichs mit Thomasin von Zirclaere, mit dem Tannhäuser, mit Konrad von Haslau usw., deren Texte er alle bringt, übersieht er ganz. Aber ihm ist in erster Linie daran gelegen, den Abschnitt „De modo comedendi“ aus der „Disciplina clericalis“ des getauften spanischen Juden Petrus Alphonsus in den Vordergrund zu stellen. Von ihm sollen die nordischen Barbaren alle Tischzucht gelernt haben, denn, meint Thornton, „Für die alten Germanen war die Mahlzeit wahrscheinlich noch kein Mittel zur ästhetischen Erziehung“. Vielleicht könnte sich dieser amerikanische Germanist einmal bei seinen skandinavistischen Kollegen Rat holen, inwieweit sein Geschichtsbild veraltet und verzerrt ist.

Das zweite Heft, das die meist satirischen Tischzuchten des 15. und 16. Jahrhunderts enthält, ist ebenfalls ohne Geyers Vorarbeit nicht denkbar. Für Wittenweilers „Ring“ konnten die unvergleichlichen Arbeiten Edmund Wießners alles Notwendige geben. Die gesamte



geistige Einordnung der kleineren Denkmäler dieser Art ist von Paul Merker schon 1915 gegeben worden. Da ist also dem Herausgeber Thornton nicht viel Arbeit verblieben.

Die Gelegenheit sei benützt, um darauf hinzuweisen, daß in dieser Serie noch andere Texthefte erschienen sind, die volkskundlich wichtig erscheinen. Am ergiebigsten ist das Heft 1: Wahrsagetexte des Spätmittelalters, das Gerhard Eis herausgegeben hat. Auch die in Vorbereitung befindlichen Hefte werden für die historische Volkskunde von Bedeutung sein, weshalb der Serie guter Fortgang zu wünschen ist.

Leopold Schmidt

Günther Schiedlausky, Essen und Trinken. Tafelsitten bis zum Ausgang des Mittelalters (= Bilder aus deutscher Vergangenheit, herausgegeben vom Germanischen National-Museum Nürnberg, Bd. 4). 60 Seiten, 48 S. Abb. München 1956, Prestel Verlag.

Das Büchlein erscheint wie ein Illustrationsband zu den eben angezeigten Ausgaben der Altdeutschen Tischzuchten, der Text stützt sich auch mehrfach auf diese Quellen. Das Germanische National-Museum hat sich eine kleine Bücherreihe geschaffen, die ausgewählte Gegenstände aus seinem Bereich monographisch behandeln soll, und bei dem Reichtum des Nürnberger Museums an altem Tischgerät lag das Thema nahe. Die großartige Bebilderung (zu den 48 Bildseiten treten noch 4 schöne Farbtafeln und zahlreiche Holzschnitte und Kupferstiche im Text) gibt der Zusammenstellung geradezu Quellenwert. Der Text hält sich im wesentlichen an bekannte kulturgeschichtliche Darstellungen, wobei er sachlich und sprachlich mitunter etwas unsicher erscheint. Ein Satz wie (S. 14) „Schon in der Antike waren Gabeln bekannt — das monumentalste Beispiel ist der Dreizack Neptuns“ erheitert; Schiedlausky kann die Waffe des Erderschütterers doch nicht für ein Eßwerkzeug halten? Auch (S. 22) „Trompetensignale riefen die Gäste zum Handwaschen, eine Gepflogenheit, die selbst in den unteren Ständen nicht vernachlässigt wurde“ belustigt sehr. Das muß ja zu Mittag in den mittelalterlichen Städten und Dörfern nur so geschmettert haben! Solchen sprachlichen Flüchtigkeiten entspricht es, daß der Verfasser offenbar nicht mittelhochdeutsch kann. Was soll denn (S. 9) „Zucht und Maze“ heißen? Mhd. gibt es nur eine „zuht“. Da nimmt es nicht wunder, daß problematischere Geräte wie die Schiffsgefäße (S. 23) nur sehr oberflächlich behandelt werden. Man ist aber dankbar dafür, daß nicht weniger als 4 Abb. von diesen hochinteressanten „ncfs“ gebracht werden. Von der kulturhistorischen Bedeutung der Trinkgefäße hat der Verfasser offensichtlich nie gehört; die Lektüre von Karl Spieß „Behälter des Unsterblichkeitstrankes“ (MAG Wien XLIV, 1914) wäre ihm nützlich gewesen, eventuell eine ganze volkskundliche Ausbildung: An alle diese Gebiete kann man nämlich heute ohne ausgiebige volkskundliche Schulung nicht mehr herangehen.

Gerade weil die schönen Bildbändchen des Germanischen National-Museums nützlich und fördernd sind, muß diese Anregung einmal ausgesprochen werden. Zum Nutzen nicht zuletzt der Museen, ihrer Besucher und Katalogbenutzer. Denn sie haben, um die Beobachtungen an den süddeutschen Sammlungen von 1957 noch einmal zu wiederholen, sie haben die Volkskunde „verloren“. Erscheinungen wie die vorliegende zeigen, daß sie bisher die Suche nach dieser verlorenen Volkskunde noch nicht aufgenommen haben. Leopold Schmidt

**Josef Szöverffy, Irisches Erzählgut im Abendland.** Studien zur vergleichenden Volkskunde und Mittelalterforschung. 195 Seiten. Berlin 1957, Erich Schmidt Verlag. DM 25,60.

Szöverffy verbindet seine umfangreiche Kenntnis des europäischen Volkserzählgutes mit Einblicken in die Schätze der irischen Sammlungen. Was die Irish Folklore Commission in Dublin in den letzten Jahrzehnten gesammelt hat, kann der Nichtkeltist nicht überblicken. Die schöne Zeitschrift „Bealoideas“ gibt in den irisch geschriebenen Beiträgen ja auch nur für Eingeweihte darüber Aufschluß. So mehren sich daher nun wieder die Textausgaben, Käte Müller-Lisowski hat ihren Band Märchen der Weltliteratur von 1925 nun 1957 neu herausgebracht. Aber die Stoffmassen wollen durch Untersuchungen bewältigt werden, die vielleicht zeigen, wie diese irischen Erzählungen denn nun mit den Traditionsströmen der europäischen Volkserzählungen zusammenhängen. Szöverffy hat aus seiner Kenntnis beider Bestände eine Reihe von Untersuchungen geformt, die nun hier in Buchform vorliegen. Es geht vor allem um die mittelalterliche Heiligenlegende und ihren Umkreis. Die Legende, daß das Jüngste Gericht an einen Montag fallen werde; die Geschichte von Mariens Traum; die Trajanslegende; Traditionen um St. Columba; Parallelen zur Kümernis-Legende, das sind wesentliche Gegenstände dieser Untersuchungen. Mitunter läßt sich eine verhältnismäßig junge Einwanderung in Irland feststellen, so beim Marcellino-pan y vino-Motiv (wie man nach dem schönen spanischen Film die Kinderlegende von der himmlischen Hochzeit nennen möchte) oder bei der Nacherzählung des englischen Volksbuches von den „Sieben Kämpfern“. Bemerkenswert auch die Umformung des Grimmschen Märchens „Der Hahnenbalken“, die in Galway als Lokalsage aufgezeichnet wurde. Das sind also brauchbare Einzeluntersuchungen, die zweifellos noch lange fortgesetzt werden müssen.

Leopold Schmidt

**Wilhelm Praesent, Märchenhaus des deutschen Volkes.** Aus der Kinderzeit der Brüder Grimm. 96 Seiten mit 17 Abb. auf Tafeln und zahlreichen Zeichnungen im Text. Kassel 1957. Bärenreiter-Verlag. DM 6,50.

Das Amtshaus von Steinau im oberen Kinzigtal gehört zu den heiligen Stätten des deutschen Volkes: Hier wuchsen Jacob und Wilhelm Grimm auf, und dieses Hauses und all der Dinge, die damit verbunden waren, erinnerten sie sich lebenslang voll tiefer Freude. Wir kennen diese Jugendverhältnisse vor allem aus den Lebenserinnerungen ihres Brudes, des Malers Ludwig Emil Grimm. Die von Adolf Stoll trefflich kommentierte Ausgabe (Leipzig 1911) gibt alle notwendigen biographischen und anderen Aufschlüsse. Aber diese Zusammenstellung der Erinnerungsfragmente von Jacob Grimm, geschrieben in Dijon 1814, und der Kinderbriefe Jacobs sowie zahlreicher anderer Lebenszeugnisse der Familienmitglieder hat daneben eigene Berechtigung. Vor allem erfreut die Beigabe der lebensvollen Bildzeugnisse, zahlreicher Zeichnungen von Ludwig Emil Grimm, Porträts von Familienmitgliedern, Neujahrsglückwünschen usw. Die eingestreuerten Textzeichnungen geben teils örtliche Familienerinnerungen, teils Geräte und Volkskunstwerke aus Steinau wieder, auch Gebäudrote. Man wird das zierliche Geschenkbüchlein gern zur umfangreichen Grimm-Literatur stellen.

Leopold Schmidt

**Das goldene Märchenbuch.** Herausgegeben von Edmund Mudrak. Neuauflage. 318 Seiten. Reutlingen 1957, Ensslin & Laiblin. DM 9,80.

Wir zeigen dieses schöne Märchenbuch hier nur an, weil seine Neuauflage durch einen erprobten Märchenforscher, nämlich den Wiener Edmund Mudrak betreut wurde, der die 53 deutschen Märchen aus den besten alten Sammlungen ausgewählt und unverändert wiedergegeben hat. Die Quellen, von Grimm bis Peuckert, sind nachgewiesen. Einige niederdeutsche, alemannische und burgenländische Fassungen wurden aus den mundartlichen Aufzeichnungen übersetzt, was für diese Zwecke zweifellos richtig ist. Das Buch ist vorzüglich betreut, in diesem Fall freut man sich auch an der liebevollen, unproblematischen Illustration. Leopold Schmidt

**Anku dranku.** Kinderreime und -Spiele, gesammelt von Herta Burmeister. Aloys Henn Verlag, Ralingen bei Düsseldorf 1955. 54 Seiten.

Der Grundstock der Sammlung stammt aus Kindheitserinnerungen der Herausgeberin, aus Riga; er wurde ergänzt durch Mitteilungen von Landsleuten aus Estland, Livland und Kurland und andere Beiträge. Das Büchlein ist in erster Linie für den Familiengebrauch bestimmt, bringt aber auch für die Forschung nützliches Material aus abgelegener Landschaft. Hervorzuheben ist der vortreffliche Buchschmuck im alten Stil von Willi Probst, der zu den jeweiligen Versen in enger Beziehung steht. Karl M. Klier

**Josef Hanika, Volkskundliche Wandlungen durch Heimatverlust und Zwangswanderung.** Methodische Forschungsanleitung am Beispiel der deutschen Gegenwart (= Schriftenreihe der Kommission für Volkskunde der Heimatvertriebenen im Verband der Vereine für Volkskunde, Bd. 1). 151 Seiten. Salzburg 1957, Otto Müller. S 65,—.

Die von einer Gruppe deutscher Volkskundler immer weiter betriebene Vertriebenenvolkskunde hat nun auch ein methodisches Handbuch erhalten. Sammlung und Beobachtung soll durch diesen großen Fragebogen Hanikas in den Geleisen der Forschung gehalten werden, wobei diese Geleise auf Grund der Arbeiten des letzten Jahrzehnts an diesem bewegten und beweglichen Stoff recht breit und offen gehalten sind. Wenn man das Büchlein nicht als Fragebogen, sondern als Ergebnis bereits geleisteter Beobachtung und bereits vollzogener Zuordnungsversuche liest, spürt man das stattliche Arbeitsausmaß, das Hanika und seine Freunde bewältigt haben. Leopold Schmidt

**Kaspar Linnartz, Unsere Familiennamen.** Bd. 2: Aus deutschen und fremden Vornamen im ABC erklärt. 3. Aufl. 295 Seiten. Bonn 1958, Ferd. Dümmler. DM 14,80.

Der 2. Band des von uns (ÖZV Bd. XII/61, S. 72) angezeigten Werkes ist rasch nach dem 1. erschienen und erweist das Buch wieder als vortrefflichen Behelf. Man muß das Buch richtig verstehen und benutzen: Es finden sich nur Familiennamen drin, die nachweislich zu Ende des Mittelalters bereits vorhanden waren, und zwar in diesem Band nur Namen, die entweder auf alteutsche Vornamen oder auf Namen der christlichen Bildungsschicht zurückgehen, also Namen des Alten wie des neuen Testaments und Heiligennamen. Die Erklärungen sind wieder so klar wie möglich gehalten, die Erläuterungen zählen die

Namensformen, Kurzformen usw. auf, geben aber auch Aufschluß über die Vorbildnamen, einschließlich berühmter mittelalterlicher Träger der betreffenden Namen, was besonders instruktiv wirkt. Auch für die Namengeographie von großem Wert. Vielleicht sind die rheinischen Quellen, der Herkunft des Verfassers entsprechend, etwas zu stark betont. Bei den Ausführungen über die jeweiligen Heiligenkulte könnte man ab und zu verschiedener Meinung sein. So haben die Zisterzienser wenigstens im bayerisch-österreichischen Raum zur Verehrung des hl. Leonhard wohl kaum etwas beigetragen (zu S. 95). Aber das berührt nicht die Leistung des trefflichen Buches an sich.

Leopold Schmidt

János Kodolányi, **Baranyai szöttesek (Hausgewebte Stoffe aus Komitat Baranya)**. Verlag: Dunántuli Magvető. Pécs-Fünfkirchen, 1957. 27 S., 98 Abb.

Das Komitat Baranya (in Transdanubien) ist das ethnographisch reichhaltigste Gebiet Ungarns. Der Ethnograph findet hier vielschichtiges Material vom Volksmärchen bis zur Volkskunst. Ein Beweis dafür ist die große Folklore-Monographie von J. Berze-Nagy (Ungarische Volksüberlieferung aus der Baranya. Bd. I—III. 802 + 623 + 415 S. Pécs-Fünfkirchen, 1940. Ungarisch), sowie G. Kiss's Buch (Ormányság. 425 S. Budapest, 1957. Ungarisch), das uns das Volksleben der südlichen Baranya erschließt. In der Baranya blühen nicht nur ungarische Volksüberlieferungen, wir finden hier auch lehrreiche Denkmäler der südslawischen und deutschen Ethnographie. Man sieht hier einige Erscheinungen vom Balkan (z. B. Backglocke), dann einige Wirtschaftsgeräte der Ostalpen (z. B. Heubogen), Kleidungsstücke deutscher Siedler (z. B. Holzschuhe) usw.

Kodolányi hat die bisherige Forschung mit neuen Daten ergänzt. Der Verfasser weist darauf hin, daß die Volkskunst der Baranyaer Ungarn nicht durch Stickerei, sondern Weberei gekennzeichnet wurde. Zur Herstellung von Leinwand, zur Weberei wurde im südlichen Teil der Baranya nicht nur Hanf, sondern auch Flachs benutzt. Die Frauen woben Tafeltücher von verschiedener Größe, die Verzierung zeigt einige schmalere oder breitere rote Streifen. Die Tafeltücher dienten nicht nur zur Bedeckung der Tische, mit Tafeltüchern pflegte man auch die Handkörbe zuzudecken, das Brot wird gegen Austrocknung darin eingewickelt, bei regnerischem Wetter hüllen sich die Frauen in solche Tücher, wie es am Ufer der Drau bei den kroatischen Frauen noch heute üblich ist. Auf den Laken wurde auch das Heidekorn und anderes Getreide getrocknet. Außer den Tafeltüchern und Laken wurden besonders noch die Handtücher und andere kleinere Tücher mit Webereien verziert. Die Verzierungen stellen geometrische Motive, stilisierte Blumen und Vögel (auch doppelte Vogelgestalten) dar. Die Mehrheit der Muster ist rot, doch kommen im südlichen Teil des Komitats auch bräunlichrote und weiße geometrische Muster vor. Die hausgewebten Stoffe haben verschiedene gesellschaftliche Funktionen, so pflegt z. B. das verzierte Handtuch der Gast (gewöhnlich einer aus einer anderen gesellschaftlichen Klasse) zu bekommen. Der Proviant für den Aufenthalt am Acker wird in kleinere Tücher eingewickelt. Wenn ein Toter im Hause ist, wird der Spiegel mit einem weißen Tuch oder Handtuch bedeckt. Bei den Mustern der hausgewebten Stoffe ist schon der Einfluß der bürgerlichen Schicht vorzufinden. Bei der Herstellung

wurden zweierlei Webstühle gebraucht, das Gestell des einen bildet ein Rechteck, der andere hat die 1-Form.

J. Kodolányi's Werk wird durch die vielen schönen Illustrationen auch den des Ungarischen Unkundigen brauchbar. Die Abbildungen beweisen auch allein, daß das Buch eine wichtige Quelle der ostmittel-europäischen Volkskunst und Hausarbeit ist. Béla G u n d a

**Muzeul Brukenthal. Studii si comunicari.** Band 1—6, Sibiu-Hermannstadt 1956.

Von den vielen Zeitschriften und Schriftenreihen aus den Nachfolgestaaten der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, die uns zur Zeit erreichen, freuen uns die Arbeiten aus dem Brukenthal-Museum in Hermannstadt besonders. Die Hefte erscheinen vernünftigerweise zweisprachig, rumänisch und deutsch, was für Siebenbürgen charakteristisch und für den Gebrauch außerhalb Rumäniens segensreich ist. Die neue Serie bringt eine Reihe volkskundlicher Arbeiten, die hier wenigstens den Titeln nach angeführt seien.

Heft 1: Nicolae Lupu, Ein vorfeudaler Ofen bei Hammersdorf (anscheinend hochmittelalterlich). Mit 5 Tafeln.

Heft 2: Cornel Irimie, Die Walkmühlen und Wirbelkorbanlagen in der Mărginimea Sibiului und im Mühlbachtal. Mit 47 Abb.

(Unter „Mărginimea Sibiului“ sind die Gebirgsdörfer am Süd- und Westrand der Hermannstädter Ebene zu verstehen.)

Heft 3: Herbert Hoffmann, Studienbeitrag zur Geschichte und Technik der sächsischen Töpferkunst in Süd-Siebenbürgen. Mit 7 Tafeln.

Heft 4: Julius Bielz, Die Steingut-Manufakturen in Siebenbürgen. Mit 6 Abb.

Heft 5: Theodor Ionescu, Das Problem der Identifizierung der Gemälde in der Brukenthal-Galerie. Mit 21 Abb.

Heft 6: Nicolae Dunăre, Die ethnographische Eigenart der Siebenbürgischen Heide. Mit 1 Karte und 10 Abb.

Leopold Schmidt

**Višnja Huziak, Zeleni Juraj (Der Grüne Georg)** (= Publikacije Etnološkog Seminara Filozofskog Fakulteta Sveučilišta u Zagrebu — Veröffentlichungen des Ethnologischen Seminars der Universität Agram, 2. Heft). Agram 1957. 56 Seiten, 5 Karten, 8 Bilder, 18 Notenbeispiele.

Eine gründliche Brauchmonographie aus der Schule Prof. Gavazzi's wie (vor 18 Jahren schon!) Heft 1, Br. Bratanić, Orače sprave u Hrvata — Die Pflugeräte der Kroaten. Agram 1939. Die Gegenwartsbestände des Brauchtums um den „Grünen Georg“ (23./24. April) werden nach Termin, Maskierungstypen, Anzahl der Heische-gänger, ihrem sozialen Stande, ihren Heischeversen bzw. -liedern (mit Melodienuntersuchung S. 26 ff.) und vor allem der Gegenwartsverbreitung, die auffallend auf das nordwestliche Kroatien (kajkavische Kroaten) in der Nachbarschaft der Slowenen (Weißkroaten) beschränkt ist, untersucht. Der allmähliche Schwund des Brauchtums seit etwa 50 Jahren wird im Zusammenhang mit allen historischen Quellen (die nicht über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaufreichen) dargestellt, ehe die Verfasserin dazu übergeht, das zwar räumlich eng begrenzte, aber in den Erscheinungsformen doch auffallend vielfältige Brauchtum mit seinen slawischen Verwandten (slowenisch in Weißkroaten und in der

Untersteiermark „Jurač, Jurek“, slowenisch „Sent Jurja jagat“ — „Georg — Jagen“ in Unterkärnten, wo mehr die Typen des Sommer-Winter-Streites vorherrschen; Ukraine und Rußland noch 1. Hälfte 19. Jahrhundert, Verwandtschaft mit der altrussischen Fruchtbarkeits- und Frühlingsgottheit Jarilo, ferner mit außerslawisch-europäischen Parallelen zu konfrontieren: ein leider nicht näher als durch knappen Hinweis auf briefliche und Bildauskünfte von E. Burgstaller belegter „Waldmannfili, Waldbamfili“ (?) in Oberösterreich; Ulrich v. Liechtensteins Auszug aus Mestre-Venedig am Georgstag 1204 als „Maierenritter“: schweizerische „Fête du Feuillu“ im Raum von Genf, der englische „Jack in the Green“ und schließlich der italienisch-slawische „pagliariello, pagliara maj maj“ in den Bereichen der Südslawenkolonien von Molise. Diese Vergleiche hätten größere Ausführlichkeit wegen der Schlußfolgerungen verdient. Vor allem sei hier auf P. Toschi, *Le origine (ritualistiche) del teatro italiano*, Turin 1955 (vgl. Rez. ÖZV 1957, 168 ff.) hingewiesen (Abschnitt über „feste di maggio“ S. 442 ff. u. Bild 57). S. 40 ff. geht die Verfasserin auf die bisherigen Herleitungsthesen ein: Mannhardt-Frazer (Umzug des Vegetationsdämons, Frage der Jahreszeit-Gottheit); D. Zelenin (totemistische Reste), F. Marolt (Nordische Einflüsse bzw. Erinnerungen aus urslawischer Gemeinsamkeit; Nachwirken eines Substrates balkanischer Altsiedler, illyrisch-thrakischer Hirten), M. Gavazzi (Komplexerscheinung, darunter starke apotropäische Komponente), W. Liungman (Herleitung aus dem Vorderen Orient, Zusammenhang mit Mithras-Kulten). Vf. stellt aber fest, daß der Brauch jedenfalls nicht aus dem Osten oder Südosten kommen dürfte, wo er keinerlei direkt nachweisbare historische oder gegenwärtige Parallelen hat, zumindest nicht bei den Südslawen, sondern daß die gesamte Vergleichsbasis im direkt anschließenden slowenischen Gebiete (Weißkrain usw.) liege, mithin also wohl die Grünschluck-Maskierung des 1. Mai die nächstverwandten darstellten. Es handle sich also am ehesten um alpine Einflüsse in den nordwestkroatischen Raum, vielleicht schon vom Mittelalter her, wo ja auch die „kiroles“-Rufe als Kyrie-eleison (mhd. leison) nachwirken. Hier eröffnet sich wiederum das wichtige Forschungsfeld der alpin-balkanischen Beziehungen und Volkskulturtriften, zu der diese Arbeit sehr wichtige Materialien beisteuert.

Leopold Kretzenbacher

## Anzeigen / Einlauf 1952—1958 / Volkssprache, Mundarten- und Sondersprachen-Wörterbücher

- Hanns Bächtold-Stäubli, Die schweizerische Soldatensprache 1914—1918. Gesammelt und herausgegeben. 91 Seiten. Basel 1922.
- Benedikt Bilgeri, Die Zeit der Rätoromanen im Montavon (Jahresbericht des Bundesrealgymnasiums für Mädchen, Bregenz, über das Schuljahr 1955/56). S. 12—29, 1 Abb. Bregenz 1956.
- Rudolf Böhme, Zum Wortschatz der Mundart des Sarrabus (Südsardinien) (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Institutes für Romanische Sprachwissenschaft, Nr. 5) 159 Seiten. Berlin 1950.
- Theodor W. Elwert, Die Mundart des Fassa-Tals (= Beihefte zu Wörter und Sachen, N. F., Beiheft 2). XV und 307 Seiten, 6 Karten. Heidelberg 1945.
- Hans Fink, Eisacktaler Sagen, Bräuche und Ausdrücke (= Schlern-Schriften, Band 164). 386 Seiten, 1 Titelbild und 2 Bildtafeln. Innsbruck 1957.
- Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch. Auf Grund der von Adelbert von Keller begonnenen Sammlungen und mit Unterstützung des Württembergischen Staates bearbeitet. Unter Mitwirkung von Wilhelm Pfeleiderer. Bd. 1—6 (2 Halbbände). Tübingen 1904—1936.
- Theodor Frings, Sprache und Geschichte I (= Historische Kommission bei der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Mitteldeutsche Studien Nr. 6). VIII und 151 Seiten, 37 Karten. Halle (Saale) 1956.
- Elio Ghirlanda, La terminologia viticola nei dialetti della Svizzera Italiana (= Romanica Helvetica, vol. 61). 212 Seiten, 46 Abb. Bern 1956.
- Richard Groß, Sprache, Zeichen und Poesie der Landstraße. Lexikon der Landstreichersprache. 2. verbesserte Auflage. 64 S. Schwerin i. Meckl. 1919.
- Josef Gruber, Wörterbuch über die Mundart des Dorfes Mittelberg, Post Lengenfeld, Bez. Krems an der Donau, Niederösterreich. Alphabetisches Verzeichnis der wichtigsten und interessantesten sprachlichen Ausdrücke einer Dorfbevölkerung und Gruppenbuch. 368 Seiten (hektographiert). Tresdorf 1955.
- Lauri Hakulinen, La quete du lexique des parlers finnois (Orbis. Bulletin International de Documentation Linguistiques. Bd. I, Nr. 1, 1952, S. 120—125).
- Gustav Hermann Halbach, Bergischer Sprachschatz. Volkskundliches plattdeutsches Remscheider Wörterbuch. 868 und IV Seiten. Remscheid 1951.

- Luigi Heilmann, La parlata di Moena nei suoi rapporti con Fiemme e con Fassa. Saggio fonetico e fonemático (= Studi e ricerche N. S. Bd. I, herausgegeben von der Università degli studi di Bologna, facoltà di lettere e filosofia). XXXI und 500 Seiten, 2 Karten. Bologna 1955.
- Marianne Hilpert, Von Häckern und Winzern am Maindreieck. Eine volkskundliche Studie über Wortschatz und Brauchtum (= Mainfränkische Heimatkunde, Bd. 10). 116 Seiten, mit Skizzen. Würzburg 1957.
- Fritz Hönig, Wörterbuch der Kölner Mundart. Neudruck nach der von seinen Freunden und Verehrern im Jahre 1905 herausgegebenen Auflage. 274 Seiten. Köln 1952.
- Johannes Hubschmid, Pyrenäenwörter vorromanischen Ursprungs und das vorromanische Substrat der Alpen (= Acta Salmanticensia iussu senatus Universitatis edita, Filosofia y Letras, Tom. VII, num. 2). 81 Seiten. Salamanca 1954.
- Erich Hupfau, Sagen, Brauchtum und Mundart im Zillertal (= Schlern-Schriften, Bd. 148). 174 Seiten, 1 Abb. Innsbruck 1956.
- Leo Jutz, Vorarlbergisches Wörterbuch mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein. Herausgegeben von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Bisher 4 Lieferungen. Wien 1955 ff.
- Eberhard Kranzmayer, Historische Lautgeographie des gesamt-bairischen Dialektraumes, mit 27 Laut- und 4 Hilfskarten in besonderer Mappe. XIV und 143 Seiten. Wien 1956.
- Friedrich Krauss, Wörterbuch der nordsiebenbürgischen Handwerks-sprachen (= Historischer Sprachschatz des Rheinlandes, Bd. I). XXXI Seiten und 1200 Spalten. Siegburg 1957.
- John Meier, Basler Studentensprache. Eine Jubiläumsgabe für die Universität Basel, dargebracht vom Deutschen Seminar in Basel. XXX und 52 Seiten. Basel 1910.
- Heinrich Micko, Mundartproben aus dem Bezirk Landeck. Unter Beihilfe von Gewährsleuten gesammelt (Aus: Schlern-Schriften Nr. 133, Landecker Buch, Bd. I, S. 151—157).
- Hans Müller-Schlösser, Wie der Düsseldorfer denkt und spricht. 275 Seiten. Düsseldorf 1952.
- Ernst Ochs, Badisches Wörterbuch. Bearbeitet. Derzeit bei Lieferung 21. Lahr i. B. 1925 ff.
- Hellmut Rosenfeld, Die Kosenamen und Lockrufe unserer Haustiere und die Leitrufe unserer Zugtiere (Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde, Bd. VI, 1955, S. 50—90, 307—312, mit 1 Karte).
- Hellmut Rosenfeld, Die bayerischen Haustier-Kosenamen (Der Zwiebelturm, Bd. X, Regensburg 1955, S. 197 f.).
- Jean Roux, L'argot du Soldat Romand 1914—1918 (= Société suisse des Traditions populaires. Cahiers de Folk-Lore Romand, Nr. 1). 32 Seiten. Basel 1921.
- Rudolf Schäfer, Von de Aal bis zu de Zwiwwele. Kleines Mundartwörterbuch für Frankfurt a. M., Höchst und das Main-Taunus-Gebiet. 27 Seiten. Frankfurt am Main-Höchst 1957.
- Josef Schatz, Wörterbuch der Tiroler Mundarten. Für den Druck vorbereitet von Karl Finsterwalder (= Schlern-Schriften Bd. 119, 120). Bd. I: XXVI und 401 Seiten, Bd. II: Seiten 402—751. Innsbruck 1955—1956.



- Hermann Schmoeckel und Andreas Blesken, Wörterbuch der Soester Börde, ein Beitrag zur westfälischen Mundartenforschung (= Soester wissenschaftliche Beiträge Bd. 5). XV und 342 Seiten. Soest 1952.
- Andrea Schorta, Dicziunari Rumantsch Grischun. Funda da Robert de Planta e Florian Melcher. Redacziun Chasper Pult und Andrea Schorta. Bisher 29 Lieferungen (damit 2 Bände abgeschlossen). Chur 1938 ff.
- Friedrich Singer, Sechsamter Duden, das ist Verzeichnis der in vnrerer Heimatsprach wie Honig süßen Wörter und Ausdruck. 56 Seiten. Arzberg (Oberfranken) 1955.
- Kustaa Vilku na, Vorarbeiten für das Wörterbuch der finnischen Dialekte (Studia Fennica, Bd. I, Helsinki 1953, 10 Seiten, 1 Karte).
- Ernst Wasserzieher, Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. 13. Auflage, besorgt von Werner Betz. 442 Seiten. Bonn 1952.
- Richard Weiß, Das Schweizerdeutsche Wörterbuch und die Volkskunde (Schweizerdeutsches Wörterbuch. Bericht über das Jahr 1953, S. 10—23).
- Siegmund A. Wolf, Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache. 431 Seiten. Mannheim 1956.
- Richard Wossidlo und Hermann Teuchert, Mecklenburgisches Wörterbuch. Mit Unterstützung der Mecklenburgischen Landesregierung, der Mecklenburgischen Landes-Universitäts-Gesellschaft und der Deutschen Forschungsgemeinschaft herausgegeben. Derzeit bei der 18. Lieferung (Bd. II/9). Neumünster 1942 ff. (jetzt im Auftrag der deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin).

Wien 1958

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

# Großstadtvolkskundliche Untersuchungen an Wiener Wohnungen

Von Hans Aurenhammer

Ziel<sup>1)</sup> der Untersuchungen war die Feststellung, inwieweit im tatsächlichen Bestand der Wiener Wohnungen und in den Wohnungswünschen der Bevölkerung traditionelle und altartige Züge eine Rolle spielen. Das praktische Problem einer solchen Untersuchung — abgesehen von den Schwierigkeiten der Begehung selbst — betrifft vor allem die Grundlage der Auswertung, nämlich die Aufgliederung der Ergebnisse. Eine solche Aufgliederung nach siedlungsgeographischen Gesichtspunkten, wie sie etwa Hugo Hassinger<sup>2)</sup> entwickelt hat, ist durch die Verschleifung der alten Siedlungszonen schon vor und besonders seit dem ersten Weltkrieg problematisch geworden. Eine Auswertung nach rein statistischen Gruppen, z. B. nach Einkommen und Alter gegliedert, macht andererseits eine volkskundliche Ableitung der einzelnen Phänomene nicht möglich. Letzteres vor allem deswegen, weil ihre Grundlage nicht Gemeinschaften, sondern statistisch erfassbare Gruppen sind, die sich allerdings auf dem Wege zur Heranbildung typischer Züge im Erscheinungsbild und in den Verhaltensweisen zu befinden scheinen.

Die einzig verbleibende Möglichkeit der Aufgliederung wäre demnach die nach den Herkunftsgebieten der einzelnen Bewohner. Im Hinblick auf eine volkskundliche Untersuchung der Wiener Wohnungen ist es weiter auch praktischer, von einer kleinen Zelle auszugehen, die heute noch Gemeinschaftscharakter besitzt, wie gewisse Viertel, Straßenzüge, sogar einzelne Häuser.

---

1) Bericht über einen am 16. Dezember 1955 im Verein für Volkskunde in Wien gehaltenen Vortrag. Das zugrundeliegende Material wurde 1955 im Auftrag von Doz. Dr. Leopold Rosenmayr, Leiter der Sozialwissenschaftlichen Forschungsstelle der Universität Wien, für eine Untersuchungsreihe, die das Problem der Wiener Familie betrifft, gesammelt und soll demnächst im Rahmen einer diesbezüglichen soziologischen Studie verwertet und veröffentlicht werden. Herausgeber und Verfasser danken den obgenannten Stellen für das Entgegenkommen, das Material auch an dieser Stelle veröffentlichen zu dürfen, und den Befragten für ihre Bereitwilligkeit und Aufgeschlossenheit.

2) Kunsthistorischer Atlas der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien (= Osterr. Kunsttopographie XV); Wien 1916.

Die Aufschlüsselung auch dieser Ergebnisse müßte dann primär nach der Herkunft der Bewohner, der Dauer ihres Stadtaufenthaltes (d. h. welcher Stadtgeneration sie angehören) und dann erst nach ihrem Beruf, ihrer sozialen Stellung und ihrem Alter erfolgen.

Das hier behandelte Material ist — das sei gleich vorausgeschickt — nicht nach einem solchen Gesichtspunkt, sondern nach einer statistischen Methode unter Berücksichtigung von Einkommens- und Altersgruppen (sowohl des Hauses als auch der Bewohner) gewonnen worden. Überdies ist es, vor allem wegen des geringen Umfanges des Materials, (es wurden 25 Wohnungen nach Stellplan der Möbel, Grundriß der Wohnung, Alter und Stil der Möbel, Ausstattung mit Bild, Pflanze und Tier untersucht und mit einer großen Anzahl von Fragen an die Bewohner, die ihre Einstellung zur Wohnung erfassen sollten, verbunden) nicht möglich gewesen, die Ergebnisse der Befragung so auszuwerten, wie es wünschenswert gewesen wäre. Die unten folgenden Feststellungen bedürfen also immer noch der Korrektur durch die statistisch erhobenen Rahmenfragen.

Das theoretische Problem der großstadtvolkskundlichen Untersuchung von Wiener Wohnungen besteht vor allem darin, daß die in ihrem Erscheinungsbild greifbaren bäuerlichen und städtischen Erbfaktoren ihrerseits noch nicht genügend untersucht sind, es also an der Grundlagenforschung fehlt<sup>3)</sup>. Das volkskundliche Problem der Wohnung kann ja nur darin bestehen, festzustellen, welcher kulturell überlieferten historischen Schicht sowohl die Funktion der Räume und der Möbel als auch die Art, diese aufzustellen, und sämtlicher Elemente der Ausschmückung und Dekoration angehören. Diese funktionelle Betrachtungsweise der historischen Möbel- und Wohnungsstile ist jedoch ein ausgesprochenes Stiefkind der Forschung, sodaß wir über gewisse Eigenheiten des Stellplanes, etwa der Biedermeierwohnung, wohl aus dem Erscheinungsbild orientiert sind, nicht aber ihre funktionelle Aufgabe genau rekonstruieren können. Die Hauptquelle dafür sind zeitgenössische Sach- (Puppenhäuser etc.) und Bildzeugnisse<sup>4)</sup> sowie literarische Berichte. Diese stammen aber, soweit sie der Stadtkultur angehören, zum geringsten Teil aus jener Sphäre der Bewohner von Mietwohnungen, denen heute hauptsächlich unsere Untersuchungen gelten.

---

<sup>3)</sup> Vgl. L. Schmidt, Wiener Volkskunde, Wien 1940.

<sup>4)</sup> Vor allem illustrierte Stammbücher, vgl. H. Kaut, Ein Erinnerungsbuch von 1825 für die Wiener Kaufmannsfamilie Baumann (= Wiener Schriften 5, Wien 1957, S. 127 ff.).

Von der gegenwärtigen Wohnung aus gesehen, wird es sich also methodisch um folgendes handeln: erstens festzustellen, auf welches historische Vorbild der tatsächliche Stellplan zurückgeht. Durch die enge Verbindung des Stellens der Möbel mit ihrer Funktion, die hierin viel mehr sichtbar wird als in ihrem Stil, kommt dem Stellplan, gleichsam der Komposition der Wohnung, ein ganz besonderes volkscundliches Interesse zu. Als zweites wird festzustellen sein, welche Funktion die einzelnen Räume und die einzelnen Möbelgruppen besitzen. Dies gilt natürlich auch für alle Elemente der Wohnung, die keine Möbel sind, ganz besonders für das Bildgut. Ist es nur dekorativ schmückend und in welcher Art, oder besitzt es wie das religiöse Bildgut auch noch tatsächliche Andachtsfunktion? Kurz: man wird die Wohnung in einzelne, vom Menschen her gesehene, funktionelle Sphären aufteilen und diese in ihrer historisch bedingten Gestalt zu fixieren versuchen. Dabei wird man — was ja aus anderen Gebieten geläufig ist — oft mit weiterlebenden Formen, die ihre Funktion verloren, bzw. ihre Funktion gewandelt haben, rechnen müssen. Ein weiteres Problem liegt darin, daß wir im Erscheinungsbild der Großstadtwohnung mehr mit dem „gesunkenen Kulturgut“ der Stadtkultur, als mit Elementen der bäuerlichen Gemeinschaftskultur werden rechnen müssen. Dies bedeutet aber nicht, daß die Untersuchung der Großstadtwohnung darum außerhalb einer volkscundlichen Betrachtung liegt. Die altartigen Verhaltensweisen erscheinen hier eben in nicht allzuweit zurückreichenden stilistischen Formen, d. h. das volkscundlich Interessante liegt weniger im Möbelstil, sondern mehr in ihrem Stellplan und am meisten in der Funktion, die Raum und Möbel im Leben des Großstadtmenschen besitzen. Selbstverständlich wird die Tradition des bäuerlichen Erbes in Möbelstil und Stellplan ungleich schwerer zu fassen sein, als die der historischen Möbel- und Wohnungsstile der Stadtkultur, ja man wird sehr oft nur in der durch die Befragung festgestellten Funktion der Einzelmöbel oder einer Möbelgruppe die Erinnerung und das Nachleben bäuerlicher Formen finden. Dabei soll auf die Problematik der Beurteilung dieser nachlebenden bäuerlichen Wohnkultur hingewiesen werden, die ja ihrerseits wieder zum großen Teil historisch ältere kulturelle Schichten, nämlich „gesunkene“ adelige und bürgerliche Wohnkultur aufgenommen hat.

Das Bild ist von der heutigen Wohnung aus gesehen auch deswegen so kompliziert, weil vielfältige historische Stellformen durch die Wiederbelebungen des 19. Jahrhunderts z. T. noch heute tradiert werden und es eine Interpretationsfrage ist, diese

Dinge nun als Nachleben einer tradierten Stadtkultur oder als Wiederbelebung im Sinn der historischen Stelle anzusehen. Eine Entscheidung ist besonders schwer, wenn man bedenkt, daß die Vorstellung der häuerlichen Zuzügler im wesentlichen vom kleinbürgerlichen städtischen Ideal des 19. Jahrhunderts geprägt wird. Eine Rolle spielen in diesem Zusammenhang auch die sogenannten „Bauernstuben“, deren Wurzeln im sentimentalischen Alpinismus der Zwanzigerjahre unseres Jahrhunderts zu sehen sind, dessen Vorstufen jedoch schon in Hof- und Adelskreisen in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts festgestellt werden können.

Wie eingangs erwähnt wurde, ist zur Untersuchung die Aufteilung der Wohnung in einzelne funktionelle Sphären notwendig, die selbst in den kleinsten Wohnungseinheiten vorhanden sind. Historisch gesehen ist in der Stadtwohnung diese Trennung zwischenen Wohn-, Eß- und Schlafsphäre in einzelne Räume erst seit der bürgerlichen Kultur der Renaissance erkennbar, in Wien — soweit man aus den erhaltenen Häusergrundrissen schließen kann — in größerem Ausmaß eigentlich erst seit dem Barock. Diese Trennung in Wohn-, Speise- und Schlafzimmer neben der Küche, mit besonderer Betonung des repräsentativen Charakters vor allem des Wohn- und Speisezimmers, ist im 19. Jahrhundert obligat geworden und hält sich auch in den im Grundriß vollkommen anders angelegten Wohnungen mit Wohnküche in den Gemeindebauten: neben dem eigentlichen Wohnraum, der dort, und zum größten Teil auch in den nicht mit einer Wohnküche versehenen Wohnungen, aus der Küche besteht, gibt es ein betont repräsentatives Wohn-Speise-Zimmer.

Das Erscheinungsbild der bürgerlichen Wohnräume hat im Laufe seiner historischen Entwicklung eine Reihe von Wandlungen durchgemacht. Der niederländische und deutsche bürgerliche Wohn-(und Speise-)raum des 17. und auch des 18. Jahrhunderts ist durch den für die weitere Entwicklung so wichtigen repräsentativen Mitteltisch mit Sitzgarnitur als Zentrum des Raumes und durch die betonte Schmuckfunktion der Kredenz gekennzeichnet. Völlig anders im Raumgefühl und auch in der Anordnung der Möbel verhält sich das Biedermeier, abgesehen davon, daß eine Trennung zwischen dem Wohn- und Speisezimmer stattfindet. Während für das Speisezimmer die traditionelle Art der Stellung des Mitteltisches mit der Kredenz an der Wand beibehalten wird, ergibt das Wohnzimmer des Biedermeier einen ganz andersartigen, dezentralisierten Raumeindruck. Charakteristisch für

ihn ist die Summierung der einzelnen „Wohninseln“<sup>5)</sup>: entlang der Wände sind unter Freilassung der Mitte z. T. völlig asymmetrisch Gruppen einzelner Möbelstücke angeordnet, die ihre Gruppierung durch ihre auf den Menschen bezogene Funktion erhalten. Typisch und auch für die weitere Entwicklung wichtig ist die Funktion des Fensterpfeilers, vor dem die Kommode mit der Uhr steht, über der der Spiegel hängt — wobei die Erinnerung an den französischen Kamin mit seiner wandgliedernden Funktion sicher eine Rolle gespielt haben dürfte. Den funktionellen „Mittelpunkt“ des Biedermeierwohnzimmers bildet aber die monumentale Sitzgarnitur.

Die Tradition dieser Wohngepflogenheiten ist, wie sich aus den Wohnungsbegehungen eindeutig ergeben hat, nicht abgerissen, sie ist nur im Lauf der historischen Entwicklung im 19. Jahrhundert überdeckt worden. Die Wiederbelebungen der historischen Stile seit der 2. Hälfte des Jahrhunderts brachten auch eine Wiederbelebung des repräsentativen Mitteltisches für das Wohnzimmer, während er für das Speisezimmer aus praktischen Gründen eigentlich ohne Unterbrechung weiter tradiert wurde. Selbstverständlich ist wegen der engen Wohnverhältnisse die Trennung in Wohn- und Speisezimmer in Wien nie durchgehend erfolgt. Bei der Betrachtung eines heutigen Wohn-Speisezimmers mit einer gewissen repräsentativen Funktion wird also auf das Nachleben gewisser biedermeierlicher Züge, wie der dekorativen Ausnützung eines Fensterpfeilers oder einer monumentalen Sitzwand- bzw. -ecke zu achten sein, wobei nicht immer die ungebrochene Tradition seit der Biedermeierzeit, sondern auch die Einwirkung der „Renaissance“ des Biedermeier seit dem Anfang unseres Jahrhunderts, seit dem Jugendstil und bis heute, maßgebend ist. Die Nachwirkung der historischen Stile, vor allem der Renaissance und ihrer Wiederbelebung im 19. Jahrhundert, läßt sich im repräsentativen Mitteltisch, der fast immer mit einer entsprechenden Mittelbeleuchtung verbunden und oft mit einem Teppich bedeckt ist, fassen. Die Prinzipien der oben geschilderten Wohnzimmergestaltung finden sich selbst in außerordentlich beengten Wohnverhältnissen, in denen in Abwandlung des biedermeierlichen Fensterpfeilmotivs die Kommode zwischen zwei Kästen gestellt und dadurch das Element des repräsentativen Wohnzimmers wenigstens für eine Wand gültig gemacht wird.

---

<sup>5)</sup> Vgl. dazu F. Klauener, *Der Wohnraum im Wiener Biedermeier*, ungedruckte Dissertation, Wien 1941, und D. Heinz, *Linzer Teppiche*, Wien 1955, S. 51 ff.

Für die Wohn- und Eßsphäre war in der Stadtkultur seit eh und je die Repräsentation charakteristisch. Wie die Befragung gezeigt hat, erscheint auch heute noch einem großen Teil der Befragten das Ölgemälde für das Wohn-Speisezimmer (z. T. aus repräsentativen Gründen) unerlässlich.

Die Schlafsphäre ist im Hinblick auf die heute als traditionell erscheinende Form: Ehebetten mit den Schmalseiten an der Hauptwand, beiderseits von Nachtkästchen flankiert, vor den Ehebetten Sitzgarnitur mit Tischchen, an einer Wand die Psyche etc., nicht leicht abzuleiten. Abgesehen von den mittelalterlichen, meist wandparallelen Bettformen ist bis auf die repräsentative, vor allem feudal-barocke Gepflogenheit, das Bett in den Raum zu stellen, die wandparallele Stellung des Bettes in Nische oder ohne Nische durch Jahrhunderte die übliche. Diese Art der Stellung entspricht auch heute noch der bäuerlichen Übung. Eine Änderung hat erst in England am Ende des 18. Jahrhunderts stattgefunden, und zwar in den Gastzimmern, die Baldachinbetten und auch solche ohne Baldachin in jener oben geschilderten Stellung aufweisen. Hier wurde m. W. erstmalig diese für die spätere Zeit so wichtige Stellung des Bettes wahrscheinlich aus praktischen Gründen entwickelt. Mit dem Einfluß des englischen Möbelstils auf das entstehende Empire griff auch diese Gepflogenheit auf das Festland über und bildete im Empirestil den für die weitere Entwicklung typischen Stellplan des zweibettigen Schlafzimmers aus. Selbstverständlich ist diese Art der Stellung auch noch in dem vom englischen Möbelstil beeinflussten Biedermeier beibehalten worden. Auch die historisierenden Stile der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts hielten in dieser Hinsicht die Tradition des Biedermeierstellplanes aufrecht. Selbst im Jugendstil hat sich an der typischen Stellung und Konzeption des Schlafzimmers kaum etwas geändert, um so mehr, als bewußte Rückgriffe auf das Biedermeier für ihn charakteristisch sind.

Einer viel älteren kulturellen Schicht gehört die Verbindung der Schlafsphäre mit der Andachtssphäre und mit dem Aufbewahrungsort der beweglichen Familienreichtümer an. Dieses Phänomen ist seiner Herkunft nach nicht unbedingt bäuerlich. Der Hausaltar des städtischen Barock wurde von der Aufklärung verdrängt. Seine Funktion übernahmen im Biedermeier eine entsprechende Dekoration des Bettes und der Kommode, deren Staffierung in Anlehnung an die Altardekoration entweder unmittelbar religiösen Charakter oder durch die Aufstellung von Familienbildern den Charakter eines Altars der Pietät gewann.

Was ist von diesen altartigen und in sehr tiefe Schichten hinabreichenden Elementen noch lebendig? Neben Leuten, die gar keine religiösen Bilder wünschen und aufhängen und solchen, die sie nur aus Gründen der Erinnerung an ihre Kindheit und das Elternhaus besitzen, steht eine nicht geringe Anzahl, bei denen die Aufstellung im Sinn der biedermeierlichen Andachtskommoden noch in Funktion ist. Allerdings gehören diese Befragten der ersten Großstadtgeneration an. Häufiger ist die Anbringung von religiösen Bildern über den Ehebetten, wobei rein ikonographisch die Muttergottes von Czenstochau, die Mariazeller und die Mariahilfer Muttergottes auftreten. Das Mariologische überwiegt bei den Andachtsbildern überhaupt.

Neben dieser Verbindung zwischen Andachtssphäre und Schlafsphäre steht die Funktion des Schlafzimmers als familiäres „Schatzbehältnis“. Heute noch hat in allen Fällen die Nähmaschine ihren Ort im Schlafzimmer, in vielen Fällen wird das Familiensilber ebenfalls dort untergebracht, während alle dekorativ-repräsentativen Wertgegenstände dem Wohn-Speisezimmer als Ort der Repräsentation vorbehalten bleiben.

Zusammenfassend läßt sich zu den Wohnsphären feststellen, daß die Aufteilung durchaus traditionell ist. Neuerungen in Bezug auf Kombinationen einzelner Sphären in einem Raum werden relativ selten übernommen. Selbst wenn Wohnküchen vorhanden sind, besteht daneben ein repräsentatives Wohn-Speisezimmer. In der Ausgestaltung der einzelnen Sphären erscheint die Schlafsphäre mit der seit Anfang des 19. Jahrhunderts in unseren Gebieten üblichen Art der Aufstellung der Ehebetten am traditionellsten. Sogenannte „Kombimöbel“ wie Eck-sitzbänke als Schlafgelegenheiten erscheinen zwar öfters im Wunsch, jedoch sehr selten im tatsächlichen Gebrauch; doch gerade solche Feststellungen müssen mit äußerster Vorsicht aufgenommen werden. Die repräsentative Wohnsphäre zeigt häufig Vermischung verschiedener historischer Elemente, doch scheint sich die Negierung des repräsentativen Mitteltisches durchzusetzen. Auch gewisse Einflüsse von seiten norddeutscher Wohngepflogenheiten, z. B. der Eckkamin als Zeichen bürgerlich verstandener Repräsentation, sind anzutreffen. Nach wie vor aber ist die Wohn- und Eßsphäre der Ort der Repräsentation. Es ist nur eine Frage der sozialen Abstufung, ob sie sich in einer gefüllten Vitrine, in Ölgemälden oder in Öldrucken, Pölstern und Nippesfiguren äußert.

Mit der Erscheinung der einzelnen Sphären hängt ihre über die Möbel hinausgehende Ausstattung, Ausmalung,





Beleuchtung, Beheizung zusammen. Bei der Ausmalung und bei der Ausstattung mit Vorhängen und anderen Textilien ist heute eine außerordentliche Gleichförmigkeit festzustellen, die besonders bei der Fensterdekoration auffällt. Sicher sind praktische und hygienische Gründe dafür maßgebend gewesen, daß die reich gerafften Vorhänge des 19. Jahrhunderts durch die einfachen und relativ lichtdurchlässigen Netzstores abgelöst wurden. Bei der Ausmalung herrscht eine die Grenzzone zwischen Wand und Decke verschleifende Dekoration vor, die einen im Vergleich zur Wand verschieden gefärbten oder gemusterten Deckenspiegel freiläßt. Sie entspringt wohl einer Handwerksmode. Ebenso einförmig ist die Beleuchtung, was wahrscheinlich auch auf praktische Gründe zurückzuführen ist: repräsentativer Luster im Speisezimmer, weniger repräsentative Mittelampe im Schlafzimmer. Eigenwillige Beleuchtungslösungen sind ebenso selten wie funktionelle Beleuchtung der tatsächlichen Sitz- und Arbeitsgelegenheiten. Der Ofen, der in den altartigen Wohnformen so sehr hervortritt, spielt — abgesehen von der Kaminmode — nicht die seiner Bedeutung entsprechende Rolle. Als reines Zweckmöbel ist er keineswegs funktionsbedingter Mittelpunkt.

Umso reicher ist die Tradition in der Ausschmückung der Räume durch Bilder. Von der Andachtssphäre, an der das Bildgut den größten Anteil und in der es auch seine kulturell tiefste und volkskundlich bedeutendste Wurzel hat, wurde bereits gesprochen. Seine stadtkulturelle Wurzel zeigt sich besonders in der Ausstattung der repräsentativen Räume. Hier ist im Gegenständlichen die Verdrängung des religiösen Bildes, die allenthalben festgestellt werden kann, und seine Ablösung durch Produkte von süßlicher Sentimentalität zu verzeichnen, wie sie von Möbelhandlungen angeboten werden. Während diese intimen Bilder der Schlafsphäre vorbehalten sind, geht für das Wohnzimmer der Wunsch nach Landschaftsbildern allen anderen vor — abgesehen von Einzelfällen, deren ausgesprochene Tierliebe auch Bilder dieses Sujets verlangt. Nach der Befragung spielt bei der Auswahl der Bilder der Kunstwert die geringste, der Erinnerungswert eine nicht sehr große, der dekorative und repräsentative Wert offenbar die größte Rolle.

Als Zimmerpflanzen werden interessanterweise die auch im bäuerlichen Garten außerordentlich beliebten Schmuckpflanzen (Pelargonien, Fuchsien, Schöne Wienerin, Clythia, Asparagus etc.) vorgezogen, verbinden sich aber mit Zierpflanzen einer stadtkulturellen Schicht (Ficus, Zimmerlinde, Zimmer-

palme), deren früheste Verwendung im Biedermeier nachzuweisen ist.

Was die Tiere als Hausgenossen anbetrifft, so hat der Wellensittich den früher traditionellen Kanarienvogel fast vollständig verdrängt, ohne daß man genau feststellen könnte, wann diese Ablöse vor sich ging. Ansonsten scheint die Tierhaltung heute mehr individuell geprägt und nur in ganz bestimmten Kreisen eine Mode zu sein.

Die Befragten erinnerten sich fast durchwegs gerne an die Wohnung ihrer Kindheit und standen — wie auch das hier angedeutete Ergebnis zeigt — zumeist Neuerungen, die von Zeitungen und Ausstellungen herangetragen werden, zwar wißbegierig, im ganzen gesehen aber unbeeinflusst gegenüber. Das technisch durchdachte Wohnen, der sogenannte „Kajütenstil“ und die „Kombimöbel“, spielen nur in der Sphäre der Arbeit, in der Küche, eine Rolle. Dort sind sie allerdings so ausschlaggebend, daß die Küchenkredenzen eine richtige Seltenheit geworden sind. Andere aus der Technisierung des Wohnens entstandene Elemente, wie die Kombination von Sekretär und Hausbar, von dreiteiligem Kasten und Ankleidespiegel und auch eingebaute Schränke, scheinen nicht immer aus praktischen Gründen bevorzugt zu werden, sondern unterliegen modischen und auf die Nachbarn bezogenen Repräsentationsgründen. Bezeichnenderweise ist auch die ältere Generation von solchen Gesichtspunkten nicht frei. Maßgebend für das Wunschbild des Wohnens und der Wohnungseinrichtung erscheinen vor allem gewisse Wiener Verkaufszentren, die Breitegasse, die Mariahilferstraße und die jeweiligen vorstädtischen Hauptstraßen.

Volkskundlich nur am Rande interessant ist auch der Stil der vorhandenen Möbel, nämlich insofern, als in der Tradierung älterer Stilelemente sozusagen ein Wertmesser für die Traditionsgebundenheit der Bewohner gesehen werden kann. Selbstverständlich ist die beste Quelle dafür nicht die wirkliche Wohnungsausstattung, die materiellen Gegebenheiten unterliegt, sondern das Wunschbild, das der einzelne davon besitzt. Interessanterweise — damit deckt sich auch eine schon 1952 angestellte Marktanalyse des Wiener Möbelmarktes — überwiegen auch heute noch irrationale Argumente für kaukasisches Nußholz und Rundbaumöbel sowie für Hochglanzpolitur. Dem entspricht auch, daß sich junge Ehepaare fast durchwegs mit Rundbaumöbeln einrichten.

Welche Ergebnisse dieses Versuches sind für die Großstadtvolkswunde von Belang? Vor allem die traditionelle Einstellung

hinsichtlich der Teilung in einzelne Wohnsphären und ihrer Ausgestaltung. Diese allgemein traditionelle Einstellung reicht in der Andachtssphäre in die tiefste kulturell feststellbare Schicht. Hier erscheint der Zusammenhang zwischen dem Erbe der städtischen und der bäuerlichen Kultur am engsten, während man in allen anderen Bereichen wohl nur von einer Tradierung stadtkultureller Elemente sprechen kann, die in ihren geschichtlichen Wurzeln nicht hinter das Wiener Biedermeier zurückreichen, ja meistens nicht hinter die historischen Stile der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Verwertbar werden diese Erkenntnisse, die am volkskundlich betrachteten Einzelobjekt gefunden wurden, jedoch erst dann sein, wenn es gelingt, sie durch die Erkenntnis heute gültiger Gemeinschaftsformen auf gemeinsame Ursachen zurückzuführen und dadurch ihre einzelne Erscheinung zu erklären. Dazu wäre eine intensive Einzeluntersuchung von Wohn- und Straßengemeinschaften erforderlich.

# Beiträge zur Kenntnis des Wiener Vereinslebens

Von Rudolf A. H r a n d e k

Da die alten Formen des Gemeinschaftslebens in der Stadt, Zunftwesen, Nachbarschaftsgemeinschaften der Stadtviertel zum größten Teil abgestorben sind, finden sich die Menschen in den Vereinen zusammen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist auch der viel verspottete Zug der Vereinmeierei leicht zu verstehen. Wirtschaftliche, religiöse, künstlerische und gesellige Zwecke führen zur Vereinsbildung. Selbst weltanschauliche Vereinigungen gehören dazu, denn die Ähnlichkeit der neuen Gemeinschaftsformen mit der alten liegt darin, daß sie immer wieder auf die alten Mittel zurückgreifen, die Gemeinschaft sinnfällig darzustellen: Gruß, Symbol, Umzug, Schmaus, Grabgeleite<sup>1)</sup>.

Auffällig ist der Umstand, daß die Anfänge aller Vereinsgründungen, nicht die offizielle Anmeldung, deren Wesen und Wirken dieser Arbeit zugrunde liegen, in den Beginn des Herbstes fallen. Die Gründer dieser Vereine sind alle in ihrer Jugend entweder erst nach Wien gekommen, oder deren Söhne, wie dies bei zwei Personen zutrifft<sup>2)</sup>. Sieben Vereine wurden hier herausgezogen, vier waren allgemein zugänglich, während die restlichen drei einem sprachlichen Minderheitskreis angehören, ohne aber reine Landsmannschaftsvereine zu sein oder sein zu wollen<sup>3)</sup>.

Zuerst wollen wir hier die Feste (Schmaus) im Jahreskreislauf der Vereine herausgreifen.

Das Weinlesefest leitet die Wintersaison ein. Bevorzugt wird ein Gasthaus mit Saal und anschließendem, nicht an die Straße grenzenden Garten. Damit soll gesagt werden, daß in solchen Lokalen die schönsten Weinlesefeste zustande kommen<sup>4)</sup> — außerdem muß es das eigene Vereinslokal sein, denn

---

1) Paul Geiger: Deutsches Volkstum in Sitte und Brauch. 1936. Seite 26.

2) Eine namentliche Anführung ist nicht in allen Fällen möglich, da diese Persönlichkeiten teilweise noch leben und öffentliche Stellen bekleiden; deshalb wurde überhaupt davon Abstand genommen.

3) Das Material dieser Vereine ist mir teils aus eigenen Erlebnissen, teils aus Aufzeichnungen meines Vaters und der Vereinsarchive zugänglich.

4) Es ist hier die Weiterführung der Tradition „Dorfgasthaus mit abgeschlossenem Hof“ deutlich erkennbar.

Veranstalter und Wirt müssen bereits gut vertraut miteinander sein, was für das Gelingen des Festes von wesentlicher Bedeutung ist.

Groß sind die Vorbereitungen, die getroffen werden müssen. Ungefähr 20 cm über der Reichweite eines mittelgroßen stehenden Menschen wird ein Drahtnetz gespannt. Dieses dient als Träger des Schmuckes: Weintrauben, Äpfel, Birnen, Orangen usw. Dies Obst wird mit einem Wollfaden im Drahtnetz befestigt und muß sich leicht abreißen lassen. In größeren Abständen kommen besondere Leckerbissen, zwei, drei Trauben mit einem Apfel oder Birne in der Mitte, bilden auf einem kleinen Drahtring eine kleine Krone und diese Krone ist auf dem Tragnetz befestigt, ebenfalls mit einem Wollfaden. Auf 20 m<sup>2</sup> Grundfläche werden 5 kg Weintrauben, 2—3 kg Birnen und Äpfel gerechnet. Es werden künstliche Lauben gebildet, Weinstöcke aufgestellt<sup>5)</sup>, um eine gemütliche Atmosphäre zu schaffen. Dabei werden folgende Gesichtspunkte ins Auge gefaßt:

1. Auf welchen Besuch kann man rechnen, d. h. wieviel Karten wurden bisher verkauft<sup>6)</sup>.
2. Wieviel Gäste bringt jedes Mitglied? (Am Kartenverkauf leicht zu ersehen, da vor dem Schmücken des Saales abgerechnet werden muß.)

Denn darnach wird die Sitzordnung festgelegt, die Tische und Sessel in kleineren oder größeren Gruppen aufgestellt und den einzelnen Mitgliedern mit ihren Gästen (den Verwandten und Bekannten) namentlich vorbehalten.

Je besser sich die Besucher des Weinlesefestes kennen, desto sicherer ist ein Gelingen des Festes. Für unbekannte Gäste oder solche, auf welche ein besonderes Augenmerk zu legen ist, werden Tische im allgemeinen Blickpunkt vorgesehen.

Lampions werden aufgehängt, um so jenes notwendige Halbdunkel zu erzielen.

Über der Tanzfläche wird noch eine Tanzglocke errichtet. Das ist eine Vorrichtung aus Stoff, an mehrere Ringe aufgenäht, und läßt sich wie eine Glocke über ein tanzendes Paar stülpen. Außerdem ist noch ein Gemeindegotteshaus, ein Bürgermeisteramt und eine Gifthütte in unmittelbarer Nähe nötig. Der Gemeindegotteshaus war in dem einen Fall ein kleines Kammerl für Gartengeräte, im anderen ein kleiner Verschlag, von dem aus durch eine Falltüre der Keller zugänglich war. Das Bürgermeisteramt

---

<sup>5)</sup> Weinstöcke sind Gestelle mit 3—4 aufgebundenen Trauben. Entweder mit einem Grundbrett oder einem Blumentopf.

<sup>6)</sup> Siehe Beilage.

besteht aus einem Tisch mit einem bis auf den Boden reichenden Tischtuch und drei Sessel, darüber eine große Tafel mit der Aufschrift „Bürgermeisteramt“.

Gewöhnlich etwas dahinter, also außerhalb des unmittelbaren Festtrubels, befindet sich die Gifthütte oder auch Heiratszelt, ein kleines Tischchen und eine spanische Wand, die gerade ein Paar den allgemeinen Blicken entzieht.

Das hierzu nötige Obst wird nicht gekauft, sondern von den umliegenden Kaufleuten meist mit einer Ehrenkarte erbeten und auch gerne gegeben, daher kann man auch mitunter Bananen und Feigen aufgehängt finden.

Mit dem Beginn des Festes wird der Saal und der Garten grell beleuchtet. Die Musik spielt, es wird auch schon getanzt, aber es ist noch nicht das Richtige. Ungefähr eine Stunde nach Saaleröffnung wird mit dem Einzug der Weinhüter das Weinlesefest begonnen. Voran marschiert der Gemeindediener mit zwei Wachleuten, gekennzeichnet durch den großen silbernen Halbmond auf der Brust, die Polizeikappe und den Säbel<sup>7)</sup>. Dann folgt, getragen von zwei Burschen mit blauen Schürzen, hemdärmelig, die Winzerkrone, die nun auf der Stange aufgestellt wird, gewöhnlich auf dem Tisch der Ehrengäste. Nun folgt der Bürgermeister, natürlich mit (auch falschem) Bauch, mit gewichtiger Miene, begleitet vom Gemeindeschreiber, durch ein großes Buch, einer Brille und einem Federkiel hinter dem Ohr gekennzeichnet. Der Kerkermeister mit einem großen Bund Schlüssel, der Nachtwächter mit Hellebarde und einer Stalllaterne, um die Diebe zu finden. Einige Hüter mit Armschleife und blauem Schurz beschließen den Zug.

Nach einem Tusch der Musik hält nun der Bürgermeister eine Ansprache<sup>8)</sup>:

„Gehrte Festgäste, Kegelscheiber und was halt sonst noch da ist.

Indem daß ich die Ehre haben tue, Sie bei unserem heutigen Weinlesefest begrüßen zu können in unserer Gmoa, muß ich ihnen gleich sagen, daß wir in unserer Gemeinde eine Ordnung haben, sogar bei einem Fest. Wir haben auch lang gnug dazu braucht. Der Gemeindegatter ist neu vergittert worden, seit unser Stier — denn Stier san mir immer — den mir dort einitan habn, weil er denen Küah keine Ruhe nicht gegeben hat und immer — aber das braucht ihr net zu wissen, also seit unser Stier das Gitter ein bissel verbogen hat, daß mirs nimmer ver-

---

7) Anklingend an die frühere Uniform der Wiener Wachleute.

8) Aus dem Manuskript, gehalten 1926.

wenden haben können. Die Wachmänner haben sich ihren Mond frisch versilbert, der Nachtwachter hat seine Latern putzt zur Feier des Tages, i hab mi frisch rasiert und der Gmoadiener hat sich an neuen Rausch kauft, weil den alten hat ihm seine Alte anzwidert mit an Haring, den er hat essen müssen<sup>9)</sup>. Weil wir also so eine Ordnung haben, — sogar der Wirt hat seine Fasseln ausgewaschen, damit er uns an reinen Wein einschenken kann —, so haben wir auch ein Gesetz, das alles verbieten tut, was schön und gut ist. Weil wir aber, i und der Gemeinderat, ein Einsehn habn, so tun wir nicht alles verbieten, sondern nur strafen, bis alles gsträft ist<sup>10)</sup>.

Derweil da so gute Sachen hängen, die ich mir auch gern schmecken lassert, sage ich als Bürgermeister, es ist *verboten*, sich dabei derwischen zu lassen beim Kosten (öffnet das Buch), wer also dabei ertappt wird, daß er hingreift, wo er nicht soll und die Hand noch bei den Weintrauben oder sonstigen guten Sachen hat, soll merken, es san Weinberln drauf, denn er wird gestraft. Für einen Apfel . . . usw. (nun folgt die Aufzählung aller Arten der aufgehängten Dinge und die Strafe. Dieser Betrag ist um etwas niedriger, als der Preis im Geschäft), außerdem kommt er in den Kotter. Zahlt er aber un die Hälfte mehr, kommt er nicht in den Kotter.

Wer sich aber an der Krone vergreift, das ist ein großer Übeltäter und muß zahlen, daß er schwarz wird, sich grün und blau ärgert, daß er sich dabei hat erwischen lassen, denn die Krone brauch ma, sonst san ma keine Gemeinde, die eine Ordnung hat. Bis aus is, wird die Krone versteigert, wer mehr zahlt, kriegts.

Weil wir aber auch eine Sittlichkeit haben, so ist es auch verboten, ja, ihr wißt schon was, das Zusammenklappen zweier Menschenpappen oder ganz gemein ausgedrückt, ein Bussel, das wird nur beim Tanzen gestattet, unter der Glocken, da siechts niemand und in den Lauben gehts niemand was an, aber dabei muß der Mann eine kleine Spende für die Gemeindekassa tun. Wer aber dreimal mit derselben Frau oder Dirndl erwischt wird, muß heiraten oder er wird eingesperrt.

Das ist jetzt alles, was es sonst noch gibt, auf das werds schon noch draufkommen. Jetzt tuts euer Werk, laßts euch erwischen,

---

<sup>9)</sup> Anspielung auf persönliche Verhältnisse, die allen bekannt waren.

<sup>10)</sup> Ein Wortspiel, es heißt: Zahl'n, bis d'schwarz wirst. Daher: nicht schwarz, nicht weiß ist gestreift, mundartlich gsträft, das bedeutet aber auch durchprügeln.

damit wir ein Geld kriegen, und unterhalts enk gut. Es kaun losgehn.“

Die Musik spielt einen Tusch, die Hüter und Wachleute verteilen sich, nun wird die Beleuchtung derart abgeschaltet, daß es gerade so hell ist, um die Personen und alles gerade noch zu erkennen, aber nicht so dunkel, um nicht alles übersehen zu können.

Nun beginnt die eigentliche Lustigkeit, es wird versucht, aus dem Tanzgewühl heraus, Weintrauben zu stehlen; sieht es ein Wächter, wird der Dieb verhaftet und in den Gemeindegatter gebracht. Eine Weile muß er drin verweilen, damit er durch das Gitter von den Zuschauern gereizt werden kann. Dann führt der Gemeindegatter den Dieb vor: „Herr Bürgermeister, da hab ich einen Dieb gefangen.“ „Wo ist der Übeltäter?“ „Hier. Ich hab ihn grad aus dem Gatter gebracht!“

Was hat er gemacht

Weintraubn gestohlen.

Haben Sie net gehört, daß das verboten ist?

Aber, Herr Bürgermeister, ich hab ja gar nicht gestohlen. Ich hab Hunger gehabt, und der Wachmann hat grad net herguckt, da hab ich die Trauben gekostet und bin verhaftet worden. Aber gestohlen hab ich nicht.

„Gestohlen oder nicht gestohlen. Es ist verboten, und Strafe muß sein. Von was soll ich denn leben?“

Nun wird der ‚Inkulpant‘ in Anbetracht mildernder Umstände verdonnert, den Betrag von ... zu erlegen, dann wird er entlassen.

Hat aber jemand Interesse einen Eingesperrten früher frei zu haben, so wird dem Bürgermeister, dem Kerkermeister ein Stamperl bezahlt, und der Eingesperrte wird sofort vorgeführt. Angesehene Gäste zahlen auch dem Gemeindegatter und dem Wachmann, der die Verhaftung durchgeführt hatte, ein Stamperl. Natürlich walten Bürgermeister und sonstige Amtspersonen bald mehr oder weniger angeheitert ihres Amtes, was dann zu den komischsten Szenen Anlaß gibt.

Das Publikum setzt auch seinen Ehrgeiz darein, mehr abzuräumen, als die Wächter sehen und organisieren sich. Sie schicken zwei oder drei stehlen und räumen dann hinter den amtshandelnden Wächtern ordentlich ab. Geht es gar zu arg zu, wird der Wächter eingesperrt oder gar abgesetzt <sup>11)</sup>.

---

<sup>11)</sup> Die Parallele zum Stehlen des Marktrechtes, wie es in vielen Spottgeschichten bekannt ist.



Auf der Tanzfläche wieder gibt ein Wächter acht, bis ein Tanzpaar gerade unter der Glocke tanzt, dann läßt er die Glocke fallen und das Paar ist gefangen, einige Augenblicke lang, „einen Kuß lang“, dann zieht er die Glocke wieder hoch und hebt eine kleine Spende ein.

Gelingt es, ein Paar dreimal zu fangen, dann muß es heiraten gehen. Freiwillig kann es aber auch des öfteren geschehen. Der Bürgermeister stellt die Heiratsurkunde aus, jeder bekommt ein Stamperl, der Bräutigam muß bezahlen, dann dürfen sie eine kleine Weile ungestört im Heiratszelt verweilen und können dann nicht mehr beim Tanzen gefangen werden, weil sie „eh scho verheiratt sind“. Als große Schande aber gilt es, wenn ein richtiges Ehepaar in der Tanzglocke gefangen wird.

In dieser Art dauert der Festestrubel bis gegen Mitternacht, oder besser bis ungefähr 1½ Stunden vor dem Ende des Festes. Die noch vorhandenen Trauben werden verlost und die Winzerkrone als letztes amerikanisch lizitiert.

Mit dem Versteigern der Winzerkrone ist das eigentliche Fest zu Ende. Nun sammeln sich alle Hirten, Wächter, der Bürgermeister hält noch eine kleine Dankesrede, soweit dies noch möglich ist, sie ziehen hinaus. Mit einigen flotten Weisen ist dann das Fest zu Ende.

Nach dem Weinlesefest, das noch lange den Gesprächsstoff der Teilnehmer bildet, ist die **K r a m p u s f e i e r** an der Reihe. Um den Nikolotag, aber nicht am 5. Dezember, wird ein bunter Abend, die Krampusfeier, veranstaltet. Einige lustige Szenen, etwas Musik leiten den Abend ein. Nach einer Pause wieder einige Musikstücke, eine Sängerin oder Sänger beginnen nun mit den Krampusstanzeln. Diese werden nach den verschiedensten Melodien gesungen, die sich von Jahr zu Jahr ändern. Unter diesen findet man Vierzeiler, geeignete Schlagermelodien, Klapphornmelodien und ähnliches. In diesen werden die Mitwirkenden, Anwesende, Begebenheiten des Vereinslebens verulkt. Kaum ist der letzte Satz verklungen, oft mitten drin, stürmt der Krampus in den während des Gesanges verdunkelten Saal und beginnt sein Werk mit der Rute. Ihm folgt feierlich gemessenen Schrittes der Nikolo, durchschreitet den Saal und begibt sich aufs Podium. Ihm folgen einige Vereinsfunktionäre und stellen Körbe und Butten, gefüllt mit Geschenkpaketen, vor den Nikolo. Dieser hält noch eine kleine Ansprache, „die Braven bekommen schöne Packerln, und bei den Schlimmen tut der Krampus seine Pflicht, soweit er es nicht schon getan hat. Für den weiten Weg des Nikolos bis hierher zu den Menschen mit den vielen Paketen“

wird ein kleines Porto eingehoben. Der Kassier stellt sich mit einem Teller auf und nun wird mit Spannung der Name des ersten Paketempfängers erwartet. Dieser holt sich sein Paket, zahlt sein Porto, bekommt noch vom Krampus einige Klapse, begibt sich auf seinen Platz und beginnt nun, teils neugierig, teils abwartend vorsichtig, sein Paket zu öffnen.

Diese Geschenkpakete sind der Höhepunkt des Abends, denn in diesen kommt alles zum Ausdruck, Liebe, Freundschaft, Verehrung und auch andere Gefühle finden in den Juxpaketen ihren Niederschlag. Es gibt einige feststehende Typen, die sich stets wiederholen.

Um nun einige Beispiele herauszugreifen:

Einer Streit- und herrschsüchtigen Frau schickt man einen Beißkorb. Einem Vielfraß wieder eine große Tasse aus Papier mit einer garnierten Platte. Salzstangel, Käse, Wurst, Eier, einen Bückling, Senf, Kren, Pfeffer, Salz und dann eine Flasche Bier. Sehr frugal, aber das sieht so aus: Vom Salzstangerl sind nur die beiden Enden da (aufgenäht), der Mittelteil wurde dazugezeichnet, vom Käse ist nur die Rinde vorhanden, die Wursthaut, vom Bückling Kopf und Schwanz usw. mit einem Wort, die ungenießbaren Teile waren in Natura da. Dazu eine Karte „Guten Appetit“. Parfümflakons gefüllt mit verdünntem und gefärbtem Salmiak sind keine Seltenheit. Einem Mann, der unter dem Pantoffel steht, wird ein riesiger Haustorschlüssel oder ein Pantoffel gesandt.

Beliebt sind auch: ein neuer Nachttopf, mit Senf bestrichen und ein Paar Würstel drinnen. Ein altes Vogelhäuschen, darin ein Häring, oder derber, Exkreme aus Papiermasse.

Mit einem Wort, der Phantasie sind keine Schranken gesetzt und je toller die Einfälle und je raffinierter die Verpackung, desto höher die Spannung und Fröhlichkeit.

Von der derben Feige für den Traumichnicht über das alte Vorhängschloß für eine energische, mannstolle Weibsperson, bis zur Tafel Schokolade aus Gips in Originalpackung ist alles anwendbar.

Je gewagter der Einfall, je mehr Mühe beim Ausführen der Pakete aufgewendet wird, desto größer ist die Spannung und „Gaudé“. Da wird Rache genommen für alle Taten und Untaten des vergangenen Jahres, oft auch am falschen, vermeintlichen Urheber eines vorjährigen Krampusscherzes.

Selcher machen Blut- und Leberwürste, füllen sie aber mit Sägespänen. Werden diese kurz in heißes Wasser getaucht, so

sind sie prall und appetitlich und durch nichts von einer echten zu unterscheiden.

Bei einer Krampusfeier eines Wiener Vereines<sup>12)</sup> wurde das Versenden von Juxpaketen derart auf die Spitze getrieben, daß einem allgemein bekannten Mitglied der Winterrock und andere Gegenstände, unter anderem auch bereits erhaltene Geschenke vom Tisch entwendet wurden. Diese wurden frisch verpackt und wieder zugeschickt. Man kann sich vorstellen, wie dieser nach dem zweiten derart wiederbekommenem Geschenk auf seine Gegenstände aufgepaßt hat.

Einer Frau wurde unter anderem ihr erwachsener Sohn (Größe 1,95 m) gegen seinen Willen(!) als Wickelkind verpackt, ein Riesenlutscher um den Hals gehängt und geschickt. Der Nikolo rief ihren Namen, hatte ein wunderschönes Paket in der Hand, daß die Empfängerin sich schon freute, als sie jedoch das Paket in Empfang nehmen wollte, traten die Funktionäre zur Seite und vier Mann überreichten der höchst überraschten Mutter das Riesenbaby.

An diese Geschenkverteilung schließt bis zum Ende der Feier, gewöhnlich Mitternacht, etwas Tanz an, falls es die Zeit erlaubt.

War bei einem Verein eine Krampusfeier, wird gewöhnlich keine größere Weihnachtsfeier abgehalten, sondern nur im engsten Mitgliederkreis an jenem Vereinsabend, der dem hl. Abend am nächsten liegt, aber nicht am Christ- oder Stephanitag<sup>13)</sup> gefeiert. Ein Lichterbaum, oft ohne sonstigen Schmuck, ist vorhanden, es werden Weihnachtslieder gespielt und die dürftigsten und rührigsten Mitglieder bekommen Geschenke.

Wird aber eine Weihnachtsfeier größeren Stils abgehalten, so meist lieber vor dem 24., als zwischen den Feiertagen, weil da kein Mensch kommt. Sie ist ähnlich der Krampusfeier, doch fallen die Spottverse weg. Der Vereinsobmann hält eine kleine Ansprache und die Pakete werden verteilt. Juxpakete werden jedoch im allgemeinen vermieden, ja als Entgleisung empfunden und übergangen. Entweder bringt der Weihnachtsmann die Pakete oder, viel beliebter, ein Kind als Christkind oder Weihnachtsengel verkleidet. Getanzt wird anschließend in den seltensten Fällen. Als Vorprogramm beliebt sind kleinere Theaterstücke.

---

<sup>12)</sup> Im Verein 5, vgl. 21.

<sup>13)</sup> Am Stephanitag findet das traditionelle Weihnachtsfest der in Wien lebenden Kroaten statt.

Die Silvesterfeier. Ob eine abgehalten wird oder nicht, ist eine rein technische Frage: Hat der Wirt das Lokal bereits vermietet oder nicht. Gewöhnlich bespricht sich der Wirt mit seinen Vereinsvertretern und löst diese Frage im Einvernehmen. Theaterstücke sind an diesem Tage nicht beliebt. Vorherrschend ist das bunte Programm Musik, Soloszenen, Sketches, Lieder abwechselnd. Knapp vor Mitternacht erscheint ein altes Weib, ein verkleideter Mann, als das alte Jahr, und hält weinerlich eine humorvolle Reminiszenz über das nun abgelaufene Jahr. Auf einmal wird es finster, zwölf Glockenschläge ertönen und ein Kind als das neue Jahr sagt ein kleines Gedicht. Dieses geht jedoch im allgemeinen „Prosit-Neujahr“-Wünschen unter.

Manchmal kommen aus den Reihen der Mitglieder eine Wahrsagerin, Rauchfangkehrer und treiben nun ihre Späße. Sind die Anwesenden Stammgäste oder dem Wirt persönlich Bekannte, so läßt dieser auf seine Kosten Glühwein servieren. Erst nach Mitternacht sind Biskuitfische und Sulz zu haben. Die Fische sind aber derart zu essen, daß sie schwimmen können, also mit dem Kopf zuerst.

Nun wird getanzt bis zum frühen Morgen.

Wenn politische Organisationen diese Feier abhalten, so wird um Mitternacht eine Gedenkminute gehalten. Der Organisationsleiter hält eine kleine Ansprache, die mit einem Glückwunsch endet. Nachher allgemeines Glückwünschen.

In der Faschingszeit gehört es zum guten Ton jedes Vereines, wenn es die Kasse erlaubt, einen Ball zu geben. Nicht im eigenen Vereinslokal, sondern in einem größeren Saal. Solche Veranstaltungen enden meist mit einem Defizit. Es geht sehr steif zu, die Funktionäre fühlen sich in ihrer Haut nicht recht wohl und die Mitglieder sind meist im Gemütlichen zu finden.

Der Ball beginnt um 20 oder 21 Uhr und endet um 4 Uhr früh. Nach 1945 hat sich ein noch späteres Ende wegen der unsicheren Verhältnisse eingebürgert.

Der Tanz steht im Mittelpunkt und ist für die Jugend bestimmt. Die älteren sind im Gemütlichen mit Schrammelmusik und der Gifthütte zu finden. Besondere Bälle geben Damenspenden aus<sup>14)</sup>. Nicht fehlen darf ferner der Juxbasar und für die große Pause eine Tombola. Die Gegenstände des Juxbasars und der Tombola sind, wie üblich, Spenden der Kaufleute. Befindet sich jedoch kein Bäcker unter diesen, so wird ein Riesensalzstangl besonders bestellt und aus eigenem beigesteuert.

---

<sup>14)</sup> Es wird hier nur von den Verhältnissen bis 1938 der 7 Vereine gesprochen.

Juxbasar, Glückstopf, Glückshäfen oder Glücksfischen sind Abarten. Hier gewinnt jedes Los. Beim Basar sind die Gegenstände mit Nummern versehen und frei sichtbar, jeder, der einen Umschlag mit der Nummer kaufte, geht hin und bekommt seinen Gegenstand ausgefolgt. Beim Glückstopf oder Glückshäfen wird die Nummer, wie der Name sagt, aus einem Topf gezogen und der Gewinn erst dann ausgehändigt. Beim Glücksfischen ist eine spanische Wand, hinter der sind für das Publikum die Gegenstände angeordnet. Jeder bekommt eine Angel in die Hand, als Köder wird die gekaufte Nummer befestigt und über die Wand geworfen. Dahinter wird die Nummer entfernt und der gewonnene Gegenstand daran befestigt.

Wird dieser Abend aber besonders als Faschingsveranstaltung gekennzeichnet, so werden noch Papiermützen, Konfetti und Papierschlangen, Serpentina, verkauft. Theatervereine geben statt dessen ein größeres Theaterstück auf einer großen Bühne. Beliebt sind: Der Meineidbauer, Der Gewissenswurm, Der Pfarrer von Kirchfeld, Das weiße Rössel, Charleys Tante u. a. m. Auch solche Veranstaltungen enden meist mit einem Defizit.

Neben diesem Ball wird, besonders wenn beim großen Ball finanziell verhältnismäßig gut abgeschnitten wurde, noch ein Hausball gegeben. Dieser wird als richtiger Faschingsrummel am Faschingdienstag abgehalten. Ein bunter Abend mit den tollsten Einfällen. Mit den einfachsten Mitteln, einigen Lampions, Karikaturen, wenn ein Zeichentalent mitwirkt, wird die Stimmung geschaffen. Neben dem Tanz werden Spiele abgehalten. Besonders beliebt ist das Wettessen. Ein leichter Grießbrei wird mit Schokolade vermengt und fertige Portionen vorbereitet und vor jeden Teilnehmer gestellt. Diese sitzen vor dem Tisch, die Hände auf dem Rücken verschränkt und warten auf das Signal „los“. Bedingungen sind: Ohne Eßbesteck muß gegessen werden. Wer zuerst fertig ist, schreit „fertig“ und öffnet weit seinen Mund. Es kann sich jeder selbst ausmalen, wie die Teilnehmer aussehen. Die Zuschauer feuern an, ein tolles Durcheinander und Gelächter.

Genau so beliebt ist das Würstelessen, von dem zwei Abarten bekannt sind. Bei der einen Art werden die Würstel etwas über Kopfhöhe an einer Schnur befestigt und die Teilnehmer müssen nach den Würsteln springen.

Bei der zweiten Art werden die Würstel auf einen Teller gelegt und auf den Fußboden gestellt. Die Teilnehmer legen ihre Füße auf eine Bank, diese werden dort gehalten, damit sie, in jeder Hand ein kleines Holzstück, ohne den Boden zu be-

rühren, also das Gleichgewicht zu verlieren, soweit vorgehen zu können, um die Würstel zu essen<sup>15)</sup>.

Während dieser Spiele haben einige alle Überschuhe unter den Tischen zusammengesucht, mit einer Schnur angefädelt, zu einem Ring gebunden und diesen mitten über der Tanzfläche aufgehängt. Es dauerte eine Weile, bis eine der anwesenden weiblichen Wesen den sonderbaren Saalschmuck mit einem Aufschrei entdeckte. Noch länger aber dauert es, bis sich ein Mann erweichen läßt und die Schuhe herunterholt. Er schneidet aber nur die Schnur durch, die Schuhe fallen auf einen großen Haufen wirr durcheinander. Bis jede Überschuhbesitzerin ihr Paar wieder beisammen hat, können die übrigen Anwesenden nimmer lachen.

Doch auch die Musikkapelle hat ihre Scherze. Bei einem Walzer, der sich dazu am besten eignet, wird die Musik immer leiser und leiser, bis sie ganz verstummt. Die Paare tanzen noch 10—12 Takte weiter, ehe jemandem das Fehlen der Musik auffällt. Ausscheidungstänze sind ebenfalls sehr beliebt<sup>16)</sup>. Zu einer flotten Melodie, einem Marschfox oder Polka bekommt ein Paar gewöhnlich ein Tuch oder einen ähnlichen Gegenstand in die Hand und muß diesen, während die Musik spielt, flott an ein anderes Paar weitergeben. Setzt die Musik aus, scheidet jenes Paar aus, bei welchem sich gerade der Gegenstand befindet. Das letzte Paar ist Sieger, tanzt eine Ehrenrunde, nachher bekommt das Mädcl feierlich einen Besen in die Hand gedrückt und darf den Saal auskehren<sup>17)</sup>.

Ein ähnliches Ausscheidungsspiel ist folgendes: Beim Aussetzen der Musik müssen die Tänzer ihre Partnerin wechseln, die Musik spielt ja sofort wieder weiter. Da bei Beginn aber um einen Mann mehr ist, bleibt immer einer übrig, der dann, nach dem nächsten Tanzstückchen, mit seiner Partnerin ausscheidet. Der vorletzte Tänzer ist der Verlierende und tanzt eine Ehrenrunde mit dem Besen.

Sind Burschen oder Mädcl in Überzahl, tanzt man eine Sesselquadrille. Es werden die Sessel, um einen weniger als Mitspieler, derart nebeneinander gestellt, daß jeder 1., 3., 5. usw. gleichgerichtet ist, während der 2., 4., 6. Sessel mit der Rückenlehne in eine Linie mit der Vorderkante der ungeraden Sessel steht. an den Langseiten dieser Sesselreihe ist somit jeder

---

<sup>15)</sup> Vgl. Deutsches Spielhandbuch, Potsdam 1929, Bd. 1, S. 108 u. 113.

<sup>16)</sup> Vgl. Z o d e r, Altösterr. Volkstänze: Besentanz.

<sup>17)</sup> Der Sinn dieses als Kehraus ist verloren gegangen. Siehe Z o d e r, Deutsches Volkstum im Volkstanz, 1938. S. 148.

zweite Sessel zum Sitzen geeignet. Nun gehen die Mitspieler alle um diese Sesselreihe herum, während die Musik spielt. Bricht diese ab, trachtet jeder, sich niederzusetzen. Einer bleibt übrig, der scheidet aus und ein Sessel wird weggenommen. Der auf dem letzten übrigbleibenden Sessel zu sitzen kommt, ist Sieger.

Beliebt sind auch Schattenspiele, der Arzt, der seinem über Leibschmerzen klagenden Patienten allerlei unmögliche Gegenstände, wie Musikinstrumente, Bierflaschen, Lampen, ja Klappstuhl, Gläser usw. aus dem Mund zieht.

Das Faschingbegraben ist wohl zu bekannt, um darauf näher einzugehen. Es wird in der Stadt nur bei solchen Vereinen geübt, wenn die Teilnehmer in überwiegender Zahl unmittelbar aus ländlichen Gebieten stammen<sup>18)</sup>.

Sonstige Spiele, die in der Faschingszeit gespielt werden, sind Gesellschaftsspiele, die auch sonst im Winter geübt werden, weshalb nur eine Aufzählung vorgenommen wird; jener Spiele, die am häufigsten zu treffen sind:

Der stille Kongreß  
Stille Post  
Kokettieren  
Platz tauschen  
Teekessel  
Lied erraten usw.

und zum Pfänder auslösen:

Kirschen verkaufen  
Brunnen schöpfen  
Kalender blättern  
Polnisch beichten  
Brücke bauen  
Aeroplan fahren  
Stockerl hinaustragen

um nur solche herauszugreifen, die an einem Abend mindestens dreimal vorkommen.

Zu Ostern wird, wenn es das Wetter zuläßt, je nach Alterszusammensetzung der Gesellschaft, eine Wanderung unternommen. Das mindeste ist eine Praterfahrt am Ostermontag.

Zur *Sommersonnenwende* war meist eine Nachtwanderung angesetzt, doch darf das bei der allgemeinen starken Wander-

---

<sup>18)</sup> Bei den mir bekannten 2 Fällen, wo in Wien ein Faschingsbegraben stattgefunden hat, sind meist Studenten (Bauernsöhne) beteiligt gewesen. Im anderen Fall wohl in Wien Ansässige, aber solche, deren ältere Geschwister den bäuerlichen Hof übernommen haben.

tätigkeit nicht als Besonderheit gewertet werden. Besonders Fahrten mit dem Schiff in die Wachau waren sehr beliebt, um den dort herrschenden Brauch der schwimmenden Lichter auf dem nachtdunklen Strom zu erleben.

Damit ist der Jahresfestkreis im Vereinsleben geschlossen, denn den Sommer über ist die meiste Vereinstätigkeit eingestellt und beginnt erst wieder im Herbst. Es bleiben noch persönliche Feiern zu besprechen.

Der **N a m e n s t a g** wird gewöhnlich improvisiert; von einem dem Namenstagskind Nahestehenden wird eine Torte vorbereitet oder für ein anderes Geschenk unter den Mitgliedern gesammelt. An jenem Vereinsabend, der dem Namenstag am nächsten liegt, spielt auf einmal die Musik einen Tusch. Der Obmann hält eine kleine Ansprache und läßt das Namenstagskind hoch leben. Nun spielt die Musik „Hoch soll er leben“ und alle gratulieren. Das Geschenk wird meist vom Obmann überreicht. Es ist üblich, daß das Namenstagskind je nach Vermögen einige Liter Wein oder Bier „springen“ läßt und damit die Mitglieder frei hält.

Es war auch üblich, am Vorabend des Namenstages vor der Wohnungstür „aufzuspielen“, eine Sitte, die nach dem März 1938 nicht mehr geübt wird <sup>19)</sup>, soviel mir bekannt ist.

Größere Feiern gibt es bei Karl, Josef, Anna, Marie und am Namenstag des Wirtes, des „Herbergsvaters“. Die dem Namenstagskind Näherstehenden werden anschließend in ein Kaffeehaus eingeladen, wo mitunter bis zur Sperrstunde nachgefeiert wurde.

**G e b u r t s t a g s f e i e r n** kommen in den Vereinen in den seltensten Fällen vor.

**H o c h z e i t e n** werden an einem Vereinsabend nachgefeiert und durch Bezahlung einiger Liter Wein oder Bier abgetan. Nur wenn sowohl Braut als Bräutigam im Verein kräftig mitarbeiten <sup>20)</sup>, bildet der Verein einen größeren Rahmen zu dieser Feier.

Bei 10- oder gar 25jähriger Vereinszugehörigkeit werden ebenfalls Feiern abgehalten und der Jubilar durch ein Diplom geehrt und meist zum Ehrenmitglied ernannt.

Dieser Untersuchung bildeten, wie bereits erwähnt, sieben Vereine das Fundament. Sie werden nunmehr mit 1, 2, 3, 4 usw.

---

<sup>19)</sup> Auch Schrammelterzette oder Quartette übten das „Aufspülen“ gern als Nebeneinnahmsquelle aus und schnitten oft nicht schlecht ab. Mitteilung des Herrn Kapellmeisters Prichystal, Wien 10.

<sup>20)</sup> Besonders Trachtenvereine verwenden diese Hochzeiten gerne, wie dies im Herbst 1950 in Wien vorkam. Da waren grüne, silberne und goldene Hochzeit an einem Tag. Feiern dieser Art sind aber wohl als abwegig zu bezeichnen.



fortlaufend bezeichnet<sup>21)</sup>. Interessant ist, daß, mit Ausnahme von 6, wir es im Grunde genommen nur mit einem Personenkreis zu tun haben. Die wechselvollen Zeitereignisse und persönliche Unstimmigkeiten führten zu diesen vielen Vereinen.

Da in 1 die Satzungen nur eine Mitgliedschaft für Landsleute (Kroaten) vorsah, konnte auch nur von solchen im Vereinsorchester gespielt werden. Es war aber auch unter den Gästen starkes Interesse für diese „exotische Musik“, wie die Tamburizza-Instrumente bezeichnet wurden, vorhanden. Um dem abzuweichen, wurde 2 gegründet. Dem Gründer von 2 kam der Verein im ersten Weltkrieg aus dem Gesichtskreis. Von ihm wurde 3 gegründet. In diesem Spar- und Geselligkeitsverein waren besondere Regeln eingeführt, die auch für die Lebensdauer des Vereines von Bedeutung waren. Über dem Tisch, dem gewöhnlichen Versammlungsort im Gasthaus, war ein Kranz mit Bändern angebracht. In der Mitte war eine kleine Glocke, ich glaube sogar in Form eines goldenen Kegels. Jedes Mitglied, das zum Vereinsabend kam, durfte niemand begrüßen, sondern zuerst an der Glocke bimmeln, allgemein grüßen und sich niederetzen. Dabei durfte niemandem die Hand gereicht werden. Wer gegen dieses Gebot verstieß, mußte eine kleine Geldstrafe zahlen. Der einlaufende Betrag wurde für ein gemeinsames Essen am Jahresende verwendet<sup>22)</sup>.

Neben dem Vereinsabzeichen wurde auch eine „Vereins-hymne“ geschaffen<sup>23)</sup>.

Da das Lokal den Besitzer wechselte, löste sich der Verein auf, da er durch seinen Zweck — Sparverein — doch ortsgebunden war. Zum gleichen Zeitpunkt entstand aber fast aus den gleichen Mitgliedern 4. Die Mitglieder des Orchesters dieses Vereines waren meist Studenten. Nach Beendigung des Studiums

---

<sup>21)</sup> 1. Kroatischer Kulturverein „Prosvjeta (Kultur, Aufklärung), gegr. 1895. — 2. Tamburizzafreunde Wien, gegr. 1906, Musik- und Geselligkeitsverein, wanderte vom 7. in den 16., 12., 10. Bezirk. — 3. Spar- und Geselligkeitsverein „Goldener Kegel“, gegr. 1920—22. — 4. Musik- und Geselligkeitsverein „Jung Wien“, gegr. 1922. — 5. Geselligkeitsverein „Unter uns“, 1924 (2 Monate). — 6. Theater- und Wohltätigkeitsverein „Kos“ (Amsel), gegr. 1908, tschechisch. — 7. Kulturverein „Hrvatska Prosvjeta“, gegr. 1936.

<sup>22)</sup> Heute wird bei den Sparvereinen jede Woche ein kleiner Betrag für ein „Ganseessen“ gesondert eingehoben.

<sup>23)</sup> Der Kehrreim lautet: Bei der Nacht, wanns finster is  
und niemand auf der Gassen is.  
Der Text hatte viele Begebenheiten aus dem Vereinsleben mit derben Zweideutigkeiten zum Inhalt. Melodie und Bruchstücke des Textes sind noch vorhanden.

löste sich dieses von selbst auf<sup>24)</sup>. Dieser fiel aber mit einem anderen Ereignis zusammen<sup>25)</sup>.

2 hatte nach dem 1. Weltkrieg weiterbestanden, in einem anderen Bezirk und sollte aufgelöst werden. Von der Vereinspolizei wurde der Proponent des Vereines verständigt. Der Verein wurde in das gleiche Lokal wie 4 verlegt und weitergeführt, zum Teil mit den übernommenen Mitgliedern von 4.

Eine Übersiedlung wegen Geschäftsauffassung in ein mehr tschechisches Gasthaus brachte keinen Mitgliederverlust, wie er gewöhnlich mit dem Lokalwechsel verbunden ist. Im Gegenteil kamen viele neue Mitglieder dazu, so daß eine Blüte erreicht wurde, welche bis 1938 dauerte. Damit hörte jedes Vereinsleben auf. Nach Kriegsende, das mit dem Tode des Gründers zeitlich zusammenfiel, war das hier besprochene Vereinleben erloschen.

Die bisher nicht erwähnten Vereine 6 und 7 sind erst später aufgetaucht. 6 ist ein Theaterverein, der im letzterwähnten Lokal von 2 beheimatet war und dort seine eigene Bühne hatte, die 2 für seine Veranstaltungen zur Verfügung gestellt wurde. Das Einvernehmen war sehr gut, nur kostete es langwierige Verhandlungen, um manche Stücke, wie z. B. „Familie Schimek“ aufzuführen: Dies verbiete der tschechische Nationalstolz, weil darin ein Mann böhmakelt.

Aus persönlichen Gründen und politischen Hintergründen wurde von einem Teil der Mitglieder von 1 im Jahre 1936/37 gegründet. Es war ihm aber nur kurze Lebensdauer beschieden. Musik stellte immer 2 bei.

---

<sup>24)</sup> Wir können hier vielleicht von einer Burschenschaft sprechen, die sich den geltenden Bestimmungen des Vereins-Gesetzes angepaßt hatte.

<sup>25)</sup> 5 wurde wegen Zwistigkeiten innerhalb der Mitglieder von 4 gegründet, hatte aber nur kurzen Bestand, nach der Versöhnung ging er wieder in 4 auf.

# Zur Problematik von Volksschlag und Volksüberlieferung anhand von Beobachtungen in Berlin

Von Barbara Pischel

## Einleitung

### Berliner Volksschlag und Überlieferung

Kein Unbekannter als Kaiser Karl IV. hat das erste Landbuch über Besitz der Bauern und Kirche im Raum des heutigen Groß-Berlin anlegen lassen, 1375<sup>1)</sup>.

Der Heraldiker geht ein Jahrhundert weiter zurück, bis ins Jahr 1280. Hier stellt er zum ersten Mal den Bären im Siegel der Stadt Berlin fest, und 1253 weist er erstmalig ein Berliner Wappen überhaupt nach (noch ohne Bär, mit dem Adlerschild des Markgrafen von Brandenburg im dreitürmigen Stadtbild)<sup>2)</sup>.

Die Archivre belegen 1237 das aktenmäßige Erscheinen Berlins als Stadt, jenes Jahr, welches in unserer Generation 1937 Anlaß zur 700-Jahrfeier der Stadt Berlin bot<sup>3)</sup>.

Für den Berliner Volksschlag aber haben wir etwa als ältestes Zeugnis jene Verse anzusehen, welche als Inschriften dem Beschauer die in zwei Hälften mit 14 geistlichen und 14 weltlichen Gestalten aufgeteilten Fresken des Totentanzes in der Marienkirche aus Anfang des 13. Jahrhunderts nahebringen. Dort heißt es unter anderm:

„Sterben ist der erste Rang,  
zweiten also Glocken-Klang.  
Von den Freunden wirst vergessen  
drittens, das sollt ihr wissen.“<sup>4)</sup>

---

<sup>1)</sup> Ewald Fr. Hertzberg, Hsg., Landbuch Kaiser Karl IV. von der Mark Brandenburg.

<sup>2)</sup> Otfried Neubecker, 700 Jahre Berliner Wappen. In: Der Tagesspiegel, 3. Jänner 1954, S. 2 (mit 2 Abb.).

<sup>3)</sup> Hans Grantzow, 700 Jahre Berlin. Im Auftrage der Stadtverwaltung zur 700-Jahr-Feier der Reichshauptstadt. Dargestellt von . . . Berlin, im Jahre 1937, Siegfried Mittler & Sohn, 32 S.

<sup>4)</sup> Otto Monke, „Totentanz in der Marienkirche.“ In: Berliner Sagen und Erinnerungen. Für die Jugend gesammelt von . . . Berliner Heimatbücher 2, Quelle & Meyer 1926, S. 23.

Diese sachliche Art, über den Tod und das Verhältnis zum Mitmenschen zu sprechen, begegnet uns wohl auch in den Präambeln der Handwerkerinnung des 15. Jahrhunderts. So beginnt etwa das überhaupt erste Statut der Schneidergilde von 1288 mit dem Hinweis auf die Macht des Todes, der nicht allzu lange braucht, um alle Dinge wieder zu Fall zu bringen. Angesichts dessen ist es notdürftiges Handeln, so etwas wie ein Statut der Schneiderinnung aufzusetzen; dennoch wird dieses nicht unterlassen, damit man gegebenenfalls eine Unterlage darüber hat, welches die Wahrheit über Rechte und Pflichten der Schneider und der Ratmannen der Stadt Berlin sind, und wie etwaige Zweifel hierüber gelöst werden sollen.

Der diesbezügliche, ursprünglich lateinische Text des erwähnten Innungsprivilegs von 1288 lautet in der niederdeutschen Fassung des Berliner Stadtschreibers des 15. Jahrhunderts:

„Wen die dod nicht let die dovenunge seynes storms also lange dat he alle dingh weder het in deme valle gedogen, in nutte bewarunge is derworven und nodtorflike bewarunge is, dat up islike dade loflike schrifte werden gemaket, in den des nod wert, in den die warheit allergewist wert versucht und die vrage der twivellunge geloset wert.“<sup>5)</sup>

Mit den Innungsprivilegien der Handwerker (1280 die Kürschner, 1282 die Bäcker, 1288 die Schneider, 1284 die Schuhmacher, kurz danach die Schuhflicker, Tuch- und Wollweber, Schlächter und Judenschlächter wie Schiffergilde) beginnen die Quellen jener Überlieferungen, welche den Volkskundler vom achlichen wie geistigen Gehalt her interessieren<sup>6)</sup>.

Der Berliner Volksschlag entwickelt sich, an Leistungen der Volkskunst und Zahl geringer als der Wiener. 1590 werden 12.000 Einwohner nachgewiesen, deren Zahl infolge Pest und Cholera auf 8000 im Jahr 1602 herabsinkt, sich zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges wieder auf 12.000 erholt hatte, um bei einer Zahl von 999 Häusern zu Ende des Dreißigjährigen Krieges auf die Hälfte, nämlich 6000 im Jahre 1648, bzw. auf 6500 im Jahre 1661 zurückgehen<sup>7)</sup>.

---

<sup>5)</sup> Berlinische Chronik, Hg. Verein für die Geschichte Berlins durch E. Fidi c i n, Stadt-Archivar, Berlin 1868, Stadtarchiv.

<sup>6)</sup> Vermischte Schriften im Anschluß an die Berlinische Chronik. 1. Band 1888, 2. Band 1888.

<sup>7)</sup> Anton Friedrich Büschings Beschreibung seiner Reise von Berlin über Potsdam nach Re Kahn unweit Brandenburg, welche er vom 3.—8. Junius 1775 gethan hat. Leipzig 1775 gedruckt bei Friedrich Gott hold Jac ob ä e r n, im Verlag der Haude- und Spenerschen Buchhandlung zu Berlin, S. 37 ff.

Als Zwanzigjähriger kommt während des Dreißigjährigen Krieges 1641/42 Nicolaus Peucker aus Jauer in Schlesien nach Berlin. Ihm — hauptamtlich ist er Kammergerichtsadvokat, Stadtrichter, Rathskämmerer — haben wir die ersten Gelegenheitsgedichte über das Berliner Leben zu verdanken.

„So singt und pfeift das Dorf...

was aber macht die Stadt? Sie geht, wie schon erwehnt,  
ins Lusthaus, neben dem ein Garten steht gebähnt  
von Blumen und Gewächs, als Welschland kaum kan haben,  
das doch so st fruchtbar ist von solchen Frühlinggaben,  
Sie geht und nimmt die Zeit, die Sommerzeit wol wahr:  
Hier geht ein Mann und Weib, und dort ein liebes Paar;  
das einen Schatten sucht des Sommers zu genießen:  
Vor jenem Thor entsteht ein Bürgerliches Schießen:  
Bald wer sol König seyn, bald wer den Ochsen nimmt,  
Bald wer ein Silber Stück und eins von Zinn bekömmt,  
bald wer den Krantz aufsetzt. Vorm andern ist ein Garten,  
darinnen Würffelspiel, Bielktafel, Kegel, Karten  
in voller Arbeit sind, daß mancher, der verspielt,  
fast ungeduldig wird, und als ein Holtzbock schießt,  
Vor einem andern ist ein Fischer-Kahn bestellt,  
auf den sich Frauen-Volck und Mannschaft hat gesellet,  
mit dem, was über Durst und Hunger Friede schafft:  
Als Knackwurst, Käß und Brod, und Bier und Rebensaft,  
zu fahren auf die Spree. Vor einem andern siehet  
ein ieder, wie der Fürst des Landes sich bemühet,  
daß er das Schloß, so schon vorhin gantz Deutschland zieret,  
noch besser in die Höh und Würd und Ansehn führt,  
und was dergleichen mehr der Sommer lasset schauen.  
Wer bleibt doch in der Stadt? Der Mann läuft mit der Frauen,  
die Kinder mit der Magd und Knecht zum Thor hinaus  
Sodaß auch öfters nicht ein altes Weib im Hauß  
und bei der Thüre bleibt. Ach wie viel 1000 Lieder  
erschallen nicht als dann in Gärten hin und wieder,  
nicht nur von Menschen Stimm und schlechtem Pfeifen-Thon,  
Es klingt die Laut und Harf so gut als Jesse Sohn  
sie vormals hat gespielt, zumal wo Bäume stehen.“<sup>8)</sup>

(Nicolaus Peucker, Hsg. von Otto Christian Pfeffer, Buchhändler in Berlin, Gottlieb Schlechtinger 1702, S. 23)

---

<sup>8)</sup> Ellinger, Hsg. Nicolaus Peuckers Wohlklingende Pauke (1650—1675) und 3 Singspiele Christian Reuters (1703—1710). Berlin 1888.

Die letzte Harfenjule, welche ältere Urberliner noch gehört haben, ist nun schon lange tot. Die tausend Lieder sind tot, der Berliner Volksschlag lebt noch, wenngleich nicht mehr nur unter dem Berliner Zinkdach, von welchem W. H. Riehl sagte, daß unter ihm den Pfälzern „längst ganz andere Ideen und Bestrebungen in seinem Kopf gewachsen seyn“ („Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild“, Stuttgart und Augsburg 1857, S. 208).

Kein Rebensaft — wenigstens kein Berliner, wie jener aus der ratsherrlichen Weinmeisterei — schafft heute mehr Friede über Durst und Hunger; aber Bier, vor allem Berliner Weiße, tut's noch, und Knackwurst, wenngleich diese heute durch die Berliner Bockwürste an Beliebtheit übertroffen wird. Wo gebaut wird, sind hingegen immer, vor allem im Sommer, Tausende von Schaulustigen zu finden, und des Sonntags geht's zu Hunderttausenden, ja zu Millionen hinaus, genau wie's 1655 galt, „zumal wo Bäume stehen“. Als „Mutter Grün“ haben sie die Vorliebe jedes Berliners<sup>9)</sup>. Dampferfahrten für einige Groschen sind wochentags wie sonntags heute das gesellige Vergnügen für Familien. Betriebsausflüge, Schulen und Arbeitslose haben auch hier verbilligte Fahrten. Die Fischerkähne bleiben, anders als früher, den Fischern vorbehalten. Noch leben einige mit alten Gerechsamten an der Spree, in Köpenick, dem Kietz (Ostberlin) und in Spandau (Westberlin) an der Havel, deren Krebse in den „Monaten ohne R“ als besondere kulinarische Genüsse per Flugzeug nach Holland und Paris geflogen werden.

Als gebürtiger Österreicher hat Richard Beitzl als erster nach Johannes Bolte und neben dem gebürtigen Berliner Hermann

---

<sup>9)</sup> Der Große Kurfürst hatte jedem jungen Paar Bäume anzupflanzen befohlen. Friedrich Wilhelm I. erneuerte den Befehl 1719: „Es soll allen Pfarrern in allen unsern Ämtern und anderen Domainen, auch in den Ambts-Städten hiermit ernstlich und bey Vermeydung schwerer Verantwortung anbefohlen seyn, daß sie hinfort und dato an kein paar Ehe-Leute vertrauen sollen, es habe denn der Bräutigam, er sey ein junger Gesell oder Wittwer, von seiner Ambts-Obrigkeit einen beglaubigten Schein und schriftliches Gezeugniß produciret, daß er zum wenigstens 6 Obstbäume in seinem Garten oder sonst an einem sichern Orte würrklich gepflanzt, darneben auch zur Pflanzung eben so vieler Eichen das Geld, als vor jedes Stück zwei Groschen, in das Amt oder Gerichtsobrigkeit, worunter er gehörig, erlegt habe, maßen unsere Forst-Bedienten, weiln die Unterthanen mit Pflanzung der jungen Eichen und Buchen nicht umzugehen wissen, jene aber in ihren Bestallungen zu dergleichen Pflanzung absonderlich angewiesen werden, solches von diesem Gelde gehörig zu bewerkstelligen, und welcher Gestalt es geschehen, von Jahren zu Jahren anzuzeichnen und zu berechnen haben.“ In: Hans Kania, „Märkisches Heimatbuch“, 1925.

Kügler<sup>10)</sup> erkannt und gemahnt, Berlin, obwohl Großstadt — damals mit über 4 Millionen Einwohner, heute mit 3,336.475 (1950: Westberlin 2,146.952) als volkswissenschaftlichen Forschungsraum nicht zu vernachlässigen.

Wählers Satz in dem einleitenden Kapitel „Deutsche Volks- und Stammescharakterologie, ihre Möglichkeiten und Grenzen“ seines „Der deutsche Volkscharakter“, Jena 1937, S. 15: „Berlin kann seinen Mythos vom Berlinertum wohl weniger in der Vergangenheit als in der Zukunft suchen“, gewinnt, von der Gegenwart her gesehen, beinahe prophetische Bedeutung.

## Hauptteil

### Zur Problematik von Volksschlag und volkstümlicher Überlieferung

#### I. „Volksschlag“ am Beispiel Berlins, problematisch gesehen

##### 1. Das Verhältnis von Einzelem zu Volksschlag a) im Spiegel der Bevölkerungsstruktur von Berlin

Das Verhältnis von Einzelem zu Volksschlag in Berlin sei an Hand einiger Zahlen und statistischer Angaben beleuchtet: Von der Gesamtbevölkerung Berlins waren 1905

40,3% aller Berliner ortsgebürtig<sup>11)</sup>).

1951 sind von der Gesamtbevölkerung in den Berliner Bezirken

| Kreuzberg | Zehlendorf                                    |
|-----------|---|
| 48,6 %    | 40,6 % ortsgebürtig;                          |
| 19,7 %    | 17,4 % aus abgetrennten Ostgebieten gebürtig; |
| 8,25%     | 8,4 % aus abgetrennten Teilen Schlesiens,     |
| 15,26%    | 13,8 % aus der heutigen DDR                   |
|           | bzw. 6,7 % aus Brandenburg,                   |
| 4,3 %     | 9,3 % der heutigen Bundesrepublik,            |
| 2,52%     | 2,6 % im Ausland gebürtig;                    |
| 0,51%     | unbekanntes Geburtsort.                       |

<sup>10)</sup> Vgl. u. a. Hermann Kügler, „Die Berliner“. In: Der deutsche Volkscharakter . . . Hsg. Martin Wähler, a. a. O. S. 126—138.

Mackensen und Kügler, „Zur Volkskunde Berlins“. In: Zt. f. Vkd. 1925, Heft 35.

A. Spamer, „Märkisches Volkstum“. In: Brandenburg. Jahrbuch Bd. 3, 1936.

<sup>11)</sup> Oskar Kürten, „Die Herkunft der (Groß-Berliner) Vorortbevölkerung“. In: Jahrbuch f. Nationalökonomie und Statistik, Bd. 112. 3. Folge, S. 151—162, Fischer Jena 1920.

(Vgl. hierzu eigene Untersuchung: „Herkunft und Beruf der heutigen Einwohner in Kreuzberg und Zehlendorf. Zur Bevölkerungsstruktur Berlins im Jahre 1952“, Schreibmaschinenmanuskript 212 Seiten, 3 Tabellen.)

Legen wir unserer Betrachtung die Familie zu Grunde, so ergibt sich über die Verteilung Berlingebürtiger und Zugezogener innerhalb einer Familie etwa folgendes:

Nur 8 Großeltern der 680 in Zehlendorf 1950 geborenen Kinder haben bereits in Zehlendorf gelebt, nur einer dieser 8 Großelternanteile war in Berlin auch schon geboren.

Nur 292 Elternpaare dieser Kinder haben in Zehlendorf geheiratet, 175 heirateten in anderen Berliner Bezirken. 190, welche außerhalb Berlins geboren sind, heirateten auch außerhalb.

Vom berlingebürtigen Einzelnen her gesehen, stellt sich sein Verhältnis zum Volksschlag der Berliner etwa an folgenden Beispielen dar:

Beide Eltern des Berlingebürtigen A waren in Zehlendorf geboren, ein Großelternanteil ebenfalls in Zehlendorf, der andere in Friedrichshain, so daß A als „ingesessener“ Berliner gilt.

Beide Eltern des Berlingebürtigen B waren gleichfalls in Zehlendorf, ein Großelternpaar in Schweinitz (Pommern) und Hünern (Mecklenburg), das andere Großelternpaar in Berlin und Praetz (Westpreußen) geboren.

Ein Elternteil des Berlingebürtigen C war in Zehlendorf, der andere in Berlin, ein Großelternpaar in Berlin, das andere in Schlesien geboren.

Beim Berlingebürtigen D fanden sich gleiche Herkunft der Eltern wie bei C; jedoch war das eine Großelternpaar in der Mark und Hinterpommern, das andere in Stettin geboren.

Ein Elternteil ist in Zehlendorf geboren bei den Berlingebürtigen E, F, G (das andere Elternteil in Schlesien/E, Neumark/F, Ostpreußen/G), Die entsprechenden Großelternpaare sind in Preßburg und Wien (bei E), in Mecklenburg und Ostpreußen (bei F) und in Ostpreußen, Schlesien (Großvater mütterlicherseits) und Provinz Sachsen (Großmutter mütterlicherseits) (bei G) geboren.

Auch beide Eltern können außerhalb Berlins geboren sein. Dann ergibt sich

für den Berlingebürtigen H:

Vater in Danzig, Mutter in Thüringen geboren,

für den Berlingebürtigen I:

Vater in Vorpommern, Mutter in Pr.-Sachsen geboren,



für den Berlingebürtigen K:

Vater in Anhalt, Mutter in Hamburg geboren,

für den Berlingebürtigen L:

Vater in Oberschlesien, Mutter in Neumark geboren.

Die entsprechenden Großeltern von H starben als Flüchtlinge unterwegs zwischen Danzig und Berlin;

die Großeltern von I waren aus Hinterpommern und Schlesien,

die Großeltern von K aus Pr.-Sachsen und Hamburg,

die Großeltern von L aus Oberschlesien gebürtig.

Auch können beide Eltern in Westdeutschland geboren sein, wie bei dem Berlingebürtigen M (Essen und Düsseldorf, Großeltern aus Wiesbaden stammend), oder in Westdeutschland und Österreich wie beim Berlingebürtigen N, dessen Vater aus Linz, dessen Mutter aus Wuppertal stammt und dessen Großeltern in Linz gewohnt haben.

#### b) Irrationales in diesem Verhältnis

In Abänderung der Feststellung Wählers: „Das Verhältnis von Stamm und Volk ist ein durchaus irrationales“ lassen Sie mich bitte formulieren: Das Verhältnis von Einzellnem und Volksschlag ist ein durchaus irrationales. An Stelle von Volksschlag kann es auch heißen: das Verhältnis von Einzellnem und Stamm ist ein durchaus irrationales; denn letzterer ist ein über längere Zeiträume kernhaft sich kristallisierender Volksschlag.

Etwas Irrationales tritt etwa zutage, wenn der einzelne in einen Volksschlag hineingeboren wird, ohne daß seine Eltern-teile, ohne daß seine Großeltern dessen Glieder sind, oder bis auf einen jeder seiner Eltern- und seiner Großeltern-teile in verschiedenen anderen Volksschlägen bzw. Stämmen geboren ist.

Das häufige Hineingeborenwerden der Kinder Zugezogener (also Andersstämmiger) in den Volksschlag einer Großstadt legt es nahe, auf dieses Problem ausdrücklich hinzuweisen.

Irrationales im Bewußtsein des einzelnen über sein Verhältnis zum Volksschlag der Berliner tritt dort zu Tage, wo ein Zugezogener Berlin als seine „Heimat“ bezeichnet, wie es von Menschen aller Altersstufen und Herkunft nachweislich geschieht.

#### c) Reales Erleben als Voraussetzung des irrationalen Verhältnisses zwischen einzellnem und Volksschlag

Das reale Hineingeborenwerden in einen anderen als den Raum des oder der elterlichen Stämme (vgl. a) hebt die Vererbbarkeit der räumlichen Stammeszugehörigkeit auf. Es schafft eine starke Zäsur. Das Erlebnis des anderen Raumes, der sozial-

geistige Kontakt sowie die verhaltens- und gefühlsmäßige Angleichung an Angehörige des anderen Volksschlages von Geburt an bringt dem einzelnen ein Eigenleben, welches demjenigen seiner Eltern fremd ist und fremd bleibt. Als Assimilation ist dieses komplexe Phänomen im Bereich von Auswandererschicksalen und mehrrassigen Mischbevölkerungen hinreichend untersucht worden<sup>12)</sup>. Auch im Falle, daß ein außerhalb Berlins Gebürtiger zum Zeitpunkt seines Zuzugs nach Berlin noch keine fertige Persönlichkeit war, sondern noch auf jugendlicher Altersstufe ohne Bewußtsein für kulturelle, sprachliche, heimatliche, kurz volkscundliche Eigenarten steht, vollzieht sich die Assimilation zunächst in gleicher Weise wie bei berlingebürtigen Kindern Zugezogener.

Angesichts der Beobachtung, daß auch Zugezogene ihr Heimatgefühl, also das engste Verhältnis eines einzelnen zu dem von ihm bewohnten Raum, der Großstadt Berlin schenken, taucht vor mir ein Vergleich auf:

Einem See ist zu vergleichen, was man als Ausdruck und Art des Volksschlages der Berliner Berlinertum nennt. In diesem See des Berlinertums kann sich der eine gesundbaden, der andere durch häufiges Hineintauchen und Mittun abhärten; ein dritter heimisch werden wie die Berliner, deren Element je das Berlinertum ist; ein vierter bleibt am Rande stehen, die Nase rümpfend ob der Kühle solchen Berlinertums oder in mancherlei Ausprüche sich versteigend; ein letzter mag im Trüben des Berlinertums zu fischen versuchen.

So vielfältig diese Formen des Erlebnisses im oder am Rande des Sees des Berlinertums sind, stets handelt es sich um ein weiterwirkendes Erleben, welches die Voraussetzungen zu jedem sonstwie gearteten Verhältnis des einzelnen zum Volksschlag der Berliner schafft.

d) Heirat und Beruf als Entscheidungen des einzelnen in seinem Verhältnis zum Volksschlag

Wählt der einzelne, er sei berlingebürtig oder zugezogen, es sich nun, dank Heirat oder dank Beruf in Berlin zu bleiben, so trifft er hierbei unbewußt oder bewußt Entscheidungen über sein Verhältnis zum eigenen bzw. zum Berliner Volksschlag. Die Häufung solcher in einer Großstadt bewußt oder unbewußt getroffener Entscheidungen machte es möglich, an Hand von Einzel-

---

<sup>12)</sup> Vgl. u. a. die diesbezüglichen Arbeiten von Hannibal G. Duncan, Melville Herskovits, Heinz Kloß, Bronislaw Malinowski, E. W. Mühlmann, Joseph Slabey Roucek, William Carlsson Smith, Pitirim Sorokin, Leon E. Truesdell, William Lloyd

untersuchungen Näheres über die Relation zwischen Herkunft und Beruf einerseits sowie über die Unterschiede einzelner Stämme in bezug auf deren Heiratstendenzen unter dem Gesichtspunkt der Bevorzugung des einen oder anderen Volksschlages andererseits zu ermitteln.

Die folgenden Angaben belegen einen Zusammenhang zwischen Stammeszugehörigkeit und Beruf. Dieser Zusammenhang äußert sich in der Bevorzugung bestimmter Berufe durch bestimmte Stämme, welche bei gleichen äußeren Bedingungen, die die Großstadt hinsichtlich Annahme oder Ablehnung eines Berufes jedem einzelnen immer wieder bietet, zu Tage tritt.

| Berufe                                     | Berlin | Schlesien | Mark Mecklenbg. | Sachsen Prov. Sachsen | Thür. | Ost-deutschl. sonst |
|--|--------|-----------|-----------------|-----------------------|-------|---------------------|
| Polizei                                    | 11,6   | 2         | 13              | 1,6                   | 1,6   | 3,2                 |
| Handwerker                                 | 11,7   | 14        | 17,3            | 7,3                   | 10    | 12,8                |
| Techniker                                  | 10,4   | 6         | 8,5             | 8                     | 6,5   | 5                   |
| Hausangestellte, Fürsorge, Pflegeberufe    | 3,3    | 22        | 12,7            | 7,3                   | 8,1   | 15,1                |
| freie wissenschaftliche und künstl. Berufe | 12,2   | 10        | 4               | 34,7                  | 39,3  | 9,5                 |
| Kfm. Angestellte                           | 30,3   | 20,5      | 19,9            | 12,2                  | 6,5   | 18,5                |
| Arbeiter                                   | 11,6   | 14        | 13,9            | 8,6                   | 1,6   | 17,1                |

Als Kriterium hinsichtlich der Verhältnisses des einzelnen zum Volksschlag darf die Herkunft des Ehepartners herangezogen und betrachtet werden. Hierbei wird als unzutreffend erkannt, daß die Großstadt den Volkstod bedeute. Gewonnene Ergebnisse mittels volkskundlicher Betrachtungsweise widersprechen manchen Behauptungen der soziologischen Großstadtforschung. So ist es z. B. unzutreffend, daß „Großstadt vom Zuzug lebe“. Ansässige Berliner haben heute eine höhere Geburtenzahl als zugezogene. Auch geht, wie die Untersuchungen zeigten, in der Großstadt Berlin die Vermischung der einzelnen deutschen Stämme miteinander in durchaus unterschiedlicher Weise vor sich. Von einer allgemeinen Nivellierung kann daher nicht, zumindest nicht in diesem Zusammenhang, gesprochen werden. Denn von einer repräsentativ ausgewählten Zahl von 224 ansässigen Berlinern haben 52,5% Partner anderer Stämme geheiratet; hingegen 57,6% wieder gebürtige Berliner.

Der Anteil der einzelnen, herkunftsmäßig verschiedenen Gruppen an der heute sich vollziehenden Vermischung zeigt sich auf Grund folgender Angaben:

Von den Mitteldeutschen heiraten untereinander 29,1%;  
70,9% Partner anderen Stammes und Volksschlages.

Von den Ostpreußen heiraten untereinander 30,3%;  
69,7% Partner anderen Stammes und Volksschlages.

Von den Schlesiern heiraten untereinander 36,9%;  
63,9% Partner anderen Stammes und Volksschlages.

Hier zeigt sich eine durchaus unterschiedliche Tendenz in bezug auf Stammesgebundenheit bei Heiraten. Gemäß völkerkundlicher Terminologie herrscht Exogamie im neuen Raum Berlin bei den Zugezogenen vor; sie ist am stärksten bei den Mitteldeutschen, am geringsten bei Schlesiern. Hingegen wäre bei den gebürtigen Berlinern in erster Linie von endogamen Heiraten Heiraten zu sprechen.

Die gebürtigen Berliner berlingebürtiger Eltern nehmen unter einer Gesamtzahl von 1950 in Kreuzberg geborenen (1012) Kindern 64,4% ein. Hingegen beläuft sich die Zahl berlingebürtiger Kinder von außerhalb Berlins geborenen Eltern auf nur 33,6% (514).

## 2. Das Verhältnis von Gemeinschaften und Gruppen zum Volksschlag

### a) Fortpflanzungsgemeinschaften als Voraussetzungen eines Volksschlages

Mit der letztgenannten Zahl, welche einen höheren Anteil eingessener Berliner Kinder als Kinder zugezogener Eltern ausweist, wird verdeutlicht, daß sich ein Kern Berliner Volksschlages durch natürliches Wachstum in endogamen Heiratskreisen erhält. Das besagt nicht, daß gegenwärtig eine absolute Zunahme infolge Geburtenüberschuß der Berliner zu verzeichnen sei. Jedoch ist infolge entsprechender Fortpflanzungsgemeinschaften Berlingebürtiger die Weiterdauer des Volksschlages der Berliner vorerst gegeben.

### b) Lebensnotwendige Gemeinschaften zum Zwecke der Erhaltung eines Volksschlages

Bilden Fortpflanzungsgemeinschaften nur die Voraussetzung der Existenz eines Volksschlages, so obliegt seine Erhaltung den in der Stadt lebensnotwendigen Gemeinschaften, unter welchen Handwerker und moderner „Betrieb“ für die Großstadt am wichtigsten sind. Den Handwerkern obliegt zeit ihres Bestehens, welches über die Erwähnung der ersten städtischen Akten zeitlich hinausgeht, Sorge für Brot und Fleisch, für lebensnotwendige Nahrung und Bekleidung der städtischen Bevölkerung. Ihre Bräuche und Sitten sind Jahrhunderte hindurch ausschlaggebend

für die Lösung aller sozialen Fragen: Beerdigung, Krankheit, Hinterbliebenen- und Witwenfürsorge, gleichwie für die hinreichende Arbeitsbeschaffung gewesen. Die rechtliche Bedeutung der Handwerksbräuche wird in Berlin noch heute sichtbar, wenn ein Strohwisch oder Heringsschwanz oder eine Stacheldrahtkrone auf offiziellen oder Privatbauten hochgezogen wird, weil deren Bauherr nicht für den traditionellen Richtschmaus in Form von Eisbein und Sauerkraut gesorgt hatte.

Der moderne Betrieb ist nicht allein volkskundliches Objekt, wenn er wie etwa die BAMAG <sup>13a)</sup> seinen Besuchsraum mit einem Hufeisen auf der Türschwelle schmückt, sondern auch dann, wenn Geburtstage von Betriebsangehörigen gefeiert werden, Hochzeitsgeschenke von den Kollegen gemeinsam gekauft, Weihnachtsfeiern, Krankenbesuche, Geschäftsjubiläen vorbereitet werden. Vom Wunsche „Angenehmen Sonntag“, welcher in den Dreißiger Jahren am Sonnabend in Berlin zuerst in Büros, später in Industriebetrieben eingeführt wurde, bis zu den Kränzen bei Beerdigung eines Betriebskollegen zieht sich eine im einzelnen noch nicht untersuchte Kette von Bräuchen dieser heute lebensnotwendigen Gemeinschaften großstädtischer Betriebe. Hierbei bleibt es sich gleich, ob es sich um Industrie- oder Verwaltungsbetriebe, städtische oder private Unternehmungen handelt: ein gesamtberliner Brauchtum ordnet betriebsgemeinschaftlich zwischenmenschliches Verhalten und ist auf dem Wege, Sitte zu werden.

c) Lebensausschmückende organisierte Gemeinschaften im Brauchtum eines Volksschlages

Als die ersten Schrebergärten und Laubenkolonien im ersten Weltkrieg in den Berliner Vororten entstanden, geschah es aus Not. Kartoffeln, Gemüse, Obst, im Sandboden des Stadtbereiches mühsam zu ziehen, sollte die markenreiche Zeit überbrücken helfen. Nach dem 2. Weltkrieg, wie schon während desselben lebte dieser Brauch aus Not wieder auf, dehnte sich über die Gesamtfläche des Tiergartens aus, ungeachtet der Bomben- und Granattrichter, der Denkmäler und Bunker. Zwischen beiden Kriegen aber und jetzt wieder sind die Schrebergartenkolonien mit Kinder- und Erntefesten, auf denen das „Wandern ist des Müllers Lust“ ebenso wie „Einmal, liebe Mutti, bin ich groß“ gesungen werden, wo es allerlei Spiele mit Preisverteilung für Erwachsene und Kinder gibt, Treffpunkte von Familie, Verwandtschaft, Nachbarschaft, ja wohl ganzer Straßenzüge oder

---

<sup>13a)</sup> „Bamag-Meguain A. G.“ für Maschinenbau, Moabit.

Vorortviertel, neuestens manchmal durchsetzt mit amerikanischen oder französischen Besatzungssoldaten. Als organisierte Gemeinschaften schmücken Kolonien „Zur Heimat“, „Zur Scholle“, „Kleckersdorf“ nach Ankündigung auf schwarzem Anschlagbrett oder Plakat an der großen Kastanie an der Straßenecke das großstädtische Leben für ihre Mitglieder ebenso auch wie die Anglervereine „Gut Biß“, „Plötze“, „Posenkieker“ es für ihre Angehörigen und die ihnen Nahestehenden tun oder die Gesangsvereine der Charlottenburger Bäckerinnung bis hin zu den Mandolinorchestern, welche zum Vatertag (Himmelfahrt) in Krankenhäusern mit einem Ständchen aufwarten, ehe sie sich bei „Mutter Grün“ niederlassen. Eine Eierfahrt zum Jahresbeginn brachte noch dieses Jahr (1957) drei über siebzigjährigen Mitgliedern des Ruderklubs am Wannsee eine Mandel Eier ein. Als erster hatte dieser Ruderklub das Restaurationsboot am „Großen Fenster“, einer Bucht an der Havel, erreicht, und der Wirt erhöhte die Gabe auf 36 Eier, welche den Ruderern dann von ihm zubereitet wurden, um an Ort und Stelle mit Korn und Bier verzehrt zu werden.

Lebenausschmückend sind solche Gemeinschaften zu nennen. Ihre Zahl ist groß, und ihr Brauchtum aus dem Namen allein nicht zu erkennen. Denn der Turnverein von der Hasenheide (Fr. J. Jahn) pflegt neben allen Sparten von Turnen auch den Gesang mit solcher Hingabe, daß er auf seinen Wanderungen über die neuerstandenen Trümmer„berge“, den Insulaner oder den „Mont Klamott“, selbst von Berlinern manchmal für einen Gesangsverein gehalten wird.

#### d) Geistige Gemeinschaften und Sitte eines Volksschlages

Was Faustin 1786 in seinem Buch „Berlin... Aus Schilderungen von Zeitgenossen“ schreibt, gilt noch heute sinngemäß:

„Alle Secten, alle Religionen haben in Berlin die freie, öffentliche und ungestörte Ausübung ihres Gottesdienstes, Katholiken, Juden, Lutheraner, Calvinisten, Deisten, Mennoniten, Pietisten und wie die mannigfaltigen Sekten alle heißen, wohnen friedlich neben einander. Jeder besucht seine Kirche, und keiner wird von dem anderen verhöhnt, selbst die Gassenbuben, die sonst gewöhnlich mit anderen Confessionen ihren Spott treiben, sind in dieser Beziehung, so gottlos sie auch in mancher anderen sein mögen, fromm.“<sup>13b)</sup>

Heute sind seit 1945 neben den großen Kirchen: Katholiken, Protestanten, der mosaischen Religion, dem Buddhismus und

---

<sup>13b)</sup> Faustin, Hsg. Berlin 1786. Aus Schilderungen von Zeitgenossen, S. 56.

Islam, welche Tempel und Moschee in Berlin und auch Berlin-gebürtige unter ihren Anhängern haben, und neben der Griechisch-Russisch-Orthodoxen-Kirche weitere 21 Religionsgemeinschaften zu einer „Arbeitsgemeinschaft der Berliner Kirchen und Religionsgesellschaften“<sup>14)</sup> zusammengeschlossen. Eine rein Berliner Gründung ist die „Evangelisch-Johannische Kirche nach der Offenbarung St. Johannis“ des Apostels Weißenberger, welcher vor seinem Tod als Nachfolgerin und Apostel eine Frieda Müller eingesetzt hat, und deren Mitglieder seit Jahrzehnten am Pfingstsonntag — früher zu Tausenden in den Rauenschen Bergen oberhalb der Nuhe bei Potsdam — heute zu Hunderten in Westberliner Wäldern für den Frieden beten. Der erwähnten Arbeitsgemeinschaft gehören weder Zoroastergemeinschaft noch Evangelisationszelte an, auch nicht die Zeugen Jehovas, welche in Berlin prozentual schneller und stärker zunehmen als in Westdeutschland, nicht zuletzt, weil sie in Ostberlin und in der Ostzone als christliche Predigergemeinschaft verboten sind. Hier wird deutlich, daß sich die Trennung der Stadt auf geistige Gemeinschaften auswirkt, wobei grundsätzlich gilt, daß bei der Fülle von über 30 religiösen Gemeinschaften in der Großstadt Berlin zwar vielerlei Bräuche volkstümlicher Herkunft und volksgemäßer Art lebendig sind, eine verbindende religiöse Sitte aber und damit eine durchgängige geistige Gemeinschaft fehlen.

e) Gemeinschaften und Gruppierungen im Bereich magisch-mystischer Praktiken als Imponderabilien im Leben eines Volkeschlages

Gemeinschaften und Gruppierungen magisch-mystischer Praktiken, wie etwa Gruppen von Spiritisten, Yoga-Anhängern oder Astrologen, welche zum Zwecke von Séancen, Atemübungen, Meditationen zusammenkommen, wurden in der Zahl von über 30 religiösen Gemeinschaften nicht berücksichtigt. Teils in Privathäusern, teils in Buchhandlungen oder Klubräumen, ziehen sie ungleiche Teilnehmer aus unterschiedlichen Kreisen der Bevölke-

---

<sup>14)</sup> Arbeitsgemeinschaft der Kirchen und Religionsgesellschaften in Berlin, Hsg. Was glauben die andern? 26 Selbstdarstellungen. Druck und Vertrieb Willy Trubach, Berlin SO 36, 1954, 184 S.

ferner:

Archiv für Wohlfahrtspflege, Hsg. Führer durch das soziale Berlin (Graubuch). Die Behörden, Organisationen und Einrichtungen des Sozialwesens, der Jugendwohlfahrt, des Gesundheitswesens, der Sozialpolitik, der Volksbildung sowie der Gemeinnützigen Stellen im Lande Berlin, 8. Aufl. Berlin 1952, Selbstverlag, 312 S.

Eberhard Buchner, Sekten und Sektierer in Berlin (= Großstadtdokumente Band 6), Berlin 1904.

rung und beiden Teilen der Stadt, Ost- wie Westberlin, in mehr oder weniger wiederkehrendem Turnus zusammen. Gruppierungen um einzelne Hellseher(innen), Kartenleger, Wahrsager, welche durch Zeitung, Gerichtsverhandlungen oder mündliche Weitergabe ebenso wie Gesundheitsbeter bekannt werden, sei es in Kaffeekränzchen, am Zeitungsstand oder auch im Arbeitsamt, blieben hierbei unberücksichtigt. Will der Volkskundler diese Imponderabilien, Unwägbarkeiten, im Leben der Großstadt erfassen, so bedarf er neben der soziologischen Methode, welche jeweils Berufsstände und Anlaß der Teilnahme an solchen Gemeinschaften festzustellen hat, einer besonders stillen und konsequenten Art des „Den-anderen-zum-Sprechen-Bringen“. Auch Klienten aller Arten von Zukunftsdeutern oder ernsthafter Heilpraktiker sind in eine volkskundliche Arbeit auf dem Gebiet solcher Gruppierungen mit magisch-mystischen Praktiken einzu-beziehen. Nur geduldiges Zuhören und Aussprechen-lassen werden erfahren, daß mancher seinen Nachbarn oder seine Nachbarin fürchtet, „weil diese mit dem 6. und 7. Buch Mosis macht, daß er nicht schläft“. Sind auch seit neuestem diese „Lehrbücher“ im schwarzen, mit Plombe versehenen Einband aus den Zeitungskiosken der U-Bahnen verschwunden, so gilt dies nicht für das skizzierte Arbeitsfeld, wo Volkskundler viele Untersuchungen machen könnten und sollten. Entlassene KZ-Häftlinge klammern sich an den vermeintlichen Strohalm von Botschaften aus dem Jenseits, welche ihren Gesprächspartner zur Hilfe an ihnen aufgerufen haben wollen (Dezember 1956, WISOKÜ). Berichte, selbst von jugendlichen Buchhalterinnen in technischen Betrieben wie der AEG, über Erscheinungen von „Freimaurergestalten“ in schwarzer Kleidung, schwarzem Hut und weißen Handschuhen, fehlen nicht.

Einen Einblick in die Hexenbannerprozesse Westdeutschlands erhält der Volkskundler in Berlin dann, wenn etwa, wie im Herbst 1955, die Revision eines solchen Prozesses vor einem Strafsenat des Bundesgerichtshofes in Berlin stattfindet.

#### Zusammenfassung zu Abschnitt 2

Das Verhältnis von Gemeinschaften und Gruppen zum Volksschlag ist gemäß den Beobachtungen in Berlin durchaus vieltalig und weitläufig. Die Unterschiedlichkeit dieser Verhältnisse hinsichtlich des Wertcharakters für die Gesamtheit der Großstadtbevölkerung wie für einzelne Gemeinschaften kann nicht genügend unterstrichen werden. Angesichts des wertmäßig (ethisch) unterschiedlich zu beurteilenden Verhältnisses von einzelner Gemeinschaft zum Berliner Volksschlag glaube ich, im



Rahmen der Großstadtvolkskunde auf eine Differenzierung von Brauch und Sitte und einer entsprechend präzisen Verwendung und Trennung beider Begriffe nicht verzichten zu sollen.

Es ist zwar Brauch, daß man sonntags in Berlin in die Kirche geht; Sitte ist es aber nicht.

*Magisch-mystische Praktiken* sind zwar heute Brauch; Sitte sind sie auch in Berlin nicht.

## II. Problematik volkstümlicher Überlieferung in der Großstadt

### 1. Zusammentreffen mehrerer Überlieferungen

#### a) Sichtbarwerden der Überlieferung Eingesessener

Aus dem Kapitel zur Bevölkerungsstruktur sowie zu den Heiratstendenzen, welche in einzelnen Stämmen im Raum selbst von Berlin sich sichtbar erhalten, ging hervor, daß auch heute, verstärkt durch Heimatvertriebene und Flüchtlinge, in Berlin die Begegnung mehrerer deutscher Stämme statthat. Damit stoßen wir auf das Phänomen des Zusammentreffens mehrerer Überlieferungen.

Insoweit Überlieferung sprachlicher Art ist, wird die Überlieferung eingesessener Berliner in der Sprache, dem Berlinischen deutlich, welches nicht nur einen aus nieder- und oberdeutschen Lauten gemischten Lautstand, sondern auch eine eigenständige Grammatik und einen eigenen Wortschatz aufweist. Ist das von Riehl erwähnte Berliner Zinkdach weitgehend verschwunden, abgelöst zuerst durch „französische“ und „deutsche Dächer“, nach dem 2. Weltkrieg durch Notdächer (Stülpdächer aus Bodendielenbrettern; Wellblech, vor allem an den sogenannten Nissehütten), so verschwinden durch heutige Abrisse nahezu alle letzten Überbleibsel märkischer Bauweise (Traufseite zur Straße, Laubenvorbau). Trotz der oben erwähnten Wandlungen im Essen und Trinken liebt der Berliner noch heute seine Frische Wurst, auf welche wenigstens noch eine weiße, rotbestickte Schürze, am Ladenfenster oder der Ladentür ausgehängt, hinweist. Die „lüttje Lage“ besteht nach wie vor aus „einer Molle“ (kleines Glas helles Bier, früher besondere Bierart) „mit Korn“ (Branntwein aus Getreide).

Zu den Bräuchen an der Nahtstelle zwischen Arbeit und Volksglauben gehört etwa der, daß der Ladeninhaber beim Empfang des am Morgen (besonders am Montag) verdienten ersten Geldes zumindest sagt „toi-toi-toi“, wenn er nicht gar dreimal auf den Geldschein oder die Münze spuckt. In den glei-

chen Übergangsbereich von Arbeits- und Volksglaubenbrauch gehört das Amulett-Tragen von Bau- und Straßenarbeitern (u. a. Meierottostraße 31. 57.). Reiner Arbeitsbrauch ist, daß der Zeitungshändler während seiner Frühstückspausen den Stoß Zeitungen auf seinem Stand oder vor dem Lokal auf der Straße liegen läßt, und etwaige Käufer in der Zwischenzeit das Geld im Austausch für die Zeitung daneben oder in eine Pappschachtel legen.

Feste wie Geschäftsjubiläen mit silbernen oder goldenen Zahlen aus Karton, Blumen, Girlanden, Fichten veranlassen Kunden, Käufer, Nachbarn, Kollegen zu Gratulationen oder gar Geschenken. Hoffeste sind offenbar Überbleibsel des sogenannten alten „Johannisgelag“. Nach einer Notiz von G. Metscher<sup>15)</sup> beschwerte sich 1728 das Ministerium über dieses Johannisgelag, bei dem zu „einer Form von Scheibenschießen alles auf dem Hof zusammenkomme und die Zeit mit Fressen und Saufen, Spielen, Tanzen und allerlei Üppigkeit bis in die späte Nacht hinein“ verbringe. 1900 waren solche Hoffeste (Reichenberger Straße, mdl. Mittlg. Dr. Franke) mit hundert Kindern keine Seltenheit; heute feiern statt auf den immer mehr verschwindenden Hinterhöfen die Mieter eines Wohnblockes in der Straßenmitte, welche dann abgesperrt wird. Sie feiern genau so wie 1728 beschrieben.

In der Weihnachtszeit hat sich seit der Jahrhundertwende, allgemein seit dem 1. Weltkrieg, der Weihnachtsbaum an Stelle der altberliner Weihnachtspyramide (eine Art Klausenbaum) auch in den ärmeren Schichten durchgesetzt.

Beim heutigen Richtfest an Hochhäusern löst der bis zu 30 Pfund schwere Richtkranz, nach den Umrissen der Glocke am Schöneberger Rathaus gewunden, mehr und mehr den einfachen, kreisförmigen Richtkranz ab, welcher in Ostberlin einzige Form des Richtfestschmuckes bleibt.

Allerlei Abstufungen von blinder Gewohnheit über wirtschaftliche Gepflogenheit bis hin zu Ansätzen von Vereinsbräuchen oder bewußt gepflegten Bräuchen enger Gemeinschaften sind in der Großstadt zu registrieren, so etwa um Christophorusdarstellungen, welche an Lenkrädern und Fahrrädern, Autoscheiben oder Schlüsselbündeln mit und ohne Kleeblatt, Schornsteinfeger oder auch Teufelchen gefunden werden, welche man sich segnen läßt oder verschenkt, welche mancher Vereinigung bewußtes Vorbild und geistiges Symbol werden, von anderen (Johannisstift, evangelisch, sieht im Christophorus den Sinn der

---

<sup>15)</sup> Gustav Metscher, „Johannistrunk und Johannissegnen“. In: Unser Teltow.Heimatbeilage zum Teltower Kreisblatt 1938, Ausgabe 10.

Ostzonen-Westdeutschland-Verbindung) aus besonderen Aufgabengebieten umgedeutet werden<sup>10)</sup>.

b) Sichtbarwerden der Überlieferungen Heimatvertriebener im gegenwärtigen Berlin

Mundartliches der Heimatvertriebenen wird höchstens in Namen wie „Eichenbaude“, „Schildhornbaude“ oder ortsbezogenen Benennungen „Danziger Ratsstube“ allgemein sichtbar; daneben etwa dort, wo sich der „Danziger Lachs“ in der Nähe des Kurfürstendamms seine seit dem 16. Jahrhundert in einer Familie überlieferte Herstellung eingerichtet hat, oder in den Bäckrauslagen, welche seit vorigem Sommer „Kirmeskuchen“ ausstellen, obwohl Berlin bis heute wie schon zur Zeit der entsprechenden Karten des Atlas der Deutschen Volkskunde außerhalb des Kirmesgebietes liegt. Liegnitzer Fastenbrezeln bäckt zu Ostern manch schlesischer Bäcker, welcher heimatvertrieben ist. Derjenige im afrikanischen Viertel (Togostraße, Reinickendorf) konnte die zahlreichen Wünsche seiner nunmehr auch berlingebürtigen Kunden nach Schaumbrezeln nicht erfüllen.

Als neue Symbole dürfen etwa das ewige Feuer „Für Frieden und Recht“ am Reichskanzlerplatz, welche 1955 von Heimatvertriebenen entzündet wurde, angesehen werden oder die neuen Namen, welche Schulen — mit oder ohne Patenschaftsverhältnis zu der bestimmten Landsmannschaft — verliehen werden wie: Ospptreußenschule, Schlesienschule, Rübezahlschule, Wappen in Schulfluren, Aula oder Klassenzimmer, von Schülern selbstgefertigt, Photographien ostdeutscher Städte ebendort, seien hier erwähnt. Diesen Schmuck will ich nicht als Bestandteil Berliner Brauchtums gerechnet wissen, wohl aber seine Anfertigung teilweise zur heutigen volksgemäßen Handfertigkeit und damit zum Randgebiet der Volkskunst zählen.

Sichtbar für jeden, wenigstens Westberliner, wird die Gemeinschaft der Heimatvertriebenen am „Tag der Heimat“, einem der ersten Sonntage im August, wenn alle Landsmannschaften (12 an der Zahl) ihre Trachtengruppen und Familien aus Ost- und Westberlin sowie den umliegenden Randzonen, nach getrenntem katholischen und evangelischen Gottesdienst, in der Waldbühne zusammenziehen. Nach der gemeinsamen, offiziellen Kundgebung finden sich die einzelnen „Heimatgruppen“ (Bezirke, Orte, ganze Landschaften, etwa auch mehrere bei geringer Zahl

---

<sup>10)</sup> Vgl. Lothar R u d o l p h, Stufen des Symbolverstehens auf Grund einer volkswissenschaftlichen Untersuchung über 3 Symbole (Christophorus, Hahn, Johanniterkreuz) in Berlin. Diss. Phil. Fakultät Freie Universität Berlin 1958.

gleicher Stammesangehöriger) im Blumengarten am Funkturm oder in vielen kleineren Gaststätten zu heimatlichem Beisammensein mit Volkstanz, Volkslied, Musik, Mundart gemütlich zusammen. Wie an diesem, in den letzten Jahren „Tag der Deutschen“ (4000—6000 Teilnehmer von einer Gesamtzahl von 160.000 Heimatvertriebenen in Berlin) genannten Fest die Heimatvertriebenen jedem Berliner sichtbar werden, so sind sie es ihrer Nachbarschaft in den einzelnen Berliner Bezirken, wenn etwa wie am 2. Osterfeiertag 1957 in Schöneberg oder im Herbst 1954 in Frohnau eine Siebenbürger Trachtenhochzeit stattfindet. Winterfeste der Grüneberger (Schlesien), Königsschießen der Nams-lauer Schützengilde von 1235, „Majalis“ (Sommerfest) der Siebenbürger werden gleichfalls nur den nächsten Berliner Nachbarn, in deren Bezirk diese volkstümlichen Feste in mehr oder weniger gewandelter Form ablaufen, sichtbar. Das gleiche gilt von Laternen- oder Stocklaternenenumzügen schlesischer Kinder in einer Britzer Straße oder von der Aufnahme des Osterstiebens oder „Summersingen“ in von schlesischen Ordensschwwestern geleiteten Heimen.

Berlinisch ist, wenn ich so sagen darf, bei dieser Pflege heimatlichen Brauchtums, daß alle Teilnehmer lange U- und S-Bahnfahrten oder Omnibusfahrten hinter sich bringen müssen, daß sich Landsleute aus Ost- und Westberlin, auch aus angrenzenden Zonengebieten zusammenfinden. Obgleich nicht berlinisch, sind neu etwa jene Lieder, welche der Teplitzer Franz Zaufal mit Text und Melodie geschaffen hat und welche man eine gesungene Volkskunde des Sudetenlandes nennen könnte („Teplitzer Schützenfest“, „Schwammerlgiehn“, „Bäderzug Karlsbad—Berlin“, „Mückenbergwalzer“ u. v. a. m.). Neu sind auch die Übernahme billigerer Stoffe in die Tracht und die Vereinfachung etwa der Männertracht bei den Siebenbürger Sachsen. Das Wandern von Handfertigkeit und Muster etwa der siebenbürgischen Bockelnadeln und Gürtelschließen zu einem Gablonzer, welcher beides nach Angabe und Kritik von Siebenbürgern herzustellen lernt, zeigt an einem neuen Beispiel, daß Volkskunst nicht monopolartig gehütet, sondern weitergegeben wird; selbst über den Stamm, welchem sie ursprünglich eigen ist, hinaus.

## 2. Zum Verhältnis von Gemeinschaft und Überlieferung

Auf Grund des Zusammentreffens von Heimatvertriebenen (160.000) und Ostzonenflüchtlingen (unter ihnen allein 70.000 sogenannte „politisch nicht anerkannte Flüchtlinge“, auch diese bis zu 68% Heimatvertriebene) kommt es zu einer

- a) Einbeziehung Zugezogener in die Berliner Überlieferung  
infolge Toleranz und Notwendigkeit.

Die Einbeziehung fängt bei der Frage des Wohnens an. Typisch für die Einbeziehung der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge in den Wohnraum der Berliner sind etwa Angaben wie folgende, welche Häuser in Nikolassee, einem der westlichen Villenvororte betreffen.

Unter 137 Mietern 1951 waren  
22,6% in Berlin geborene Erwachsene (31)  
13,1% in Berlin geborene Kinder (18)  
55,5% außerhalb Berlin geborene Erwachsene (76)  
8,8% außerhalb Berlin geborene Kinder (12).

Unter 51 Mietern eines anderen Hauses  
33,3% in Berlin geborene Erwachsene (17)  
15,7% in Berlin geborene Kinder (8)  
45,1% außerhalb Berlin geborene Erwachsene (23)  
5,9% außerhalb Berlin geborene Kinder (3).

In einer anderen Mietergruppe fanden sich  
21 aus Mitteldeutschland gebürtige  
13 aus Schlesien gebürtige  
51 im Gebiet der heutigen Bundesrepublik Deutschland ge-  
bürtige sowie  
15 Ausländer und Auslandsdeutsche.

Not und Toleranz in diesem Zusammenwohnen von Berlinern und Heimatvertriebenen werden durch folgende Angaben verdeutlicht:

Unter 9686 Wohnungen in Zehlendorf (wenig beschädigter Stadtbezirk) waren 5642 von Kriegsschäden betroffen und weitere 807 stellten Notwohnungen dar. Letztere bestanden (noch 1950) in

8 Wohnbunkern und Schiff  
115 Wohnbaracken und Nissehütten  
548 Wohnlauben  
51 Gebäuderesten  
87 Behelfsheimen unter 30 qm Wohnraum.

Die Einbeziehung Zugezogener nimmt auf dem Gebiet der Sprache seinen Fortgang. Hier ist es selbst für einen Volkskundler überraschend, mit welcher beinahe bis zur Übertreibung des Berlinischen in Akzent, Sprachgeschwindigkeit, Wortwahl und Rhythmus jugendliche Heimatvertriebene das Berlinische übernehmen. Nach zahlreichen Beobachtungen ist damit zu rechnen, daß sich die sprachliche Assimilation bei Jugendlichen, welche bei ihrem Zuzug nach Berlin weniger als 12 Jahre zählten, rück-

haltlos vollzieht. Ältere Jugendliche behalten hingegen ihren heimatlichen Akzent nebst mundartlichem Wortschatz bei. Die ältere Generation der Heimatvertriebenen hat nicht nur Wörter des täglichen Umgangs: U-Bahn, S-Bahn, Zoo, Schrippe (Brötchen), sondern auch Berlinisches in Gemütsäußerungen und Urteilen übernommen. „Prima“ ist bei nahezu allen landsmannschaftlichen Gruppen fester Wortbestand, auch für solche gemüthhaften Urteile, bei welchen der Berliner dieses Wort nicht anwenden würde. „Det is en ike-ike-Deutscher, ein Reichsdeutscher“ wurde von einem Siebenbürger geprägt, welcher die ihm unverständlich nüchterne Art eines Berliners bezeichnen wollte. Beliebte sind Witze oder von Berlinern übernommene Redewendungen mit Urteilscharakter.

Die Einbeziehung der Heimatvertriebenen etwa auf religiösem Gebiet ist vielfach bemerkenswert. Zum einen schließen sich etwa Siebenbürger in Berlin ihrer nachbarlichen, räumlich nächsten evangelischen Kirche an, auch wenn diese nicht wie zu Hause Augsburgischen Bekenntnisses ist. Es wird hier nicht beachtet, daß diese im Gegensatz etwa zur Kirche in der alten Heimat nicht Freikirche ist. Man vollzieht unbemerkt einen Wandel in seiner organisatorischen Zugehörigkeit, ohne der Möglichkeit Rechenschaft zu tragen, daß ja auch in Berlin eine lutherische oder anderweitige evangelische Freikirche besteht, die ihren Stolz darein setzt, selbst bis in organisatorisch-finanzielle Belange hinein völlig unabhängig von staatlichen Verwaltungsorganen zu bleiben.

Gleichfalls bemerkenswert ist, daß in zahlenmäßig kleinen Religionsgemeinschaften wie Adventisten, Herrenhutern, Zeugen Jehovas (in Westberlin jeweils zwischen 2000—5000 aktive Anhänger bzw. Prediger) die Heimatvertriebenen in relativ höherer Zahl, vor allem unter den leitenden Persönlichkeiten zu finden sind, als es ihrem Verhältnis zur Gesamtbevölkerung Berlins entspräche. Z. B. finden sich unter den Siebenten-Tages-Adventisten

|                        | in Kreuzberg                     | in Zehlendorf                    |
|------------------------|----------------------------------|----------------------------------|
| Berlingebürtige        | 14,4 <sup>0</sup> / <sub>0</sub> | 12 %                             |
| Mitteldeutsche         | 18,7 <sup>0</sup> / <sub>0</sub> | 20,5 <sup>0</sup> / <sub>0</sub> |
| Schlesier              | 14,4 <sup>0</sup> / <sub>0</sub> | 10,5 <sup>0</sup> / <sub>0</sub> |
| übrige Ostdeutsche     | 14,4 <sup>0</sup> / <sub>0</sub> | 19,5 <sup>0</sup> / <sub>0</sub> |
| Westdeutsche           | 25 %                             | 10 %                             |
| Ausländer              | —                                | 4,1 <sup>0</sup> / <sub>0</sub>  |
| unbekannter Herkunft   | —                                | 23 %                             |
| unter den Herrenhutern |                                  |                                  |
| Berlingebürtige        | 45 %                             | 35,3 <sup>0</sup> / <sub>0</sub> |

Hier zeigen sich auch in Berlin analog zu dem von Prof. Findicoglu (Türkei)<sup>17)</sup> beobachteten Phänomen der religiösen Subjekte unter Flüchtlingen größte Aktivität und geistig-religiöse Selbständigkeit Heimatvertriebener.

Notwendigkeit und Toleranz lassen als gemüthafte und sittliche Verhaltensweisen die Einbeziehung Zugezogener in den Berliner Volksschlag zustande kommen. Infolge der im Berliner Volksschlag vorgeformten entsprechenden gemüthafte und sittlichen Verhaltensweise kam es in Berlin zu keinen erheblichen Spannungen zwischen Heimatvertriebenen und Berlinern, geschweige denn zu Ausschreitungen oder Haberfeldtreiben gegen flüchtlingsfreundliche Personen, von denen Karasek-Langer in Süddeutschland zu berichten weiß.

#### b) Gemeinschaftsbildung infolge Auswahl und bewußter Überlieferung

Eine Gemeinschaftsbildung infolge Auswahl und bewußter Überlieferung vollzieht sich im heutigen Berlin in Familie, Betrieb und Landsmannschaft.

Die Auswahl und bewußte Überlieferung pflegt die Familie in Essens- und Trinksitten, in Mundart oder der Umgangssprache, in der Berufswahl, welche nach dem oben gesagten herkunftsbezogen bleibt, und in der Gestaltung religiöser und heimat-tümlicher Feste.

Durch solche Auswahl und bewußte Überlieferung, vor allem in größeren Familien sowohl auf Seiten der Berliner wie auf Seiten der Heimatvertriebenen, werden heute in einer Fülle volkscundlich unterschiedlicher Formen Brauch und Sitte gepflegt.

Das Siebenbürger Majalis, die Schlesische Kirmes, das Winziger Kinderfest, die Barbarafeier der Schlesier, Dampferfahrten der Danziger (in Erinnerung an Sommerfahrten von Danzig nach Zoppot) auf der Havel gehören zu den volksgemäßen Festen, welche bewußt in der Gemeinschaft gepflegt werden, welche den Kern der zahlenmäßig wesentlich stärkeren Landsmannschaften bildet.

Wandlungen nach äußerer Form, hinzutretende neue Züge, Heimattreue, Aufnahme angeheirateter Berliner bei Anlaß solcher Feste in die betreffende landsmannschaftlich gebundene Gemeinschaft mit ihren vielfältigen Formen sind zu beobachten.

Trachtenfeste der Heimatvertriebenen wie auch derjenigen Nichtberliner, welche schon vor 1945 in Berlin ihre — wie es

---

<sup>17)</sup> Findicoglu, in: *Integration. Bulletin International de l'Association pour l'Etude du Problème des Réfugiés*. Hoffmann-Druck Augsburg, 1956, 1—4, S. 19 ff.

etwa in der Satzung der Badener seit 1902 heißt — „Liebe zur angestammten Heimat Baden pflegen, die in Berlin lebenden Landsleute in dem Gefühl der landsmannschaftlichen Zusammengehörigkeit zu vereinigen, den Sinn für Heimat und Volkstum zu stärken, insbesondere auch die badischen Volkstrachten und Volkstänze zu pflegen“, bestrebt sind, sind in der Großstadt gewachsene volksgemäße Festformen. Eine Gemeinschaftsbildung vollzieht sich bei solchen Trachtenfesten etwa zwischen Badenern, Bayern, Trauntalern, Egerländern, Niederschlesiern, der Sudeten-deutschen Landsmannschaft, der Trachtengruppe der Siebenbürger Sachsen; nicht nur innerhalb der einzelnen Gruppen selbst. Zwischen solchen Gruppen sind fest beachtete Bräuche der gegenseitigen Teilnahme zu beobachten: jede Trachtengruppe wird darauf bedacht sein und allen Eifer dahinein legen, auf der nächsten Veranstaltung der anderen Gruppe einen noch schöneren Tanz zu zeigen als bei der vorangehenden.

Schlesier wie Bayern, Egerländer wie Siebenbürger, Heimat-treue wie Heimatvertriebene beachten aufs genaueste und peinlichste die gemeinschaftsverbindenden Formen von Besuch und Gegenbesuch, hinsichtlich Zahl und Kleidung (Tracht oder nicht), hinsichtlich aktiver Beteiligung oder lediglichem Zuschauen, hinsichtlich offizieller Teilnahme der Trachtengruppe mit Fahne oder nur persönlicher Teilnahme an solchen Festen. Die gegenseitige Verpflichtung, sich bei der anderen Gruppe in gleichen Formen und gleichen Funktionen einzufinden, wie es jene bei einem selbst tat, wird nun Sitte, welche zu beachten sich jeder der Beteiligten bewußte Mühe gibt.

Die Gemeinschaftsbildung im Betrieb erfolgt gleichfalls in bewußter Überlieferung. „Bei uns“ gibt es zu einem Geburtstag eines Kollegen oder einer Kollegin nur ein gemeinsames Geschenk, welches einer besorgt und für das jeder der Betriebsangehörigen den gleichen Betrag an Geld zugesteuert hat. Bei anderen erhält das Geburtstagskind von jedem der Kollegen, bei kleinen Betrieben von allen Kollegen des gesamten Betriebes, bei größeren nur von denjenigen des gleichen Arbeitsraumes, einzelne kleine Geschenke, die man im Laufe des Jahres auf Grund geäußerter Wünsche schon ausdachte. Schmuck ist entweder ein gemeinsam gekaufter Blumenstrauß oder mehrere, von einzelnen Kollegen getrennt gekaufte; bei anderen Betrieben wird der Arbeitstisch umkränzt.

Chef und Hausmeister werden je nach Größe des Betriebes unterschiedlich in solches Feiern einbezogen, wobei sich jährlich wiederkehrende Formen von Betrieb zu Betrieb entwickeln. Die



Frage des Betriebsausfluges und der Feier des Ersten Mai, Bräuche bei Geschäftsjubiläen, Hochzeiten, Verlobungen, Trauerfällen von Betriebsmitgliedern und deren Angehörigen bieten ein weites Feld, das in Berlin noch systematischer Erforschung bedarf.

c) Gruppierungen bei Wahllosigkeit und Unverbindlichkeit der Überlieferung

Wie kein Volkskundler angesichts des reichen und traditions-treuen Raumes der Steiermark romantisierend sein wird, so wird kein Großstadtvolkskundler angesichts der erwähnten positiven Überlieferungen und Gruppenbildungen, zu denen zahlreiche Sport- und Gesangsgemeinschaften nachzutragen wären, ins Idealisieren verfallen. Neben alten und jungen Gemeinschaften ist in einer Großstadt eine ganze Stufenfolge von Scheingemeinschaften, Vereinigungen, geschlossenen Gruppen, Gruppierungen, wiederholbaren Gemeinschaften beliebiger einzelner, aber auch wiederholbaren Gemeinschaften besonders bestimmter einzelner oder einmaliger Gemeinschaften zu beobachten. Auf der anderen Seite stehen Einzelgänger, Eigenbrötler, Außenseiter, Käuze, Querköpfe, Naturapostel, Hexer, Hexenbanner und Großstadt-originale („Krücke“ im Sportpalast, der Nadelverkäufer am Fehrbelliner Platz). Die vielfältigen Gruppierungen unterschiedlicher Gemeinschaftsstruktur, angefangen von Zuschauergruppen, etwa auf den Spreebrücken, sobald irgendeiner die Möwen zu füttern beginnt, bis hin zu den Zuschauern im Catcher Zelt, bei Fußballkämpfen (beides gegen teuren Eintritt) oder bei Hochzeiten (ohne Eintritt, bei Trachtenhochzeiten, Zimmermannshochzeiten, solchen mit weißer Hochzeitskutsche oder mit Taxi, selbst den geräuscheerzeugenden amerikanischen Autos, welche die bösen Geister vertreiben sollen) sind ebensowenig aus dem Großstadtleben auszuklammern wie die ballspielenden oder badenden Gruppierungen an den einzelnen Seen oder etwa die Massen, welche in den Zeiten des erhöhten Berufsverkehrs (vor Arbeitsaufnahme früh zwischen 6—8, nachmittags zwischen 16—17 Uhr) in Straßen und Verkehrsmitteln sich zusammenfinden. Wahllosigkeit hinsichtlich Zeit und Raum bei den erholung-suchenden Gruppierungen hindert etwa eine regelmäßig wiederkehrende Gemeinschaftsbildung an den Ufern der Berliner Seen. Unverbindlichkeit gegenüber den zur gleichen Zeit oder am anderen Ort aus dem Beruf nach Hause Kehrenden läßt selbst bei gemeinsamer Feierabendstimmung, gelegentlicher Rücksicht-nahme (verkehrsmäßig bedingt) und trotz in der Regel allge-meinen Wechsels der Kleidung (Ablegen der Arbeitskleidung,

„Umziehen“ nach Feierabend) keine Gemeinschaftsbildung aufkommen.

Daher sind Wahllosigkeit und Unverbindlichkeit der Überlieferung besonders als Merkmale aller Arten von Gruppierungen zu beachten, welche ich als einer Gemeinschaft nicht bewußte und einer Gemeinschaft auch nicht verpflichtete Gruppierungen herausheben möchte.

Die Wahllosigkeit der Überlieferung ist ferner verbunden mit der Überlieferung mittels Technik infolge der Unpersönlichkeit derselben.

Zeitungen, Rundfunk als diejenigen technischen Mittel, welche Wissen, auch volkstümliches, überliefern, sind unverbindlich. Dauer, Intensität Färbung, Gemütsstimmung sind unbestimmt. Der Empfänger solcher Überlieferungen kann nach bruchstückartiger Aufnahme sein Ohr oder sein Auge jedem Abschluß der Überlieferung verschließen. Im Falle des Rundfunks ist das geläufige „den Empfänger abstellen“ wörtlich zu nehmen: er, der menschliche Empfänger, stellt sich ja gegenüber dem pausenlosen Weiterlauf der Überlieferung auch ab und hat nun das mit technischen Mitteln kontaktlos Gebotene torsoartig aufgenommen. Im Falle volkstümlicher Überlieferungen (zu unterscheiden von der Überlieferung volkstümlicher Gegenstände) wäre dies durch und im Rahmen von Gemeinschaften unmöglich und, träfe es ein, würde es durch Brauch und Sitte seitens der Gemeinschaft gerügt werden.

Entsprechend der geistigen Uneinheitlichkeit großstädtischer Überlieferung ist als weiteres Merkmal des Verhältnisses von Gemeinschaft und Überlieferung die Wahllosigkeit als großstadttypisch zu verzeichnen.

Es braucht nur auf die Zahl der über 30 religiösen und weltanschaulichen Gruppen neben weiteren magisch-mystischen Gruppierungen hingewiesen zu werden, um sich von der Uneinheitlichkeit im Hinblick auf Überlieferung geistiger Prinzipien und Weltsicht Rechenschaft zu geben.

Die Großstadt spiegelt, gleichsam als Mikrokosmos, die weltweite, also makrokosmische geistige Uneinheitlichkeit wider. Darf man die Vielfalt dessen, was hier in einer Großstadt zu Tage tritt, noch Niederschlag der vulgus-Schicht, im Sinne der Mutterschicht des Volksbodens, nennen? Angesichts dieses Phänomens unserer gegenwärtigen Großstadt erhebt vor mir eine Schau chaotisch brodelnden Untergrundes, auf welchem Geistiges in Uneinheitlichkeit erwächst, schon ist. Diesen Untergrund

möchte ich aus arbeitsmethodischen Gründen als „vulgus in mundo“ zu benennen versuchen. Begrifflich erfasse ich damit jene erdenweite Schicht, welche der Vielzahl uneinheitlicher Mutterböden, gleich einer tieferen Gesteinsschicht der fruchtbaren Ackerkrume unterlagert ist. (Die vulga in populis sind nach Reife und Sachbezug, geringerer und höherer Naturbeherrschung uneinheitlich.) Wahllosigkeit demgegenüber, was aus diesem geistig uneinheitlichen Untergestein erwächst, fördert Gruppierungen, welche durch Unverbindlichkeit gegenüber den Überlieferungen aus der Mutterschicht des Volksbodens (vulgus in populo) sich auszeichnen. Die Uneinheitlichkeit jenes brodelnden Untergrundes selbst (vulgus in mundo) ermöglicht ihrerseits diese Unverbindlichkeit geistiger Überlieferungen.

Der Begriff des ‚vulgus in mundo‘ ermöglicht, diejenigen Gruppierungen und Massenphänomene geistiger Überlieferungen, welche den Weg gar nicht aus der vulgus in populo-Schicht, der Mutterschicht des Volksbodens, nehmen, in das System der Volkskunde einzubeziehen. Empirisch wurden jene Phänomene bereits in den Gegenstand der Volkskunde einbezogen, wenn etwa Wehrhan den großstädtischen Aberglauben oder Spamer die Tätowierungen zum Gegenstand volkskundlicher Forschung erhoben. Die quantitative Zunahme solcher Erscheinungen in Überlieferung und Gemeinschaftswelt, welche bewußt oder unbewußt die vulgus in populo-Schicht blind auslassen oder absichtlich überspringen, wird gerade vom Großstadtvolkskundler heute immer wieder beobachtet. Gerade er bedarf wie jeder Gegenwartvolkskundler eines terminus wie dieses vorgeschlagenen ‚vulgus in mundo‘, um bestimmten Phänomenen im System der Volkskunde ihren Platz sichern zu können. Dieser Begriff des vulgus in mundo läßt sowohl die Freiheit wie die Unverbindlichkeit in der Überlieferung geistiger Gehalte zu. Der diesem Untergrund verhaftete Einzelne hat die Chance, selbst innerhalb der Gesteinslage auf gleicher Höhe vom Negativen zum Positiven hinüberzuwechseln. Eine volkskundliche Untersuchung über den Wechsel von Zugehörigkeiten zu verschiedenen religiösen, weltanschaulichen, kulturellen, sportlichen Gemeinschaften im Laufe von Einzelleben, auch ohne daß es hier Gemeinschaften, welche der Mutterschicht des Volksbodens verhaftet sind, zu sein brauchten, würde dies näher beleuchten. Der Volkskundler könnte infolge des gleichzeitigen Blickes auf Trägergruppe wie Geistesart auf Grund der Niederschläge wie sprachlicher Überlieferung, Symbol- und Brauchtumsverhaftung, Gruß- und Anredeformen, Kleidung und Wohnweise leichter als

spekulative Wissenschaften oder die Psychologie erfassen, wer sich diese Freiheit und Chance zunutze macht. Dem Pädagogen und Volksbildner würden hier Einblicke in Auseinanderfallen von Gruppierungen vermittelt werden können, deren Wahllosigkeit und Unverbindlichkeit gegenüber aller Art geistiger Überlieferung Einhalt zu gebieten, gerade seine vornehmliche Aufgabe ist.

Das dritte Merkmal, welches großstädtische Gruppierungen in ihrem Verhältnis zur Überlieferung kennzeichnet, die Anonymität zwischen Überlieferern und Empfängern, wurde im Vorgesagten mittelbar schon hervorgehoben. In allerlei Gruppierungen und in der großen Masse, wo Überlieferung anonym zwischen Überlieferern und Empfänger geschieht, vollzieht sich bar jeder Verpflichtung zur Gemeinschaft, welche bei volksverbundener Überlieferung im Sinne aller Art von Sitte gegeben und gefordert ist. So kommt es zu Ausweitung unsittlicher (im buchstäblichen wie übertragenen Sinne gesagt) Überlieferung, andererseits aber ist selbst positive, sittliche Überlieferung infolge der großstädtischen Anonymität im Verhältnis zwischen Überlieferer und Empfänger nicht verpflichtend. Nicht nur der Überlieferer übt keine Kontrolle darüber aus, ob der Empfänger seiner Überlieferung Wert, Achtung und Beachtung zolle. Auch die „Allgemeinheit“, „man“ ist als Träger und Erzieher zur Überlieferung, zur Traditionstreue ausgeschaltet. Nachbarn — in der Dorfgemeinschaft etwa wichtige Erzieher — fallen als solche gegenüber der heranwachsenden Jugend so gut wie ganz aus, ein Umstand, welcher im Hinblick auf das Problem der Halbstarren — das Wort ist in einem anonym erschienenen Bericht eines Gefängnispfarrers von Plötzensee 1904 belegt — besonderer Beachtung wert ist.

Die Anonymität großstädtischer Gemeinschaft haben Heimatvertriebene oft schmerzlich empfunden und sie dann als „Kälte“ des Berliners bezeichnet.

## Schl u ß t e i l

### **Berlinertum oder zur Überlieferung eines Volkscharakters**

Goethes Urteil im Brief an Zelter vom 4. Dezember 1823 ist der klassische Versuch, den Volkscharakter der Berliner in Worte zu fassen: „Die Berliner sind ein verwegener Menschenschlag, angesichts dessen man mit der Delicatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten.“

Fontanes „Die Märker und das Berlinertum“ (Nachlaß 1908)<sup>18)</sup> ist eher eine Abhandlung über den Witz des Berliners als Ergebnis der Mischung mit französischem Esprit durch die hugenottischen Einwanderer und demjenigen des Tabakskollegiums Friedrich Wilhelms I. Der Berliner selbst charakterisiert sich, seiner Art gemäß, kurz und knapp mit den Worten: „Der Berliner hat eben Herz und Schnauze“, „der Berliner ist ja schon immer tolerant gewesen“ und „als Berliner interessier ik mir eben für allét“. Herz und Schnauze soll soviel besagen, wie daß Gemüts- und Gedankenkräfte sich die Waage halten. Die Toleranz, vom Volk selbst immer wieder betont, tritt freilich einer Uneinheitlichkeit im Geistigen nicht entgegen, und das „interssier ik mir“ bezieht auf Seiten des Interessierten keineswegs eine Einstellung verpflichtenden Charakters gegenüber dem Interessengegenstand von vornherein ein. Toleranz und Nüchternheit, einander bedingende Verhaltensweisen, will man sich angesichts der Vielfalt von Menschen und Sachen in der Großstadt nicht völlig selbst aufgeben; Herz und Schnauze, als Anlagen gemeint, sind die vier Merkmale des heutigen Volksschlages der Berliner.

Faßt sich dieser Volksschlag als Berlinertum selbst, so drückt er in seiner Selbstcharakteristik zugleich ein Programm aus. Am kürzesten geschieht beides in der Formel des Berliners „Uns kann keener“. Wie bisher gilt es heute und jenseits des Brandenburger Tores. Der mit dieser Formel umrissene Kern im letzten festen Charakter der Berliner ist wohl im tiefsten Ursache dafür, daß man durch dieses Brandenburger Tor noch ohne Ausweis in beiden Richtungen gehen kann, wengleich auch nur so weit, wie die Gemarkung von Großberlin in den 1920 bei der Schaffung der Verwaltungseinheit Großberlin festgelegten Grenzen reicht.

Auch in dem Begriff „Insulaner“, volkstümliche Bezeichnung der verfassungrechtlich und völkerrechtlich einmaligen, komplizierten Erscheinung der Westberliner, später Name eines Trümmerberges in Steglitz, welcher zunächst Selbstcharakteristik ist, wird dem Berliner ein Programm erkennbar. So erheben „Die Insulaner“ im Rundfunkprogramm des RIAS in mundartlicher berlinischer Färbung und mit volksgängigen Melodien wie „Der Insulaner verliert die Ruhe nicht, der Insulaner liebt kein Getue nicht“ Zeitkritik und Volksmeinung zu Verwaltungsmaßnahmen

---

<sup>18)</sup> Theodor Fontane, Die Märker und das Berlinertum. Ein kulturhistorisches Problem. „Dt. Wochenschrift“ 1889, und „Aus dem Nachlaß“, Hsg. von Josef Ettliger, Berlin, F. Fontane & Co., 1908, S. 295—312.

wie Einzelpersönlichkeiten, seien es Politiker beider Seiten oder Schieber und Schwarzhändler zum sonntäglichen Jahreslauf. In Berlin wird Brauch, was andernorts zu Fastnacht geübt wird: Kritik mittels Volkswitzhaftigkeit, beim Berliner Volksschlag bitterer Satire näher liegend als spielerischem Humor, und es wird sonntäglicher Brauch, solche Kritik zu Gehör zu bringen, zu hören, um sie im Alltag variiert üben zu können .

Denn typenbildende Kraft ist weder der Selbstcharakteristik „Uns kann keener“ noch dem neuerlichen „Insulaner“ abzusprechen. Auch vom Wort wird der Berliner geprägt, nicht nur vom Erlebnis, aus dem etwa dem Unbekannten gegenüber selbstverständliche Hilfsbereitschaft erwächst, die sich darin äußert, daß jeder Berliner jedem Unbekannten bereitwilligst — brauchentsprechend kostenlos oder ohne sonstige Gegenleistung — Auskunft über Verkehrsverbindungen und Ortsbezeichnungen gibt, ihm auch mit Fahrgeld — gleichgültig in welcher „Währung“ — aushilft; oder darin, daß jedes Berliner Kind jeden ihm unbekanntem männlichen Erwachsenen vom Schutzmann bis zum Bus-Schaffer „Onkel“ und jede ihm unbekanntem weibliche Erwachsene auf der Straße „Tante“ anredet oder diese sogar in einer fremden Wohnung als solche herausklingelt.

Soweit wir Sprache als Abstraktion verstehen, als Hinweis auf eine Welt des Rationalen, welche aus allem Realen und Irrationalem handliche Begriffe, die Brücken vom einen zum anderen sein können, geschaffen hat, geschieht über die mottoartigen Redensarten der Berliner eine Prägung dieses Berliner Volksschlages nach dem Rationalen hin.

Wenn Wähler auf ein Zitat von Nägelsbach<sup>19)</sup> hinweist, nach welchem der Norddeutsche als antithetisch in seiner Philosophie, als fordernd-kategorisch charakterisiert wird und in seinem Lebensgefühl im ganzen als dualistisch, so entspricht dies der Selbstcharakterisierung des Berliner Volksschlages als eines solchen mit „Herz und Schnauze“. Vermeidet solche Sachlichkeit schon alles, was Selbstüberheblichkeit genannt werden könnte — oftmals fälschlich als solche aufgefaßt —, so kann sich der Berliner im Verhältnis zu anderen Volksschlägen und Stämmen durchaus selbstironisierend, in der Stufenordnung der deutschen Stämme an einen unteren Platz stellen. Dem Steiermärker gegenüber tut er es in dem volkstümlichen Vers „Das Jodeln liebt der

---

<sup>19)</sup> Martin Wähler, „Dt. Volks- und Stammescharakterologie. Ihre Möglichkeiten und Grenzen“. In: Der dt. Volkscharakter, a. a. O. S. 20.

Steiermärker (im Jüdeln ist der Meier stärker)<sup>20)</sup>. Die Berliner Kinder lernen sich bis heute ironisieren in Abzählversen wie

„Ich hab einen Piep,  
du hast einen Vogel,  
deiner flog weg, meiner blieb,  
deiner kam wieder und  
meiner starb am Fieber.“<sup>21)</sup>

Ihre Sehnsucht zu anderen Landschaften aber wird geweckt durch Verse wie „Auf der Donau woll'n wir fahren und mein Schiffchen kommt mit. Und das Schiffchen soll heißen (Name...) und die . . . . kommt mit.“<sup>21)</sup>

Mit diesem Blick auf lebendige Brauchtumsformen Berliner Kinder lassen Sie mich diese Gedanken zur Problematik von Volksschlag und volkstümlicher Überlieferung schließen<sup>22)</sup>.

---

<sup>20)</sup> Hans Meyer (Professor am Grauen Kloster), Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten. 5. Aufl. Berlin, Verlag H. S. Hermann 1904, S. 161.

<sup>21)</sup> Aus einer ungedruckten Sammlung „Spiele“ von Rektor Jaenichen nach Mitteilungen von Schülern der 2. Grundschule im Berliner Bezirk Tiergarten 1957; im Besitz der Volkskundlichen Forschungsstelle Berlin.

<sup>22)</sup> Eine Frage möchte ich an dieser Stelle zu formulieren wagen: Ist es zulässig, die Definition von Koren: „Volkskunde ist Wissenschaft vom Menschen als Träger unpersonlichen gemeinschaftlichen Lebens in überlieferten Ordnungen“ vom Gesichtspunkt der Großstadtvolkskunde dahin zu erweitern: Volkskunde ist Wissenschaft vom volkstümlichen Leben in Gemeinschaften auf Grund überlieferter Ordnungen. An Hand dieser Definition gewannen wir auch die theoretische Möglichkeit, allen Wandel volkstümlicher Überlieferungen von vornherein mit einbeziehen zu können, dessen Zeugen ja gerade Volkskundler in der Großstadt sind.



## Niedergang der Bauernkultur in Kroatien

Von Mirko Kus-Nikolajev

Nach der Bauernbefreiung im Jahre 1848 entwickelte sich in den kroatischen Städten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß des österreichischen und besonders ungarischen Kapitals eine regere Handelstätigkeit, die auch langsam das Dorf umfaßte, doch ohne die primitive Wirtschaftsstruktur stärker zu beeinflussen. Das Dorf lebte in den Überresten der alten Ordnung, die auch unter dem Feudalismus vorherrschte.

Noch anfangs des 20. Jahrhunderts war eine starke Kapitalisierung in Kroatien nicht sehr spürbar und die alten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Formen herrschten im kroatischen Dorfe vor. Die geistige Kultur war beinahe noch unangestastet von der westlichen Zivilisation. Wollten wir bei dieser Gelegenheit die Bauernkunst, welche die bedeutendste Manifestation der Bauernkultur darstellt, als Maßstab der fremden Einflüsse in Betracht nehmen, so war auch diese noch immer in ihren traditionellen Formen erhalten.

Die Formen des geistigen und materiellen Lebens beruhten auf der Gemeinschaftlichkeit und der Einzelne löste sich schwer aus seiner Gruppe. Mit ihr verband ihn das Brauchtum, die Tracht, das gemeinsame Schicksal und vor allem die gemeinsame wirtschaftliche Ordnung (in erster Reihe die Großfamilie). Die Verbundenheit der Menschen untereinander und die Verbundenheit der Menschen mit dem Boden zeigen uns den Kreis, in dem sich der Bauer bewegte.

Die bäuerliche Kultur ist anonym und im eigentlichen Sinne des Wortes eine Volkskultur; der Schöpfer der bäuerlichen Kultur ist die Gemeinschaft, der Schöpfer der städtischen Kultur ist das Individuum.



Dort, wo der kroatische Bauer seine primären Lebensformen erhalten hat, hat er auch seine kulturellen Eigenarten erhalten. Die fremden Einflüsse hat er in dem Maße aufgenommen, daß sie sein seelisches Gleichgewicht nicht erschüttern konnten. Schicksalhaft waren die Einflüsse fremder Elemente, die in seine wirtschaftliche Struktur eindringen. Da ist in erster Linie die Industrialisierung zu nennen, die im Dorf große Veränderung hervorgerufen hat und dauernd hervorruft.

Eine der wesentlichen Eigenarten der kroatischen Bauernkunst sind die Kunsterzeugnisse. Die Webereien, Stickereien, Schnitzereien usw. zeigen eine außergewöhnliche Ausdruckskraft. Bei allen diesen Handarbeiten liegt der künstlerische Ausdruck im Ornament. Das Ornament ist in gleichem Maße der schöpferische Ausdruck der bäuerlichen Kunst, wie die Figur der Ausdruck der Kulturkunst ist. Diese künstlerischen Erzeugnisse waren in dem abgeschlossenen Lebensraum des Dorfes Gebrauchsgegenstände. Auf diese Gebrauchsgegenstände verwendeten der Bauer und besonders die Bäuerin ihre ganze schöpferische Kraft, aber trotzdem wichen die einzelnen Ausdrucksarten nicht von der gemeinsamen künstlerischen Auffassung und Geschmack ab. Die Dessins der Stickereien und Webereien variierten zwar in ihren Kombinationen, aber die Grundornamente blieben in den einzelnen Gebieten Generationen hindurch die gleichen. Die äußeren Einflüsse glichen sich mit der Zeit vollkommen an, vor allem dann, wenn sie ornamentalen Charakters waren.

Die schönsten und feinsten künstlerischen Erzeugnisse des Bauern sind die Ausschmückungen seiner Tracht: in ihr drücken sich seine seelischen Empfindungen aus: Jugend, Trauer, Alter usw. Die Tracht symbolisierte den Bauern. Das Material, der Schnitt, der Aufputz drückten ihm den Stempel seiner Zugehörigkeit auf, sie banden ihn an sein Gebiet und waren der äußere Ausdruck einer hundertjährigen Solidarität.

Die Schönheit der Volksmusik, die Lieder und Tänze, können wir in ihrer Gesamtheit nur zusammen mit der Tracht wirklich erleben. Vor allem ist der Tanz mit der Tracht verbunden: sie unterstreicht seine Bewegungen, sie gibt ihm Farbe und Suggestivität. Die Buntheit der Tracht belebt und unterstreicht die Verbundenheit des Bauern mit der Scholle. In armen Gebieten, wie das kroatische Zagorien (Hinterland von Zagreb) ist die Tracht farblos.

Die äußeren Formen der bäuerlichen Kultur, wie sie sich in den Handarbeiten und in der Tracht äußern, sind mit dem seeli-

sehen Ausdruck, der in den Gebräuchen liegt, eng verbunden. Aber die Gebräuche haben dort, wo sie sich erhalten haben, weit mehr uralte Elemente bewahrt, als die Formen der materiellen bäuerlichen Kultur. Die geistige und völkliche Gemeinsamkeit hat in den Gebräuchen ihren vollkommensten Ausdruck: die ganze Volksgemeinschaft nimmt an ihnen teil. Noch mehr, viele Gebräuche haben ihren symbolischen Charakter nur in der Gemeinschaft, ohne diese Gemeinschaft werden sie sinnlos (z. B. Erntefeste).

In Kroatien ist die Bauernkunst als Ausdruck des künstlerischen Kollektivempfindens einer ethnischen Gruppe auch heute noch erhalten in Gegenden, in denen die primitiven Lebensbedingungen unberührt blieben. Übrigens, alle Lebensmanifestationen des Dorfes (Kunst, Tracht, Brauchtum, Heimarbeit, Tanz und Musik) können nur dann erhalten bleiben, wenn auch die wirtschaftliche und gesellschaftliche Unterlage erhalten ist. Wird dieselbe durch den Durchbruch der Zivilisation erschüttert, so wird auch das ganze moralische Gefüge des Dorfes mit der Zeit zerstört.

Schon in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg konnte man zwar in langsamem Tempo den Prozeß des Absterbens der Bauernkultur feststellen. Aber trotzdem blieb das traditionelle Leben in vielen Gegenden fast unberührt. In Gebieten jedoch, in denen das Vordringen der städtischen Zivilisation, besonders der Industrie in rascherem Tempo erfolgte, ist das harmonische traditionelle Leben des Dorfes bereits zerrüttet worden. Aber auch die isolierten Gebiete konnten sich nicht gänzlich von den ihnen fremden Elementen bewahren, und zwar um so weniger, weil gerade diese Gebiete überwiegend arm und von der städtischen Wirtschaft abhängig sind.

Während das Dorf in seinem geschlossenen Lebens-, Wirtschafts- und Kulturkreis lebte, waren die Gegenstände seiner künstlerischen Arbeit gleichzeitig auch für seine tägliche Verwendung bestimmt (Tracht, Holzschnitzerei, Keramik usw.). Die Arbeitseinteilung in den primitiven Haushaltungen ermöglichte dem Bauer diesen Gegenständen die größte Aufmerksamkeit zu widmen und aus ihnen Kunstwerke zu machen, die auch jetzt den Beobachter durch den Reichtum ihrer Ausschmückung und Schönheit der Ausarbeitung beeindrucken. In ihrem ursprünglichen Sinn ist die Heimarbeit eine Produktionsform, in welcher der Mensch alles, was er braucht, selbst anfertigt, bzw. mit den Mitgliedern seiner Familie. Deshalb ist der künstlerische Ausdruck mit den Erzeugnissen der bäuerlichen Heimarbeit eng



verbunden. Aber diese Gegenstände der ursprünglichen Heimarbeit konnten nicht dauernd nur für die eigene Verwendung des Bauern bleiben. Die allmähliche, durch Kapitalisierung hervorgerufene Verarmung, die immer geringer werdenden Flächen fruchtbaren Bodens, die Schwierigkeit des Verdienstes in manchmal entfernten Städten, zwang den Bauern, außer anderen geringer entscheidenden Momenten, mit der Zeit diese Gegenstände seiner eigenen Verwendung auch als Verkaufsobjekte zu behandeln. Die Heimarbeit begann die Form der Erzeugung für den Markt anzunehmen.

Eine besondere Form der Heimarbeit entwickelte sich in den Städten. Es wurden, übrigens erfolglos, die traditionellen Kunstformen des Dorfes, besonders in Textil und Holz, geistlos kopiert. Im besten Falle waren diese Erzeugnisse gewinnbringende Touristenartikel.

Wir betonten schon, daß, wie jede andere Kultur, auch die bäuerliche Kultur und somit auch die Kultur des kroatischen Dorfes eine Einheit bildet. Die Art der Siedlung, das Brauchtum, die Handarbeiten, die Tracht, die Tänze, die Musik, alles zusammen ergibt eine in sich verbundene kulturelle Einheit, die in ihrer Gesamtheit und ihrer Abhängigkeit voneinander betrachtet werden muß. Und gerade in dieser organischen Verbundenheit der bäuerlichen Kultur liegt auch ihr wesentliches Merkmal.

Der Niedergang der Bauernkultur erfolgte in stärkerem Maße nach dem ersten Weltkrieg und die Bauernkunst zeigte zuerst stärkere Verfallserscheinungen. Der Kapitalismus begann seine zerstörende Wirkung. Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Unterlage des Dorfes zerbröckelte weiter.

Unter dem städtischen Einfluß verschwindet zunächst die männliche Tracht und statt ihrer dringt die Konfektion ins Dorf. Eine wichtige Rolle spielt auch die Billigkeit der Konfektionskleidung. Das Material wird auch nicht mehr im Heim hergestellt und verarbeitet. Die frühere Arbeitsteilung ermöglichte der Bäuerin, sich hauptsächlich den Textilarbeiten zu widmen. Der Zerfall der Großfamilie (zadruga), der Mangel an Boden, der Abgang vieler männlichen Arbeitskräfte in die Industriegebiete und Bergwerke belastete die Bäuerin auch mit Beschäftigungen im Hof, mit denen sich früher die Männer beschäftigten.

Die Frauentracht verlor sich schneller in den ärmeren Gegenden. Auch hier spielt außer den angeführten Gründen auch die Billigkeit der Textilwaren eine nicht zu unterschätzende Rolle. In den fruchtbaren und reichen Gegenden (z. B. Slavo-

nien) hat sich die Frauentracht länger erhalten. Die Anwendung von feinen Leinen, Goldstickerei und Goldschmuck bezeugen auch die Vermögensverhältnisse und damit die gesellschaftliche Bedeutung der Bäuerin im Dorfe. Der Goldschmuck — besonders Dukaten — stellte oft ein Vermögen vor und war ein Teil der künftigen Aустeuer bei heiratsfähigen Bauernmädchen.

Nach dem zweiten Weltkrieg nahm die Industrialisierung unter den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen besonders scharfe Formen an. Dadurch wurden die übrig gebliebenen Lebensbedingungen im Dorfe noch stärker aufgelockert und aufgelöst. Die ländliche Bevölkerung siedelte in noch größeren Massen in die Industriezentren, und die Mechanisierung der Landwirtschaft, die jetzt im Gange ist, trägt auch das ihre bei, der Bauernkultur den Boden abzubauen.

Es fehlte und fehlt auch heute nicht an Versuchen, wenigstens einige Formen der Bauernkultur, wie Tracht, Tanz und Musik künstlich am Leben zu erhalten. Diese Versuche haben nur äußerlichen und vorübergehenden Erfolg. Wir betonten schon, daß die Bauernkultur mit den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Grundlagen des Dorfes eng verwachsen ist. Das Auflockern dieser Grundlagen führt zum Niedergang und Absterben der Bauernkultur. Was übrig bleibt, ist eine seelenlose Trachtenschau mit Musikbegleitung, die mit den kulturellen Traditionen des Bauern keine Verbindung mehr besitzt: leere Formen, die ihren geistigen Inhalt verloren haben.

Das Kapitel Bauernkultur steht in der Kulturgeschichte Kroatiens vor dem Abschluß. In einer bis zwei Generationen wird sie nur noch in den Museen auffindbar sein.

# Der Vogel Strauß als Sinnbild des Eisenhandels

Von Franz Kirnbauer

Unter allen Städten und Märkten Österreichs, ja Europas, nimmt das Wappen der steirischen Bergstadt Leoben eine Sonderstellung ein. Da es im Laufe der Zeit seine Form änderte, so gibt es mehrere Wappen von Leoben. Die Entstehung und Deutung dieser Wappen mit dem Vogel Strauß möge nun in den nachstehenden Zeilen versucht werden. Da Leoben eine Stadt der „Eisenverleger“, also des alten Eisenhandels ist, so bringen die folgenden Ausführungen auch Zusammenhänge, die jeden österreichischen Bergmann interessieren und Volkskundlern und Freunden des Bergbaus willkommen sein werden.

Im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit kam der Zunft der Eisenhändler in Österreich und Deutschland eine große wirtschaftliche Bedeutung zu. Denn sie vertrieben, im heutigen Sprachgebrauch ausgedrückt, die Rohstoffe und Produkte der „Schwerindustrie“ und waren demnach für die Herstellung von Waffen, Pflugscharen, Sensen, Sicheln sowie jeder anderen Art von Eisengeräten mit ihrer Handelsware „Eisen und Stahl“ unentbehrlich. Eine besondere Stellung nahmen von jeher die Eisenhändler oder „Eisenverleger“ von Leoben und von Steyr, den beiden alten Städten in der Steiermark und in Oberösterreich, ein, für die bekanntlich der „Steirische Erzberg“ in Eisenerz die Lagerstättenbasis und Rohstoffgrundlage für die Erzeugung und Verhüttung im Vordernberger und Eisenerzer Tal bildete.

Der Vogel Strauß galt im 15. und 16. Jahrhundert als das den Eisenhändlern heilige Tier. Er trägt ein Hufeisen im Schnabel. Nach einem mittelalterlichen Bericht kann er nämlich das Eisen nicht nur fressen, sondern er „däut“ es auch, d. h. er verdaut es. Konrad von Megenberg<sup>1)</sup>, ein naturwissenschaftlicher Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, sagt vom Vogel Strauß um das Jahr 1350 „Er izzet eysen vnd verdäut, dazwan er ist gar haizer natvr“. (Er ißt Eisen und verdaut es, denn er ist gar heißer Natur.)<sup>2)</sup>

Zu diesem Glauben des „Eisensfressens“ kommt noch die Möglichkeit der raschen Ortsveränderung, nämlich das schnelle Laufen des Vogel Straußes, so daß er auch deswegen zum Sinnbild des Eisenhan-

---

<sup>1)</sup> Konrad von Megenberg, in Bächtold-Stäubli, Bd. V, Spalte 189, 1932/1933. Megenberg (1309—1874) war 1337 Leiter der Schule zu St. Stefan in Wien, später Pfarrer und Kanonikus in Regensburg. Unter seinen zahlreichen Schriften sind zwei in deutscher Sprache für den vorliegenden Fall von Bedeutung, die „Sphära“ (wohl noch in Wien geschrieben) und das „Buch der Natur“.

<sup>2)</sup> In der Arbeit von Robert Wildhaber, „Die Gänse beschlagen“ (Fritz Krüger-Festschrift = Homenaje a Fritz Krüger, Bd. II, S. 339—356, Mendoza, Argentinien 1954) findet sich keine Beziehung zum Vogel Strauß.

dels wurde, der ja nur durch raschen Ortswechsel seiner Waren gedeihen und blühen kann. Die Stadt Leoben führt daher auch seit altersher den Vogel Strauß auf rotem Feld in ihrem Wappen (Abb. 1). Auch eine Straußgasse gibt es dort. Zur großen Schnelligkeit und zur Sage des Eisenverdüens des Straußes kommt als drittes noch das Hufeisen<sup>3)</sup> als Symbol der Eisenware und des glückhaften Eisenhandels selbst hinzu. Das Leobener Wappentier zeigt zwei Hufeisen, eines im Schnabel und eines im hochgehobenen rechten Fuß.

Der Vogel Strauß ist als Wappentier der Stadt Leoben mindestens bis ins 13. Jahrhundert zurück zu verfolgen. Die älteste Darstellung findet sich auf einem Stadtsiegel aus dem Jahr 1298 (Abb. 2), das sich im Steiermärkischen Landesarchiv<sup>4)</sup> befindet und die Umschrift trägt: „+ Sigillum. Civitatis - de. Livwn“. (zu deutsch: Siegel der Stadt Leoben;“ Livwn ist eine alte, schlechte Schreibweise für Leoben). Es zeigt den Vogel Strauß nach rechts gerichtet mit je einem Hufeisen im Schnabel und in der linken Klaue.

Die zweitälteste Darstellung des Leobener Stadtwappens stammt aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts. Es ist ebenfalls ein Stadtsiegel aus dem Jahr 1311 (Abb. 3 und 4), das sich an einer Urkunde im Steiermärkischen Landesarchiv<sup>5)</sup> befindet. Hier sieht der Vogel Strauß offenbar infolge besonderer Unkenntnis des Siegelstechers, der natürlich noch nie ein solches Tier gesehen hat, eher einem Adler oder einem anderen, mythischen Vogel ähnlicher denn einem Strauß. Auch dieser Strauß oder Fabel-Vogel trägt, nach links gerichtet, bereits so wie vorher und die Jahrhunderte nachher, zwei Hufeisen, eines im Schnabel und eines in der erhobenen rechten Krallen. Diese Beständigkeit der Kombination des Hufeisens mit dem Wappentier darf aber an sich wohl schon als Hinweis dafür gelten, daß es sich trotz der ungenauen Darstellung im Siegelschnitt um einen Strauß und nicht um einen Adler oder mythischen Fabel-Vogel plötzlich handelt. Spätere Siegel bezeugen dagegen schon eine Bekanntschaft des Siegelstechers mit diesem fremdländischen Tier, indem der Strauß richtig und erkennbar dargestellt wird, so ein Siegel aus dem 17. Jahrhundert (um 1650) mit der Legende „Secretum civitatis in Lewben“ (Geheimsiegel der Stadt Leoben) (Abb. 5) und eines aus dem 18. Jahrhundert mit der Umschrift „Secretum . civitatis. Leoben“<sup>6)</sup> (Abb. 6).

Im „Steiermärkischen Wappenbuch“ von Zacharias Bartsch, welches in Graz im Jahr 1567 herausgegeben wurde, erscheint der Vogel Strauß in gut heraldischer Weise ohne Rasenboden, der jedenfalls eine überflüssige Zutat aus späterer Zeit ist, denn selbst in einem Siegel aus dem 18. Jahrhundert mit der Legende „Secretum civitatis Leoben(sis)“ schwebt der Vogel frei im Schilde<sup>7)</sup> (Abb. 6). Gegenwärtig

<sup>3)</sup> Franz Kirnbauer, Eisen und Erz im Volksglauben (= Leobener Grüne Hefte Nr. 26). Wien 1957.

<sup>4)</sup> Urkunde Nr. 1562 vom 18. Sept. 1298. — Josef Kraßler, Heraldische Mängel im neuen Ortswappenbuch von Kobel-Pirchegger. (Mitteilungen des Steiermärk. Landes-Archivs, Folge 6, Graz 1956, S. 47.)

<sup>5)</sup> Urkunde Nr. 1750 vom 25. Mai 1311.

<sup>6)</sup> Freundliche Auskunft des Steiermärkischen Landesarchivs.

<sup>7)</sup> Josef Freudenthaler, Eisen auf immerdar. Geschichte der Stadt und des Bezirkes Leoben. 2 Bde., Leoben 1936/1938. — Maja Loehr, Leoben, Werden und Wesen einer Stadt. 1934.

zeigt das Leobener Wappen wieder den Vogel Strauß in rotem Felde teils auf grünem Wiesenboden, teils ohne Wiesenboden. Einige weitere Wappendarstellungen zeigen die Abbildungen 8 und 10.

Eine zusammenfassende Darstellung über die Wandlung, welche das Leobener Wappentier im Lauf der Jahrhunderte somit durchgemacht hat, zeigen die Abbildungen 4 bis 8 und 9 bis 10. Die Darstellung Nr. 4 bringt eine Nachzeichnung des schon beschriebenen Stadtsiegels (Abb. 3) aus dem Jahr 1311, um einerseits des „Adler“ oder „mythischen Vogel“ mit den beiden Hufeisen, andererseits das im Hintergrund befindliche dornbuschartige Gestrüpp zu zeigen. Ein ähnliches, heraldisch symbolisiertes Gestrüpp weist aber auch das schon erwähnte große Stadtsiegel aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf (Abb. 6).

Der Vogel Strauß ist übrigens ein Tier, das seit Jahrhunderten und Jahrtausenden mythologische Bedeutung hat. In Afrika und in der Türkei kommt ihm noch jetzt, insbesondere seiner Haut, seinem Magen und den Eiern, eine übelabweisende Kraft zu<sup>8)</sup>. Im Schutt von Mykenä in Griechenland wurde übrigens von Schliemann bereits ein Straußenei gefunden<sup>9)</sup> (das er allerdings zuerst für eine Alabasterrose hielt), ein Beweis wohl für Zusammenhänge mit Ägypten bzw. afrikanisch-asiatischer Einsprengungen in die kretisch-mykenische Kultur!

Besonders in der Spät-Renaissance waren übrigens sogenannte Straußenei-Pokale beliebt, das sind silberne oder silbervergoldete kunstvolle Trinkgefäße, die über ein Straußenei gearbeitet sind und einen Vogel Strauß darstellen oder das Straußenei und den Vogel selbst gleichzeitig zeigen (Abb. 11). Stets haben diese Straußenei-Pokale aber auch ein oder zwei Hufeisen, zumindest eines im Schnabel. Solche Straußenei-Pokale waren in den verschiedenen Kunstkammern und Naturalienkabinetten der europäischen Fürstenhöfe sehr beliebt und von Goldschmieden oft sehr kunstfertig gearbeitet worden. Ihr Auftreten beginnt im 15. und endet im 17. Jahrhundert. Die Leobener Bürgerschaft besaß ebenfalls einen solchen Straußenei-Pokal, der jedoch um die Zeit von 1885 um 12.000 Gulden verkauft wurde und sich seit 1945 im Museum Joanneum zu Graz befindet (Abb. 12).

Versucht man noch, den Grund oder die Ursache für die Mode der Straußenei-Pokale in der Zeit des 15. bis 17. Jahrhunderts zu erklären, so wird man wohl einmal auf die bedeutende Größe des Straußeneies — bis 12 cm längster Durchmesser) — hinweisen müssen, zum anderen aber vor allem die Freude am Exotischen und am Seltenen, an der Kostbarkeit erwähnen dürfen.

Ist es schon heute in Mitteleuropa schwer, ein Straußenei zu erwerben, so gilt dies in weitaus stärkerem Maße für das ausgehende Mittelalter. Zweifellos galt damals ein Straußenei als eine Kostbarkeit für einen Sammler im naturhistorischen Sinn, und um diesen edlen Besitz nach damaliger Meinung würdig aufstellen zu können, ließ man dieses Straußenei durch Künstlerhand in Gold- und Silberschmiedearbeiten fassen. So entstanden die Straußenei-Straußenei-Pokale, deren modische Blütezeit im deutschen Kunsthandwerk, wie erwähnt, für das 16. Jahrhundert anzusetzen ist.

<sup>8)</sup> S. Seligmann, *Der böse Blick und Verwandtes*. Berlin 1910, 2. Bd., S. 133. — Bächtold-Stäubli, *HDA* Bd. VIII, Spalte 522.

<sup>9)</sup> W. J. Ceram, *Götter, Gräber und Gelehrte*, ... S. 75.

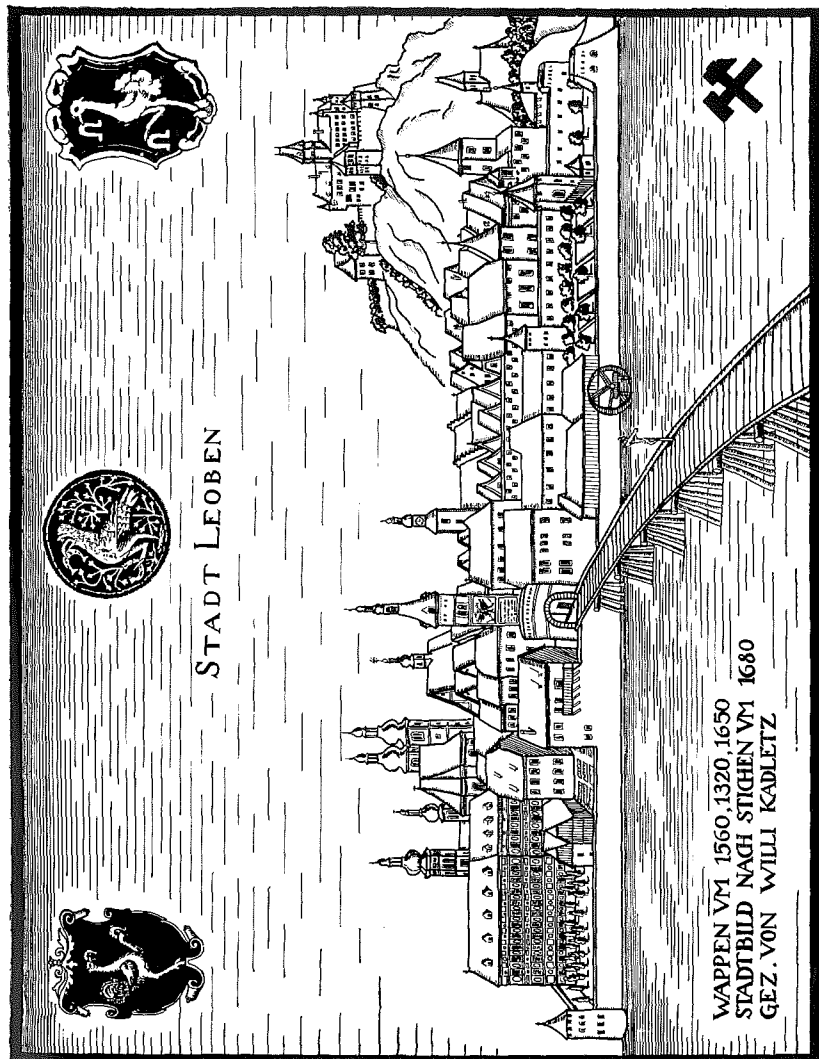


Abb. 1: Stadtsansicht Leoben um 1680  
(mit Wappen um 1560, 1320 und 1650).



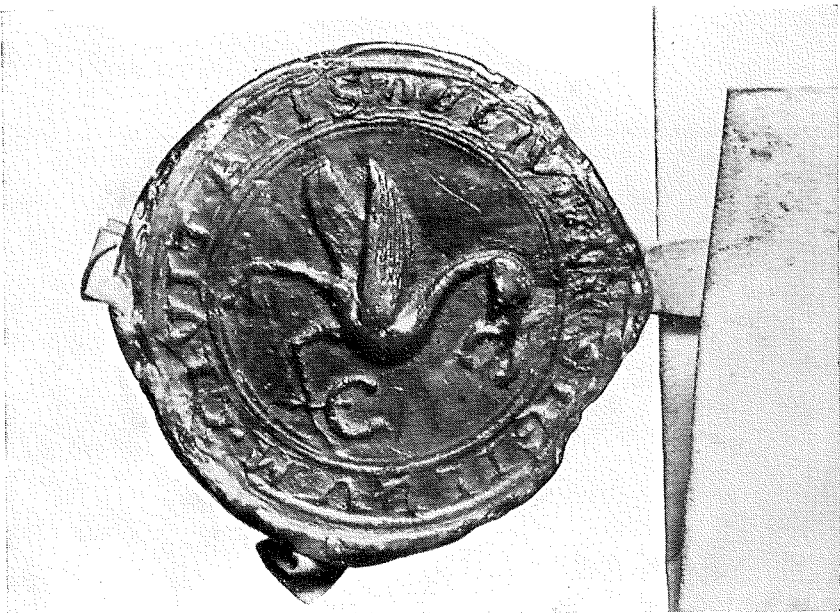


Abb. 2: Siegel der Stadt Leoben aus dem Jahr 1298  
 (Steiermärkisches Landesarchiv, Urkunde Nr. 1562  
 vom 18. September 1298; natürliche Größe).



Abb. 3: Siegel der Stadt Leoben aus dem Jahr 1311  
 (Steiermärkisches Landesarchiv, Urkunde Nr. 1750  
 vom 25. Mai 1311; natürliche Größe).



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 7



Abb. 6



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10

Abb. 4: Stadtsiegel aus dem Jahr 1311.

Abb. 5: Kleines Stadtsiegel, 17. Jahrhundert.

Abb. 6: Großes Stadtsiegel, 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Abb. 7: Gerichtssiegel, 19. Jahrhundert.

Abb. 8: Siegel des k. k. Gymnasiums, 19. Jahrhundert.

Abb. 9: Kleines Stadtsiegel, 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Abb. 10: Landtäfliches Siegel der Rauheisenverlagsstadt Leoben,  
19. Jahrhundert.

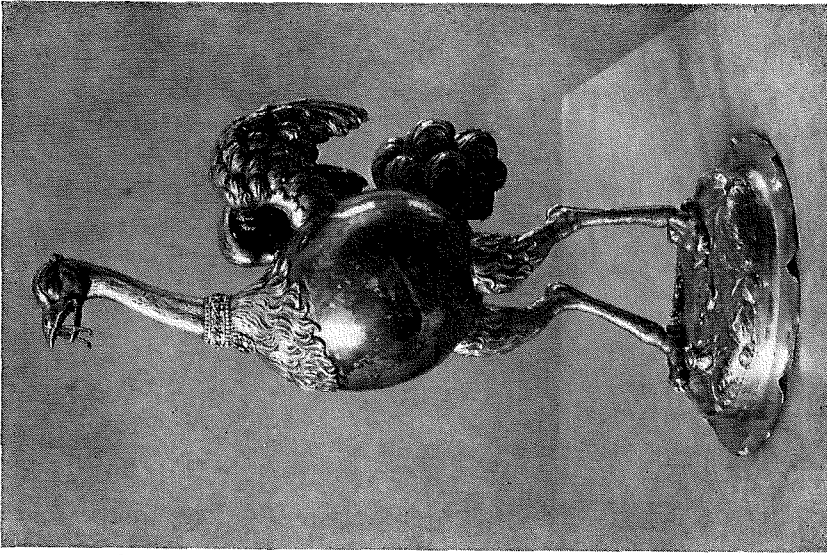


Abb. 12: Straußenei-Pokal der Leobener Bürgerschaft, Anfang 17. Jahrhundert. Joanneum Graz.

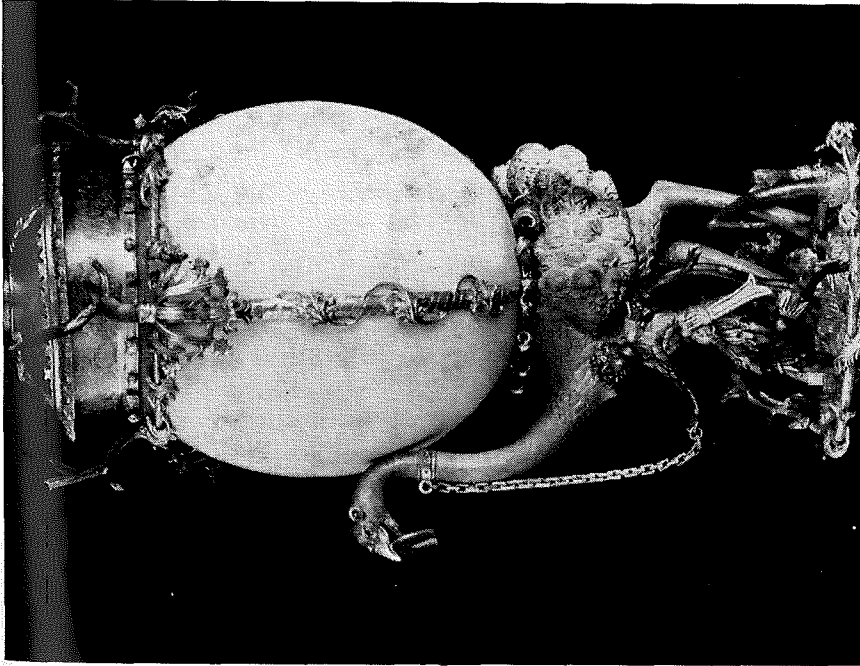


Abb. 11: Teilbild aus dem Straußenei-Pokal, um 1560—1580, Leipziger Arbeit. Kunsthistorisches Museum Wien.

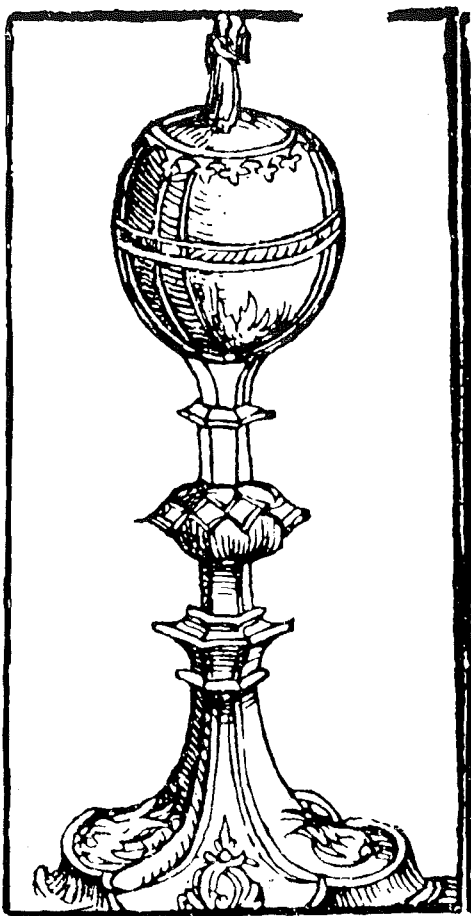


Abb. 13: Straußenei-Behälter mit St. Barbara-Statuette, a. d. Zeit um 1500; Holzschnitt von Lucas Cranach d. Ä. (Wittenberger Heilthumsbuch, 1509).

Die Freude am Exotischen geht offenbar bis auf die Kreuzzüge zurück. In den Kunst- und Wunderkammern der europäischen Fürsten und Landesherren wurde nach den Kreuzzügen und im 14. und 15. Jahrhundert alles Mögliche gesammelt: Walrippen, Straußeneier, Korallen usw. In Dresden und Meissen waren es bizarre Formen gediegenen Silbers, durch Bergleute aus Stollen und Schächten zutage geholt, sogenannte „Silberbäumchen“. Das Straußenei in kunsthandwerklicher Fassung kam wahrscheinlich über Venedig zu uns. Die Freude am Sammeln des Exotischen spricht auch beispielsweise zwei Jahrhunderte früher aus dem Verhalten Kaiser Friedrichs III. zu uns, welcher ein Stückchen Samt aus dem Vorderen Orient schön besticken ließ und ihn als Kostbarkeit aufbewahrte, obwohl er genügend Samt in Deutschland oder Holland bekommen konnte.

Straußeneier, auf goldenen oder silber-vergoldeten pokalartigen Behältern montiert, welche Reliquienteilchen von Heiligen enthalten, sind übrigens auch aus dem „Wittenberger Heilthumsbuch“ aus dem Jahr 1509 bekannt<sup>10)</sup>, dessen Holzschnitt-Illustrationen Lucas Cranach der Ältere besorgte (Abb. 13). In diesem Buch sind insgesamt fünf Straußenei-Behälter mit Reliquien abgebildet, welche aus den Jahrzehnten um oder vor 1500 stammen.

Zusammenfassend kann demnach gesagt werden:

Dem Vogel Strauß als Wappentier kommt somit nicht nur für Leoben, wo er, wie gezeigt, erstmals im Jahr 1298 im Stadtsiegel nachzuweisen ist, sondern allgemein eine Jahrhunderte alte mythologische Bedeutung als Glückbringer und Unheilverhüter zu. Dasselbe gilt wohl auch, verbunden mit der Freude am Kostbaren und Exotischen, für das Straußenei.

Es darf daher nicht wunder nehmen, daß die obersteirischen Eisenhändler zusammen mit dem Hufeisen sich den Vogel Strauß als ihr Wappentier erkoren und auch als Gütemarke in das „Leubner Eisen“ einschlagen ließen.

---

<sup>10)</sup> Wittenberger Heilthumsbuch. 1509, Neuausgabe (= Liebhaberbibliothek alter Illustrationen, 6. Bändchen). München 1884.

# Der Tag des hl. Koloman (13. Oktober)

40 Wochen nach Dreikönig—Großneujahr

Von Robert Schindler

In den alten Bauernkalendern mit Bilderschrift, die seit etwa 1500 gedruckt wurden und deren letzter der steirische „Mandl-Kalender“ ist, sieht man am 13. Oktober den hl. Koloman unter dem Galgen. Dieses Bild erscheint in den Bauernkalendern, welche zu Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Salzburg, Graz, Laibach und Agram gedruckt wurden, ja sogar in denen von Zürich und Solothurn. Wahrhaftig eine weite Verbreitung des Heiligen, der — wenn diese Geschichte wahr sein sollte — bei Stockerau gemartert und dann gehängt worden ist. „Das geschah wahrscheinlich im Jahre 1012.“ Der hl. Koloman hat als Landespatron Österreichs gegolten, bis im Jahre 1485 der Markgraf Leopold III. heiliggesprochen wurde und den Märtyrer Koloman zu verdrängen begann.

In den englischen Kalenderstäben<sup>1)</sup> erscheint am 13. Oktober „eine eigentümliche Figur oder ein spanischer Ritter, die König Eduard darstellen soll; sie wird aber auch als Leichnam erklärt“. Dabei geben die Kalendarien für den 13. Oktober gar nicht den König Eduard den Märtyrer, sondern den König Eduard den Bekenner an. Warum also ein Gehängter in unseren Ländern und ein Leichnam im fernen England?

In manchen augsburgischen und bairischen Mandl-Kalendern erblickt man am 13. Oktober — meist neben dem hl. Koloman — einen Wolf, der ein Kind im Maule hat. Oft, aber durchaus nicht immer, steht der Name Simpert darüber. Simpert oder Simprecht, Bischof von Augsburg, soll einen Wolf beschworen haben, ein geraubtes Kind wieder herauszugeben. In Augsburg ist der Simprechtstag seit 1468 in den Kalendern verzeichnet<sup>2)</sup>.

Am Lahnstein, wo die Lahn in den Rhein mündet, wurde am 13. Oktober das Fest des hl. Lubentius gefeiert<sup>3)</sup>. Man liest aber auch Lupentius, was an lateinisch lupus „Wolf“ erinnert. Übrigens soll ein Wolf den Leichnam des Königs Eduard (des Märtyrers) vor fleischfressenden Tieren bewacht haben. Wir vermuten, daß diese fromme Legende daher kommt, daß man auch in England den 13. Oktober für einen Wolfstag hielt.

---

<sup>1)</sup> Emil Schnippel, Die engl. Kalenderstäbe (= Beiträge zur engl. Philologie, Hg. Max Förster. H. 5). Leipzig 1926.

<sup>2)</sup> Hugo Grotfend, Taschenbuch der Zeitrechnung des Mittelalters und der Neuzeit. 4. Aufl. 1915, S. 98.

<sup>3)</sup> R. Kriss, Die religiöse Volkskunde Altbayerns, S. 66. — Usener, Sintflutsagen, 1899, S. 66.

In einem Runenkalender aus Nordfrankreich <sup>4)</sup> vom Jahre 1514 erscheint ein Heiliger, den Luigi Frati als den hl. Gerhard erklärt hat. Wir können hier nicht beurteilen, ob Frati damit recht hat, immerhin ist es für uns bemerkenswert, daß der 13. Oktober auch dort einen Heiligen hat.

In Lüttich wurde am 13. Oktober der Triumphus Lamberti gefeiert <sup>5)</sup>. Die Polen sagen: „An Eduard ists anhaltender Herbst“ <sup>6)</sup>.

Warum das alles am 13. Oktober? Den ersten Wink zur Lösung dieses Rätsels gibt uns der Name Eduard, welcher auch am 5. Jänner in den Kalendern verzeichnet ist <sup>7)</sup>. Vom 5. Jänner zum 13. Oktober sind 281 Tage. Sagen wir:  $280 + 1$  Tag oder um einen Tag mehr als 7 mal 40 Tage, das ist gleich „40 Wochen“. Und der 5. Jänner ist der Vortag eines ganz großen Festtages, von Epiphania, Dreikönig oder „Großneujahr“. Also sind vom 6. Jänner zum 13. Oktober

$$280 = 7 \times 40 \text{ Tage} = 40 \text{ Wochen.}$$

In einigen Kalendern <sup>8)</sup> findet man am 13. Oktober den Namen Tillo und am 7. Jänner wieder Tillo oder Tilman. Offenbar ist König Eduard durch das große und allgemeine Kirchenfest auf den Vortag und Tillo auf den Nachtag verdrängt worden. Beide Namen gehören eigentlich auf den 6. Jänner, denn dann stimmt es mit den 280 Tagen oder 40 Wochen. Und nach Vierzigern haben eben die Bauern und die Städter früher das Jahr ausgezählt, was durchaus praktisch war, denn so kamen die rund 30tägigen Mondmonate (die eigentlichen Monate) nicht mit den rund 30tägigen julianischen Monaten des Sonnenjahres durcheinander. In alten Zeiten hat man nicht mit abstrakten und wenig anschaulichen Begriffen operiert wie heutzutage. Man liebte es, alles zu personifizieren, auch das Jahr. Und 40 Wochen nach Großneujahr, wenn die Sonne schon tief ihre Bahn zieht und es immer kälter und kälter wird, dann ist eben die Zeit, daß der Jahrgott gehängt wird. Daher erscheint am 13. Oktober in unserem Mandl-Kalender der hl. Koloman unter dem Galgen und in England der Leichnam. Es beginnt die Wolfszeit. Nun bleibt man besser im warmen und festen Hause.

Vielleicht glaubt mancher noch nicht an die 280 Tage. Es ist eine lange Frist. Teilen wir sie in zwei Hälften! Dann kommen wir auf den 26. Mai. Und an diesem Tage findet man in Tetzners Namenbuch wieder den Namen Lambert, der uns ja schon am 13. Oktober begegnet ist. In Grotefelds Taschenbuch können wir feststellen, daß am 26. Mai ein Bischof von Vence in Frankreich zu Embrun gefeiert wurde. Für uns bleibt Lambert gleich Lambert. Deutlicher als viele Worte bringt uns dieses Schema die gewonnenen Tatsachen vor Augen:

6. 1. ——— 140 ——— 26. 5. ——— 140 ——— 13. 10.

|                     |   |
|---------------------|---|
| Epiphania-Dreikönig | Koloman unter dem Galgen                        |
| Großes Neujahr      |   |
| 5. Eduard König     | Eduard König (Leichnam)                         |
| 7. Tillo, Tilman    | Tillo   |
|                     | Lambert                      Triumphus Lamberti |

<sup>4)</sup> Luigi Frati, Di un Calendario runico . . . Bologna 1841.

<sup>5)</sup> Grotefeld, Taschenbuch, wie oben S. 73.

<sup>6)</sup> Alexis Yermoloff, Der landwirtschaftliche Volkskalender, Leipzig 1905.

<sup>7)</sup> Z. B. in Tetzners Namenbuch (Reclam-Verlag).

<sup>8)</sup> Ebenfalls bei Tetzner.



Lambert ist aus Land-bert verschmolzen. Wenn wir in Grotfends Taschenbuch nach anderen Land-Namen Umschau halten, die sich mit dem 13. Oktober verbinden lassen, so haben wir Erfolg. Wir reden nicht viel, sondern bedienen uns des gleichen Schemas wie oben:

15. 6. ——— 120 ——— 13. 10. ——— 240 ——— 10. 6.  
Landelini abb. conf. Tr. Lamb. Landerici ep. Paris.  
(Cambrai) (Lüttich) (Paris)

Man kann die 120 und die 240 Tage sowohl nach Dreißigern als nach Vierzigern abzählen. 120 ist eben sowohl  $4 \times 30$  als auch  $3 \times 40$ . Beide Arten der Zählung kommen im Heiligenkalender vor und lassen sich tausendfach nachweisen.

Zu den Heiligen und Seligen, die vom 6. Jänner auf den 7. verschoben worden sind, gehören auch Valentin von Passau (man könnte auch vom österreichischen Valentin sprechen, da Donau-Österreich zum Bistum Passau gehörte) und der Sachsenherzog Widukind. Wir wollen aber nun kurz einen Blick auf den Vortag des 13. Oktober werfen, an dem der hl. Maximilian erscheint, der Erzbischof von Lauriacum (Lorch bei Enns) gewesen sein soll. Den Märtyrertod erlitt er zu Celeia = Cilli in der Untersteiermark, jetzt Jugoslawien. Johann Nepomuk Sepp hat den hl. Maximilian als den „Patron der Scheiern und der Habsburger“ bezeichnet. Die Bischöfe von Passau haben sich als Nachfolger der Erzbischöfe von Lorch betrachtet und daher den hl. Maximilian neben Stephan und Valentin hoch geehrt. Da Kaiser Josef II. das Bistum Linz vom alten Bistum Passau abtrennte, wurde Maximilian auch Patron des Bistums Linz. Man feiert ihn und seinen Tag aber hier nicht. Anders ist es in der Steiermark, dessen jetzige Hauptstadt Graz einst Bairisch-Grätz im Gegensatz zu Windisch-Grätz genannt wurde. Über den „Maxlanmarkt“ in Niederwölz am 12. Oktober hat Victor von Geramb und vor ihm F. Krauß berichtet, so daß es sich in einer Zeitschrift für Volkskunde erübrigt, die Schilderungen zu wiederholen. Aber halten wir uns vor Augen, daß der Festtag unseres Maximilian eben der Vortag von Koloman oder der Tag, welcher 280 Tage nach dem Perchtenabend liegt, ist.

In der Bischöflichen Bibliothek zu Linz befindet sich das Buch von Godefrid Deppisch, Geschichte und Wunderwerke des hl. Colomanni... worinnen... die Historia von dem Heil. Mölckerischen Kreuze. Wien 1743 sein.

Bild 1. Der hl. Koloman als Pilger mit den Muscheln als Pilgerabzeichen wird von Engeln in den Himmel gehoben ist der Ausschnitt aus einem größeren Bilde.

Bild 2: Der hl. Koloman als Pilger mit den interessanten Pilgerabzeichen auf dem Hute und dem Strick seines Martyriums in Händen, ist in das besagte Buch bloß eingheftet, wozu es am unteren Rande ein wenig beschnitten werden mußte. Vielleicht ist dieses schöne Bild sonst unbekannt geblieben.



Abb. 1: Der hl. Koloman als Pilger mit den Pilgerabzeichen auf dem Hute und dem Strick seines Martyriums in Händen.

Kupferstich 17. Jahrhundert.

(Aufnahme: Eiersehner, Landesmuseum Linz)



Abb. 2: Der hl. Koloman als Pilger mit den Muscheln als Pilgerabzeichen.  
Kupferstich 18. Jahrhundert.  
(Aufnahme: Eiersebner, Landesmuseum Linz)

# Zu den Inschriften in der Kartäuserhöhle bei Gaming

Von Alois M. Wolfram

Die Notiz über die Kartäuserhöhle (ÖZV Bd. XII/61, 1958, S. 40) möchte ich noch durch folgende Mitteilungen ergänzen:

Die Inschriften der Höhle, welche nach dem Berge, in dem sie sich befindet, „Schwarzenberghöhle“ genannt wird, stammen nicht etwa von zufälligen Besuchern, die in üblicher Art durch Bekritzeln der Wände ihre Visitenkarte abgegeben haben. Die Hunderte von Namen, welche die Wände der Höhle links vom Einschluß bedecken, sind durchwegs Namen von Kartäusermönchen. Da ich aber, ohne Leiter, nur die untersten Inschriften der mehrere Meter hohen Wand und selbst von diesen nur die jüngsten, die erst von einer dünnen Sinterschicht überzogen sind, lesen konnte, weil ich lediglich mit einer schwachleuchtenden Taschenlampe und einem Kerzenstummel ausgerüstet war, habe ich nur einen Bruchteil der Inschriften entziffert. Und von diesen wieder habe ich aus Zeitmangel nur etwa 50 abschreiben können, darunter 14 aus der Zeit vor 1650. Hier ein paar Beispiele:

- FIDELIS B (...?) 1512 (die älteste Inschrift, die ich entziffern konnte!)
- F. NICOLAUS FRISCH CONFERS (140 mm) VON 110 mm) TRIER (160 mm) (CONFERS = Conversus, was bei vielen Namen beige setzt)
- F. I. VOGELIUS 1617
- F. JOANNES NADLER 1634
- F. AUGUSTINUS MELAS (also wohl: Schwarz)
- STEPHANUS BRAUN 1759 (letzter Prälat von Gaming, 1758—1782)

Die Inschriften sind teils in roter, teils in schwarzer Farbe ausgeführt. Die ältesten scheinen nur in roter Farbe geschrieben worden zu sein, denn es finden sich immer wieder Namen in Schwarz über solchen in Rot, nie aber umgekehrt.

Fast alle Namen stehen in Blockschrift an der Wand. Eine Inschrift sticht aber besonders hervor, weil sie in schönster Schreifschrift geschrieben, noch dazu bestens erhalten und gerade in Augenhöhe angebracht ist:

## Exules Ratisponetes 1632.

Über dem ersten „e“ des zweiten Wortes sieht man einen Strich als Auslassungszeichen für das „n“, also „Ratisponetes“, statt dem geläufigen „Ratisponenses“. Diese Inschrift war es, die mich zur Höhle geführt hat. Der Bruder meines Begleiters, der die Höhle schon vor mir besucht hatte, erklärte nämlich die Höhle wegen dieser lateinischen Inschrift als „Kartäuserhöhle“.

Außer den Namen und der erwähnten kurzen Inschrift habe ich nur ein kleines christliches Symbol an der Wand entdeckt, ein Herz mit einem kleinen Kreuzlein darüber. Unter die älteren Namen eingestreut findet sich mehrmals eine Art Namenssiegel (oder Amtsbezeichnung), was ich aber nicht recht ausmachen konnte. Weil ich aber, wie schon erwähnt, nur einen Teil der Wand überblicken und selbst davon nicht alles entziffern konnte, ist es sehr wahrscheinlich, daß die Inschriftenwand noch manche Überraschung birgt, zumindest hinsichtlich des Alters der Inschriften.

Herr Zeller fand übrigens bei seinem ersten Besuch der Höhle auch ein auf dem Boden liegendes Holzkreuz, auf dem bereits ein Tropfsteingebilde aufsaß. Als er das Kreuz aber in die Hand nehmen wollte, ist es zu Staub zerfallen. Ich vermute, daß die Kartäuser die Höhle als Einsiedelei für Mönche mit besonderem Bußeifer benützt haben oder als vorübergehenden Buß- oder Strafort. Für letztere Annahme scheint das „exules Ratisponetes“ zu sprechen. Merkwürdig wäre dann allerdings, daß sich kein einziger frommer Spruch — soweit ich die Inschriften entziffert habe — findet.

Wie mir Herr Zeller versicherte, hat die Höhle, als er sie zum ersten Male betrat, mit ihren prächtigen Tropfsteingebilden einen märchenhaften Anblick geboten. Diese Pracht ist inzwischen von Besuchern in barbarischer Weise gründlichst zerstört worden. Einige dieser Besucher haben sich auch mit ihren Namen in der Höhle verewigt, indem sie diese mit Karbidlampen in den Sinter gebrannt haben. Hierbei haben sie wohl die deutlichen Inschriften geschont, dafür aber ihre Namen dorthin geschmiert, wo gerade die ältesten Inschriften nur mehr in ganz undeutlichen Umrissen unter einer dicken Sinterschicht mehr zu erahnen als zu erkennen sind. Es besteht daher die Gefahr, daß gerade diese ältesten und daher wertvollsten Inschriften vernichtet werden. Die Tropfsteingebilde wachsen, wie man jetzt schon bemerken kann, wieder nach. Eine zerstörte Inschrift aber ist unwiederbringlich verloren. Es wäre daher dringend geboten, die Höhle sobald als möglich zu erforschen und zu sichern.

## Der hl. Blasius als Holzarbeiterpatron im Wienerwald

Von P. Hermann Watzl

Auf den hl. Vincenz von Saragossa als Patron der Holzarbeiter hat Leopold Schmidt vor kurzem wieder hingewiesen<sup>1)</sup>. Ich möchte nun darauf aufmerksam machen, daß hier in Heiligenkreuz und seiner stiftischen Umgebung, besonders in Grub (Heiligenkreuzer Pfarre) der hl. Blasius Patron der Holzhacker ist, ebenso auch in Gaaden und in Sparbach. In Grub war immer am 3. Februar Gottesdienst, vor 1938 wurde der Tag als Gemeindefeiertag gehalten. Es erfolgte der Wirtshausgang der Holzhacker von einem Wirtshaus zum anderen, und daran hält man auch heute noch fest. In der Gruber Dorfkapelle befand sich ein Blasiusbild, das an diesem Tag mit Papierblumen geschmückt wurde.

<sup>1)</sup> Schmidt, St. Vincenz von Saragossa als Patron der Holzarbeiter (ÖZV, Bd. XII/61, 1958, S. 1 ff.).

# Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

## 8. Die Umfrage nach dem Männerarmband

Von Leopold Schmidt

Im Verlauf meiner Arbeiten zur Wiener Großstadtvolkskunde vor mehr als einem Vierteljahrhundert war ich auf den Problembereich des Männerschmuckes gestoßen. Da ich Beobachtungen der Gegenwart mit Zeugnissen zur vergangenen Volkskultur verband, sah ich binnen kurzem das weite, bisher fast unbearbeitete Feld des Volksschmuckes vor mir, in einer Breiten- und Tiefenerstreckung, die mir vordem nicht im entferntesten klar gewesen war. Das ganze so äußerst volksmäßige Gebiet, dieser an sich kaum zu übersehende populäre Schmuck der Männer, die Ohringe, die Armbänder, die Ketten, die Ringe, sie traten als ein Gebiet reicher Eigenproblematik hervor. Zunächst mußten die Schrift- und Bildzeugnisse zur Bewältigung eines Teilgebietes führen. In diesem Sinn begann ich mich intensiv mit dem Männerohrring zu beschäftigen, mit den „Flinserln“ und „Schraüferln“, die in meiner Jugend in Wien noch gang und gäbe gewesen waren. Ich sah das städtische, das groß- und weltstädtische Element daran, manche andere Züge wurden mir erst später bewußt. Daher also die entsprechenden vorläufigen Bemerkungen darüber in meinem Versuch einer „Wiener Volkskunde“, wie ich ihn 1935 niederschrieb<sup>1)</sup>. Um zu einem breitflächigeren Gegenwartsmaterial zu gelangen, versuchte ich in den folgenden Jahren kleine Umfragen in volks- und heimatkundlichen Zeitschriften zu veröffentlichen, die auch tatsächlich einiges Material noch einbrachten, und nicht zuletzt wichtige Hinweise auf bereits gesammeltes, aber unausgewertetes Material, beispielsweise jenes des Baierisch-Österreichischen Wörterbuches. Diese Umfrageergebnisse habe ich mit dem bunten übrigen Material zusammen verarbeitet und schließlich 1947 in der kleinen Monographie über den Männerohrring dargeboten, die sich in den folgenden Jahren als ganz brauchbare Grundlage für eine weitere Männerohrringforschung in verschiedenen europäischen Ländern erweisen sollte<sup>2)</sup>. Diese Nachfolgearbeiten stützten sich wieder weitgehend auf Befragungen<sup>3)</sup>. Insbesondere die

---

<sup>1)</sup> Schmidt, Wiener Volkskunde. Ein Aufriß (= Ergänzungsband XVI zur Wiener Zeitschrift für Volkskunde). Wien 1940. S. 36. 268

<sup>2)</sup> Schmidt, Der Männerohrring im Volksschmuck und Volksglauben, mit besonderer Berücksichtigung Österreichs (= Österreichische Volkskultur. Forschungen zur Volkskunde, Bd. 3). Wien 1947.

<sup>3)</sup> Lily Weiser-Aall, Menn med oreringer i Norge (= Smasrifter fra Norsk etnologisk gransking, Bd. 5). Oslo 1957.

schweizerische Männerohrringkarte ist ganz auf dem Exploratorenmaterial aufgebaut 4).

Es lag unter solchen Umständen nahe, auch andere Teile des Komplexes „Männerschmuck“ abzufragen. Ich griff von allen möglichen Teilerscheinungen die des Männerarmbandes heraus und versuchte 1948 durch eine Umfrage im engeren Kreis der Interessenten, also der Vereinsmitglieder und sonstigen bekannten Gewährsmännern Gegenwarts-material, aber auch Bildquellen usw. zu erheben. Die Zeit war für derartige Umfragen sehr ungünstig, wie nicht von vornherein festzustellen war. Die Antworten lauteten zum Teil sehr unwillig, da viele Einsender damals nur an typisch bäuerliche Befragungsgegenstände dachten, zum anderen Teil auch deshalb, weil das Männerarmband wieder einmal zum Soldatenschmuck geworden war, und insbesondere amerikanische Soldaten damit gesehen wurden, womit sich für viele Beobachter automatisch der Eindruck der Unvolkstümlichkeit verband. Im ganzen also interessante Beweise für die stark gefühlsmäßige Gebundenheit derartiger Antworten und für die sehr mangelhafte volkskundliche Schulung breiterer Kreise. Immerhin schickten innerhalb von sechs Wochen von fast 350 Befragten nicht weniger als 80 die Umfragen ausgefüllt ein, mit der Zeit konnten über 100 Bogen der Auswertung zugeführt werden, die sich durch später beigebrachte Angaben, persönliche Briefe, Aufzeichnungen meiner Hörer usw. noch beträchtlich ergänzten.

Bemerkenswert blieb bei aller oft sehr deutlichen Ablehnung dieses gewissermaßen geringgeschätzten Männerschmuckstückes, daß gute Beobachter dennoch mehr angeben konnten, als in der Umfrage wörtlich enthalten war. Sie wiesen z. B. auf das Tragen von Amulettketten aus Natternwirbeln hin, auf die „Kraftbänder“ aus Leder, die in manchen Schwerarbeiterberufen durchaus üblich sind, auf die Oberarmschmuckreifen, die bei manchen Festen über dem Ärmel getragen werden usw. Diese Erweiterungen zeigten, daß in allen jenen Fällen, in denen sich der unvoreingenommene Beobachter nicht durch ein etwaiges Vorurteil gegen die vermeintlich großstädtisch-unterschiedliche Schmucksitte hat beeindrucken lassen, die tatsächliche Kenntnis durch den Einzelbeitrag sofort bemerkenswert zunehmen konnte. Umgekehrt konnte man wohl feststellen, daß die psychisch bedingte Ablehnung dagegen das Blickfeld verengte und zur Äußerung von persönlichen Ressentiments führte, oder zu Verallgemeinerungen, wie z. B. „in X. trägt kein Mann ein Armband“, also Mitteilungen, für die der Einsender sicherlich nicht gutstehen hätte können. Vor allem nicht in jenen Jahren, die einen sehr raschen Aufschwung der Männerarmbandmode mit sich brachte.

Es bleibt bemerkenswert, daß Einsender, die offensichtlich in einer von falscher Bauernromantik beeinflussten Einstellung befangen waren, trotz ihrem zweifellos vorhandenen Fachwissen mit dem Gegenstand gar nichts anfangen konnten. Manche von ihnen mögen wohl direkt zur Diskreditierung des Umfrage-Unternehmens beigetragen haben. Übrigens war auch eine rein historische Schulung für die Beobachtung kaum förderlich; nicht einmal ältere Zeugnisse, Wort-, Sach- oder Bildquellen sind von derart gebildeten Einsendern namhaft gemacht

4) Paul Geiger und Richard Weiß, in Zusammenarbeit mit Walter Escher und Elsbeth Liebl, Atlas der schweizerischen Volkskunde. Teil I, 4. Lieferung, Karten 57 (Häufigkeit und soziale Zuordnung) und 58 (Formen). Erschienen 1956.

worden. Bildende Künstler dagegen, Maler und Graphiker vor allem, haben vielfach ihren geübten Blick erwiesen. Auch in der Großstadt Wien, besonders am Stadtrand, haben solche Beobachter oft gute Ergebnisse gehabt. So berichtete die Graphikerin Berta Klement von einem Gärtner, der selbst ein Armband aus Gold und eines aus Doublè besaß, sie aber erst wieder tragen wollte, „wann Frieden ist“, — eine typische Antwort für das Wien von 1948. Er erzählte aber auch dazu, so ein Armband „muß einem ein Schatzerl schenken und bringt Glück, weil es bei Kräften hält. Früher war es mehr Sitte, jetzt trägt man lieber Halsketterl. Das Handketterl ist ein Gliederketterl in der Stärke eines dünnen Uhrketterls ohne Anhänger, während das Halsketterl ein Kreuz, Kleeblatt etc. hat <sup>5)</sup>.“ Das waren also Auskünfte, die zur Volksschmuckforschung und darüber hinaus zur ganzen Großstadtvolkskunde ergiebig waren und mit den oft beleidigt-sentimentalen Antworten anderer Einsender erfreulich kontrastierten. Auch zur Soldatenkunde hätten die Umfragen ergiebig sein können, wenn die Einsender sich jeweils richtig erinnert hätten. Immerhin brachte Raimund Zoder beispielsweise die wertvolle Nachricht bei, daß in seiner Jugend (ca. 1890—1910) junge Offiziere derartige dünne Goldketten am Handgelenk der rechten Hand trugen, besonders Kavallerieoffiziere; die Schmuckstücke stammten meist von Damen, — nicht anders also als bei dem oben erwähnten Gärtner. Aber hier kommt dazu, daß ein Offizier nach Zoders Erinnerung gelegentlich sagte, ein solches Kettchen schütze das Handgelenk auch beim Säbelgefecht vor Verwundung <sup>6)</sup>. Da stehen wir schon vor einem Rest alten Soldatenglaubens, also einem zu Unrecht heute kaum mehr beachteten Volks-glaubensgebiet.

Gerade für die Zeit um den ersten Weltkrieg ergaben auch die gleichzeitig ausgehobenen literarischen Quellen reichen Stoff. Ich habe aus einer ausgedehnten Lektüre vor allem der Memoirenliteratur recht zahlreiche gute Zeugnisse entnehmen können, die mitunter die inneren Verbindungen der Schmuckarten und Schmuckformen erfreulich erhellen. Da läßt sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Wechsel von Metallschmuck und Haarschmuck gut erkennen. Die längere Zeit modischen Haarbänder weisen dann wieder auf das ganze große Gebiet des Schmuckes aus Menschenhaaren hin, ein Gebiet, das gleichfalls die längste Zeit falsch eingeschätzt wurde <sup>7)</sup>. Eine genauere, vorurteilslose Beschäftigung volkskundlicherseits mit der Kostümgeschichte und der allgemeineren Kultur- und Sittengeschichte wird hier wie in vielen anderen Fällen objektivere Einsichten vermitteln, als sie bisher geboten wurden.

Ein Teil dieser Einsichten ist bisher zweifellos verbaut gewesen, weil Vorurteile geschlechtlicher Art vorgeschützt wurden. Insbesondere die zeitweilig auftretende Meinung, Männerarmbänder seien der bevorzugte Schmuck von homosexuell veranlagten Männern, hat offensichtlich abschreckend gewirkt. Nun ließe sich besonders auf dem Felde der Großstadtvolkskunde wohl darüber diskutieren, ob die Forschung vor ganzen Menschengruppen und ihren Eigenarten einfach die Augen

<sup>5)</sup> Brief Berta Klement vom 23. Februar 1948.

<sup>6)</sup> Antwort Raimund Zoder vom 1. März 1948.

<sup>7)</sup> Vgl. Franz Weinitz, Schmuckgegenstände aus Menschenhaaren (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. XXVIII, Berlin 1918, S. 64 f., mit 3 Abb.).



schließen kann. Dann aber ergeben die älteren Zeugnisse, daß die besagte Meinung gar nicht zurecht besteht, daß es sich bei den Männerarmbändern nicht um Gaben von Männern unter Männern, sondern sehr wohl auch um Geschenke von Frauen an Männer gehandelt hat. Mitunter scheint es sogar so zu sein, daß es sich um heimliche Geschenke verbotener Liebe gehandelt haben muß, so daß das Armband gewissermaßen als Ersatz für den legitimen Ring gelten sollte. Schon in der Barockzeit hat es anscheinend diese Meinung gegeben, wie aus einem „Galanten Gedicht“ des Hoffmannswaldau-Kreises hervorgeht. Dort heißt es unter „C. E.“: „Sie weigert ihm ein Armband, das band der freyen hertzen genannt.“<sup>8)</sup> Erst genauere Einsicht in die Liebesitten der verschiedenen Epochen wird also ergeben, worum es sich jeweils gehandelt hat.

Die Ergebnisse unserer Befragung lassen sich also durch die Heranziehung der verschiedensten Quellen schmuckgeschichtlich unterbauen. Während aber dieses historische Material immer eine Auswahl darstellen wird, bleibt unseren Befragungsergebnissen der Wert eines Querschnittes durch eine bestimmte Zeit. Wir bleiben durch sie doch einigermaßen über die Verhältnisse in Österreich knapp nach dem Zweiten Weltkrieg orientiert, und haben eine, wenn auch schmale Vergleichsbasis gewonnen. Bei den bisher so geringen Möglichkeiten der Volksschmuckforschung stellt das Ergebnis also immerhin einen gewissen Erfolg dar.

---

<sup>8)</sup> Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Teutscher auserlesene Gedichte. 2. Teil, Leipzig 1743, S. 26 f.

# Chronik der Volkskunde

## Verein und Museum für Volkskunde in den Jahren 1957/58

Am 28. März 1958 fand die Jahreshauptversammlung des Vereines statt. Der Jahresbericht des Vereines verwies zunächst auf die großen Schwierigkeiten, die der Museumsbau im Jahre 1957 für alle laufenden Arbeiten brachte. Alle Arbeiten konnten wieder nur dank der Subventionen geleistet werden, die vom Bundesministerium für Unterricht, von einzelnen Bundesländern und von der Stadt Wien, zum Teil durch den Notring der wissenschaftlichen Verbände Österreichs freundlicherweise vermittelt, gewährt wurden. Als Hauptleistung des Vereines muß die Österreichische Zeitschrift für Volkskunde angesprochen werden, die ab 1957 in 4 Hefen, ab 1958 noch dazu auf besserem Papier erscheint und sich dementsprechend eines steigenden Ansehens erfreut. Der Verein setzte im Vereinsjahr 1957 nicht weniger als 68.137,37 S um, größtenteils für die Zeitschrift. Für das Jahr 1958 konnte eine Aktivierung der Vortragstätigkeit angekündigt werden.

Das Museum beruht finanziell größtenteils auf den Zuwendungen des Bundesministeriums für Unterricht. Von sonstigen Einnahmen sei mit besonderem Dank auf die Spende des Vereines der Museumsfreunde verwiesen, die für die Neugestaltung verwendet werden konnte. Die Gesamteinnahmen des Museums beliefen sich 1957 auf 279.924,07 S, von denen 271.036,85 im gleichen Jahr ausgegeben wurden. Die meisten Ausgaben mußten wieder für die Bau- und Einrichtungsarbeiten geleistet werden. Die Kosten der Fertigerenovierung des Museumsgebäudes hat dagegen die Gemeinde Wien getragen.

Was die Tätigkeit des Museums betrifft, so beläuft sich der Stand der Hauptsammlung auf 51.726 Inventarnummern. Es sind 97 Nummern im Jahr 1957 dazugekommen, darunter 48 Schenkungen, und zwar von Dir. A. Mehlhorn (Scheffau), Schuldirektion Griesbach, Dr. M. Kundgraber, Historisches Museum der Stadt Wien, Fr. N. Nowotny (Wien), Fr. Ilse Hofmann (Wien), Fr. Hedwig Dot (Wien), Fr. Prof. Ilka Peter (Wien), Rud. Petrowitz (Wien), Dir. Alois Haag (Westendorf), Lehrer Fr. Meißnitzer (Mauterndorf), Fr. Elfriede Lies (Wien), Fr. Emma Krottendorfer (Wien), Dr. Gustav Pscholka (Wien), Josef Domjan (New York) und Josef Swoboda (Wien). Ein Teil der Erwerbungen steht mit den Befragungen durch das Archiv der österreichischen Volkskunde in Zusammenhang. Unter den 26 Ankäufen sind besonders die Votivbilder zu erwähnen.

Das Museumsgebäude wurde durch die Restaurierungsarbeit weitgehend saniert. Nach Beendigung der Anstreicher- und Malerarbeiten sind auch die Außenfassaden, insbesondere die vordem sehr verwahrlosten Hoffassaden wieder ansehnlich geworden. Die Anstreicherarbeiten im Inneren wurden vom Museum selbst geleistet. Durch das Umstreichen der Tür- und Fensterrahmen von Braun auf Weiß wurden die an sich etwas düsteren Räume heller und schaufreundlicher. Die zum Teil durch die Bauarbeiten schwer mitgenommenen

Fußböden wurden geschliffen und versiegelt; diese Arbeiten müssen auch 1958 noch fortgesetzt werden.

Im Inneren wurden die Neuaufstellungsarbeiten gefördert, doch konnte erst ein Teil der Schausammlung so weit vorbereitet werden, daß ab 1. Juni 1958 acht Schauräume im Oberstock dem Publikum wieder zugänglich waren. An Katalogisierungsarbeiten sind vor allem die Ortskataloge zu erwähnen. Die slawischen Orte des Haupt-Ortskataloges wurden durch Dr. Mais für die slawische Sammlung (Studiensammlung) des Hauses kopiert und ergänzt und zu einem kombinierten Orts- und Sachkatalog mit ca. 9200 Karten ausgestaltet. Für die Verzettelung der Hauptsammlung und gleichzeitigen Vorbereitung der Neuaufstellung wurden die süddeutschen Bestände des Hauses bearbeitet, die auch gleichzeitig durchphotographiert wurden. Ständige Durchinventarisierungsarbeiten (Überprüfungen des Bestandes und Korrekturen der Erstbestimmungen) waren auf die Erstellung von Material für künftige Sonderausstellungen abgestellt.

Das Archiv der österreichischen Volkskunde setzte die laufenden Befragungen fort und leitete an neuen ein: Umfrage nach dem einbeinigen Melkschemel (250 Schulleitungen im Westen Österreichs); Umfrage nach der Heinzlbank (900 Schulleitungen in ganz Österreich, sehr gute Ergebnisse mit Hunderten von Schülerzeichnungen). Die Arbeit am Atlas der burgenländischen Volkskunde wurde durch die Erstellung von mehreren Kommentar-Kapiteln fortgeführt, wiederum unter finanzieller Förderung durch die Burgenländische Landesregierung.

Von der Buchreihe der Veröffentlichungen des Museums erschien im Berichtsjahr der Bd. XI: Othmar Wonisch, Das St. Lambrecht Passionsspiel von 1606 (VIII und 96 Seiten), mit besonderer Unterstützung der Steiermärkischen Landesregierung. Hinzuweisen ist ferner auf den schönen Privatdruck: Leopold Schmidt, Die Weihnachtskrippe von Rinn in Tirol, der als Jahregabe (Schülerarbeit) der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt in Wien erschien, und u. a. die erste Farbaufnahme nach dem berühmten Objekt unseres Museums enthält.

Die Bibliothek des Museums wies am Jahresende 1957 einen Gesamtstand von 13.999 Inv.-Nummern auf. Es wurden durch Ankauf 318, durch Tausch 120, durch Besprechung 56 und durch Widmung 277 Nummern erworben. 197 laufende Zeitschriften wurden geführt, an neuen Zeitschriften wurden 24 eingestellt, 2 Zeitschriften sind eingegangen. Alle Kartotheken der Bibliothek wurden laufend weitergeführt, obwohl die Arbeit durch die Restaurierung der Decken und Deckengemälde in der großen Direktion und im Benützersaal monatelang sehr behindert waren. Die Photothek wies am Jahresende 1957 einen Stand von 6839 Negativen (302 Zuwachs, ohne Leica-Negative), 23.400 Positiven (2642 Zuwachs) und 3515 Diapositiven (11 Zuwachs) auf. Der Zuwachs erfolgte hauptsächlich durch Gelände- und Museumsaufnahmen sowie Ankäufen auf Reisen. Es stammen 231 Pos.-Aufnahmen von Prof. Schmidt, 41 von Dr. Mais, 141 von Dr. Kundegraber, 260 von Fr. Elfriede Lies, 4 von Dr. Klaus Beitzl. Die Positive wurden wieder weitgehend aufgezo-gen und in eigenen Ordnern untergebracht.

Von wissenschaftlichen Unternehmungen, Vorträgen usw. ist auf die mit Unterstützung des Bundesministeriums für Unterricht von Prof. Schmidt durchgeführte Süddeutschland-Reise im Februar 1957 hinzuweisen, worüber in der Zeitschrift (ÖZV XI/60, 1957, S. 226 ff.)

bereits berichtet wurde. Prof. Schmidt sprach ferner über das Museum und seine Arbeiten in der Kleinen Galerie, in der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft, an den Universitäten Frankfurt, Mainz und Saarbrücken, sowie vor den Jungrichtern im Justizpalast. Dr. Mais sprach im Verein für Landeskunde von N.-Ö., beim Landstraßer Kollegentag, wie in der Anthropologischen Gesellschaft. Im Zusammenhang mit diesen verschiedenen Vorträgen wurde auch eine Intensivierung der Vorträge des Vereines im Museum angestrebt. Der Vereinsausschuß einigte sich auf die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft für die Volkskunde von Niederösterreich, die zunächst eine Serie von 6 Vorträgen veranstalten sollte. Prof. Schmidt hielt anschließend an die Jahreshauptversammlung den ersten dieser 6 Vorträge unter dem Titel „Stand und Aufgaben der Volkskunde in Niederösterreich“, mit besonderer Berücksichtigung des Arbeitsgerätewesens.

Die Jahreshauptversammlung wählte schließlich Prof. Dr. Sigurd Erixon, Stockholm, der vor 25 Jahren bereits Korrespondierendes Mitglied des Vereines geworden war, anlässlich seines 70. Geburtstages zum Ehrenmitglied des Vereines. Prof. Erixon hat dafür in einem herzlichen Brief vom 13. Mai 1958 dem Verein gedankt. Er hat darin, und dafür gebührt ihm unser besonderer Dank, die sonst so selten gewürdigten Leistungen unseres Vereines, mit Worten höchster Anerkennung hervorgehoben.

Leopold Schmidt

### Ein Volkskunde-Vorhaben des Europa-Rates

Die Kulturabteilung des Europa-Rates in Straßburg hatte sich im Spätherbst 1957 an die Unterrichtsministerien der Mitgliedstaaten des Europa-Rates mit dem Ersuchen gewendet, es mögen sich jeweils Fachleute, die sich mit vergleichender Forschung auf dem Gebiete der Volksdichtung befassen, zu einem beigefügten Plan äußern, der darauf abzielte, das Gemeinsame, das „Europäische“ in vielen Themen der mittelalterlichen und späteren bzw. heutigen Volksdichtung möglichst vieler Nationen aufzuzeigen. Für Österreich wurde dieser Plan auf Vorschlag des Bundesministeriums für Unterricht dem Unterzeichneten zur Stellungnahme übergeben, die dahin ausfiel, daß diese „Collection des textes illustrant des themes européens“ nur dann ihren Sinn erfüllen könne, wenn der weite Kulturbereich der ehemaligen Österreich-Ungarischen Donaumonarchie gebührend mit einbezogen werden könne und die fortdauernde Kulturmittlerrolle Österreichs insbesondere für den Nahen Osten und Südosten in der Konzeption des oft mißverstandenen „Europa“-Gedankens nicht zu kurz käme. Das österreichische Exposé wurde im Straßburger Europa-Rat als eines der vier ausführlichsten an erster Stelle in französischer und englischer Sprache aufgelegt und mit zur Verhandlungsgrundlage für ein „Comité des experts culturels“ genommen, als die vom Chef der Kultur-Abteilung des Europa-Rates (R. Crivon) für den 10. Juni 1958 erstmals einberufene Sitzung der vom Europa-Rat gewählten Kommission tagte.

Unter dem Vorsitz des Bevollmächtigten Ministers und Kabinettschefs des belgischen Unterrichtsministeriums M. J. Kuypers nahmen an dieser Beratung teil: G. H. Henri Rivière, Präsident der ICOM, Paris; Gianfranco d'Arco, Universitätsdozent, Udine, für Italien; Dag Strömbäck, Univ.-Prof., Uppsala, für Schweden; M. A. K. Teçer, Univ.-Prof., Istanbul, für die Türkei; Miss Christina Hole, London, für Groß-Britannien; Erich Seemann, Univ.-Prof., Freiburg i. B., für Westdeutschland, und Leopold Kretzenbacher, PD. tit.

ao. Prof., Graz, für Österreich. Nach eingehenden Beratungen über verschiedene wissenschaftliche und organisatorische Fragen zum Plan jener „collection des textes illustrant des thèmes européens d'intérêt folklorique, pseudo-historique ou religieux“, wie zunächst formuliert worden war, einigte man sich auf den Grundplan, zunächst drei Einzelbände einer neu zu schaffenden Publikationsreihe der Kultur-Abteilung des Europa-Rates in französischer und englischer Sprache herauszubringen. Der erste in Aussicht genommene Band soll europäische Volks-erzählung (contes) enthalten und womöglich von Laurits Boedker, Uppsala, unter Mitarbeit von G. d'Arconco und D. Strömbäck redigiert werden, der zweite Band wird europäische Balladen umfassen, redigiert von E. Seemann und Chr. Hole bzw. d'Arconco und L. Kretzenbacher als Mitarbeitern; der dritte Band, der wegen der Texte etwas umfangreicher gehalten werden könnte, soll „Europäisches Volksschauspiel“ (théâtre populaire) zum Gegenstand haben und von L. Kretzenbacher unter Mitarbeit von H. Rivière und A. K. Tecer vorbereitet werden. Die Grundskizzen dieser neuen Publikationsreihe werden von den einzelnen Kommissionsmitgliedern bis zu einer weiteren Sitzung im Spätherbst 1958 erwartet. Dem österreichischen Kommissionsmitglied ist ausdrücklich zur Aufgabe gestellt worden, auch den Anteil der kleineren slawischen Völker des näheren Ostens und Südostens an der gemeinsamen europäischen Volksdichtung in allen drei zunächst im Vordergrund stehenden Gattungen der Volksdichtung entsprechend zu berücksichtigen.

Leopold Kretzenbacher

#### Ein Mürztaler Gerätemuseum im Entstehen

Die Burgruine Lichtenegg bei Wartberg in Steiermark ist dank der aufopfernden Tätigkeit des Vereines zur Erhaltung der Burgruine die besterhaltene des ganzen Mürztales. Der Verein plant nun, als Beitrag zum Steirischen Gedenkjahr (1859—1959, hundert Jahre seit dem Tod des Erzherzogs Johann), im Bergfried eine Sammlung alter Arbeits- und Hausgeräte bäuerlicher und handwerklicher Herkunft anzulegen, sobald die drei alten großen Räume dafür in einfachster Weise wiederhergestellt sind. Mit diesem Projekt, das volksbildnerische und fremdenverkehrsfördernde Bedeutung hat, wird der Burgverein Lichtenegg seinen Aufgabenkreis erweitern, zum Erhalten soll das Bewahren hinzukommen. An die Bauern von Wartberg und Umgebung ging ein Aufruf, die „alten Dinge“ nicht wegzuerwerfen, sondern sie jetzt schon dem Verein für die geplante Sammlung zu überlassen. (Steirische Berichte zur Volksbildung und Kulturarbeit. 1958, Heft 3/4, Mai/Juli, Graz, S. 64 f.)

#### Ein Brüder-Grimm-Museum geplant

„Die Brüder-Grimm-Gesellschaft ruft alle Deutschen, die sich angesprochen fühlen, auf, zur Begründung einer lebendigen Gedenkstätte für das Leben, das Werk und die Wirkung der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm.“ Aus dem Aufruf der Gesellschaft, deren Vorsitzender DDr. Karl Vötterle in Kassel-Wilhelmshöhe ist, geht hervor, daß „irgendwo in Deutschland, wo die Umstände sich als günstig erweisen“, eine derartige Gedenkstätte errichtet werden soll, ein Museum aller Erinnerungsstücke, aber auch aller Zeugnisse des Wirkens der Brüder, also beispielsweise „eine Sammlung aller Illustrationen, die in anderthalb Jahrhunderten zu den Märchen von Künstlern geschaffen wurden“. Der Aufruf ist u. a. von Persönlichkeiten aus dem

Bereich der Volkskunde, wie Theodor Frings, Bernhard Martin, Angelika Merkelbach-Pinck, Walther Mitzka, Hugo Moser, Will-Erich Peuckert, Friedrich Stroh und Walter Wiora unterzeichnet. Spenden für das Brüder-Grimm-Museum werden erbeten auf Sonderkonto Nr. 53.366 „Brüder-Grimm-Museum“ der Landeskreditkasse zu Kassel (deren Postscheckkonto: Frankfurt/Main Nr. 81.911). Der museale Ausbau einer derartigen Grimm-Gedenkstätte liegt sicherlich im Interesse der ganzen Volkskunde. Leopold Schmidt

### Ausstellungen

#### Oberösterreichisches Landesmuseum

Anlässlich seines 125jährigen Bestehens veranstaltet das O.-Ö. Landesmuseum die Sonderausstellung „Die Schifffahrt und Flößerei im Raume der oberen Donau“, die am 22. Mai 1958 eröffnet wurde. Die von dem bedeutendsten Fachmann des Gebietes, Hofrat Ing. Ernst Neweklowsky geleitete Ausstellung bot einen hervorragenden Überblick über das gesamte Gebiet. Ein schöner eigener Katalog (= Katalog Nr. 34 des O.-Ö. Landesmuseums) unter dem Titel der Ausstellung (32 Seiten und 18 Abb. auf Tafeln) hält die Erinnerung an die eindrucksvolle Exposition fest.

#### Sezession Wien

Der „Ukrainische Kulturverein Bukowyna“ veranstaltete in der Zeit vom 15. Juni bis 15. Juli 1958 im Souterrain des Sezessionsgebäudes eine kleine „Ausstellung ukrainischer Volkskunst“ unter der Leitung von Prof. Dr. Wladimir Zalozieckyj. Ein Teil der Objekte entstammte den Depotbeständen des Österreichischen Museums für Volkskunde.

#### Heimatomuseum Trautenfels

In der Zeit vom 26. Juli bis 5. Oktober 1958 findet in dem zum Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum gehörenden Schloß Trautenfels im Ennstal eine Sonderausstellung „Wald und Holz“ statt. Der Leiter des Museums, Karl Haiding, legt dazu eine Broschüre vor (Gröbming 1958, 68 Seiten, mit zahlreichen Abb. im Text), die nach einigen forstwirtschaftlichen Artikeln den stattlichen Beitrag „Holz und ländliches Handwerk“ von Haiding enthält. Er umfaßt die Abschnitte: Die Schlägerzeit; Vom Schlägern und Bringen des Holzes; Pecher und Köhler; Rinde und Ruten; Natürliche Wuchsformen; Spaltarbeiten; Aushöhlungen; Zimmerer-Arbeiten; Die Kenntnis der Holzarten; Baum und Holz in Spiel und Brauch; „Die Holzmark“ als Wappen des Bauernhofes; Binderarbeiten; In der Werkstatt der „Machler“; Hag und Zaun. Sehr instruktiv die Lichtbilder von Haiding wie auch die Federzeichnungen von Martha Suida.

Der kenntnisreiche Katalog beweist, daß sich das Heimatmuseum Trautenfels ähnlich wie das Mühlviertler Heimathaus in Freistadt entfaltet. Hier wie dort Sonderausstellungen mit überdurchschnittlich guten Katalogen, das sind wichtige Bereicherungen der volkskundlichen Musealarbeit im Lande außerhalb der großen Zentren.

Leopold Schmidt

#### Aus dem Hochschulleben

Der Bundespräsident hat mit Entschliebung vom 21. Juni 1958 dem Hochschuldozenten für das Fach Geschichte der Siedlungstechnik an der Technischen Hochschule in Wien Dipl.-Ing. Dr. techn. Adalbert Klaar den Titel außerordentlicher Hochschulprofessor verliehen.

(Wiener Zeitung Nr. 155 vom 8. Juli 1958, S. 1)

### Volkskundlicher Kongreß 1958 in Nürnberg

Der Verband der Vereine für Volkskunde e. V. lädt zum Volkskundlichen Kongreß 1958 (= 11. Deutscher Volkskundetag) nach Nürnberg ein. Der Kongreß findet im Zusammenwirken mit dem Germanischen Nationalmuseum statt. Mit dem Kongreß ist eine Tagung der Kommission für Volkskunde der Heimatvertriebenen verbunden. Tagungszeit: 21. bis 24. Oktober 1958.

### Volkserzählforscherkongreß 1959

Das Vorbereitende wissenschaftliche Organisationskomitee unter der Leitung von Prof. Dr. Kurt Ranke, Kiel, gibt bekannt, daß im August 1959 in der Deutschen Bundesrepublik ein „Internationaler Kongreß der Volkserzählforscher“ stattfinden soll. Der Kongreß wird acht bis zehn Tage dauern, Verhandlungssprachen sollen Deutsch, Englisch und Französisch sein. Auf dem Kongreß sollen alle Methoden und Richtungen der Erzählforschung sowie Fragen der Organisation, der überregionalen Zusammenarbeit usw. zur Sprache kommen.

### Volkskunde-Arbeitsgemeinschaft am Kärntner Landesmuseum

Am 31. Mai 1958 fand auf der Alpe Maiernigg bei Klagenfurt eine vom Landesmuseum für Kärnten einberufene Tagung statt, bei der eine „Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde am Landesmuseum für Kärnten“ gegründet wurde. Nach den Begrüßungsansprachen des Direktors des Museums, Hofrat Dr. Gotbert Moro, und des Landesamtsdirektorstellvertreters Hofrat Dr. Rudan, sprach Prof. Dr. Leopold Schmidt über die Erfahrungen einer derartigen Arbeitsgemeinschaft am Burgenländischen Landesmuseum. Prof. Dr. Oskar Moser gab anschließend eine ausführliche Darstellung der Geschichte und des gegenwärtigen Standes der Volkskunde in Kärnten. Abends zeigte Dr. Sepp Walter vom Steirischen Volkskundemuseum die von ihm in den letzten Jahren aufgenommenen Farbbilder aus dem steirischen Jahreslaufbrauchtum. Dr. Franz Koschier, Kustos des Landesmuseums für Kärnten, leitete die Veranstaltung, die bemerkenswerte Einblicke in die gegenwärtige Arbeit, aber auch in die personellen und zeitbedingten Schwierigkeiten ergab. Die ungemein modern gestaltete Jugendherberge der Alpe Maiernigg gab den kontrastreichen Rahmen für die Diskussionen ab, die zum Teil erwiesen, welche Schwierigkeiten einer landesgebundenen Volkskunde heute im Wege stehen. Immerhin ist zu hoffen, daß es in Kärnten infolge der organisatorischen Bindung an das Landesmuseum gelingen wird, auch der rein wissenschaftlichen volkskundlichen Arbeit im Lande neue Auftriebe zu geben.

Leopold Schmidt

### Othmar Skala †

Am 2. Juni 1958 ist der Schuldirektor i. R. Othmar Skala in Wiener-Neudorf gestorben. Skala war ein Heimatforscher von großer Intensität. Er hat im Laufe seines Lebens als Wanderlehrer, späterhin als angestellter Schulmann die verschiedensten Gegenden Niederösterreichs sehr genau kennengelernt und sie ähnlich wie Höbarth urgeschichtlich und volkskundlich zu erforschen getrachtet. Seine urgeschichtlichen Sammlungen sind die bekannteren geworden, von den volkskundlichen ist leider nicht viel der Öffentlichkeit zugänglich geblieben. Es sei aber an seine wertvolle Arbeit „Das Ansprechen von Krankheiten“ (Deutsche Heimat, Bd. 28, 1933, Folge 3/4/5, S. 23—26) erinnert, die mehrere Segentexte aus dem Waldviertel enthält. Skala hat am Ende seines Lebens eine umfangreiche Selbstbiographie ge-

schrieben, die wohl nie veröffentlicht werden wird. Sie ist aber für die Wissenschaftsgeschichte der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts recht lehrreich.

Leopold Schmidt

#### **Eduard Kriechbaum †**

Am 31. August 1958 ist in seiner Heimatstadt Braunau am Inn der bekannte Heimatforscher und Volksbildner Dr. Eduard Kriechbaum im 73. Lebensjahr gestorben. Kriechbaum hat sich seit Jahrzehnten auch auf dem Gebiet der Volkskunde betätigt, war mehrere Jahre hindurch auch Mitglied unseres Vereines und hat bereits 1917 in unserer Zeitschrift einen bemerkenswerten Aufsatz über „Das polnische Bauernhaus im Kreise Cholm (ZÖV Bd. XXIII/1917, S. 49—59) veröffentlicht. Die Bauernhausforschung war ihm, der sich neben seinem ärztlichen Beruf vor allem der Kulturgeographie widmete, auch weiterhin besonders vertraut. 1933 veröffentlichte er die erste zusammenfassende Darstellung „Das Bauernhaus in Oberösterreich“ (= Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. XXIX, Heft 3) über das Haus seiner Heimat. Am Ende seines Lebens hat er in einer Art Selbstbiographie Rechenschaft über sein Wirken und Wollen gegeben: Documenta humana. Festgabe für Dr. med. Dr. phil. Eduard Kriechbaum. Ausgewählt und mit einer biographischen Würdigung versehen von Aldemar Schiffkorn (= Schriftenreihe des Oberösterreichischen Volksbildungswerkes, Bd. 2) Graz 1957, 73 Seiten, 1 Abb.

Die Bedeutung Kriechbaums für die Volkskunde wird in dieser Zeitschrift noch von berufener Seite gewürdigt werden.

Leopold Schmidt

#### **Robert Lach †**

Am 11. September 1958 starb in Salzburg der große österreichische Musikhistoriker Robert Lach im 84. Lebensjahr. Lach hat die Volksliedforschung ebenso wie die Musikethnologie entscheidend gefördert. Seine Stellung in unserer Forschungsgeschichte hat Leopold Nowak anlässlich des 80. Geburtstages Lachs in dem mit bibliographischen Angaben versehenen Aufsatz „Robert Lach und die Volksliedforschung“ (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. 3, Wien 1954, S. 155 ff.) herausgearbeitet. Aus Lachs Wiener Schule der Musikwissenschaft sind maßgebende Arbeiten nicht nur der Musikethnologie, sondern auch der europäischen Volksliedforschung hervorgegangen. Sein und seiner Schüler Wirken läßt sich insbesondere aus der Geschichte der Volksliedforschung Osteuropas nicht wegdenken.

Leopold Schmidt



## Literatur der Volkskunde

Gerhard Lutz, *Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme*. Mit einem Geleitwort von Josef Dünninger. Berlin 1958, Erich Schmidt Verlag. 236 Seiten. DM 19,60.

Der für die deutsche Volkskunde charakteristische Zug zur theoretisch-methodischen Fachbetrachtung kommt allmählich wieder zur Geltung. 1955 erschien das auch hier (ÖZV X/58, 1956, S. 77) angezeigte Buch von Herbert Freudenthal „Die Wissenschaftstheorie der deutschen Volkskunde“. Von älteren Vertretern des Faches wurde es nicht sehr freundlich empfangen, da sie noch den Artikel Freudenthals von 1933 (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 44/1934, S. 122—135) im Gedächtnis hatten. Von jüngeren wurde das Fehlen von Verständnis für die theoretische Weiterentwicklung des Faches in der Gegenwart gerügt. Immerhin bot es einen Überblick. Gerade jüngerer Nachwuchs vermied aber die Darbietung der vielzitierten älteren Texte, die ja tatsächlich größtenteils in Zeitschriften erschienen und im nachhinein kaum je zusammengefaßt wurden. Daher versucht der Assistent am Seminar für deutsche Volkskunde an der Universität Würzburg jetzt, mit einer Sammlung der wichtigsten Aufsätze und Vorträge Abhilfe zu schaffen. Die Idee ist gut, die saubere Ausführung sehr erfreulich.

Man kann hier, eingebettet in kurze Ein- und Überleitungen, die auf sorgfältigen Literaturhinweisen fundiert sind, die wohlbekannten prinzipiellen Artikel von Riehl, Weinhold, Hoffmann-Krayer und Adolf Strack, von Albrecht Dieterich und Eugen Mogk wieder lesen, die vor dem ersten Weltkrieg den Weg der Volkskunde begleitet haben. Dann folgen die gedankenreichen und oft folgenschweren Aufsätze von Naumann, Geramb, Spamer, Schwietering und John Meier aus der Zeit zwischen 1920 und 1930. In einem eigenen Abschnitt „Ausbau und Sicherung der erweiterten Basis in den 30er Jahren“ stehen schließlich die beiden Aufsätze von Hoffmann-Krayer „Individuelle Triebkräfte im Volksleben“ (1930) und „Urverbundenheit“ von Geramb (1937). Die „Volkskunde seit 1940“ wird ohne Textproben in einem kurzen Schlußabschnitt mehr minder bibliographisch überschaubar.

Man sieht, die Texte sind vom Inneren einer stark germanistisch orientierten Volkskunde her ausgewählt. Bedeutende Altgermanisten wie Hoffmann-Krayer, Julius Schwietering und Hans Naumann, die sich eigentlich nur vom Rande her mit dem Fach beschäftigt haben, stehen ganz im Vordergrund, weil sie gelegentlich mit beachtlichem Elan in theoretische Debatten eingegriffen haben. Von Männern, die mitten im Fachbetrieb standen und die zumindest Einzeldisziplinen weit vorwärts geführt haben, ist weniger zu lesen. Die große Ausnahme ist Geramb, der als einziger mit drei Artikeln vertreten ist. Wenn man die Aufsatzreihe heute wieder durchliest, wird man übrigens sagen müssen: mit Recht, denn Gerambs Artikel stehen im Fach und sprechen mit herzlicher Wärme für das Fach und seinen Gegenstand. Besonders die große Erwiderung auf Schwietering von 1928 ist

auch heute noch aktuell, wenn man freilich auch sagen muß, daß der Artikel Schwieterings — des einzigen heute noch lebenden Teilnehmers an jenen großen Diskussionen — im Grunde ebenfalls auch heute noch interessant und lesbar geblieben ist. Manche andere Aufsätze sind ja schon ein bißchen verstaubt. Aber ihre Aufnahme bleibt des wissenschaftsgeschichtlichen Momentes wegen zu rechtfertigen. Eine andere Frage ist die, ob der Rahmen nicht zu eng gehalten ist, ob nicht weitere wichtige Artikel aus der Volkskunde nichtgermanistischer Richtung von wesentlicher Bedeutung gewesen wären. Von österreichischer Seite her muß man mindestens auf die Arbeiten zweier Persönlichkeiten hinweisen: Eine Aufsatzsammlung zur Problemgeschichte der Volkskunde ohne ein Kapitel von Karl von Spieß, ohne einen Aufsatz von Arthur Haberlandt erscheint uns unvollständig. An sich wären mehrere Aufsätze aus den ersten Bänden des „Jahrbuches für historische Volkskunde“ hier am Platz gewesen. A. Haberlandts „Lebenskreise als ein Forschungsziel der Volkskunde“ (Festschrift für Theodor Siebs = Germanistische Abhandlungen, Bd. 67, Breslau 1933, S. 377—392) ist in diesem Zusammenhang überhaupt unentbehrlich. Leider teilt der Artikel anscheinend das Schicksal vieler Festschrift-Beiträge: nämlich selbst der engeren Fachwelt unbekannt zu bleiben. Hier wäre ein Ort zu seiner Wiedererweckung gewesen. Vor allem, um den Anteil der aus der Urgeschichte und der Ethnologie lernenden Volkskunde auch zu zeigen, die doch der aus der Germanistik gespeisten gegenüber ein ganz beträchtliches Eigengewicht besessen hat.

Aber außer den Arbeiten Gerambs sind leider die österreichischen Veröffentlichungen den reichsdeutschen Kollegen offenbar immer etwas fern geblieben. Daraus mag sich auch einer der wenigen wirklichen Fehler erklären, die mir in dem wie gesagt sehr anständig gearbeiteten Buch aufgefallen sind: Nämlich die Zusammenwerfung des Trachtenforschers Karl Spieß und des Wiener Mythologen Karl von Spieß im Namenregister auf S. 235. So ein Lapsus besagt eigentlich nur, daß dem Verfasser die beiden Namen, die beiden Lebenswerke kein Begriff sind. Daß er sich von der Bedeutung des Wiener Mythologen überhaupt keine Vorstellung machen kann, obgleich Spieß die Volkskunsthaupt stärker und für länger bestimmt hat als jeder der in diesem Sammelband mit einem Aufsatz vertretenen Autoren.

Das Buch ist nicht zuletzt für die Hand des Studenten bestimmt. Man mag sich fragen, ob gerade in diesem Fall die letzten zwanzig Jahre so kurz wegkommen durften. Sowohl die Periode der nationalen Neuromantik wie die des sachlichen Historismus lassen sich doch schon einigermaßen überschauen. Da aber auch ihre theoretischen Bezeugungen nicht leicht greifbar sind, sollten auch sie in Auswahl nebeneinander gestellt werden. Das wäre eine lohnende Aufgabe einer zweiten Auflage dieses an sich dankenswerten Buches. Leopold Schmidt

Karl M. Klier, **Volkstümliche Musikinstrumente in den Alpen.** 107 Seiten mit 118 Abb. und 36 Musikbeispielen. Kassel und Basel 1956, Bärenreiter-Verlag. DM 16,—.

Ein lang erwartetes Buch, in seiner Art ein Handbuch. Die Erforschung der volksmäßigen Musikinstrumente ist in den letzten dreißig Jahren in Österreich sehr gefördert worden. Die Sammlung unseres Museums wie die mancher anderer Landes- und Heimatsammlungen ist neben der Aufzeichnungsarbeit gewachsen, die besonders im Kreise des Deutschen Volksangewandtenvereines in Wien gefördert wurde. Alle

bedeutenden Volkslied- und Volkstanzforscher dieser Zeit haben sich daran beteiligt, aber Klier hat sich darauf spezialisiert und unermüdlich Quellen durchgesehen, Abbildungen gesammelt, Spiel- und Herstellungsweisen ergründet und so einen vorzüglichen Überblick gewonnen. Zahlreiche Vorarbeiten über einzelne Instrumente haben seine und unsere Einsicht gemehrt und die Vergleichsmöglichkeiten geschaffen, denn es ist immerhin in dieser Zeit auch anderwärts manches auf diesem Gebiet geleistet worden. Ich erinnere nur an die vorbildliche Arbeit von Hanns in der Gand über die volkstümlichen Musikinstrumente in der Schweiz (Schweizerisches Archiv für Volkskunde, Bd. XXXVI, 1937, S. 73 ff.). Entferntere Länder sind erst später mit ähnlichen Arbeiten auf den Plan getreten; ganz vorzüglich die Arbeit des zu früh verstorbenen R. Violant y Simorra über die Kinder- und Hirteninstrumente in Katalonien (Revista de dialectologia y tradiciones populares, Bd. X, Madrid 1954, S. 351 ff., 548 ff.). Wendet man den Blick nach dem Osten, so findet man innerhalb der zahlreichen Veröffentlichungen zur rumänischen Volksmusik eine wichtige Neuerscheinung: Tiberiu Alexandru, Instrumentele muzikale ale poporului Romin (Les instruments de musique du peuple Roumain). Bukarest 1956 (Editura de stat pentru literatura si arta). Das reichhaltige Werk (386 Seiten mit zahlreichen Notenbeispielen) bringt auch einen schönen Bildteil (70 Abb.), der verschiedene Abbildungen von Instrumenten und ihrer Spielweise zeigt. Auch auf historische Bildzeugnisse ist Wert gelegt worden, die ja gewiß in Rumänien recht selten sein dürften. Knappe Inhaltsangaben in russischer und französischer Sprache sind beigegeben.

Manchen von diesen Arbeiten gegenüber muß man betonen, daß Kliers Werk etwas Reiferes, Einsichtsvolleres an sich hat. Auch die Volksmusikinstrumentensammler hier und dort sind oft noch von der alten romantischen Lust erfüllt, gerade an den von ihnen gesammelten Stücken das jeweils Älteste und Ursprünglichste zu erkennen. Die Freude am „Primitiven“ herrscht vor. Auch für die Museumsleute ist die Maultrommel nur dann interessant gewesen, wenn sie dazuschreiben konnten: „Früher von den Bauernburschen beim Fensterln verwendet.“ Klier ist auch von solchen Dingen ausgegangen. Auch ihn hat das Erlebnis der Schwegelpfeifer des Salzkammergutes zunächst berührt. Aber schon seit mehr als dreißig Jahren stellt er korrekterweise immer wieder fest, daß die Schwegeln der thesesianischen Grenadiere genauso hiehergehören, und hat quellenmäßig erhoben, daß es im biedermeierlichen Wien Maultrommelvirtuosen des Konzertsaaes gegeben hat. Er kennt den Zitherklang der Bergleute, aber er betont die Zitherspielmode zur Zeit des Herzogs Max in Bayern. Zu all den Musikinstrumenten, die im Laufe der Jahrhunderte „volkstümlich“ waren, lassen sich eben historische Nachweise erbringen, die ihr tatsächliches Leben in den verschiedenen Gesellschaftsschichten erweisen, und die von dem romantisch-verschwommenen Glauben an ein Leben der Volkskulturgüter in einem beziehungsreichen Überall und Nirgends wegführen. Vielleicht ist es die besondere Begabung Kliers, Bildquellen zu erschließen, die hier klärend wirkt. Was sich im Holzschnitt, im Kupferstich, in der Lithographie und heute in der Photographie datierbar manifestiert, das wird man nicht mehr so ohne weiteres als ein geheimnisumwittertes Traditionselement ansehen, sondern als eine echte Realität, die eben in dem Leben der Überlieferungsschichten eine deutlich erkennbare Rolle gespielt hat, und in dieser Rolle auch ab-

gelöst werden kann. Klier behandelt selbstverständlich die Alphörner und Brummtöpfe; er vergift aber auch Okarina und Ziehharmonika nicht, und das scheint mir wesentlich.

Man würdigt das wichtige Buch vielleicht am besten, wenn man seine Einzelkapitel inhaltlich durchgeht und jeweils einen Hinweis auf die eine oder andere Erscheinung anbringt, die vielleicht anders betont werden könnte, oder zu der es schon wieder die eine oder andere Neuerscheinung zu verzeichnen gibt. Kliers Buch, das voll seltenster Literaturangaben ist, bedeutet ja in dieser Hinsicht keinen Abschluß; so manche Spezialarbeit wird mit Nutzen daran anknüpfen können.

Das gilt besonders für das Eingangskapitel „Urtümliches“. Knocheninstrumente, Hörner, Peitschen usw. sind hier behandelt, mit Hinblick auf den Musikzauber, wie ihn Erich Seemann so vorbildlich herausgearbeitet hat (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VI, Sp. 633 ff.). Bei den Wetterhörnern wäre vielleicht noch das Muschelhorn zu erwähnen gewesen, das immerhin im Mühlviertel auch nach Österreich hereinreicht (Alois Oeller, Die Höllmühle: Beiträge zur Landes- und Volkskunde des Mühlviertels, Bd. 6, S. 48 f., dazu Anton Schott, Randglossen, ebendort, Bd. 10, S. 10 f.). Die Klappern und Ratschen werden nach den Schellen und Glocken behandelt, obwohl man sie vielleicht ihnen voransetzen müßte. Von den Klangbrettern wäre etwas mehr zu sagen gewesen. Schließlich hat es derartige „hölzerne Vorrichtungen, die mit Klöppeln sehr laut klapperten“, im Biedermeier noch im Böhmerwald gegeben, wie bei Adalbert Stifter zu lesen ist (Der Waldsteig, 1844; vgl. Schmidt, Volkskundliche Beobachtungen an den Werken Adalbert Stifters: Adalbert Stifter-Almanach für 1953, S. 100). Zu den im Anschluß daran genannten Eisen-gongformen der Obersteiermark, die „Klempern“ heißen, hier aber noch mit dem häßlichen Behelfsnamen „Fressglocken“ auftreten, habe ich mich erst vor kurzem eingehender geäußert: Schmidt, Die „Klempern“ (Blätter für Heimatkunde, Bd. XXXI, Graz 1957, S. 43 ff., mit Karte). Den Büllhäfen, den Klier im Anschluß an die Trommel behandelt, hat Leopold Kretzenbacher erst vor kurzem ausführlich dargestellt: Gudalo-Dudalo, Vugas, Büllhäfen und Verwandtes (Slovenski Etnograf, Bd. X, Laibach 1957, S. 125 ff.).

Die Einzelkapitel über wichtige Instrumente beginnen mit einer ausführlichen Darstellung des Alphorns, von dem auch in Österreich mehr zu sagen ist als man glauben möchte. Der Reichtum besonders der älteren Schrift- und Bildzeugnisse, die Klier dafür zusammengetragen hat, ist kaum zu erschöpfen. Beim nächsten Kapitel, dem über Quer- und Langflöte, erinnert man sich besonders dankbar an Kliers Schwegel-Anleitung von 1928, die dem Instrument neue Bahn brach und in vieler Hinsicht zum Auftakt der ganzen neueren Volksinstrumentenforschung wurde. Ein Hinweis nur auf die Geltung des Instrumentes in Vorarlberg im Vormärz: „Der Schall einer Quer-pfeife wirkte mit Zauberkraft auf die jungen Leute“, nämlich in den Gemeindetanzlauben, schreiben F. J. Weizenegger und M. Merkle (Vorarlberg, Bd. I, Innsbruck 1839, S. 328). Aber die Geistlichkeit war dem Instrument nicht immer wohlgesinnt, sie erzählte in Predigtexempeln, die späterhin als Volkssagen wieder aufgezeichnet wurden, daß ein Bursch deshalb besonders gut die Schwegel habe blasen können, weil ihm der Teufel in Gestalt eines Jägers die Finger fest draufgedrückt habe, so daß sie ihn später noch wie Feuer brannten (J. N. Alpbensburg, Deutsche Alpbensagen. Wien 1871. S. 109 f.,

Nr. 111). Das nächste Kapitel gilt den verschollenen Instrumenten *Dudelsack* und *Drehleier*. Die älteren Zeugnisse, unter denen man mit Vergnügen auch ein Bild *Michael Neders* findet, geben wieder erstaunlich viel her. Auch von den „*Leyrern*“ hat *Klier* mehr erhoben, als man hätte denken mögen. Nur des Hinweises halber sei vermerkt, daß es im 15. Jahrhundert im Lande schon fahrende *Sackpfeiferinnen* gab. Auf Befehl *Friedrichs III.* mußten welche 1492 in *Linz* vor den venetianischen Gesandten aufspielen (*Schiffmann*, *Johannes Reuchlin* in *Linz*: Bilder aus vergangenen Tagen = *Linzer Reihe I*, *Linz* 1947, S. 15). Den „*Leyrer Matzl*“ auf der *Neunkirchner Schießscheibe* von 1805 habe ich auch die längste Zeit für einen wirklichen niederösterreichischen *Drehleierspieler* gehalten (wie *Klier*, S. 44); es handelt sich aber eigentlich um eine *Schwankfigur*, vgl. *Hermann Gumbel*, Zur deutschen *Schwankliteratur* im 17. Jahrhundert (*Zeitschrift für deutsche Philologie*, Br. 53, 1928, S. 305 ff.). Im Kapitel „*Hackbrett* und *Hölzernes Glächter*“ kommt vor allem das geschlagene Saiteninstrument, also das *Zimbal* unserer ungarischen Nachbarn zur Sprache. *Klier* hat auch hier den museal aufbewahrten Stücken besonderes Augenmerk geschenkt und u. a. die prächtigen „*Hackbrett-Rosen*“ herausgezeichnet. Nicht uninteressant die Mitteilungen über Versuche, gerade dieses Begleitinstrument der älteren *Tanzmusik* wiederbeleben zu wollen. Mit „*Harfe* und *Gitarre*“ nähert sich *Klier* Instrumenten, die in den gesellschaftlichen führenden Schichten ihre Hauptgeltung besitzen. Dennoch gibt es über die *Harfe* als Volksinstrument manches zu sagen. Wenn *Klier* S. 59 meint, daß es keine Nachricht über den Gebrauch der *Harfe* in den unteren Schichten Österreichs im Mittelalter gebe, so sei doch immerhin darauf hingewiesen, daß wir einen *Namen-Beleg* haben. Im Streit zwischen *Reinprecht* von *Wallsee* und *Christian* von *Zinzendorf* wird in der *Urkunde* vom 11. April 1412 der *Zinzendorfer Pfleger* von *Oberhausegg* „*der Harfner*“ genannt (*M. A. Becker*, *Reisehandbuch für Besucher des Ötzer*. *Wien* 1860. Bd. II, S. 86). Vielleicht mit besonderer Liebe ist das Kapitel über die *Geige* geschrieben. Da kommen die selbstgemachten Instrumente zur Geltung, der *Geiger* in der *Legende* der hl. *Kümmernis*, die mannigfachen *Anführungen* der *Geige* im *Volkslied* u. a. m. Ein *Spezialkapitel*, das von langer *Vorarbeit* Zeugnis ablegt, ist der *Abchnitt* über die *Maultrommel*. Von besonderem Gewicht die ausführlichen Mitteilungen über die *Maultrommelerzeugung* in *Molln*. Gute alte *Bildbelege* sind hier wichtig, nicht minder die *Hinweise* auf die oft sehr hübschen *Maultrommelbehälter* in *Schuhform*, von denen auch unser *Museum* so manches gute Stück verwahrt. Mit den *Maultrommeln* ist übrigens so manches *Unglück* passiert, besonders kleine *Kinder*, denen man das Instrument unverständlicherweise anvertraute, haben es manchmal in den *Mund* gesteckt, — die weiteren *Folgen* sind hier und da in *Mirakelbüchern* zu lesen. Ich verweise auf das *Mariazeller Mirakelbuch* *Petschachers* von 1678, wo S. 223 ff. von dem „*sistrum, crembalum, vernacule Maultrumli*“ gesagt wird, ein *Knabe*, zwei *Jahre* und 9 *Wochen* alt, des *Herrn Johannes Gitzter* habe sie verschluckt, sei aber durch die *Anrufung* der *Mariazeller Muttergottes* gerettet worden. Ähnliches geht aus dem *Mirakelbuch* von *Lange* in *N.-Ö.* von 1741 hervor (S. 92): Am 24. August 1702 hat *Christian Grimbler* aus *Emmersdorf* ein *Opfer* abgelegt „*andeutend*, daß ihren *fünffviertl jährigen Kind* ein *Maultrommel* in den *Halß* gesteckt, die *bey* 24 *Stunden* nicht *kunte* herauß gebracht werden: sobald sich aber

ermelte Eltern nacher Langegg zu Kirchfahrten verbündlich gemacht, seye selbige von sich selbstn auß dem Mund gesprungen“. Das muß allenthalben ähnlich gewesen sein, denn bei einer Überschau der Opfergaben im Mirakelbuch von St. Wolfgang am Abersee vom Jahre 1731 ist zu lesen (S. 70): „Ein Maultrummel, Nadlen, Hemet-Knöpflein, Bändlein, und dergleichen, so verschiedene Persohnen mit Lebens-Gefahr hineingeschlucket, auf angeruffene Vorbitt aber deß heiligen Wolfgangi keinen Schaden gelitten.“ Mirakelbücher als Quellen der Volksmusikinstrumentenforschung! Über Mund- und Ziehharmonika weiß Klier wieder Aufschlußreiches zu sagen; das Vorbild der Virtuosen, das er auch hier lebendig macht, muß zweifellos als bedeutsam angesehen werden. Wir bemerken die Parallelen zur eigenen Gegenwart, die beachtenswerte Laienspielkunst auf Jazz-Instrumenten. Über die Zither berichtet Klier mehr, als man glauben möchte. Für die Frühgeschichte des Instrumentes in Österreich um 1600 wären vielleicht noch einige Belege heranzuziehen. So erscheint doch bemerkenswert, daß im niederösterreichischen Bauernkrieg von 1597 in Pöggstall ein „Zitherschläger“ als Beteiligter genannt wird. Er soll zum Bauern-Obristen gewählt worden sein, war jedenfalls eine rebellische Natur, aber ohne Talente — als Obrist nämlich (Karl Haselbach, Der niederösterreichische Bauernkrieg am Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Wien 1867, S. 57 ff.). Dann sehen wir das Register des Torwächters der untersteirischen Stadt Marburg an der Drau von 1628 durch. Es zeigt 230 „Parteien“ in diesem Jahr, die Wein nach Marburg führten, darunter einen R. Kleb „Zitherschläger“ (Rud. G. Puff, Marburg in Steiermark. Graz 1847. Bd. II, S. 138). Aber es ist ja selbstverständlich, daß man durch Nachrichten aus den verschiedensten Quellen die historischen Datenreihen für alle diese Einzelercheinungen immer wieder auffüllen könnte.

Das war nicht der Hauptzweck dieses Buches, und das Schlußkapitel über die Volksmusik-Gruppen, also über die Ensemble-Möglichkeiten, zeigt, daß Klier weit über solche Einzelnachweise hinausgeht. Spielweise, Zusammenspiel, gesellschaftliches Musizieren, all das findet hier kenntnisreiche Berücksichtigung, wieder auf zahlreiche, sonst kaum beachtete Bildquellen gestützt. Das geht bis zu den Blasmusik-Besetzungen herauf, die durch den Zusammenhang mit der altösterreichischen Militärmusik im 19. Jahrhundert so überaus wichtig geworden sind. Die Musikbeispiele zeigen aber, mit wieviel eigener Musikalität unserer Spielleute auch hier noch gerechnet werden muß. Der große Aufschwung gerade der Blasmusik-Kapellen des flachen Landes nach dem zweiten Weltkrieg zeigt, daß dieses Kapitel noch nicht abgeschlossen ist. Der Hinweis auf dieses ganze Buch sei mit einem herzlichen Dank abgeschlossen. Klier hat die Arbeit ein halbes Leben lang reifen lassen. Wie sie jetzt vorliegt, erweist sie ihn als überragenden Kenner, und das Buch als Wegweiser für die ganze künftige Sammlung und Forschung auf diesem Gebiet. Gerade deshalb hätte man sich vielleicht noch ein Register gewünscht. Vielleicht kann eine Neuauflage es nachtragen, die eventuell auch einige etwas schwache Bilder durch bessere austauschen wird. Bei der großen Brauchbarkeit des Buches wird eine solche Neuauflage zweifellos bald möglich werden. Das ist doch ein Handbuch, da kann ein Verlag schon noch weiter ausgreifen und die geleistete Arbeit eines so bedeutenden Sachkenners wie es Klier ist, durch noch bessere Ausstattung und Erweiterung des Buches in jeder Hinsicht buchttechnisch unterstreichen.

Leopold Schmidt

**Ernst Burgstaller, Brauchtumsgebäcke und Weihnachtsspeisen.**  
Ein volkskundlicher Beitrag zur österreichischen Kulturgeographie.  
Linz 1957. Zentralstelle für den Volkskundeatlas in Österreich  
(= Veröffentlichungen der Kommission für Volkskundeatlas in Österreich 2). 136 Seiten, 5 Tafeln, 22 Karten.

In dem vorliegenden Band hat der Verfasser die Ergebnisse seiner jahrzehntelangen Forschungen zu den Gebädbrotten vorgelegt. Als Grundlage für den gesamtösterreichischen Raum dienten die Befragungen durch den „Atlas der deutschen Volkskunde“, die vor nun mehr als 20 Jahren durchgeführt wurden, und die in den Jahren nach dem zweiten Weltkrieg (v. a. 1951) erfolgten Befragungen zum „Atlas von Oberösterreich“ mit einem wesentlich dichteren Belegnetz. Diesen beiden Befragungsgruppen entsprechen auch die zwei Gruppen von Karten, begleitet von zwei Verzeichnissen der dazugehörigen Belegorte. Bei ihnen zeigt sich teilweise eine starke Verschiebung der Verwaltungsgrenzen seit 1934, so daß der Benutzer der Verzeichnisse gut daran tun wird, sich auf die Bezirksangaben nicht zu verlassen. Es wäre vielleicht für kommende Publikationen aus dem Material des „Atlas der deutschen Volkskunde“ wünschenswert, dem Hinweis auf veränderte Verhältnisse, den Burgstaller gab, auch ein vergleichendes Verzeichnis beizustellen. Dies besonders mit Rücksicht auf Benutzer außerhalb der Grenzen Österreichs.

Jedoch wird den aufmerksamen Leser des Buches die Fülle des Materials sehr befriedigen. Sie legt Zeugnis ab von der Vertrautheit und Sicherheit, mit der der Verfasser das Thema behandelt. Die Formen der Gebäcke und Speisen werden als Leitmotive einer kulturräumlichen Gliederung aufgefaßt. Die sachliche Gliederung erfolgte nach Festkreisen: Allerseelengebäcke, Weihnachtsg Gebäcke, Ostergebäcke; ihnen folgen die Kapitel Figürliches Gebäck und Weihnachtsspeisen. Zu jeder Gruppe gehören einige Karten. Der Kommentar bringt eine Zusammenstellung der wichtigsten zugehörigen Literatur, eine allgemeine Einleitung zum Festkreis und seinen Gebäcken und den Text zum eigentlichen Karteninhalt. Er beschränkt sich auf die Aussage von Verbreitung, Aussehen, Herstellung und Brauchtum, ohne auf Deutung und Geschichte der einzelnen Gebäckformen einzugehen. Die Originale der Gebäcke standen Ernst Burgstaller in seiner Gebädbrottsammlung zur Verfügung, die gegenwärtig im Gewerbemuseum Wels aufgestellt ist. Hervorgehoben sei auch die sorgfältige Bearbeitung der volkstümlichen Namen der einzelnen Gebäckformen mit Angabe der Belegorte. Der zusammenfassende Abschnitt über die „Kulturgeographischen Ergebnisse“ geht von einem kurzen Überblick über die bisherigen Versuche, volkskulturelle Erscheinungen kartographisch zu erfassen aus, und stellt schließlich die bei den Gebädbrotten gewonnenen kartographischen Ergebnisse in den Zusammenhang mit Verbreitungsgruppen anderer volkstümlicher Traditionen. Dem Textteil folgen die ausführlichen Anmerkungen (Seite 103—129), ein Sachregister (das leider nur unmittelbar zum Thema gehörige Schlagworte berücksichtigt) und fünf Tafeln mit zusammen 61 Abbildungen. Von den 22 Karten sind 9 gesamtösterreichisch, 9 oberösterreichisch, der Rest aus Teilgebieten.

Alles in allem ist Ernst Burgstaller für die Publikation zu danken, die der Forschung beachtlich viel neues Material zur Verfügung stellt.

Maria Kundegraber

**Und der Wind verwehrt's Lab.** Altüberlieferte Kärntner Volkslieder und Jodler, in allen Stimmen aus dem Volksmund aufgezeichnet von Josefine Gartner und Robert Geutebrück, Klagenfurt 1957, Verlag des Landesmuseums für Kärnten. Querformat, 84 Seiten.

Durch obige Sammlung ist die Zahl der Kärntner Volksliedausgaben um einen wertvollen Beitrag bereichert worden. Die beiden Herausgeber, die sämtliche Lieder im Volk selbst, und zwar stimmenweise niedergeschrieben haben, waren bestrebt, die Singweise und die volksmäßige Harmonisierung genau festzuhalten. Die Lieder sind fast durchwegs dreistimmig, zum Teil vierstimmig, und zwar in dem eigenartigen Zusammenklang, der sich gerade im älplerischen Volkslied findet. Sie entspricht nicht immer den strengen Regeln der Harmonielehre, klingt aber gesungen durchaus gut. Es handelt sich hier zweifellos um eine sehr alte Singform, gekennzeichnet dadurch, daß die führende Stimme (Hauptstimme) durch eine Begleitstimme (den Übersinger) überschlagen wird; die dritte Stimme liegt akkordgemäß unter der Hauptstimme. Ein Baß ist im allgemeinen nicht dabei; er bewegt sich dann aber nur in einfachen Begleittönen. Die in Kärnten heute, besonders im Männergesang, übliche Form des Singens im Quartett und Quintett ist erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts nachgewiesen, wie Georg Graber in seinem Nachwort zur „Geschichte des Kärntner Liedes“ von Anton Kollitsch (erschieden 1935/36 im Kärntner Heimatverlag Artur Kollitsch in Klagenfurt) ausführt. In der Sammlung sind eine Anzahl von Liedern enthalten, die auch in den Nachbarländern, besonders aber in Niederösterreich, in ähnlicher Harmonisierung gesungen werden (siehe u. a. die Sammlungen von Viktor Zack in Steiermark, Kronfuß-Pöschl und Kotek in Niederösterreich). Die Volkslieder sind eben Wandergesellen. Die meisten der in dem Büchlein enthaltenen Lieder sind Lesarten, und zwar recht gute, von bereits bekannten und gedruckten Liedern aus anderen Sammlungen, wie Neckheim, Liebleitner, Schüttelkopf, Anderluh u. a. Dasselbe gilt von den Jodlern, die übrigens in Kärnten nicht allzuhäufig sind und auch wenig kärntnerische Eigenart zeigen. Sehr gut ist das Zimmermannslied (Seite 65) und das Lied vom Sauhalter Tonele (Seite 70). Insgesamt sind in der Sammlung 49 Lieder und 5 Jodler enthalten. Das Buch reiht sich würdig an die vom Österreichischen Volksliedunternehmen seinerzeit herausgegebenen Reihe der „Kleinen Quellenausgabe“ an, die bei der Universal Edition A. G. und im Österreichischen Bundesverlag gemeinsam erschienen ist. Dem im Vorwort enthaltenen Leitsatz der Herausgeber „Das echte Lied im echten Gewand“ ist durchaus und sorgfältig entsprochen, was sehr anzuerkennen ist. Eine Anleitung zur Ausführung erleichtert das richtige Singen nach Volksart. Die Sammlung kann als Quellenwerk bezeichnet werden und ist gleicherweise als Hausbüchlein, wie für die Jugend zu empfehlen.

Dem Landesmuseum für Kärnten und seinem verständnisvollen Direktor Hofrat Dr. Gotbert Moro, der durch die Aufnahme des Werkes in die Kärntner Museumsschriften als Nr. XV die Herausgabe ermöglicht hat, gebührt hiefür bester Dank. Georg Kotek

**Hans Matscher, Volksmedizin** (= An der Etsch und im Gebirge, XVI. Bändchen). 147 S. Brixen, A. Wegers Buchhandlung [1958].

In einer kurzen Einleitung weist der Verfasser darauf hin, daß die volksmedizinischen Praktiken von der Zaubermedizin und uralten Erfahrung bis zu den Resten der wissenschaftlichen Medizin der



vergangenen Jahrhunderte reichen. Er stellt dabei fest, daß man nicht von einer speziell südtirolischen Volksmedizin sprechen könne, da in den Meinungen und Heilmitteln Übergänge ins Alpenländische und zum Teil weit darüber hinaus bestehen.

Die Darstellungen der Heilmittel beginnen mit den vorbeugenden Mitteln, die schon vor der Geburt des Menschen angewendet werden, und bis zu seinem Tode in Gebrauch sind. Zu diesen vorbeugenden Mitteln zählen außer der Vorsicht der Schwangeren vor Versehen und in bestimmten Arbeiten und Handlungen der Besuch der Bauernbäder, die Frühlingskuren und der Aderlaß. Interessant ist die Behauptung, daß die „Sommerfrische“ — auch als Wort — ihren Ursprung in Südtirol habe, wo man schon seit Jahrhunderten im Sommer gern aus den sumpfigen und moosigen Niederungen der Etsch in höhere Lagen zog<sup>1)</sup>. Ein eigener Unterabschnitt ist den Wallfahrten und den Motivgaben geweiht. „Gesunkenes Kulturgut“ finden wir im Abschnitt „Astrologisches in der Volksmedizin“. Der eigentliche Arzneischatz kommt vor allem aus der Natur; dabei liefert, zumindest zahlenmäßig und in der Gegenwart, den größten Teil die Pflanzenwelt (in unserem Büchlein von S. 51—119!). Heilmittel aus dem Tierreich finden seltener Verwendung, ebenso liefert das Mineralreich eine geringere Anzahl von Arzneien. Bei den einzelnen Heilmitteln folgt einer kurzen historischen Übersicht die Verwendung in der Volksmedizin. Die Kapitel „Von Krankheiten“ und „Er schleicht um's Haus“ (über den Tod) beschließen die Arbeit.

Die Quellenangaben beschränken sich auf schlagwortartige Kürze, die so weit geht, daß Vornamen vollkommen fehlen, Zeitschriften gekürzt genannt werden und aus den einzelnen Titeln nicht hervorgeht, ob es sich um selbständige Arbeiten oder um Zeitschriftenaufsätze handelt. Darin wäre wohl mehr Sorgfalt erwünscht, auch wenn das Büchlein nicht mit wissenschaftlichen Arbeiten über das Gebiet der Volksmedizin konkurrieren will. Da das Buch auch ohne Anmerkungen gearbeitet ist, läßt sich im einzelnen nicht feststellen, welche Angaben der Verfasser selbst aufzeichnete und welche er der vorhandenen Literatur entnommen hat, soweit die Quellen nicht im Text selbst genannt sind.

Maria Kundgraber

**Alfred Mosig, Der deutsche Bauerngarten. Bestand, Herkunft und Wechsel seiner Pflanzenwelt.** Berlin, Deutscher Bauernverlag, 1958. 96 Seiten, Textillustrationen. DM 7,—.

A. Mosig hat im Jahre 1954 in der „Pharmazeutischen Zentralhalle für Deutschland, Zeitschrift für wissenschaftliche, praktische und geschäftliche Interessen der Pharmazie“, 75. Jg., Nr. 14 (S. 221—226,

---

<sup>1)</sup> Diese Erklärung findet sich auch bei Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache (6. Aufl., 1899), S. 367: „Sommerfrische F. eigtl. ein tirol. Dialektwort, zuerst 1792 in Kleins Provinzialwörterb. als östreich. gebucht (eine Wohnung auf dem Lande, die man im Sommer bezieht). Früher Beleg in Spindlers Saltner Märchen 1847. Neuerdings durch Steubs Werk ‚Drei Sommer in Tirol‘ allgemein bekannt geworden. Vielleicht Umgestaltung des gleichbed. ital. refrigeria. Wort und Sache sind schon im 17. Jahrh. für Tirol bezeugt: ‚wo die Stadt Bozen ihre refrigeria oder Frischen halten‘ Trojer, Chronik 1648.“ Vgl. neuerdings auch die Belege bei Joseph Schatz, Wörterbuch der Tiroler Mundarten, Innsbruck 1955, Band I, S. 190.

265—270, 282—285, 345—351) eine Arbeit unter folgendem Titel veröffentlicht: „Die Entwicklung unserer Bauergärten als eine alte Kulturstätte des Anbaues von Heil-, Nutz- und Zierpflanzen.“ Nun legt er in dem vorliegenden Büchlein nicht nur eine erweiterte Abhandlung, sondern mit ihr nach langer Zeit wieder die erste zugängliche und selbständige Veröffentlichung über das Thema überhaupt vor. Wir sehen darin, daß Mosig einen ihm wohl vertrauten und gut beherrschten Stoff bearbeitet. Schon ein Blick auf das Literaturverzeichnis (S. 83—85) beweist uns die weitgespannte zeitliche und räumliche Behandlung. Da der Verfasser — offensichtlich — von der Pharmazie zu dem Thema gestoßen ist, kennt er die pharmazeutische und botanische, aber auch die volkswissenschaftliche Literatur, die sich mit dem so vielschichtigen Problem befaßt. Die ältesten gedruckten Quellen stehen uns in den Kräuterbüchern, medizinischen, pharmazeutischen und botanischen Werken des 16. Jahrhunderts zur Verfügung; die erste Arbeit, die sich der Flora der Bauergärten widmete, erschien erst 1855 in Wien: Anton Kerner, „Die Flora der Bauergärten in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte des Gartenbaues“, in den „Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins in Wien“, Band V, S. 787 ff. Als nächste Arbeit folgte L. Glaab 1892—1893: „Über Pflanzen der salzburgischen Bauergärten und Bauergärten im allgemeinen“ in der „Deutschen botanischen Monatsschrift“, Band X, S. 155 ff. und Band XI, S. 38 ff. Dazwischen liegt allerdings eine häufig genannte, aber nirgends erreichbare und auffindbare Arbeit von Franz Unger: „Das Bauergärtchen in Österreich. Eine culturhistorische Skizze.“ (Nach Theodor Unger und Ferdinand Khull, Steirischer Wortschatz, Graz, 1903, S. XXIII; Wien, 1864.) Ein Einblick in die Bibliographie seiner Arbeiten läßt uns auch über den Erscheinungsort und die Erscheinungsart im unklaren, da offensichtlich auch seinem Biographen das Werkchen nicht zur Hand war. (Leben und Wirken des Naturhistorikers Doctor Franz Unger, Professors der Pflanzenanatomie und Physiologie. Verfaßt von Professor Dr. Alexander Reyer im Auftrage des Vereines der Aerzte in Steiermark. Graz, Leuschner & Lubensky, 1871.) Er vermerkt auf S. 77 unter dem Jahr 1866 (!) das Werkchen, ohne Untertitel und mit dem Zusatz „Druckort?“, weiß aber wohl über den Inhalt Bescheid: „Die von den Bauern gewöhnlich gepflegten Gemüse-, Zier- und Arzneipflanzen sind zusammengestellt. Von den Alpen bis zur Ostsee, von den Thälern bis auf die Gebirgshöhen finde sich eine große Übereinstimmung der Species, die jedoch die Zahl von zwischen 90—100 nicht überschreiten.“

Seit Glaab sind dort und da Arbeiten zu dem Thema erschienen, bisweilen sogar eine selbständige Veröffentlichung, aber im großen und ganzen blieb das Thema spärlich behandelt. Vor allem die Volkskunde hat sich des Bauergartens wenig angenommen. Es blieb bei kurzen Bemerkungen am Rande anderer Arbeiten. In der volkswissenschaftlichen Bibliographie erscheint das Stichwort „Bauergarten“ selten. Heinrich Marzell, der sich mit der Volksbotanik in unzähligen ausführlichen Arbeiten kleineren und größeren Umfanges auseinandersetzt, kommt ebenfalls von der Botanik her. Auch die vorliegende Arbeit können wir als keine ausgesprochen volkswissenschaftliche bezeichnen, aber wir müssen sie doch den volkswissenschaftlern wärmstens empfehlen. Erstens aus den angeführten Gründen, zweitens aber auch wegen der vortrefflichen und umfassenden Ausführung. Der Verfasser hat sozusagen alle kulturgeschichtlichen Komponenten beachtet. Daß er als Naturwissen-

schaftler auf einige Einzelheiten, wie etwa die Geräte zur Gartenarbeit, nicht einging, kann ihm nicht als Mangel vorgeworfen werden, denn das sind Aufgaben, die der Volkskunde zufallen.

Die Kapiteleinteilung zeigt uns in großen Zügen auch den Gedenkengang des Büchleins: Die Beziehungen des Menschen zu den Nähr- und Arzneipflanzen; das germanische Hausland als Vorstufe des Bauerngartens (in das noch die ersten Fremdlinge Eingang finden); der Bauerngarten als reiner Nutzgarten (unter dem bedeutenden Einfluß der aufblühenden Klosterkultur und der staatlichen Domänen seit Karl dem Großen. Aus dieser Zeit sind uns die ersten und bedeutendsten Urkunden zur Entwicklung der deutschen Gartenkultur erhalten, die auch im deutschen Bauerngarten bis in die Gegenwart ihre Nachwirkung kundtun); die Aufnahme der Zierpflanzen in den Bauerngarten (seit dem Hochmittelalter, ein Spiegel nicht nur der deutschen Kulturgeschichte, sondern auch der politischen Geschichte des Deutschen Reiches) und: Der Bauerngarten als verzierter Nutzgarten. In dieses Kapitel gehört noch die gegenwärtige Entwicklung des Bauerngartens.

Das bereits eingangs erwähnte Literaturverzeichnis, das zwar nicht Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann, es wahrscheinlich auch nicht will, Verzeichnisse der deutschen und dankenswerterweise auch der lateinischen Pflanzennamen und das Verzeichnis der Abbildungen (nach Pflanzenholzschnitten aus dem 1586 von Camerarius in Frankfurt am Main herausgegebenen Werk „De plantis epitome utilissima Petri Andreae Matthioli senensis“) beschließen das kleine, gut ausgestattete und sorgfältig gedruckte Werk.

Ich möchte bei Gelegenheit dieser Besprechung nicht versäumen auf eine einschlägige Publikation zu verweisen, die leider, als sie uns bekannt wurde, schon vergriffen war. Es ist das 11. Bändchen der Reihe „An der Etsch und im Gebirge“, erschienen in A. Wegers Buchhandlung in Brixen, Südtirol, verfaßt von A. Schwingshackl und betitelt „Südtiroler Hausgärten“. 108 Seiten. Der Preis betrug 150 Lire.

Maria Kundegraber

**Albert Burkhardt, Sagen und Märchen der Insel Rügen.** 220 Seiten. Mit Illustrationen von Erich Gürtzig. Berlin 1957, Altberliner Verlag Lucie Groszer.

Seit Ernst Moritz Arndt in seinen Jugenderinnerungen Sagen und Märchen von seiner Heimatinsel erzählt hat, sind immer wieder Sammlungen erschienen, darunter die wissenschaftlich brauchbaren von Ulrich Jahn (1889) und von A. Haas (1926). Die dürften wie ihre unbedeutenderen Parallelererscheinungen längst vergriffen sein, und es scheint gut, daß man sich dieses Volkserzählschatzes wenigstens in volkstümlicher Form wieder erinnert. Burkhardt gibt eine Auswahl von 40 Erzählungen mit den bekanntesten Motiven. Ohne wissenschaftliche Absicht, aber lokal-landschaftlich bedacht ausgewählt, -- eine kleine Karte weist darauf hin. Sehr lesbar neu erzählt.

**Anneliese Probst, Sagen und Märchen aus dem Harz.** 196 Seiten. Buchschmuck von Ursula Mattheuer-Neustädt. Berlin 1954, Altberliner Verlag Lucie Groszer.

Der Harz ist für das mittlere 19. Jahrhundert die deutsche Sagenlandschaft gewesen. Seit über hundert Jahren gibt es Sammlungen von Harzsagen, mit den vorzüglichen Büchern von Heinrich

Pröhle (1851: Aus dem Harze. Skizezn und Sagen; 1856: Unterharzische Sagen) an der Spitze. J. H. Frauenstein gab 1855 seine Romantische Harzwanderung“ („Sagen, Märchen und Legenden des Harzes aus Volks- und Dichtermunde“) heraus. Dann folgten die in zahlreichen Auflagen erschienenen Sammlungen von M. Eichler und C. Fürstner. An diese volkstümlichen Bücher muß man denken, wenn man dreißig ausgewählte Harzsagen von Anneliese Probst durchliest. Trotz der vielen Auflagen sind ja jene Auswahlbände längst Raritäten geworden, und es ist zweifellos gut, daß die bekanntesten Harzsagen nun wieder ansprechend erzählt vorliegen, mit einer romantisch-naturseligen Bebilderung, die der allgemeinen Vorstellung von einem deutschen volkstümlichen Buch entspricht. Eine kurze Quellenangabe hätte aber auch bei einem derartigen Buch nicht geschadet.

Leopold Schmidt

**Herbert Kürth, Auf Wanderfahrt nach alter Handwerkskunst.**  
176 Seiten mit zahlreichen Strichzeichnungen im Text. Berlin 1957.  
Altberliner Verlag Lucie Groszer.

Ein für jede Form der alten handwerklichen Volkskunst aufgeschlossener Wanderer, Sammler und Zeichner legt hier vor, was er an bildhaften Eindrücken festgehalten hat. Zunächst von „hohen Dingen“, nämlich von Turmhähen u. dgl., dann Hauszeichen und Hausmarken, Wirtshaus schilder, Türen und Tore, samt Oberlichtern, ferner mit besonderer Liebe die ziervolle Ausgestaltung des Fachwerks, dann aber auch Blockbau und Umgebinde, vor allem in der Oberlausitz, und schließlich Dachzierat in Schiefer und Schindel. All diese Dinge sind genau gesehen, im heiter belehrenden Text einbezogen, schließlich aber in einem eigenen Schlußabschnitt ortsweise genau nachgewiesen. Das ist also jene Freude an der bildenden Volkskunst, wie sie die Jugendbewegung vor nunmehr sechzig Jahren neu weckte. Man erkennt geradezu die Themen, die damals schon in den ersten Wandervogel-Zeitschriften als zeichnerisch-sammlerisch wertvoll empfohlen wurden. Daß ein Heimaterzieher heute im östlichen Deutschland die gleichen Dinge in der gleichen Form wieder vortragen kann, ist in vieler Hinsicht bemerkenswert.

Leopold Schmidt

**Handwerks- und Wirtshaus schilder.** Mit einem Vorwort von Fritz Kämpfer. 16 Seiten und 51 Abb. Dresden 1958, Sachsenverlag.  
DM 2,40.

In einer bisher bei uns nicht bekanntgewordenen Bildbuchreihe „Unsere schöne Heimat“ erscheint hier ein nettes Bändchen voll sehr guter Aufnahmen alter schmiedeeiserner Steckschilder. Es handelt sich vor allem um spätbarocke Stücke aus Südwestdeutschland, doch werden auch manche Zeichen aus Thüringen und Sachsen dargeboten, einige Stücke des 19., eines sogar des 20. Jahrhunderts. Zwei Beschriftungen stiften etwas Verwirrung, da es einmal, Nr. 18, „Meißen, Wirtshaus schild Zum goldenen Anker“, das andere Mal, Nr. 43, „Meißen, Handwerkerschild eines Hufschmiedes“ heißt, in beiden Fällen aber der schwere Anker zu sehen ist, an dem ein Hufeisen hängt. Vermutlich ist im zweiten Fall das im gleichen Bild festgehaltene Zeichen gemeint, das ausschließlich einem Hufschmied gilt; wie aber dann dicht daneben das Hufeisen zu dem Anker kommt, bleibt unerklärlich.

Leopold Schmidt

**Reinhard Peesch, Das Berliner Kinderspiel der Gegenwart. Mit 24 Bildtafeln und 8 Karten (= Deutsche Akademie d. Wissenschaften zu Berlin, Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 14). 96 Seiten. Akademia-Verlag, Berlin 1957. Geb. DM 12,—.**

Sammlungen dieses Stoffgebietes aus dem Großstadtbereich gibt es nur ganz vereinzelt. Wohl hat K. Wehrhan seinerzeit (1929) die Äußerungen des Frankfurter Kinderlebens gesammelt — aber sein Buch ist das Ergebnis langjähriger Arbeit; auch in Wien ist im vergangenen Lustrum viel Stoff zustande kommen, aber eine zusammenfassende Darstellung fehlt. Peesch beschränkte sich auf Erhebungen der jüngsten Gegenwart, die einen trefflichen Querschnitt durch das derzeit Lebende geben. Umfragen in Ost- und Westberlin, die durch persönliche Erhebungen ergänzt wurden, hatten ein reiches, wohl lückenloses Ergebnis. Reich vertreten ist etwa mit altertümlichen Formen (die sich sehr von der so variierten — um nicht zu sagen: entarteten — und oft zeitbedingten in Frankfurt a. M. unterscheiden) das Hüpfspiel, hier „Hopse“ genannt; wir finden viele Felderteilungen, die in dem fernliegenden Burgenland genau so vorkommen<sup>1)</sup>, samt dem Hintersichwerfen der Kette, die in Berlin an die Stelle des Steinchens getreten ist<sup>2)</sup>. Auch die Rollenspiele, wie Uhren-, Stoff-, Sesselverkauf finden sich vor, allerdings ohne Anklänge an das Brückenspiel. — Hervorzuheben sind die Feststellungen über die beliebtesten Spiele, wobei auch Fußball, Roller- und Radfahren sowie Rollschuhlaufen — das ja an Asphalt- oder Betonflächen gebunden ist — einbezogen wurden, sowie der Schlußabschnitt über lokale Besonderheiten. Lichtbilder und Kartenskizzen ergänzen die aufschlußreiche Darstellung.

Karl M. Klier

**Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde.** Herausgegeben von Karl Meisen. Bd. 5, Bonn 1954, Verlag Ferd. Dümmler, 295 Seiten; Bd. 6, 1955, 314 Seiten; Bd. 7, 1956, 313 Seiten.

Meisens Rheinisches Jahrbuch ist eine der wichtigsten Zeitschriften-Neuschöpfungen unseres Faches nach dem letzten Krieg. Hier wird immer Platz für umfangreiche Abhandlungen zur Verfügung gestellt, mit nur legerer Bindung an den rheinischen Raum. Abhandlungen der Rheinländer — im weiteren und engeren Sinn — stehen selbstverständlich im Vordergrund, man wird die wichtigen Untersuchungen von Meisen selbst wie von Dittmaier, Klersch, Schneider, Schommer, Zippeius usw. immer wieder gern begrüßen. An dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, daß eigentlich jeder dieser inhaltsreichen Bände auch eine stattliche Abhandlung eines Österreicher bringt. So steht im Bd. 5, S. 243—280 die stoffreiche Darbietung „Schellen im Glauben und Brauch“ von Anton Dörner, die, zumal was die Schellenschmiede betrifft, weitgehend von den entsprechenden Kapiteln der wundervollen Jugenderinnerungen von Josef Leitgeb, Das unversehrte Jahr, an-

---

<sup>1)</sup> Riedl-Klier, Lieder, Reime u. Spiele der Kinder im Burgenland. Eisenstadt 1957, S. 243—249; S. 245: 19 Grundrisse.

<sup>2)</sup> Hugo Hepding, Hintersichwerfen als Kultritus. (Erbe der Vergangenheit. Festgabe für K. Helm 1951.)

geregert erscheinen<sup>1)</sup>. Bd. 6 bringt S. 235—250 den wichtigen Vortrag „Vätergemeinschaften“ von Hanns Koren, der 1949 bei der ersten Tagung des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine in Wien, Sektion Volkskunde, gehalten wurde. — Bd. 7, S. 145—172 steht die Abhandlung „Legende und Spiel vom Traumgesicht des Sünders auf der Jenseitswaage. Zu Fortleben und Gehaltswandel einer frühchristlichen Legende um einen ‚sozialen‘ Heiligen“ von Leopold Kretzenbacher, der hier die Überlieferungen um Petrus Telonarius erstmalig zu überblicken versucht. — Das sind also gewichtige österreichische Beiträge zu diesem rheinischen Unternehmen, die der Vertretung unseres Faches sehr zur Ehre gereichen.

Leopold Schmidt

**Konrad Onasch, Das Weihnachtsfest im orthodoxen Kirchenjahr. Liturgie und Ikonographie (= Quellen und Untersuchungen zur Konfessionskunde der Orthodoxie, Bd. II).** Berlin 1958, Evangelische Verlagsanstalt. 296 Seiten, 28 Abb, DM 16,—.

Die Ikone der Ostkirche haben in den letzten Jahren das gesteigerte Interesse der Kunstwissenschaft erregt. Auch die Volkskunde, vor allem die Erforschung der religiösen Volkskunst, nimmt daran Anteil. Nun zeigt es sich, daß gerade zur rechten Zeit auch eine theologisch orientierte Forschung hier mitzusprechen vermag, und zwar, wie die vorliegende sehr kenntnisreiche und kritische Abhandlung zeigt, in durchaus maßgebender Weise. Wenn man nur das Hauptkapitel des vorliegenden Buches eingehender prüft, die Untersuchung der Gestalt des „alten Hirten“ auf den Weihnachtsikonen, der sich schließlich als Prophet Jesaias im Gewand eines ostkirchlichen Asketen identifizieren läßt, so wird man schon zu lebhaftem Dank angeregt. Onasch versteht es, das sehr große Material richtig zu ordnen und die von ihm vorgeschlagene „liturgisch-mystagogische Deutung“ als die wirklich einleuchtende aus ihm abzuleiten. All das vor dem ernsthaften Hintergrund: „Einem solchen Bildverständnis gegenüber wird Entscheidung und nicht nur ‚Kunstabstrachtung‘ gefordert.“ (S. 218.) Das ist also ein sehr sicherer Grund, den auch die ikonographisch arbeitende Volkskunsthochschule, wie sie gegenwärtig sich in begrüßenswerter Weise regt, ruhig wird beschreiten können.

Leopold Schmidt

**Jahrbuch der Ethnographischen Abteilung des Mährischen Museums in Brünn. 1957.**

Die „Ethnographische Abteilung“ des Brünner Museums stellt das größte Volkskunde-Museum der Tschechoslowakei dar. Sie wurde in den letzten Jahren von Ludwig Kunz ganz neue aufgebaut, innerlich und äußerlich durchorganisiert. Nun hat sich Kunz zur Herausgabe einer schönen Mappe „Malé tisky 1957“ entschlossen, eine Sammlung von vier kleinen Druckschriften, die zusammen als Jahrbuch gelten sollen. Außer einer kleinen separaten, viersprachigen Einführung enthält die Mappe:

---

<sup>1)</sup> Das Thema hat in den letzten Jahren mehrfach Aufmerksamkeit erweckt. Man vergleiche dazu eine slowakische Arbeit: Michal Markus, Jelšavski zvonkári (Viehglocken- und Schellenmacher in Jelšava) (Narodopisného sborník, Bd. IX, Bratislava 1950, 28 Seiten, 7 Abb.).

Ludwig Kunz, Führer durch die ethnographische Abteilung des Moravske Museum in Brno (Brünn) (tschedisch mit deutschem, russischem und französischem Resumée). 74 Seiten mit 48 Abb.

Der Führer durch die Neuaufstellung läßt den bedeutenden Reichtum der Sammlung, aber auch die hübsche neue Aufstellung zur Geltung kommen. Man merkt die starke Heranziehung von Architekten und Graphikern, die vielleicht mehr ausstellungs- als museumsmäßig gearbeitet haben, wie dies aber heute vielfach geschieht. Ob der innere Wert der Objektsammlung der angegebenen Höhe der Inventarnummern (75.000) entspricht, läßt sich freilich von außen her nicht erkennen.

Führer durch die Ausstellung volkstümlicher Hinterglasmalerei. (Tschedisch mit deutschem, russischem und französischem Resumée.) 68 Seiten mit 24 Abb.

Aus den etwa 400 Hinterglasbildern des Museums aus Böhmen und Mähren wurde 1957 eine instruktive Auswahl gezeigt. Die Zuweisungen sind ein bißchen spärlich, man muß mit dem Werk von Josef Vydra, Die Hinterglasmalerei. Volkskunst aus tschechoslowakischen Sammlungen. Prag 1957, vergleichen<sup>1)</sup>; Vydra hat wohl auch den knappen Einführungstext dieses Heftes geschrieben, doch waren er wie Kunz bei dieser Ausstellung offenbar von dem S. 66 ausgesprochenen Gedanken geleitet, daß es sich eben um eine „Sichtung des Sammlungsfonds“ handle, die den „ersten Schritt zu einer wissenschaftlichen Gliederung der Sammlung“ und zum „Ausgangspunkt für ein eingehendes Archivstudium“ bilden müsse.

Karel Klusák, Hornácke Město. (Die Menschen von Velka.) 47 Seiten mit 27 Abb.

Eine volkskundliche Landschaftsmonographie aus dem Hügelland der mährischen Slowakei. Die slowakischen Züge werden an Tracht und Textilien deutlich. Die Trachten von Velka haben schon vor Jahrzehnten Trachtenmalern wie Krentz und Uprka inspiriert; einige Proben ihrer Bilder sind beigegeben.

M. Kolaja, K. Klusák, L. Kunz, Josef Klvaňa. 1857—1919. 20 Seiten mit 1 Porträt.

Eine Gedächtnisschrift für einen der Mitbegründer der Volkskunde-Abteilung des Brüner Museums. Es wäre gut gewesen, auch dieser kleinen wissenschaftsgeschichtlichen Darstellung zumindest einen deutschen Auszug beizugeben. —

Das Jahrbuch-Unternehmen des Brüner Museums ist zu begrüßen. So originell und vielseitig, wie es sich bei seinem ersten Auftreten vorstellt, soll es auch bleiben. Eine verstärkte Berücksichtigung der geographisch-historischen Lage von Brünn wäre erwünscht.

Leopold Schmidt

Josef Vydra, Die Hinterglasmalerei — Volkskunst aus tschechoslowakischen Sammlungen. Photos: Alexander Paul, Deutsch von Trude Müller, Prag 1957, Artia. 64 Seiten, 25 Textabb., 153 Tafeln, davon 41 in Farben. öS 260,—.

In kunsthistorischen Werken über Malerei kann auf die Wiedergabe beziehungsloser Galerie-Rahmen verzichtet werden. Volkskunde und Volkskunsthforschung betrachten das Saatgut „Bild“ als Ganzheit.

---

<sup>1)</sup> Vgl. allerdings dazu wieder die Besprechung von Friedrich Knaipp, hier anschließend.

bestehend aus Malgrund, Farben, Rahmen, Abdeckung, Aufhängevorrichtung usw. Es ist daher höchst bedauerlich, daß der Verlag bei der prächterung und reichen Bebilderung des Werkes diese Ganzheit durch Fortlassen der Rahmen zerstört hat, obwohl dem Autor deren Bedeutung sichtlich bekannt ist (s. Textabb. 7 a, b und 8 a, b, Text S. 18).

Holzart, Bauart, Leistenprofil, Oberflächenbehandlung des Rahmens zählen zu den volkstkundlich wichtigsten Merkmalen bei der Sachbearbeitung des Hinterglasbildes. Mit dem Fortlassen der Rahmen wurde schon ein Teil der Lokalisierungs- und Datierungsnachweise beseitigt. Noch mehr befremdet die willkürliche Beschneidung der Lichtbilder, der wesentliche Bildbestandteile wie Zierkartuschen, Rand- und Eckenfüllungen, Sockelzonen und deren zahlreiche (etwa weil so oft deutschsprachige?) Bildinschriften zum Opfer fielen. Diese Verstümmelung der Bildflächen behindert ebenfalls die sachkundliche Beurteilung, weil Tafelformate und Proportionen unkenntlich gemacht wurden, die wertvollste Hinweise auf Entstehungszeit und -ort enthalten. So wurde mit der Schere des Bildredakteurs der wissenschaftliche Aussagewert des reich ausgestatteten Bildbandes arg beschnitten. Im Vergleich zur Bedeutung der beseitigten Merkmale sind die Angaben über Fund- und Aufbewahrungsorte angesichts der weiten Streuung des Sachgutes durch den Hausierhandel recht unerheblich.

Die ikonographischen Angaben bedürfen einiger ergänzender Betrachtungen:

Abb. 5, S. 17: Szene aus Bilder-Cyklus „Genoveva-Legende“, Auffindung der Heiligen und ihres Söhnleins Schmerzensreich.

Tafel 4: Wohl nicht Himmelfahrt, sondern „Maria immaculata“.

Tafel 8: Wohl nicht hl. Maria von Mies (Stribro), sondern Maria Hilf nach Cranach, Innsbruck/Passau.

Text S. 35, Tafeln 20, 73, 80, 101, V u. XXIV: Die vermeintliche „Vase“ auf Passionsbildern sollte als ikonographisch bekanntes Requisit vorausgesetzt werden: Als Marter- und Geißelsäule.

Tafel III: Zeigt eine Chinoiserie, wohl kaum westböhmisch, fällt völlig aus dem Thema. Kaum Hafen von Lissabon, eher internationale Niederlassung in Ostasien: Gebäude im „Colonial style“, Flaggen Frankreichs, den USA, Großbritanniens (rote Farbe fehlt) und Dänemarks, chinesische oder malayische Dschunken und Hausboote.

Tafel XV, XXXVI u. 93: Warum „Jungfrau mit Architektur“? Doch eindeutig Muttergottes und Wallfahrtskirche von Maria Zell (gotischer zwischen Barocktürmen!).

Tafel XX u. Text S. 40: Nicht „Salvator mundi in Hufeisenform“, sondern das berühmte Wallfahrtsbild „Christus im Ikonen-Nimbus“ von Jaromierz in Nordböhmen, ein urspr. ostkirchliches Abgar-Bild <sup>1)</sup>.

Tafel 49: Nicht „Jesus am Kreuz“ ist Bildinhalt, sondern der hl. Johannes v. Nepomuk auf dem Sterbebett mit Kruzifix und 5 Medaillons: Trinitas, Maria v. g. Rat, Maria Zell, Anna Selbdritt, Maria Taferl. Ursprung Schlesien.

Tafel XXIV und 80: Passionsbilder = vereinigte Kreuzwegstationen auf einer Bildtafel.

Tafel 62, 63: Bildinschriften bzw. Beschreibung verwechselt: 62 ist Genovevas Auffindung, 63 ihre Beerdigung.

---

<sup>1)</sup> „H. Haupt Christi in Jaromirzisch“, Text eines Schabblattes, Verlagszeichen: Grulich bei Kunz. (Sammlung Friedr. Knaipp.)



Tafel XXXII: Keinesfalls „Mariä Himmelfahrt“, sondern die Pestpatronin St. Rosalia auf dem Sterbebett von Engeln bekränzt.

Tafel XXXV: Attribut des Jesusknaben nicht Zepter, sondern Reichsapfel, Paarstück zu Johannesknaben mit Lämmchen (nach Bernardino Luini-Ambrosiana). —

Die Lokalisierung auf Erzeugungsgebiete und -orte hält dem Vergleich mit den durch die Forschung schon identifizierten Sachgüterbeständen nicht immer stand. Die Terminologie der Hinterglasmalerei und -technik dürfte dem Übersetzer kaum geläufig sein:

Abb. 11 a, b, S. 24: Nicht südböhmisch, sondern Sandl, O.-Ö., Werkst. Thumayer, 2. H. 19. Jh.

Abb. 15, S. 32: Nicht Eglomisé-Technik, sondern hüttengewerbliche „positive“ Hinterglasradierung von Johann Mauer aus Hammern.

Tafel 1: Nicht „Glashüttenbild“, Ursprung Südböhmen, sondern hüttengewerbliches Goldschliffbild, Ursprung Schlesien.

Tafel 2: Nicht „Glashüttenbild“, Ursprung Südböhmen, sondern hüttengewerbliches Spiegelbild mit Atzmattierung, Ursprung Schlesien.

Tafel 3: Nicht Spiegelbild, Ursprung Südböhmen, sondern hüttengewerbliches Spiegelschliffbild, Ursprung Schlesien.

Tafel 5: Nicht „improvisierte Technik des Glasbildes“, sondern hüttengewerbliches Rußbild nach Goldschliffornamentik, Außergefild.

Tafel 6 a, b: Nicht „Eglomisé-Technik“, sondern hüttengewerbliche positive Hinterglasradierungen von Johann Kindermann aus Waltern.

Tafel 10: Nicht Böhmerwald, sondern Sandl, O.-Ö., um 1840.

Tafel 12 u. 13: Ursprung nicht Außergefild.

Tafel 14: Ursprung nicht Südböhmen, sondern Sandl, O.-Ö., Werkst. Thumayer, nach 1850.

Tafel I: Ursprung nicht Südböhmen, sondern Schlesien.

Tafel II: Ursprung nicht Südböhmen, sondern Sandl, O.-Ö., um 1850.

Tafel IV: Sandl, O.-Ö., Werkstätte Thumayer, spät.

Tafel 17: Ursprung nicht Südböhmen, sondern Schlesien.

Tafel 18 und X: Beide Lichtbilder zeigen unzweifelhaft dasselbe Exemplar, nicht etwa zwei Stücke derselben Serie: Beweis der Farbschaden an den Haaren Christi! Wieso soll dies Bild einmal im Museum zu Krumau, das andere Mal in Leutschau sich befinden? Ursprung übrigens nicht „Südböhmen“, sondern Außergefild, Werkstätte Verderber.

Tafeln VII, 24, 25, 27, 61: Nicht Schule Buchers, späte slawische, wohl slowakische Nachbildung schlesischer Schule.

Tafel IX: Geburt Christi, Sandl, O.-Ö., 1840—50.

Tafel X: Siehe oben Tafel 18!

Tafel XI und XII: Späte slawische, wohl slowakische Nachbildung nach Sandler Bildern.

Tafel 30: Ursprung nicht Böhm.-Mähr. Höhe, sondern Schule Buchers. (Es sei denn, man zähle die angebliche sporadische Erzeugung der Böhm.-Mähr. Höhe zur Schule Buchers, von der sie herkommen könnte.)

Tafeln XVI, 37 und 38: Vermutlich genau so schlesisch wie Tafel 44, deren deutsche Textkartusche man nicht abschneiden konnte, und nicht mährischen Ursprungs.

Tafel XXIII: Ursprung nicht Nordböhmen, sondern Sandl, O.-Ö., um 1830.

Tafeln 71 und 72: Beide Stücke hüttengewerbliche Hinterglasbilder aus Schlesiens dritter Entwicklungsstufe, nur 72 etwa eine halbe Generation jünger als 71.

Tafel XXVII: Ursprung wohl kaum russisch, sondern ruthenisch bzw. huzulisch nach Sandler Vorbild, gegen Ende 19. Jh.

Tafel XXXVIII: Datierung wäre wohl um 1850 wahrscheinlicher!

Die eingehende Auseinandersetzung mit dem Textteil würde denselben Umfang erfordern wie dieser. Es ist daher nur möglich, zu den grundsätzlichen Thesen Stellung zu nehmen.

Die Meinung, es gäbe zwei Arten volkstümlicher Hinterglasbilder: das „Spiegelbild“, das von Nord- nach Südböhmen verbreitet worden, und das „gemalte“ Hinterglasbild, das (von woher?) „über Tirol, Augsburg und Bayern nach dem Böhmerwald gekommen“ sei (S. 15), ist unhaltbar. Schon die vom Autor zitierten Quellen weisen nach, daß es wohl zwei soziologisch und künstlerisch verschiedene Wurzeln des volkstümlichen Hinterglasbildes gibt: die hüttengewerbliche und die malerhandwerkliche. Die erste führte von der Flachglasveredelung zur Bildererzeugung, die zweite vom Bildermalen auf herkömmlichen Malgründen zum neuen Malgrund = Glasrückseite. Beide aber brachten stets gemalte neben radierten Bildern hervor. Beide entwickelten die Formen des Spiegelbildes, des Farbbildes, des Rußbildes, des Kartuschbildes und der positiven und negativen Hinterglasradierung. Lediglich die aus der Dekoration sogenannter „venezianischer“ Spiegel ererbte Schliffornamentik an Goldschliff- und Spiegelschliffbildern blieb den früheren Stufen hüttengewerblicher Hinterglasmalerei vorbehalten. Die Werkstätten beider Arten arbeiteten stets nur reproduktiv nach vereinfachten Rissen, die nach graphischen Vorlagen selbst umgezeichnet wurden, in den Pflanzwerkstätten der Verfallsperiode nach fremden Bildern der Ursprungsgebiete. Beide erzeugten stets serienweise. Diesen Erzeugern einer Massenware der Volkskunst ein angebliches „Streben nach Ausdruck“ oder „Kunstwollen“, vermeintliche „mystische und seelische Valeurs“ und „Erlebnisse“ zuzuschreiben (S. 8, 9) scheint auf die kunstphilosophischen und kunstpsychologischen Mißverständnisse des höchst romantischen Expressionisten Max Picard<sup>2)</sup> zurückzuweisen, die schon längst widerlegt wurden<sup>3)</sup>. Das „Streben“ dieser Hausgewerbetreibenden ging wie bei den Erzeugern hausgewerblicher Holz-, Ton- oder Hohlglaswaren danach, möglichst noch einfacher, noch schneller, noch mehr und daher billiger produzieren zu können und dabei durch Anpassung an die Abnehmerwünsche der Konkurrenz einen Vorsprung abzugewinnen. Gerade der völlig geistlosen Funktion von Hand und Malgerät gelang im Unbewußten die Lösung von den Vorlagen und die Befreiung der aus dem Vulgus aufsteigenden volkkünstlerischen Kräfte, die sich ausschließlich im Dekorativen und in der farbigen Gestaltung frei entwickeln konnten, sobald erst die Überwindung und Assimilierung des fremden städtischen Formengutes erreicht waren. Für den volkstümlichen Hinterglasmaler war sein Bild eine Ware wie für den Hafner der Topf; beide betrachteten

<sup>2)</sup> Max Picard: Expressionistische Bauernmalerei, München 1917.

<sup>3)</sup> H. W. Keiser: Die deutsche Hinterglasmalerei, München 1937. — Frederik Adama van Schellema: Die deutsche Volkskunst, 1938. — Nikola Michailow: Das bäuerliche Hinterglasbild (Westermanns Monatshefte, Dez. 1936). — Friedrich Knaipp: Das Hinterglasbild im Lichte der Forschung („Der Schlern“, 25. Jg., Heft 1, 1951).

sich je nach Größe ihrer Werkstätte als Handwerker oder als „Fabrikanten“, nie als „Künstler“<sup>3)</sup>. „Frei assoziative Kompositionen“ (S. 8) gab es nur bis zu gewissem Grade bei den bayerischen „Taferlmalern“ (nicht etwa malerhandwerklichen Hinterglasmalern!), die der Mode folgend, gelegentlich Motivbilder auf Bestellung auch hinter Glas statt auf Holz malten<sup>4)</sup>.

Da nur wenige (meist nicht böhmisch-mährische) Wallfahrtsmotive vorgelegt werden, erscheint die Bedeutung der Wallfahrten für die volkstümlichen Hinterglasbilder im böhmisch-mährisch-slowakischen Raum stark überbetont (S. 11). Der Autor will sein Hauptaugenmerk auf die tschechische und slowakische Produktion lenken (S. 7), zeigt aber unter 153 Bildern 78 Beispiele von deutschen Erzeugern und 9 Bilder der „Westslowaken“-Familie Salzmann aus Bayern! Im übrigen wird kein Name eines tschechischen Glashüttenarbeiters nachgewiesen, der Hinterglasbilder gemalt hätte (S. 7). Es ist sehr bedauerlich, daß die Hinterglasbilder in den Museen der ČSR „heute anonym, ohne die geringsten Spuren ihrer Schöpfer, ihres Ursprungs, ja sogar ohne Angaben des Fundortes oder Daten des Kaufes untergebracht“ sind (S. 12). Man wird zu der Frage veranlaßt, was mit den, zumindest in den deutschen Landesteilen, bis 1945 gewissenhaft geführten Sachkatalogen und Inventaren geschehen ist? Erschreckend ist die Nachricht: „In Sammlungen und Museen ist es nicht möglich, die hinten angeklebten Deckblätter der Glasbilder abzulösen...“ (S. 18), denn sie bedeutet nicht weniger, als die unaufhaltsame Zerstörung des Bilderbestandes durch so unsachgemäße Behandlung: Der Klebstoff muß die Farben zersetzen und schließlich vom Glase reißen. Sollte diese jedem Fachmann selbstverständliche Tatsache den derzeitigen Kustoden wirklich unbekannt sein?

Der Ersatz von Lasurfarben vor Spiegelgrund durch opake Farben ist kein Kennzeichen gesteigerter Volkstümlichkeit, sondern abgekennenen technischen Könnens wie auch der Ersatz der Schliiffornamentik durch blutleere weißfarbene Pinselstrichornamente (S. 16—17).

Zum Text S. 17: „... die feine Federschraffierung und die Drucktechnik des Ornaments auf der Draperie (Abb. XXV)“: Tafel XXV zeigt gar keine Draperie!

Hinterglasbilder von Keramik- und Möbelmalern (S. 18 u. 46) wurden bisher nicht nachgewiesen und wären auch nicht der Volkskunst, sondern den „Laienarbeiten“ zuzuzählen. Keines der Bilder 7 b und 8 b stammt aus Buchers (S. 18), vielmehr 7 b aus der Mittelslowakei und 8 b aus Raymundsreuth im Bayrischen Wald. Wohl zeigt Abb. 7 a eine gezimmerte Holzplatte, hingegen 8 a ein gesägtes Brett. Übrigens ist 8 a nicht die Rückseite von 8 b, denn letzteres zeigt einen Rippleistenrahmen mit in Gehrung gestoßenen Ecken (45<sup>0</sup>), jedoch 8 a einen Flachrahmen mit rechtwinkliger Eckenverbindung. — Die zitierten Vorlagendrucke der Landfras, Lenck, Hoffmann, Berger, Olbrich, Balzer, Langhammer usw. dürften kaum den „tschechischen Volkscharakter“ vertreten haben (S. 20). — Franz Thumayer zu Sandl ist 1847 nicht verstorben, sondern hat 1847 geheiratet, war bis dahin Hausierer, erst von da ab Hinterglasmaler<sup>5)</sup>.

Zu den „Bildern aus dritter Hand“ (S. 22—23) — besser Nachgestaltungen nach Hausiererware aus den deutschen Ursprungsgebiete

<sup>4)</sup> Sammlung Rudolf Kriss.

<sup>5)</sup> Hinterglasmalerei in der Böhmerwaldlandschaft und in Südbayern, München 1936.

ten — gehören etwa 40 der gezeigten Bilder, sämtlich als aus der Slowakei oder aus Mähren stammend bezeichnet, die alle der Verfallsperiode der 2. H. d. 19. Jhs. und Anf. d. 20. Jhs. angehören. — Die Beachtung der veröffentlichten jüngeren Forschungsergebnisse<sup>10)</sup> hätte vermutlich von der Meinungsäußerung abgehalten „In der zeitlichen Gliederung fehlt bisher die Periodisierung“ und „In der horizontalen Gliederung gibt es noch keine feststehende Charakterisierung der Typen nach geographisch bestimmten Herstellungsgebieten“ (S. 49). „Geringste Anwendung von Blumenornamenten“ (S. 32) ist für Außergebild keineswegs typisch, nur für die Endperiode der Werkstätte Verderber. Ich besitze zahlreiche ältere Außergebild Bilder mit reichem Blumendekor. — Der deutsche Böhmerwälder Johann Kindermann (S. 33) signierte nicht in „Wolarn“, sondern wie Abb. 6 b beweist in „Wallern“ und war weder Amateur noch Zöllner oder Förster, sondern Maler.

Die 1826 gegründete Zieglersche Zinnfolienfabrik (S. 33) kann zeitlich die schon vor 1800 aufgetretenen Hinterglasradierungen gar nicht beeinflusst haben, die zudem nicht mit Zinnfolien, sondern mit Blattgold und Blattsilber gearbeitet wurden. Die Hinterglasbildermaler des Böhmerwaldes und des Bayrischen Waldes hatten so weite Absatzgebiete bis West- und Osteuropa, daß Anpassung an den Volkscharakter des verhältnismäßig viel kleineren tschechischen Absatzgebietes kaum zu erwarten war (S. 33). Die Namen lauten nicht „Kristoph Gußman und Stefan Ulrych“, sondern Christoph Großmann und Stephan Ulrich (S. 34). Die Hinterglasmalerei als Volkskunst starb zu Sandl und Buchers genau so um die Kriegszeiten 1864—1871 ab wie anderswo. Die Epigonen, die „Alte Bernhard“ († 1940), der Mesner Antony († 1919), Heinrich Rambold in Murnau († etwa 1950) und Josef Ritler im Lötschental (lebt?), erzeugten gelegentlich nach alten Vorlagen auf Bestellung Kopien alter Bilder als „Fremdenartikel“ (S. 35). Die steifen „Alpenblumensträußchen“ an Sandler Bildern sind erst ein Merkmal der Verfallsperiode und sonst absolut nicht typisch (S. 35). Auch sie wurden keinesfalls „frei“ gemalt (S. 35), sondern — wie vorhandene Risse im Heimathaus Freistadt beweisen — nach Vorlagen. Bildinschriften in der Sockelzone sind keine „Verlegenheitslösung wegen zu kleiner Vorlagen“ (S. 35), sondern eine Zeiterscheinung. Sie wurden später oft, besonders bei Farbbildern nach Spiegelbilderrissen, durch Ornamentierung der Sockelzone ersetzt. Zeiterscheinung in allen Erzeugungsgebieten jeweils gleichzeitig ist auch die Mode der verschiedenen Hintergrundfarben Oker, Blau, Blau-Weiß, Graublau usw. Es ist daher überholt, die Einteilung nach zeitbedingten äußerlichen Merkmalen, mit der schon der Elsässer Linckeheld<sup>6)</sup> gescheitert ist<sup>7)</sup>

<sup>10)</sup> Friedrich Knaipp: Hinterglasbilder („Glas im Raum“, Zeitschrift für veredelt Glas, 3. Jg., Heft 7, 8 u. 9, Stuttgart 1955).

Derselbe: Die bauerlichen Hinterglasbilder im oberösterreichischen Innviertel (Oberösterreichische Heimatblätter, Jg. 7, H. 1, 1953).

Derselbe: St. Barbara am Hinterglasbild (Der Anschnitt, Zeitschr. f. Kunst u. Kultur im Bergbau, Jg. 9, Nr. 3, 4 u. 6, Bochum 1957).

<sup>6)</sup> E. Linckeheld: Glasbilder im Elsaß und in Lothringen (Recherches sur les peintures sous verre en Alsace et en Lorraine), (Elsaßland — Lothringer Heimat“, 16. Jg., 1936).

<sup>7)</sup> Friedrich Knaipp: Die Sandlbilder (Oberösterreich, 4. Jg., Heft 1/2, 1954).

(„Atelier mit dem weißen Hintergrund“, „Atelier mit dem Vorhang“, „Atelier mit den Blumenranken“ usw.), wiederholen zu wollen: „Der Maler mit der gelben“ bzw. „blauen Farbe“, mit dem „geteilten Hintergrund“, „mit dem trockenen Pinsel“, der „Wolkenmaler“ usw. Nicht ein trockener Pinsel, sondern aus Holzspan geschnittene Kämme wurden in vielen Werkstätten zur Zeichnung von Haaren, Bärten, Falten usw. benutzt. Und Wolken sind seit dem Barock gerade kein Charakteristikum eines Malers von Heiligendarstellungen (S. 35 ff.). Auch die Kalvarienbergbilder und das Wallfahrtsbild von Jaromierz (nicht „Salvatorkopf“) wurden nicht frei, sondern nach Rissen gemalt (S. 36)<sup>1)</sup>. Da auch in Schlesien und in Schwaben protestantische Hinterglasbilder gemalt wurden, sind die der Böhmisches (besser der Mährischen) Brüder keinesfalls die einzigen (S. 37). Siehe S. 37: Umgekehrt, Toleranzpatent T. 31 ist Farbbild, Vaterunser T. 34 aber das Spiegelbild! Da bisher keine tschechischen Hinterglasmaler der Volkstumsschicht nachgewiesen wurden (S. 7), sind deutsche Bildinschriften doch nicht irreführend? (S. 41). Im Gegenteil lassen sich in deutschen Werkstätten (z. B. Köck in Sandl) Lieferungen von Hinterglasbildern mit fremdsprachigen, italienischen und slawischen Inschriften für ferne Abnehmer urkundlich und in Belegstücken nachweisen<sup>2) 3)</sup>. Für den schlesischen Grenzraum und Nordböhmen wäre Prof. Dr. Erich Wiese, einst Direktor des Riesengebirgsmuseums, als international bekannter Experte heranzuziehen gewesen, der über 10.000 Hinterglasbilder sachbearbeitet und 1500 davon im Riesengebirgsmuseum zu Hirschberg in Schlesien geborgen hatte (S. 40—44). Nicht „Kraxelmänner“ (= Kletterer), sondern „Kraxenmänner“ (= Träger mit dem Traggerät „Kraxen“) vertrieben Hinterglasbilder (S. 42). Alle genannten Farb-, Goldschliff-, Spiegel- und Spiegelschliffbilder von Langenau, Haida, Rochlitz usw. zählen zum hüttengewerblichen Bildertyp (S. 42—43). Die lt. Vydra aus Bayern zugewanderte Familie Salzmann kann man doch kaum mit Recht als „slowakische“ Glasbildermaler bezeichnen (S. 44). Übersetzungsfehler: Nicht „durch Unterlagen kopierter“, sondern „durch Unterlegen“ (S. 47). Obwohl für die Mittelslowakei nur Namen deutscher Zuwanderer wie Josef Samper und Julius Hartwig belegt werden, darf auf Grund vorhandener Typenbilder dort eine bodenständige Produktion in Pflanzwerkstätten der Spätzeit (nach Aufhören unseres Hausierhandels in diese Gebiete) angenommen werden (S. 47). Dasselbe gilt für die Ostslowakei. Die erhofften Nachweise für neu erforschte Malernamen, Werkstätten und Erzeugungsorte bleibt uns das Buch allerdings schuldig. Die Hoffnung, diese Lücke an Hand der „vielen Bilder aus dem Staatsgebiet der ČSR in Museen Bayerns und Österreichs“ schließen zu können, ist vergeblich: Nur das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien besitzt eine stattliche Anzahl slawischer Hinterglasbilder, einige sind in Privathand. Alle übrigen Stücke aus Böhmen stammen aus den deutschen Erzeugungsgebieten (S. 48). Der Pariser Goldschmied Glomi hat zwar im 18. Jh. die Mode eingeführt, Deckgläser für Stiche usw. am Rande mit Blattmetall, Lasuren und Ornamenten zu verzieren. Der Erfinder der seit der Spätantike üblichen Hinterglasradierung war er nicht. Es ist daher nicht angebracht, bei volkstümlichen Hinterglasradierungen von „Eglo-

<sup>3)</sup> Friedrich Knaipp: Über die Südtiroler Hausierer mit bayrischen, Böhmerwäldler und oberösterreichischen Hinterglasbildern (Der Schlern, 28. Jg., Heft 11/12, 1954).

misée-Technik“ zu sprechen (S. 32, 33). Die Gegenüberstellung „professioneller“ und „primitiver“ Hinterglasbilder erscheint schon fragwürdig, wenn man annehmen darf, daß niemand zum Vergnügen produziert, somit jedes Hausgewerbe als Profession angesehen werden muß. Und die Abstreifung der Details des Vorlagengutes, die Reduzierung auf das wesentlichste Bildgerüst, stellen keinen „primitiven“ = anfänglichen Zustand dar, sondern das Endergebnis einer langen Kette von Entwicklungsstufen. Bis zu 200 Bilder am Tage, 40.000 bis 70.000 im Arbeitsjahr einer Familienwerkstätte<sup>9)</sup> führen zu äußerster technischer Routine und zu „Kurzschrift-Siegeln“ in der Bildgestaltung. Primitiv hingegen waren die ersten Versuche einer sklavisch getreuen Nachahmung konventioneller Ölbilder hinter Glas.

Die 64 Seiten dieses Textes heben das Werk nicht über die Stufe eines populären Bilderbuches hinaus. Der durch die Bilderbescheidung verminderte wissenschaftliche Aussagewert wird durch den Text kaum bereichert. Orts- und Personenregister fehlen ganz; insbesondere erforderte die Höflichkeit gegenüber dem Leser, bei Behandlung eines Themas über zahlreiche Sprachgebiete ein sorgfältiges mehrsprachiges Register der verwendeten Orts- und Landschaftsnamen zu bringen, wie es z. B. Schürer-Wiese in ihrer „Deutschen Kunst in der Zips“ getan haben. Für die hypothetisch angenommenen Erzeugungsgebiete auf der Böhmischo-mährischen Höhe, in Süd- und Nordmähren, von Mährisch-Ostrau, Teschen, in den Westkarpathen usw., wird kein Name, keine Werkstätte, keine Jahreszahl, kein Matrikenauszug, kein Gewerbeprotokoll, kurz kein Beweis erbracht. Außer einigen datierten Spruchtafeln aus dem Steinitzer Wald wurde kein Beitrag zum Bestande der Forschung über die volkstümlichen Hinterglasbilder des 18. und 19. Jahrhunderts geliefert. Hausnummerntafeln und Chinoiserien fallen als konventionelle städtische Produkte aus dem Rahmen des volkskundlichen Themas. — Höchste Anerkennung verdienen Lichtbildner und Druckerei.

Friedrich Knaipp

F. Marian MacNeill, *The Silver Bough*. 1. Bd. Scottish Folk-Lore and Folk Belief. Glasgow 1957. William Maclellan. 220 Seiten, 15 Abb.

Wäre der Titel nicht so irreführend, so könnte man sich mit ein paar freundlichen Worten über eine ältere Dame begnügen, die wohlbekannte Bräuche und Anschauungen ihrer geliebten Heimat mit einigen persönlichen Beobachtungen spickt. Aber der Hinweis auf Sir James Frazer ist eine Herausforderung, die angenommen werden muß. Frazers Theorien werden befürwortet oder abgelehnt werden, — aber auf lange Zeit hinaus können sie nicht übergangen werden. Die Verfasserin des „silbernen Zweiges“ bietet wenig Theorien und manche sind bereits bei Erscheinen des Buches überholt; z. B. das Datum der ersten keltischen Einwanderung (S. 159, Fußnote 3), der Vergleich zwischen dem großen keltischen Bronzekessel und dem Heiligen Gral (S. 34) und die Ausführungen über die Hexensalbe (S. 137). Genau so abzulehnen ist die Ansicht, daß die Druiden ihre Doktrin niederschrieben (S. 21) und die Interpretation der magischen Eigenschaften des Salzes (S. 30, 60). Zu der Fußnote 2 (S. 171) ist zu bemerken, daß Tote oft auf Umwegen zu Grabe getragen wurden, damit sie den Weg zurück nicht mehr finden und die Überlebenden nicht heimsuchen könnten. Zu dem Kapitel Amulette und „charms“ müssen zahlreiche

<sup>9)</sup> Friedrich Knaipp in „Volkskundeatlas in Österreich“ (z. Zt. im Druck).

Beispiele aus dem National Museum of Antiquities of Scotland, in Edinburgh, hinzugefügt werden, von denen der Direktor, Mr. R. B. K. Stevenson, vier Jahre vor Erscheinen dieses Buches eine ausgezeichnete Liste anfertigte, sowie eine bescheidenere Anzahl von schottischen Amuletten in Londoner und Oxforder Museen, die 1939 und 1943 in der Zeitschrift *Folk-Lore* erwähnt wurden.

Von bleibendem Wert ist die Genauigkeit und die Qualität von Frazers Referenzen. Die vierzig Seiten Anmerkungen zum „Silberzweig“ sind von geringem Nutzen. Viele Zitate haben mit Volkskunde nichts zu tun und mehrere der wichtigsten Quellen wurden nicht benutzt. Es fehlen die Erscheinungsdaten der Bücher und die Seitenzahlen. Fußnote 9 zu S. 65 wurde ausgelassen.

Am meisten aber enttäuscht der fehlende Hinweis auf die systematische und vielversprechende volkskundliche Forschung, welche zur Zeit in Schottland betrieben und im letzten Heft von *Folk-Lore* (Dezember 1957, S. 457—466) geschildert wird.

Oxford

Ellen Ettlinger

France Kotnik, *Storije I, Koroške narodne pripovedke in pravljice* (Geschichten I, Kärntner Volkserzählungen und Märchen). Klagenfurt, Družba sv. Mohorja, 1957. 176 Seiten.

Der kärntnerslowenische Volkskundler P. Zablatnik hat in der Klagenfurter Hermagoras-Gesellschaft (der Kulturorganisation der katholischen Kärntner Slowenen) als Neudruck die 1924 in der Schwesterorganisation zu Prävali erstmals erschienenen kärntnerslowenischen Volkserzählungen neu herausgebracht. F. Kotnik starb 1955. Er war ein kritischer und gewissenhafter, aus der Wiener Schule als Germanist, Slawist und Volkskundler hervorgegangener Gelehrter. Seine aus schriftlichen und mündlichen Überlieferungen geschöpften Volkserzählungen haben Quellenwert. So war es richtig, hier einen (bis auf die eingestreuten Landschaftsbilder) unveränderten Abdruck des Materiales zu bringen, doch wäre es berechtigt und von Nutzen gewesen, die wissenschaftliche Einleitung Kotniks, die auf dem Erzählforschungsstand von etwa 1920—24 beruht, doch unbedingt zu modernisieren, zumal gerade die slowenische Erzählforschung zu den allermeisten der hier gebotenen Themen (Wassermann, Salige Frauen; Schatzsagen; Verwunschene Mädchen; Ruhelose Seelen; Drachen, Teufel, Kolomanni-Büchlein; Weiße Schlange; Atiologische Sagen, Kirchen- und Ortsgründungen, Geschichtliches, Venedigermandl, Bergwerkssagen, Frevel und Sühne; Legenden, Tierfabeln usw.). Neues an Ergebnissen beigebracht hat. Vielleicht kann dies im schon versprochenen II. Teil der „Storije“ nach der Sammlung Kotnik nachgeholt werden.

Leopold Kretzenbacher

Ruth Matilda Anderson, *Costumes painted by Sorolla in his Provinces of Spain*. 198 Seiten, 1 Farbtafel und 105 Bilder im Text. New York 1957. The Hispanic Society of America. \$ 4.—.

Wir haben bereits mehrmals mit Vergnügen darauf hinweisen können, daß sich die Hispanic Society of America bedeutende Verdienste um die spanische Volkskunde erwirbt. Nunmehr legt R. M. Anderson die Bilder des von dieser Gesellschaft geförderten Malers Joaquin Sorolla y Bastida (1863—1923) vor, die er einstmals im Auftrag der Gesellschaft geschaffen hat und die sich im Sorolla-Saal des Hauses der Gesellschaft in New York befinden. R. M. Anderson gliedert die

von Sorolla gemalten Trachtenbilder nach den spanischen Provinzen und kommentiert sie nach ihren eigenen Trachtenaufzeichnungen bzw. nach den Auskünften der spanischen Fachvertreter, nicht zuletzt am Museo del Pueblo Espanol in Madrid. Sorolla hat sein Volk mit einer wunderbaren poetischen Treue konterfeit, und R. M. Anderson erläutert seine Bilder mit einer kenntnisreichen Liebe, wie sie nur ein vorurteilsloser, unbefangener Umgang mit einem Volk mit sich bringen kann.

Angesichts der Farbenpracht des Titelbildes hätte man sich nur mehr Farbbilder gewünscht. Leopold Schmidt

**Studies in Folklore.** In Honor of distinguished Service Professor Stith Thompson (= Indiana University Publications. Folklore Series No. 9). XV und 270 Seiten. Bloomington 1957. Indiana University Press. \$ 5,—.

Die große Bedeutung der Volkskundebestrebungen in den Vereinigten Staaten ist in Mitteleuropa erst nach dem zweiten Weltkrieg so richtig zur Kenntnis genommen worden. Die skandinavischen Länder haben die Verbindung mit der Folklore-Forschung angloamerikanischer Prägung schon länger gepflegt, was bei der engen Verbundenheit der Forschungsrichtungen begreiflich ist. Bis zu einem gewissen Grad erscheinen besonders die Arbeiten Thompsons und seiner Schule direkt als Fortsetzung und Ausweitung dessen, was vor allem die Vertreter der Finnischen Schule angebahnt haben. Und diese Bestrebungen der Folklore Fellows Society sind ja bekanntlich in Mitteleuropa nie so recht heimisch geworden. Von einer akademischen Vertretung der Folkloristik in diesem Sinn kann auf keiner deutschsprachigen Universität die Rede sein; nur in Kiel hat sich durch den estlandvertriebenen Walter Anderson und durch Kurt Ranke in den letzten Jahren ein dementsprechender Ansatz herausgebildet.

Es hat also gut ein Menschenalter gedauert, bis die bedeutenden Leistungen der beiden großen nordamerikanischen Folkloristen Stith Thompson und Archer Taylor, der Folklore-Vertreter an den Universitäten von Bloomington in Indiana, bzw. von Berkeley und Los Angeles in Kalifornien, bei uns zur entsprechenden Anerkennung gelangt sind. Die Fertigstellung der zweiten Auflage des „Motif-Index of Folk-Literature“ von Stith Thompson, außerhalb der FFC in Kopenhagen erschienen, hat zweifellos zur Festigung dieser Anerkennung beigetragen. Von besonderem Wert ist aber die hier vorliegende Festschrift für Thompson, die ihm zu seinem 70. Geburtstag von engeren Schülern und Freunden gewidmet wurde. Der Herausgeber, W. Edson Richmond, bringt eine biographische Skizze des Jubilars, die in ein erstaunlich großes und wirkungsvolles Schaffen Einblick gibt. Der Hintergrund der freundschaftlichen Zusammenarbeit mit den englischen, irischen und skandinavischen Folklore-Vertretern wird ebenso deutlich wie der wichtige Ausgriff nach Mittel- und Südamerika. Thompson tritt als eine große Anregerpersönlichkeit hervor. Dieser Persönlichkeit und dem weiten Umkreis seiner Interessen sind auch die einzelnen Abhandlungen gewidmet, unter denen die skandinavischen besonderes Gewicht, ja einen gewissen Vorrang besitzen. Laurits Bødker von der Dansk Folkemindesamling bearbeitet das „Tapfere Schneiderlein“ in dänischer Überlieferung; Reidar T. Christensen, in vieler Hinsicht der nächste Kollege Thompsons, behandelt das norwegische Märchen von den drei Schwestern und dem Troll; W.



Edson Richmond vom Institut Thompsons bringt norwegische Beiträge zu einer dänischen Ballade; Nils Lid von der Universität Oslo behandelt Probleme des altnordischen Götterglaubens. Aus den Bereichen der keltischen Tradition stammen folgende Beiträge: Mac Edward Leach von der Universität von Pennsylvania bringt eine keltische Erzählung von Kap Breton in Neufundland; Joseph Szöveffy, jetzt an der Universität Ottawa, deckt die mittelalterlichen Hintergründe einer irischen Volkserzählung auf (es handelt sich um die Geschichte vom Knaben, der ein Christusbild füttern wollte; also dem Kern der schönen spanischen Film-Legende von „Marcellino Pan y Vino“); Richard M. Dorson von der Indiana Universität berichtet über das Wirken Hugh Millers als eines Pioniers der schottischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Sean O Suilleabhain, der Archivar der Irish Folklore Commission, behandelt das St. Martinsfest in Irland. Methodische Beiträge bieten William Hugh Jansen, Thomas A. Sheek, C. F. Voegelin und John Jegerlehner; es handelt sich dabei direkt um Arbeiten aus Thompsons Seminar, einer der Hohen Schulen der Volkserzählforschung. Diesem Seminar verdanken auch die amerikanistischen Arbeiten von Erminie Wheeler-Voegelin und Remedios W. Moore über die Sintflut Sage bei den nordamerikanischen Indianern und von Warren Roberts über Volkskundliches in den Novellen von Thomas Deloney ihre Entstehung. Hierher gehört auch die aufschlußreiche Studie von Francis Lee Utley über das Gedicht „When Adam was created“ von Abraham Lincoln; die Verbindungen zur weitverzweigten Adam- und Eva-Tradition sind bemerkenswert. Dieser Einschlag der Volksliedforschung verstärkt sich noch in der Melodie-Untersuchung von Samuel P. Bayard von der Pennsylvania-Universität. Der große amerikanische Folklorist der „Kleinformen“, also des Rätsels, des Sprichwortes usw., Archer Taylor, beschließt den Band mit Sprichwortauszügen aus Edward Egglestons Novelle „The Hoosier Schoolmaster“ von 1871.

Der reiche Festband feiert ein reiches Forscherleben. Die zahlreichen Namen von Schülern und Freunden Thompsons, die das Fortwirken seines Lebenswerkes garantieren, sind uns zum Teil noch fremd. Man wird sie sich aber für die Zukunft unseres Faches merken müssen.

Leopold Schmidt

University of California Publications: Folklore Studies. 1955—1957.  
Berkeley and Los Angeles, University of California Press.

Das Institut Archer Taylors ist das Gegenstück zu dem Seminar Stith Thompsons in Bloomington. Unter der Leitung des der älteren deutschen Volkskunde stärker verbundenen Archer Taylor wird in Berkeley eine sehr intensive, weitausgreifende Forschung auf allen Gebieten der Folklore betrieben, besonders auf denen der Kleindichtung, des Sprichwortes, des Rätsels usw. Die romanischen Völker werden dabei stärker berücksichtigt als man von vornherein annehmen könnte. Es fehlt uns an Zeit, Raum und Spezialistenkenntnis, um die einzelnen Arbeiten richtig würdigen zu können. Sie seien hier aber doch einmal aufgezählt, um zu zeigen, wieviel Anregendes dort in dem letzten halben Jahrzehnt erscheinen konnte:

1. Charles Speroni, **The Italian Wellerism to the End of the Seventeenth Century**. 1953. X und 71 Seiten.

2. George C. Barker, *The Shepherds Play of the Prodigal Son. Coloquio de pastores del hijo prodigo.* 1955. X und 167 Seiten.
3. Archer Taylor, *Proverbial Comparisons and Similes from California.* 1954. VIII und 97 Seiten.
4. Stanley L. Robe, *Coloquios de pastores from Jalisco, Mexico.* 1954. X und 158 Seiten.
5. Wolfram Eberhard, *Minstrel Tales from Southeastern Turkey.* 1955. VIII und 92 Seiten.
6. Vernam Hull and Archer Taylor, *A Collection of Irish Riddles.* XIV und 130 Seiten.
7. Frederic Peachy, *Clareti Enigmata. The Latin Riddles of Claret.* 1957. 64 Seiten.

Zu den Überraschungen dieser Reihe gehören die beiden Ausgaben spanischer Volksschauspiele, weihnachtliche Hirtenspiele aus Mexiko, die man gerade in unserer Volksschauspielforschung dankbar begrüßen muß. Eine gleichfalls etwas unerwartete Gabe sind die Spielmannsgeschichten aus der südöstlichen Türkei von Wolfram Eberhard; sie erinnern an das Standardwerk von Eberhard und Boratav, Typen türkischer Volksmärchen, Wiesbaden 1955. Der neueste Band dagegen führt in das mitteleuropäische Forschungsgebiet, in die böhmische Volkskunde des Mittelalters. Handelt es sich doch um die Rätsel in dem „*Exemplarius auctorum*“ des Magisters Claretus aus Chlumetz, den Vydal V. Flajshans in Prag 1928 herausgegeben hat. Kein Geringerer als Albert Wesselski hat sich mit den volkstümlichen Erzählungen dieses Werkes beschäftigt: Klaret und sein Glossator. Böhmische Volks- und Mönchsmärlein im Mittelalter. Brünn 1936. Diese Art der Fortsetzung der mitteleuropäischen Forschungen der Bolte- und Wesselski-Zeit an den Universitäten der Vereinigten Staaten erscheint uns sehr nützlich.

Leopold Schmidt.

**Studia Fennica.** Revue de Linguistique et d'Ethnologie Finnoises. Geleitet von Martti Haavio, Lauri Hakulinen und Jouko Hautala. Herausgegeben von der Suomalaisen Kirjallisuuden Seura. Helsinki 1957. Bd. VII.

Nach längerer Pause ist nun wieder ein Band dieser stattlichen finnischen Zeitschrift erschienen, die in deutscher, englischer und französischer Sprache die Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen und volkskundlichen Arbeit in Finnland vermittelt. Es handelt sich um einen Jubiläumsband („*Société de Littérature Finnoise 1831—1956*“), der dementsprechend hauptsächlich Berichte über die Arbeit der von der Gesellschaft betreuten Institute bringt. Von besonderer Wichtigkeit für uns der Bericht von Hautala über die Folklore-Archive der Gesellschaft und von Martti Haavio der „*Tätigkeitsbericht des folkloristischen Seminars der Universität Helsinki, 1947—1954*“; ein höchst erfreulicher Einblick in die an diesem Institut geleisteten Arbeiten, mit Anführung der Titel der Seminararbeiten. Wichtig schließlich die von Haltsonen erstellte „*Finnische linguistische und volkskundliche Bibliographie für die Jahre 1950—1954*“. Ausführliche Besprechungen erschließen eine Reihe wichtiger Veröffentlichungen des letzten Jahrzehnts, die nur in finnischer Sprache erschienen sind.

Leopold Schmidt

## Anzeigen / Einlauf 1955—1958 / Stadt- und Arbeitervolkskunde

- Wilhelm Abel, Ernst Lagler, Anton Steden, Ferdinand Westphalen, Das Dorf in der industriellen Entwicklung der Gegenwart. Wirtschaftswissenschaftliche Tagung St. Wolfgang 1956 (= Wiener Studien zur Agrarpolitik und Agrarsoziologie, Nr. 1). Göttingen 1957. 64 Seiten.
- David Yde Andersen, Smeden. Kulturbilleder fra tiden omkring Arhundredskiftet. Udgivet af Nationalmuseet. Kopenhagen 1952. 342 Seiten, Abb. auf Tafeln.
- Eduard Andorfer, Stadtmuseum Graz am Landesmuseum Joanneum. Sonderausstellung Grazer Biedermeier und Nachbiedermeier. Im Künstlerhaus Graz Juli bis August 1958. Katalog. 47 Seiten. 16 Abb.
- Manfred Bachmann, Seiffener Spielzeugschnitzer. Leben und Werk der Volkskünstler Auguste Müller und Karl Müller. Mit Photos von Wolfgang G. Schröter. Leipzig 1956. 33 Seiten, 54 Abb. auf Tafeln, XVIII Farbbilder, 8 Textbilder.
- James H. Barnett, The American Christmas. A study in National Culture. New York 1954. XI und 173 Seiten, 1 Abb.
- Hermann Bausinger, Laterne, Laterne... Volkskundliches zu einigen herbstlichen Lichtenbräuchen (Hie gut Württemberg, Bd. VI, 1955, Nr. 9, S. 66—68, 2 Karten).
- Hermann Bausinger, Zur Struktur der Reihenromane (Wirkendes Wort, Bd. VI, Heft 5, S. 291—301).
- Hermann Bausinger, Volkslied und Schlager (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. V, Wien 1956, S. 59—76).
- Hermann Bausinger, Beharrung und Einfügung. Zur Typik des Einlebens der Flüchtlinge (Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, Bd. II, 1956, S. 9—16).
- Karl Bednarik, An der Konsumfront. Stuttgart 1957. 180 Seiten.
- B. A. Botkin, New York City Folklore. Legends, Tall Tales, Anecdotes, Stories, Sagas, Heroes and Characters, Customs, Traditions and Sayings. New York 1956. XIX und 492 Seiten.
- B. A. Botkin, A Treasury of Mississippi River Folklore. Stories, Ballads, Traditions and Folkways of the Mid-American River Country. Foreword von Carl Carmer. New York 1955. XX und 620 Seiten. Illustrationen und Noten im Text.
- Wilhelm Brepohl, Die Volkskunde der industriellen Gesellschaft (Westfälische Forschung, Jg. VI, 1943—1952, S. 203 ff.).
- Wilhelm Brepohl, Industrievolk im Wandel von der agraren zur industriellen Daseinsform, dargestellt am Ruhrgebiet. Tübingen 1957. IX und 400 Seiten, 10 Abb.
- Stanley Jackson Coleman, Lore of our Recreations. 1954. 17 Seiten (= Treasury of Folklore, published by the Folklore Fellowship from the Folklore Academy, Douglas, Isle of Man. Reihe D. 1).

- Stanley Jackson Coleman, Traditional Lore of our Universities, Colleges and Schools. 1954. 17 Seiten (ebendort, D. 2).
- Stanley Jackson Coleman, Caricature Lore and Cartoon Creation. 1957. 13 Seiten (ebendort, S. 5).
- Felix Czeike und Walter Lugsch, Studien zur Sozialgeschichte von Ottakring und Hernals (= Wiener Schriften, Bd. II). Wien 1955. 143 Seiten, 14 Tafeln.
- Ludwig Döry, Katalog der Ausstellung: Bürgerliche Kultur im 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main, Historisches Museum, 1957. 81 Seiten, 35 Bildtafeln.
- E. K. Francis, In Search of Utopia. The Mennonites in Manitoba. Altona, Manitoba. 1955. XV und 294 Seiten, 12 Tabellen, 10 Karten, 35 Abb. auf Tafeln.
- Karl Bor. Frank, St. Christophen im Wienerwald — Österreichs Wallfahrtsort der Kraftfahrer (Kulturberichte aus Niederösterreich, 1956, Folge 9, S. 71 f.).
- Karl Ewald Fritsch und Friedrich Sieber, Bergmännische Trachten des 18. Jahrhunderts im Erzgebirge und im Mansfeldischen (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 12). 80 Seiten mit 31 Bildtafeln. Berlin 1957.
- Geoffrey Gorer, Die Amerikaner. Eine völkerpsychologische Studie (= Rohwolfs deutsche Enzyklopädie, Bd. IX). Hamburg 1956. 217 Seiten.
- Helene Grönn, Mensch und Maschine — eine Gemeinschaft (Oberösterreich. Landschaft — Kultur — Wirtschaft — Fremdenverkehr — Sport. Bd. V, Heft 3/4, Winter 1955/56, S. 65—67, 6 Abb.).
- Helene Grönn, Donaueschwäbische Siedlung „Neu-Ruma“ am Stadtrand von Linz (Jahrbuch der Stadt Linz, 1955, S. 407—442, 4 Abb.).
- Cecilie Halova-Jahoda, Vergessene Handwerkskunst. Prag 1955. 65 Seiten, 178 Abb., teils farbig.
- Gerhard Heilfurth, Church and Labor in Western Germany. Presented by the Evangelical Social Academy in Germany, Friedewald über Betzdorf an der Sieg, 1954. 30 Seiten.
- Gerhard Heilfurth, Gottesdienstliche Formen im beruflichen und betrieblichen Leben des Bergbaues (Verantwortung für den Menschen, herausgegeben von F. Karrenberg und J. Beckmann. Stuttgart o. J. 15 Seiten).
- Dora Heinz, Linzer Teppiche. Zur Geschichte einer österreichischen Teppichfabrik der Biedermeierzeit. Wien-München 1955. 68 Seiten, 27 Abb., 4 Farbtafeln.
- Wolfgang Holzer, Die Erholung des Arbeiters. Ergebnisse und Probleme der Sozialmedizin. Graz-Wien 1947. 103 Seiten.
- Franz Kirnbauer und J. A. Sagoschen, Der Gerber im Sprichwort. Wien, Verein Österreichischer Ledertechniker, 1953. 32 Seiten, 3 Abb.
- Karl M. Klier, „Linzer-Geiger“ und „Linzer-Tanz“ im 19. Jahrhundert (Jahrbuch der Stadt Linz, 1956, S. 1—31. 1 Abb., Noten im Anhang).
- Karl Knoblar, Die oberösterreichische Industrie. Standort, Entwicklung und Leistung (= Wiener Geographische Schriften, H. 2). Wien 1957. 56 Seiten, 1 Karte.
- Edgar Krausen, Vom Pferdepatron zum Schutzheiligen der Kraftfahrer. Christophorus-Verehrung in Altbayern (Unser Bayern. Heimatbeilage der Bayerischen Staatszeitung, Jg. 5, September 1956, Nr. 9, S. 67 f.).



- Roder Lecotté, Archives Historiques du Compagnonnage. Exposées du Musée National des Arts et Traditions populaires à l'occasion du B-millenaire de Paris, sous le titre: Paris et les Compagnons du Tour de France (21. Dezember 1951—28. April 1952). Vorwort von Georges-H. Rivière (= Memoires de la Fed. folkl. d'Île-de-France, Nr. V, 1956). Paris 1956. 134 Seiten, zahlreiche Abb.
- Franz Lederer, Jottlieb, drach'n Jarten 'raus! Berliner Volkstum, Sitten und Gebräuche. Berlin 1934. 176 Seiten, Textillustrationen.
- Franz Lipp, Linz und die österreichische Volkskultur. „Linzer Tracht“, „Linzer Möbel“, „Linzer Geiger“ (Jahrbuch der Stadt Linz, 1955, S. 359—406, 11 Abb., 2 Karten).
- Franz Lipp, Linz und die österreichische Volkskultur (Ausstellungskatalog) (= Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums Nr. 29 = Nr. 5 der Volkskundeabteilung). Linz 1956. 28 Seiten, 7 Abb.
- Franz Lipp, Das Beispiel Grundlsee. Ein Beitrag zur Frage „Volkskultur, Technik und Bergbau“ (Der Anschnitt, Jg. 8, Nr. 2, April 1956, S. 3—11, 8 Abb.).
- Joseph Maria Lutz, Die Münchner Volkssänger. Ein Erinnerungsbuch an die gute alte Zeit. Nach einer Sammlung von Erwin Münz bearbeitet. München 1956. 80 Seiten, Bildtafeln.
- Adolf Mais, Die Tschechen in Wien (Wiener Geschichtsblätter, Bd. XII, 1957, Nr. 3, 11 Seiten).
- Edmund Meier-Obrist, Kulturgeschichte des Wohnens im abend-ländischen Raum. Hamburg 1956. 344 Seiten, zahlreiche Abb.
- Jan Mjartan, Banicka Dedina Zakanovce (Das Bergdorf Z.) (= Prace Narodopisneho Ustavu Slovensky Akademie Vied, Bd. 1). Preßburg 1956. 666 Seiten, 273 Abb., Noten im Text.
- Peter Paul Nahm, Die Vertriebenen im wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Leben Westdeutschlands (Südostdeutsche Heimatblätter, Bd. 4, 1955, F. 2, S. 65—71).
- Gustav Otruba und J. A. Sagoschen, Sage mit Gunst. Fünf Jahrhunderte Geschichte österreichischer Gerbergesellen in Dokumenten und Bildern (= Kulturelle Schriftenreihe des Vereins österreichischer Ledertechniker, Bd. 2). Wien 1957. 47 Seiten, Abb. im Text.
- P. D. Pedersen, Et liv i arbejde. Erindringer fra 1870—1900. Kopenhagen, Nationalmuseum, 1954. 60 Seiten, 1 Porträt und Abb.
- Reinhard Peesch, Das Berliner Kinderspiel der Gegenwart (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Volkskunde, Bd. 14). Berlin 1957. 96 Seiten, 24 Bildtafeln und 8 Karten.
- Hans Pemmer, Wiener Harfenisten (Wiener Geschichtsblätter, Bd. XI, 1956, Nr. 3, S. 49—60).
- Hans Conrad Peyer, Stadt und Stadtpatron im mittelalterlichen Italien (= Wirtschaft, Gesellschaft, Staat, Bd. XIII). Zürich 1955. 84 Seiten.
- Barbara Pischel, Verwurzelung und Brauchtumswandel in der Großstadt (am Beispiel Berlins dargestellt) (Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen, Bd. I, 1955, S. 171—185).
- Helene Raff, Solang der alte Peter. Ein Alt-Münchner Stadtbuch. München 1950. 2. Aufl. 272 Seiten, 1 Abb.

- Leopold Rosenmayr, Die Wiener Familie der Gegenwart. Ergebnisse soziologischer Forschung und deren Bedeutung für die psychische Hygiene (Wiener Zeitschrift für Nervenheilkunde und deren Grenzgebiete, Bd. XIII, 1957, S. 337—369).
- Max Rumpf, Deutsches Handwerkerleben und der Aufstieg der Stadt. Stuttgart 1955. 244 Seiten, 106 Abb.
- Helmut Schelsky, Arbeiterjugend gestern und heute. Sozialwissenschaftliche Untersuchungen von Heinz Kluth, Ulrich Lohmar, Rudolf Tartler, herausgegeben und eingeführt von H. S. Heidelberg 1955. 349 Seiten.
- Helmut Schelsky, Die skeptische Generation. Eine Soziologie der deutschen Jugend. Düsseldorf-Köln 1957. 527 Seiten.
- Leopold Schmidt, Der Stephansturm in der Wiener Redensart (Lebendige Stadt. Literarischer Almanach. Wien 1956. S. 255—260).
- Herbert Schöffler, Kleine Geographie des deutschen Witzes. Mit einem Nachwort herausgegeben von Helmut Plessner. Göttingen 1955. 98 Seiten.
- Hans Scholz, Sage mir, was du sprichst... Zum Thema der U- oder Non-U-Sprache (Der Monat, IX. Jg., Heft 100, Berlin 1957, Jänner, S. 16—23).
- Eberhard Schulz, Deutschland heute. Der Mensch der Industriezeit (= Ullstein-Buch Nr. 190). Frankfurt am Main 1958. 190 Seiten.
- Wilhelm Schwemmer, Das Fembohaus zu Nürnberg. Altstadt-museum. Nürnberg 1955. 72 Seiten, Bildtafeln und Skizzen im Text.
- Siegfried Sieber, Die Spitzenklöppelei im Erzgebirge. Eine wirtschafts-, sozial- und kulturgeschichtliche sowie volkskundliche Studie. Herausgegeben im Auftrag des Zentralhauses für Volkskunst. Leipzig 1955. 120 Seiten, 21 Abb. und 5 Seiten Abb.
- Friedrich Sieber, Zwei bergmännische Kampflieder aus dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts (= Kleine Beiträge zur Volkskunstforschung, H. 4). Leipzig 1957. 67 Seiten, 2 Tafeln.
- Svenskt liv och arbete. Schriftenreihe, herausgegeben vom Nordischen Museum, 1947 ff. Davon in diesem Zusammenhang besonders bemerkenswert:
2. Sagverksminnen. 1948. 228 Seiten.
  4. Allan Nilson, Skolseder fran Skara. 1948. 90 Seiten.
  8. Rallarminnen. 1949. 322 Seiten.
  9. Skogsarbetarminnen. 1949. 268 Seiten.
  10. Bygnadsarbetarminnen. Snickare och timmermän berättar. 1950. 246 Seiten.
  11. Godtemplarminnen. 1951. 180 Seiten.
  13. Järnvägsminnen. 1952. 206 Seiten.
  13. Järnbruksminnen. 1952. 244 Seiten.
  15. Typografminnen. 1952. 192 Seiten.
  16. Folke Svendenfors, Vävskedsmakeri och hornsLöjd. Tva utdöda hemsLöjder. 1952. 157 Seiten.
  17. Polisminnen. 1953. 200 Seiten.
  18. Bokbindarminnen. 1954. 166 Seiten.
  19. Verkstadsminnen. 1953. 244 Seiten.
  20. Salaminnen. 1954. 424 Seiten.
  22. Björn Hallerdt, Leva i brukssamhälle. En studie över sociala relationer vid Surahammars bruk 1845—1920. 1957. 236 Seiten.
  23. Kommunalarbetarminnen. 1958. 263 Seiten, mit zahlreichen Abb.

- R. A. Stemmler, Ja, ja, ja, ach ja, 's ist traurig aber wahr. Ergreifende Balladen und tragische Moritaten, Drehorgellieder und Gassenhauer. Berlin-Schöneberg o. J. 138 Seiten, Noten, Illustr. im Text.
- Johann Vinzenz, Erlebtes und Erlauschtes aus Wiens Vorstadt. Wien 1956. 404 Seiten.
- Ingeborg Weber-Kellermann, Erzgebirgische Weihnachtskunst (Westermanns Monatshefte, Bd. XII, 1955, S. 15—19, mit 7 Farbbildern).
- Richard Weiß, Vom Standort des Lehrers in unserer Zeit. Vortrag anlässlich der Fünfzigjahrfeier der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich, gehalten am 17. November 1956 in der Aula der Universität Zürich (Schweizerische Lehrerzeitung, 102. Jg., Nr. 1, vom 4. Jänner 1957, S. 3—9).
- Richard Weiß, Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart (Die Alpen, Quartalheft 3 des Jg. 1957, S. 209—224).
- Alfred Weitnauer, Heimatkultur gestern und heute. Kempten (Allgäu) 1956. 223 Seiten, zahlreiche Abb. im Text.

Wien 1958

Selbstverlag des Vereines für Volkskunde

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Holzwarth & Berger, Wien I

# Laub- und Tannenreisig-Maskierungen im Brauchtum von Oberösterreich

(Mit 6 Abbildungen)

Von Ernst Burgstaller

Die jüngst erschienene Monographie „Zeleni Juraj“ von Višnja H u z j a k (Zagreb 1957) <sup>1)</sup>, berichtet erschöpfend über das brauchtümliche Auftreten einer in Laub gehüllten, mit unterschiedlichem Gefolge versehenen Maskengestalt („Der grüne Georg“), die zu Frühlingsbeginn in den nördlichen Teilen Jugoslawiens mit bestimmten Versen Gaben heischend durch die Dörfer zieht. Bei der Übersicht über die Verbreitung gleichartiger Maskengestalten im Ausland wurde auf Grund meiner brieflichen Auskunft freundlicherweise auch auf die Verhältnisse in Oberösterreich hingewiesen (S. 39, 43), ein Umstand, der es im Interesse der Gesamtverbreitung dieses Brauchtums, seiner einzelnen Erscheinungsformen und schließlich auch seiner Bedeutung vielleicht wünschenswert erscheinen läßt, daß im folgenden über sämtliche bisher in diesem österreichischen Bundesland festgestellten Laub- und Tannenreisig-Masken, im besonderen aber über den sogenannten „Waldmann“ der Sonnwendzeit, näher berichtet wird.

Die Darstellung stützt sich außer auf die in der Literatur bekannten Belege (s. u.) auf die Aufnahmen des Verfassers und das Ergebnis einer 1951 an alle Schulorte Oberösterreichs durch das Institut für Landeskunde in Linz gerichteten Befragung <sup>2)</sup>. Demnach finden sich in Oberösterreich kaum reine Laubmasken, dafür aber zahlreiche Figuren, die ganz in Tannreisig („Grassat“) gehüllt sind und manchmal zusätzlich zu ihrem Tannenkleid auch noch einen Laubschmuck, meist als Kopfumhüllung, tragen.

Auf die einzelnen Abschnitte des Jahresbrauchtums verteilt, gliedert sich das bisher gesammelte Material wie folgt:

---

<sup>1)</sup> Rez. L. Kretzenbacher, ÖZV. Bd. XII, 1958, S. 190 f.

<sup>2)</sup> E. Burgstaller, Das Fragewerk zu den volkskundlichen Karten (= Veröffentlichungen zum Oberösterr. Heimatatlas. Bd. 1). Linz 1952.



## Nikolaus

In Vorderstoder (Bez. Kirchdorf) lief bis zum 2. Weltkrieg im Nikolausumzug auch ein ganz in Tannenreisig gehülltes „Grassatmandl“ (ohne besondere Funktion) mit<sup>3)</sup>.

## Rauhnächte

In der Umgebung von Raab und Riedau (Bez. Schärding) nahmen noch während des 2. Weltkrieges an den von den dortigen „Zechen“ (bäuerlichen Burschenschaften) durchgeführten „Maschkerer“-Zügen in der Silvester- oder Dreikönigsrauhnacht auch in Tannenreisig gehüllte, als „Waldmann“ oder „Waldteufel“ bezeichnete Masken teil<sup>4)</sup>.

Der unmittelbare Übergang des Rauhnachtbrauchtums in das Brauchtum der

## Faschingszeit

macht es verständlich, daß sich gleiche Masken auch bei den Faschingszügen und, entsprechend der häufig zu beobachtenden Tendenz, die Maskenbräuche immer mehr von der Straße weg in die Tanzsäle zu verlegen, auch bei verschiedenen volkstümlichen Maskenbällen beobachten lassen, wie in Zell an der Pram (Bez. Schärding), Waldzell (Bez. Ried), Polling (Bez. Braunau) und Pettenbach (Bez. Kirchdorf). Auch beim „Fetzenszug“ am Faschingmontag in Ebensee (Bez. Gmunden) tritt häufig ein „Waldmann“ auf, dessen Hut und Flickkleid (auf dem Darstellungen von Tannenbäumen, Pilzen, aber auch der Sonne aufgenäht sind) mit Tannenreisig besteckt und behängt sind<sup>5)</sup>. „Waldmann-Masken“ in Tannenreisigkostüm sind auch von den Maskenbällen in Goisern (Bez. Gmunden) bekannt. — Für

## Pfingsten,

aber auch für das Maskenbrauchtum bei Hochzeiten, wird dem Institut für Landeskunde aus Julbach (Bez. Rohrbach) das Auftreten von „Waldteufel“ genannten Reisigmasken gemeldet, über deren Aussehen und Funktion jedoch erst nähere Auskünfte eingeholt werden müssen.

## Sommersonnenwende

Aus Lengau (Bez. Braunau) wird 1951 dem Institut für Landeskunde das Auftreten eines nicht näher beschriebenen „Grassetmandls“ beim Sonnwendfeuer berichtet. Auch in der „Rieder

---

<sup>3)</sup> Verf., Lebendiges Jahresbrauchtum in Oberösterreich. Salzburg 1948, S. 15.

<sup>4)</sup> ders., a. a. O. S. 47, Abb. 28; ders., Rauhnacht in Oberösterreich. („Oberösterreich“ Jg. I, Linz 1951, H. 4, S. 40 ff.)

<sup>5)</sup> Verf., Über den Ausseer Flinslerfasching. (Zeitschrift f. Volkskunde Jg. 52, Stuttgart 1955, S. 201.)

Volkszeitung“ vom 30. Juni 1949 wird anlässlich der Schilderung der „gut vorbereiteten Sonnwendfeier“ unter Anführung einer kaum volkstümlichen Deutung dieser Maske nur vermerkt: „Das ‚Grassertmandl‘, ein in Tannenreisig gehüllter Bursche, stellte den bösen Geist dar, der die Früchte der Ernte vernichten will.“

Dagegen liegen mehrfache und ausführliche Beschreibungen des Auftretens des „Waldmannes“ am Sonnwendtag in Wolfsegg (Bez. Vöcklabruck) und Kematen am Innbach (Bez. Grieskirchen) vor.

Über den Brauch in Wolfsegg findet sich bereits bei A. Baumgarten<sup>6)</sup> für die Zeit um 1860 folgende Beschreibung: „Am Sonnwendtag geht in der Gegend von Wolfsegg ein Bube von ungefähr 12 Jahren, ganz in „Tannengrassat“ eingekleidet, in zahlreich lärmender Begleitung von Haus zu Haus und sammelt Holz zu dem Feuer, indem er den Spruch sagt:

Der heilige St. Veit  
Tat bittn um a Scheit,  
Wan's ins koan Scheit nöt göbt's,  
So mocha ma koan Sunwendfeuer nöt 7)!

oder:

Waldbam, Waldbam wili<sup>8)</sup>,  
Trink a sauri Mili,  
Bier und Wei(n),  
Kan da Waldmann sche(n) brav lusti sei(n)!“

Wie dieser „Waldmann“ ausgestattet war, ersehen wir aus einem 1874 datierten Lichtbild, das im Schloß Wolfsegg aufbewahrt wird und in zierlichen Buchstaben die Beschriftung „Sonnwendtag in Wolfsegg“ trägt (Abb. 1). Es zeigt einen etwa 10—12jährigen Knaben, der ganz in Tannenreisig gehüllt ist und auch auf dem Haupt eine aus gleichem Material gefertigte Spitzmütze mit breiter, wulstartiger Krempe trägt. Der Gupf dieser Mütze ist mit zahlreichen Bändern geschmückt. Das Gesicht ist (wohl der Aufnahme wegen) unverhüllt und im Gegensatz zu dem sonst üblichen Brauch nicht geschwärzt. Die Rechte des Knaben hält eine Sammelbüchse, die andeutet, daß man auch damals schon nicht nur Lebensmittel eingesammelt hat, die Linke umklammert den schlanken, entrindeten Stamm eines Tannenbäumchens, dessen Wipfel mit Bändern verziert ist. Links neben

---

<sup>6)</sup> A. Baumgarten, Das Jahr und seine Feste in Meinung und Brauch der Heimat. Kremsmünster 1860; Neudruck, herausgegeben von A. Depiny (Heimatgaue Jg. VII, Linz 1926, S. 104 f.); Sonderdruck: Linz 1926, S. 36 f.

<sup>7)</sup> Über die Verbreitung und die Varianten dieses Heischespruches s. Verf., Sonnwendbrauchtum in Oberösterreich. Karten und Kommentar. Atlas von Oberösterreich (in Vorbereitung).

<sup>8)</sup> r. wohl „Waldbam will i(ch)“.

der Photographie ist unter dem Titel „Der Waldbamfili“ in Zierschrift der damals übliche zweistrophige Heischespruch wiedergegeben:

Waldbaum, Waldbamfili  
Trinkt gern saure Mili  
Trinkt gern viel Bier und Wein  
Kann der Waldbaum lustig sein.  
Waldbaum muß man heißen  
Waldbaum muß man z'reißen.  
Holz heraus! Holz heraus!  
Zieht ihm die grünen Hosen aus <sup>9)</sup>!

Durch diesen Text sind wir hinreichend darüber unterrichtet, was sich das Volk selbst über den „Waldmann“ vorstellt. Seine Namen: Waldmann, Waldbaum, Waldbaumfili sagen eindeutig aus, daß man in ihm wie in den vielen anderen Erscheinungen gleicher Art, die in Sage und Volksbrauch der verschiedenen deutschen Landschaften überliefert sind, eine Verkörperung der Vegetationskräfte zu sehen hat, genauso wie in dem geschmückten Bäumchen, das er in der Hand hält. Die Bezeichnung „Waldmannfili“ zeigt, daß wir es ursprünglich mit einer Maifigur zu tun haben, da „fili“ nur eine Verkürzung des Namens des Kalenderheiligen Philipp (1. Mai) ist, der auch sonst auf zeitgleiches Brauchtum namengebend eingewirkt hat <sup>10)</sup>. Nicht weniger deut-

---

<sup>9)</sup> Für die Erlaubnis, dieses Bild zu photographieren, ist der Verf. Frau Lehrerin Marie Hermüller, Wolfsegg, zu Dank verpflichtet. Frau Hermüller konnte als Variante der 2. Strophe auch noch folgenden Text erfragen:

Waldmann, Waldmannfili  
Sauft a saure Mili,  
Sauft gern Bier und Wein.  
Waldmannfili muß immer lustig sein.  
Holz heraus! Holz heraus!  
Ziagn ma eahm die greanen Hosn aus!

<sup>10)</sup> Z. B. das „Philippisetzen“, bei dem ein schön geschmückter oder ein dürrer Maibaum vor dem Haus eines geehrten oder geschmähten Mädchens aufgestellt wird (Oberwang, Bez. Vöcklabruck: Heimatgau Jg. II, S. 258) oder das Setzen der „Lippl“ (oder „Moahatscher“) genannten Stroh- und Lumpenfiguren auf dem Dach des Wohnhauses eines verspotteten Mädchens (z. B. Traunkirchen, Bez. Gmunden). — Über die Verbindung von Mai- und Sonnwendbrauchtum s. W. Mannhardt, Wald- und Feldkulte. Berlin 1894 f., Bd. I, S. 181 f.; zur Bedeutung des Namens der Maske („Waldbaum“), die in ihrer Hand zur Verdeutlichung ihres Wesens auch einen Waldbaum trägt, s. Mannhardt, S. 316 f.: „Der eine Baum ist symbolisch Vertreter von allen; nicht die individuelle Baumseele meint man, sondern kollektivistisch den Dämon der gesamten Vegetation“, wobei diese Doppeldarstellung der Vegetationskraft durch Mensch und Baum ursprünglich nicht etwa nur als Abbild aufzufassen ist, sondern „den wirklichen Stellvertreter des Vegetationsdämons“ darstellt.

lich tritt hervor, welche Gaben der Waldmann bei seinem Einzugs fordert: außer Holz vor allem Milch, die auch aus Kärntner Sagen als Gabe an den dämonischen Waldmann bekannt ist<sup>11)</sup>, und alkoholische Getränke, die den Sagen und Wilde-Mann-Spielen des Alpengebietes nach zu seinen Lieblingsgenüssen gehören<sup>12)</sup>. Deutlich ist aber auch zu erkennen, daß er ursprünglich das Schicksal einer größeren Anzahl der vor allem von W. Mannhardt erforschten Vegetationsgestalten geteilt hat, die zunächst einem Herrscher gleich als sieg- und segensreiche Repräsentanten der Fruchtbarkeit einziehen, nachher jedoch ihres Schmuckes beraubt („Zieht ihm die grünen Hosen aus!“, „zerrissen“ oder sonstwie scheinbar getötet werden<sup>13)</sup>).

Aufnahmen aus der Zeit während des 2. Weltkrieges zeigen den „Waldmann“ etwas anders (Abb. 2). Er trägt zu seinem Tannenkleid einen pyramidenförmigen Kopfputz aus gleichem Material, der das (geschwärzte) Gesicht vollkommen verdeckt. Vor dem Körper baumelt die Sammelbüchse, die er, wie sein Vorgänger, beim Heischegang benützt; dagegen führt er den, auf dem Bilde bedeutend höheren, geschmückten Baum nicht mehr selbst, sondern überläßt dies einem seiner Begleiter, durchwegs ungefähr gleichalterige Jungen, die zur Andeutung ihrer Maskierung entweder einen Schnurrbart aufgemalt tragen oder ganz geschwärzt sind<sup>14)</sup>.

Diesem Wolfsegger „Waldmann“ gleicht das Brauchtum in Kematen am Innbach<sup>15)</sup>, von wo aus man bis zum Hausruck

<sup>11)</sup> G. Graber, Sagen aus Kärnten. Leipzig 1927, S. 75, 79.

<sup>12)</sup> ders., a. a. O. S. 79; Handwörterbuch d. deutschen Aberglaubens IX N, Sp. 973, 978 f.; G. Caduff, Die Knabenschaften Graubündens. Chur 1932, S. 126 ff.

<sup>13)</sup> Vgl. u. a. die Belege bei Mannhardt, a. a. O. S. 321, 354, 357 usw.; P. Sartori, Sitte und Brauch. Leipzig 1914, Bd. III, 194 ff.

<sup>14)</sup> Für die Übermittlung des Lichtbildes und einer kurzen Beschreibung des Brauchtums hat der Verf. der Direktion der Volksschule Wolfsegg zu danken. Nach freundlicher Mitteilung von Frau Lehrerin M. Hermüller hatte „der zum Waldmannfili Erwählte früher vor dem Gesicht eine Maske. Erst in jüngster Zeit scheint man dem Waldmann das Gesicht mit Ruß geschwärzt zu haben“.

<sup>15)</sup> M. Novak, Der Waldmann (Heimatgaue Jg. I, 1919/20, S. 292); M. Markovic, Johannstag in Kematen bei Wels (Wiener Zeitschrift f. Volkskunde Bd. XXXIII, 1928, S. 63 ff.); Verf., Jahresbrauchtum, S. 113. — Ein in der Zeit zwischen 1918 und 1921 in der „Welscher Zeitung“ erschienener Aufsatz über den Kematener Waldmann von Dr. A. Höllriegel, auf den mich Herr H. Leeb, Grieskirchen, gütigerweise aufmerksam machte, war mir leider nicht zugänglich. 1958 hatte ich über Einladung durch Herrn Schuldirektor P. Schörgendorfer Gelegenheit, den Brauch in allen Einzelheiten zu beobachten und mit zahlreichen Ortsbewohnern über seine jetzige und frühere Durchführung eingehend zu sprechen.

(Wolfsegg) hinübersieht und dessen hochgelegener „Burgstall“ nach den Forschungen von P. Schörgendorfer bis ins 13. Jahrhundert zur Herrschaft Wolfsegg gehört hat<sup>16)</sup>.

Alljährlich zur Sonnwendzeit schließen sich hier einige ältere Knaben, meist Ministranten<sup>17)</sup>, zu einer kleinen Gruppe zusammen, die aus ihrer Mitte den „Waldmann“ wählt, doch wird, selbst der Lehrerschaft gegenüber, streng geheim gehalten, auf wen die Wahl gefallen ist. Bis 1958 war es üblich, daß im Bereich des Schulsprengels Kematen nur eine einzige Gruppe den Waldmann darstellte. Heuer haben sich über Anregung von Schuldirektor Schörgendorfer erstmals drei Gruppen gebildet, von denen die eine, wie immer, den Markt durchzog, während die anderen in den nahen Orten See und Steinerkirchen a. I. gingen und dabei sehr freundliche Aufnahme bei der Bevölkerung fanden.

In der Durchführung des Brauchtums hat sich gegenüber den früheren Schilderungen wenig geändert. Bei einer Familie, die sich seit Jahrzehnten gerade um die Erhaltung und Durchführung des Brauches verdient macht, lagern die Jungen schon am Vorabend des Sonnwendtages eine Menge Tannenreisig ein, das für die Ausstattung des Umzugs benötigt wird. Am folgenden Tag wird sofort nach Schulschluß (14 Uhr) mit dem Schmuck des Wägelchens (Leiterwagen) begonnen, in dem der Waldmann durch den Ort gezogen wird. Denn zum Unterschied von Wolfsegg ist es hier sein Privileg den ganzen Umzug nicht zu Fuß, sondern im Wagen sitzend mitzumachen. Die Wände dieses Wagens werden ebenso wie die eigens für diesen Zweck eingezogenen Holzbögen, die ihn überspannen, so dicht mit Reisig umwunden und behängt, daß der im Wagen sitzende Waldmann kaum zu sehen ist<sup>18)</sup> (Abb. 3). An dieses Gefährt wird beim Holzzug ein zweites (leeres) Leiterwägelchen gehängt, das die Holzspenden aufzunehmen hat. Gezogen wird der Wagen von zwei „Rössern“, kräftigen Buben, die durch Aufmalen von Schnurrbärten und

---

<sup>16)</sup> P. Schörgendorfer, Heimatbuch Kematen am Innbach (in Vorbereitung).

<sup>17)</sup> Daß die Durchführung des Holzeinsammelns in den Händen der Ministranten liegt, wird auch anderwärts, z. B. aus Auroldmünster, Bez. Ried, bezeugt.

<sup>18)</sup> Nach M. Markovic wurde vor 30 Jahren der Waldmann auf einem Schubkarren durch den Ort geführt. Diese Mitteilung wurde auch von A. Depiny, Sonnwendbräuche in Oberösterreich (Heimatgaue Jg. XI, S. 6) übernommen. Heute erinnert sich unter den vom Verf. befragten Gewährsleuten niemand mehr an diese Art der Waldmann-Umfahrt.

Bestecken ihrer Kleider mit einigen Reisigzweigen maskiert sind<sup>19)</sup>. Der „Waldmann“ selbst steckt in einem auf und auf mit Reisig benähten und unwundenen alten Anzug; auch der tief in die Stirne gesetzte Hut ist mit Reisig besteckt. Hände und Gesicht sind rußgeschwärzt<sup>20)</sup> (Abb. 4).

Anscheinend recht unmotiviert wird dem Waldmann in seinen Wagen, aus dem er nur ab und zu plötzlich ein wenig hervorkommt, ein Bündel 15–20 cm langer, etwa 1–2 cm dicker Holzstäbchen (Wiedstöckl) mitgegeben, mit denen er während seiner Fahrt durch den Ort bald da, bald dort überraschend nach der ihn begleitenden Kinderschar, bisweilen sogar nach den Erwachsenen, wirft. Damit ihm der Vorrat an Wurfgeschossen nicht ausgeht, werden ihm die Hölzchen in der Regel von seinen Begleitern sogleich wieder zurückgebracht. Als Erklärung für dieses merkwürdige Knüttelwerfen wird in Kematen allgemein angegeben, daß es nur den Zweck habe, die Lustigkeit und „Gaudi“ während des Umzuges zu erhöhen, indes wird man kaum fehl gehen, wenn man es als eine Variante der mehrfach bezeugten Schläge mit der von der Forschung so bezeichneten „Lebensrute“ ansieht, die manche der frühlingshaften Laubgestalten in anderen Gebieten mit ihren Stäben und Stecken austeilen<sup>21)</sup>.

---

<sup>19)</sup> 1958 brachte eines der „Rösser“ eine Pferdeatruppe mit. Diese wurde aber von den übrigen Buben mit dem Bemerken zurückgewiesen, daß diese Maske nur zum Faschingsumzug, nicht aber für den Waldmann gehöre.

<sup>20)</sup> In den letzten Jahren war es durch den Einfall eines älteren Bürgers von Kematen aufgekommen, dem Waldmann einen Helm der alten Bürgergarde des Marktes aufzusetzen. 1958 griff man wieder auf die althergebrachte Kopfbedeckung zurück. — Zur Verbreitung und Bedeutung des Schwärzens des Gesichtes vgl. u. a. Mannhardt, a. a. O. S. 365.

<sup>21)</sup> Belege bei Sartori, a. a. O. S. 201. Im oberösterreichischen Sonnwendbrauch führen auch die in Lumpenkleidern und mit geschwärzten Gesichtern umziehenden, nach ihrem charakteristischen Ruf als „Eijäjä“ bezeichneten Masken im nahen Neumarkt (Bez. Grieskirchen) Stäbe und Ruten mit sich, mit denen sie unmaskierte Kinder, aber auch Erwachsene schlagen (s. Verf., Jahresbrauchtum S. 114, Abb. 56). Über die Bedeutung des Schläges mit der „Lebensrute“ s. u. a. Mannhardt, a. a. O. S. 251 ff.; Handwörterbuch d. deutschen Aberglaubens Bd. V, Sp. 970 ff.; R. Beitzl, Wörterbuch der deutschen Volkskunde, Stuttgart 1955, S. 467; A. Spamer, Sitte und Brauch (Handbuch der deutschen Volkskunde, herausgegeben von W. Peßler, Bd. II, S. 42); G. Graber, Der Schlag mit der Lebensrute (Carinthia I., Bd. 100, S. 1 ff.).

Einer der wichtigsten Begleiter des Waldmannes ist der „Lichtlbamtrager“, der vollkommen dem Träger des maibaumartigen Bäumchens im Wolfsegger Brauchtum entspricht. Auch er ist nur durch Schnurrbart und einige aufgesteckte Tannenzweiglein maskiert. In der Hand führt er ein schlankes, entzündetes Stämmchen, dem ein mit bunten Bändern geschmückter Wipfel in der Art der bekannten Richtbäumchen aufgesetzt ist. Warum dieses Requisite, das jedes Lichterschmuckes entbehrt, den Namen „Lichtbaum“ führt, wissen auch die ältesten Bewohner des Marktes nicht anzugeben. Es wird nur erzählt, daß dieser Baum einst vom „Ersten Ministranten“ getragen und nach dem Umzug zum Zeichen besonderer Ehrung wie ein kleiner Maibaum vor dessen Haus aufgepflanzt wurde.

Als weitere Begleiter des Waldmannes erscheinen die drei Heiligen „St. Veit“, „St. Fried“<sup>22)</sup> und „St. Florian“. Auch sie sind zur Gänze oder nur teilweise geschwärzt und tragen auf ihren alten Kleidern vereinzelt Tannenzweiglein aufgenäht. Der „St. Florian“ trägt als besonderes Abzeichen ein hölzernes Schöpfgefäß („Sechterl“) mit, mit dem der Heilige auch auf den volkstümlichen Darstellungen regelmäßig ausgestattet ist.

So ausgerüstet, zieht die Gruppe unter Vorantritt des Lichtlbamtragers und unter ständigem leierartigem Gesang<sup>23)</sup>, in

Wäld-männ-Birn-bam bil-li, sauft a sau-re Mil-li

[mehr im Sprechton]  
a) steigender b) abklingender

sau-re Mil-li, Bier und Wein, kann der Wäld-männ lu-sti(g) sein.

<sup>22)</sup> Über die Herkunft dieses Namens ist man sich in Kematen nicht recht im klaren. Einige wollen ihn von einem „Heiligen Fridolin“ herleiten, obwohl hier weit und breit von einer Fridolin-Verehrung (vgl. M. Barth, St. Fridolin und sein Kult im alemannischen Raum. Freiburg 1955; Rez. ÖZV. Bd. XII, 1958, S. 183 f.), die den Namen angeregt haben könnte, nichts zu bemerken ist. Näher liegt eine Anregung auf das Reimwort „Wied“, auf das sonst allgemein „St. Vit“ (gesprochen „Fid“) gereimt wird. Da aber der heilige Veit in unserem Heischevers ohnedies schon vertreten ist und man sich von dem „heiligen St. Vit“ auch weiters keine genauen Vorstellungen macht, dürfte man auf einen heiligen „Fried“ gekommen sein. Jedenfalls ist bemerkenswert, daß unter den mehrere Hunderte umfassenden Belegen für oberösterreichische Heischesprüche der Sonnwendbuben sonst kein einziger diesen Heiligen erwähnt.

<sup>23)</sup> Für die Aufzeichnung der Melodie ist der Verf. Herrn Direktor Schörgendorfer zu Dank verpflichtet.

Waldmann, Birnbam bülli<sup>24)</sup>,  
Sauft da saure Milli, saure Milli,  
Bier und Wein,  
Kann da Waldmann lustig sein.

den alsbald auch die zahlreichen größeren und kleineren Kinder einstimmen, die sich dem Waldmann anschließen, durch den Ort, indem zunächst jedes auf der rechten, dann jedes auf der linken Seite der langen Straßensiedlung gelegene Haus besucht wird. Vor jedem Gebäude wartet man nach dem allgemeinen Gesang ein wenig, bis sich eine Tür oder ein Fenster öffnet. Dann treten die drei Heiligen vor und sprechen, indem sie sich mit dem ersten Teil der Verse zuerst gewissermaßen vorstellen, der Reihe nach:

Da heilige St. Veit,                   tat bittn um a Scheit!  
Da heilige St. Fried,                 tat bittn um a Burd Wied!  
Da heilige St. Florian,               um achte kentn ma 's Feuer an!

Da sich nahezu alle Bewohner des Marktes in Erinnerung an ihre eigene Jugend über den Besuch des Waldmannes freuen, gehen die Bittsteller selten leer aus (was aber, wenn es geschieht, von ihnen nicht weiter beachtet wird). Meist reicht man ihnen eine „Burd Wied“ oder sonstiges bereitgelegtes Holz. Viele geben Geld, wobei sie sich manchmal entschuldigen, daß sie keine Krapfen gebacken hätten (was die eigentliche traditionelle Spende und das Festgericht wäre). Bei den Bäckern erhalten sie einen großen weißen Wecken, bei Krämern Zuckerl. Nur einzeln wird ihnen noch ein Trunk (Most, Himbeersaft) gereicht. St. Florian übernimmt die Gaben und reicht sie zunächst dem Waldmann, der sich als erster seinen Anteil nimmt. Der Rest geht reihum. Nur die Geldspenden werden im Sechterl gesammelt und aufbewahrt und erst nach dem Umzug gewissenhaft unter alle Teilnehmer verteilt<sup>25)</sup>.

Gegenüber der Maskierung des Kematener Waldmannes trug der in See zu seinem Reisinganzug einen runden, ganz mit Eichenlaub besteckten Hut und St. Florian ein total geschwärztes Gesicht und neben seinem Sechterl auch noch ein langes hölzernes Schwert.

---

<sup>24)</sup> Zur Erklärung des merkwürdigen „Birnbam büli“ wird in Kematn auf die sogenannte „Bülibirn“ verwiesen, die als Mostbirnsorte besonders geschätzt sind und gern zu Kletzen getrocknet werden.

<sup>25)</sup> 1958 wurden beim Umzug in Kematn 40,— S, in See 50,— S eingesammelt und verteilt.



Mit Einbruch der Dämmerung versammeln sich die Schulkjugend, aber auch viele Jugendliche und Erwachsene, um auf dem etwas höher gelegenen Feuerplatz dem Entzünden des mächtigen Holzstoßes und dem Aufflammen der Strohfigur des „Sunnawendhansls“ beizuwohnen. Alsbald beginnt auch das beliebte Schwingen brennender Besen und selbstgemachter Fackeln, sowie das Ablassen von strohdurchflochtenen brennenden Wagenrädern, statt deren sich in letzter Zeit leider das Abrollen brennender alter Autoreifen einzubürgern beginnt.

Nach M. Markovic soll der Brauch des „Waldmanns“ in Kematen schon über 100 Jahre bestehen und von einem gewissen Asböck, der von Bayern eingewandert ist, mitgebracht worden sein“. Was die Zeitangabe betrifft, drückt sich darin wohl nur in volkstümlicher Weise der Begriff „sehr alt“ aus; ein Familienname Asböck ist in Kematen noch bekannt, wird aber derzeit nicht mehr mit dem Waldmann-Brauch in Verbindung gebracht. Für die Herkunft des Waldmanns aus Bayern aber verweisen die Kematener darauf, daß sich die Grenze dieses Landes bis zum Teschener Frieden von 1779 in unmittelbarer Nähe des Marktes, nämlich längs des Hausrucks, hinzog, in dessen Gebiet auch Ort und Schloß Wolfsegg liegen.



Abb. 1



Abb. 2

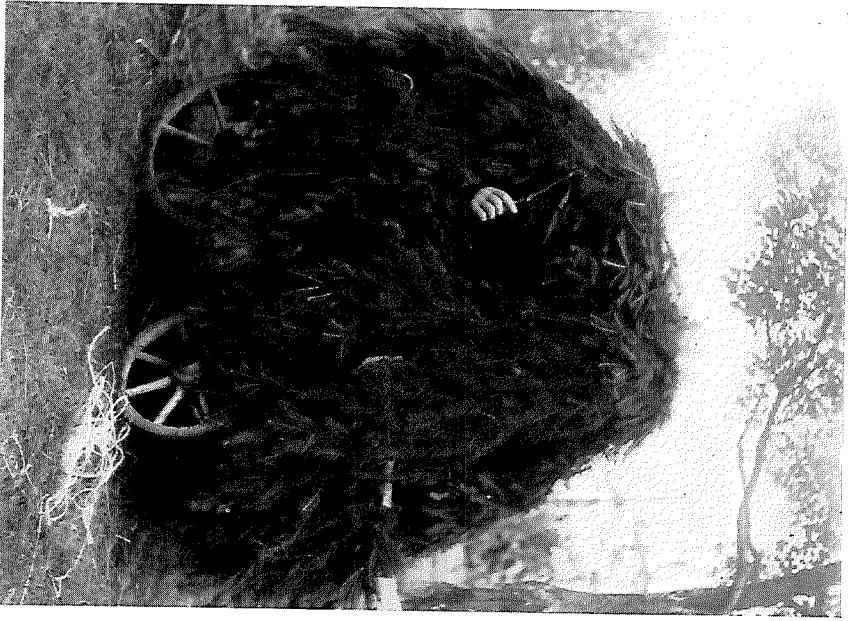


Abb. 5



Abb. 5



Abb. 4



Abb. 6

**Verzeichnis der Abbildungen**

zu E. Burgstaller, Laub- und Tannenreisigmasken in  
Oberösterreich

1. Der „Waldbamfili“ in Wolfsegg, Aufn. 1874. Repr. E. Burgstaller.
2. „Waldbamfili“ in Wolfsegg, Aufn. um 1940. Phot. Zehetner, Wolfsegg.
3. Wägelchen des „Waldmann“ in Kematen am Innbach 1958. Phot. E. Burgstaller.
4. „Waldmann“ in Kematen am Innbach 1958. Phot. E. Burgstaller.
5. „Waldmann“ in Kematen am Innbach 1958. Phot. E. Burgstaller.
6. Der „Waldmann“-Umzug in Kematen 1958: Ganz rechts der „Liachtlbamtrager“ mit dem geschmückten Bäumchen, hinter ihm die zwei „Rösser“, die den Wagen des „Waldmannes“ ziehen, über dem Wagen der Kopf des „St. Fried“; hinter dem Wagen schreiten „St. Veit“ und „St. Florian“ (mit dem „Sechter“). Den Schluß bildet ein Knabe, der das Wägelchen für die Holzspenden zieht. Phot. E. Burgstaller.

# Die Gnadenstätten im Montafon, Vorarlberg

Gelegentliche Korrekturen zu „Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch“ von Gustav Gugitz

(Mit 1 Abbildung)

Von Klaus Beitzl

Die Gnadenstätten im Montafon waren kürzlich Gegenstand einer gründlichen volkskundlichen Aufnahme, deren Ergebnisse alsbald eine zusammenfassende Darstellung erfahren sollen. Das topographische Handbuch Gustav Gugitz' erwies sich auch für diese kleinräumige Forschungsaufgabe als hervorragendes Arbeitsmittel<sup>1)</sup>; und wenn hier einige Klarstellungen und Verbesserungen zu den betreffenden Artikeln zusammengetragen werden, so geschieht das in einem Gefühl der Bewunderung und Dankbarkeit für die wahrlich „benediktische Arbeit“ von Gustav Gugitz. Es soll ein kleiner Dienst an dem Werk sein, das auf diesem Fachgebiet der Stolz Österreichs ist. Auch sei damit die Anregung verbunden, daß viele Forscher für die Gebiete ihrer Kenntnis ebensolche Korrekturen zur Verfügung stellen mögen.

Bartholomäberg im Montafon (S. 205). Die heilige Anna selbdritt im Schrein des spätgotischen Knappenaltars wird nicht als Gnadenbild verehrt. Die Pfarrkirche am Bartholomäberg wurde lediglich an Bitt- und Patronatstagen von Vandans und anderen Orten der Außerfratte aus prozessionsmäßig aufgesucht; nach neueren Mitteilungen unterbleiben heute selbst diese Prozessionen. Aus der bekannten Literatur geht nicht hervor, ob Bartholomäberg in der Vergangenheit als Gnadenort Geltung hatte.

Gaschurn im Montafon wurde in der verschriebenen Form Gaschun irrtümlich unter Tirol ausgeworfen (S. 53), muß dort also getilgt und unter Vorarlberg eingefügt werden. In der Gemeinde Gaschurn befinden sich die Gnadenstätten Maria-Schnee und Goldifor, daher:

Gaschurn im Montafon, s. Goldifor, Maria-Schnee.

---

<sup>1)</sup> Gugitz, Österreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch. Bd. 3: Tirol und Vorarlberg. Wien 1956.

Gauenstein bei Schruns im Montafon (S. 210). Es ist nicht bekannt, daß das Altarbild des Kapuzinerhospizes als Gnadenbild Verehrung genießt oder genossen hat; ebensowenig geht das aus der zitierten Literatur hervor.

Goldifor, nördlich von Gaschurn, richtig Goldaver (S. 212). Diese Maisäckkapelle wird — wenigstens in der Gegenwart — nicht wallfahrtsmäßig aufgesucht, ebenso fehlt jede Erinnerung, daß dieses früher geschehen wäre.

Maria-Schnee in Gaschurn (S. 215). Durch den rezenten Fund eines durch Lucas Tschofen in die Kapelle Maria-Schnee gestifteten Altars ergeben sich Fragen bezüglich des eigentlichen Kultgegenstandes. Die Tatsachen sind heute folgende: Maria-Schnee in Gaschurn. Kapelle laut Deckeninschrift 1637 von Lucas Tschofen gestiftet und erbaut. — KG: a) ursprünglich wohl der laut Inschrift von Lucas Tschofen 1640 gestiftete Altar mit auf Mondsichel stehender, gekrönter Marienstatue, die in der Linken ein Szepter hält, auf dem rechten Arm das nackte Kind trägt, sie ist umrahmt von einem Kranz von 15 Medaillons, in denen die Rosenkranzgeheimnisse dargestellt sind. Dieser Altar wurde 1956 in einem Bauernhause aufgefunden und nach seiner Restaurierung seit Mai 1957 an die Stelle des bisherigen Mariahilfbildes auf die Altarmensa im Kapellenchor gesetzt. b) Nach Aussage der ältesten Votivtafeln, Ende 18. Jahrhundert, mit der Darstellung der Schmerzhafte Maria mit zur Erde nach rechts herabgesunkenen Christus und einer leeren Kreuzesstätte im Hintergrund, muß auch ein anderes Gnadenbild Verehrung genossen haben; tatsächlich befindet sich eine entsprechende Holzplastik in Halbrelief an der nördlichen Seitenwand des Presbyteriums. c) Mariahilf, Gemälde, renoviert 1863, 1957 durch a) ersetzt, seitdem an der südlichen Seitenwand der Kapelle; auf dieses Bild beziehen sich die Votivbilder des 19. Jahrhunderts. — L: Lucas Tschofen versprach für die Genesung von einer schweren Krankheit, dort eine Kapelle zur Ehre Mariens zu errichten, wo es im Sommer hinschneie. Tafelbild in der gewölbten Bretterdecke der Kapelle weist auf die römische Legende hin. — V: Einige Votivtafeln Ende 18. Jahrhundert und 19. Jahrhundert. — WZ: Lokal. (Siehe auch Abb. Tafel 4.)

Lit.: Auch Richard Beitzl, Ein Lukas-Tschofen-Altar aufgefunden. In: Anzeiger für die Bezirke Bludenz und Montafon, 26. Jänner 1957.

Rodund bei Vandans (S. 219). Nichts zu bemerken... (Robunder Schrofen... muß lauten: Rodunder...)

St. Anton im Montafon (S. 220). Da St. Anton keine Gnadenstätte besitzt, ist der Ort hier irrtümlich angeführt. Siehe hierzu Vens bei Vandans.

St. Gallenkirch im Montafon (S. 220). Nichts zu bemerken.

Schrofen, Unter dem ... in St. Gallenkirch (S. 222). Nichts zu bemerken.

Schruns im Montafon (S. 222). Zwei Druckfehler sind zu berichtigen („Ätti, nimm mi o met!“ für „Aetti, däm mi o met!“ und Dalaas für Dalas), sonst nichts zu bemerken.

Lit.: Armin Müller, Wallfahrten in Vorarlberg. Inauguraldissertation an der Universität Innsbruck, 1947, Heft 3. Ungedruckt. — Zitiert bei: Karl Ilg, Die Walser in Vorarlberg, 2. Teil, S. 197, A. 170. Dornbirn, Vorarlberger Verlagsanstalt, 1956 (= Schriften zur Vorarlberger Landeskunde, Band 6).

Silbertal im Montafon (S. 223). Nichts zu bemerken; es sei, daß dieser historische Gnadenort unter einer zweiten Vedette Kristberg ausgeworfen werden soll.

Stallehr im Montafon (S. 223). Nichts zu bemerken.

Tschagguns im Montafon (S. 224—225). Der Artikel wird nach einzelnen Richtigstellungen heißen:

Tschagguns im Montafon, Pf.-K. Unserer Lieben Frau Geburt, K. 1409 nachweisbar, 1452 Neubau. Der Kultgegenstand unbekannter Herkunft bis 1752 in dem abseits von der K. an der alten Landstraße gelegenen Platz- oder Stürmerkäppeli; am 29. Oktober 1752 feierlich in das zu seiner Beherbergung besonders angebaute östliche Seitenschiff der Pf.-K. übertragen; nach neuerlicher Erweiterung der Pf.-K. von 1812—15 KG endgültig im neuerrichteten westlichen Seitenschiff untergebracht. — KG: Schmerzhafte Maria, Plastik mit zur Erde herabgesunkenen Christus nach rechts, auf linken SA., Anfang 15. Jh., 1609, dann mehrmals, zuletzt 1901 neugefaßt (das Reliquiar des hl. Aurelius genießt keine besondere Verehrung). — WM: 6 Kinder, die tot zur Welt kamen, erhielten auf wunderbare Weise die Taufe; Frauen in Kindsnöten; verschiedene Anliegen. — V: früher Wachsvotive; noch VB aus dem 18. Jh., zahlreich für 19. und Anfang 20. Jh.<sup>2)</sup>. — WZ: besonders Montafon, auch Klostertal und Walgau bis zur alten Diözesangrenze zwischen Chur und Konstanz, Galtür im Paznaun. 1756 etwa 15.000 Kommunikanten,

---

<sup>2)</sup> Von Tschagguns befinden sich zwei Votivbilder im Österreichischen Museum für Volkskunde: Inv. Nr. 27.325 (1828), 27.326 (1826).

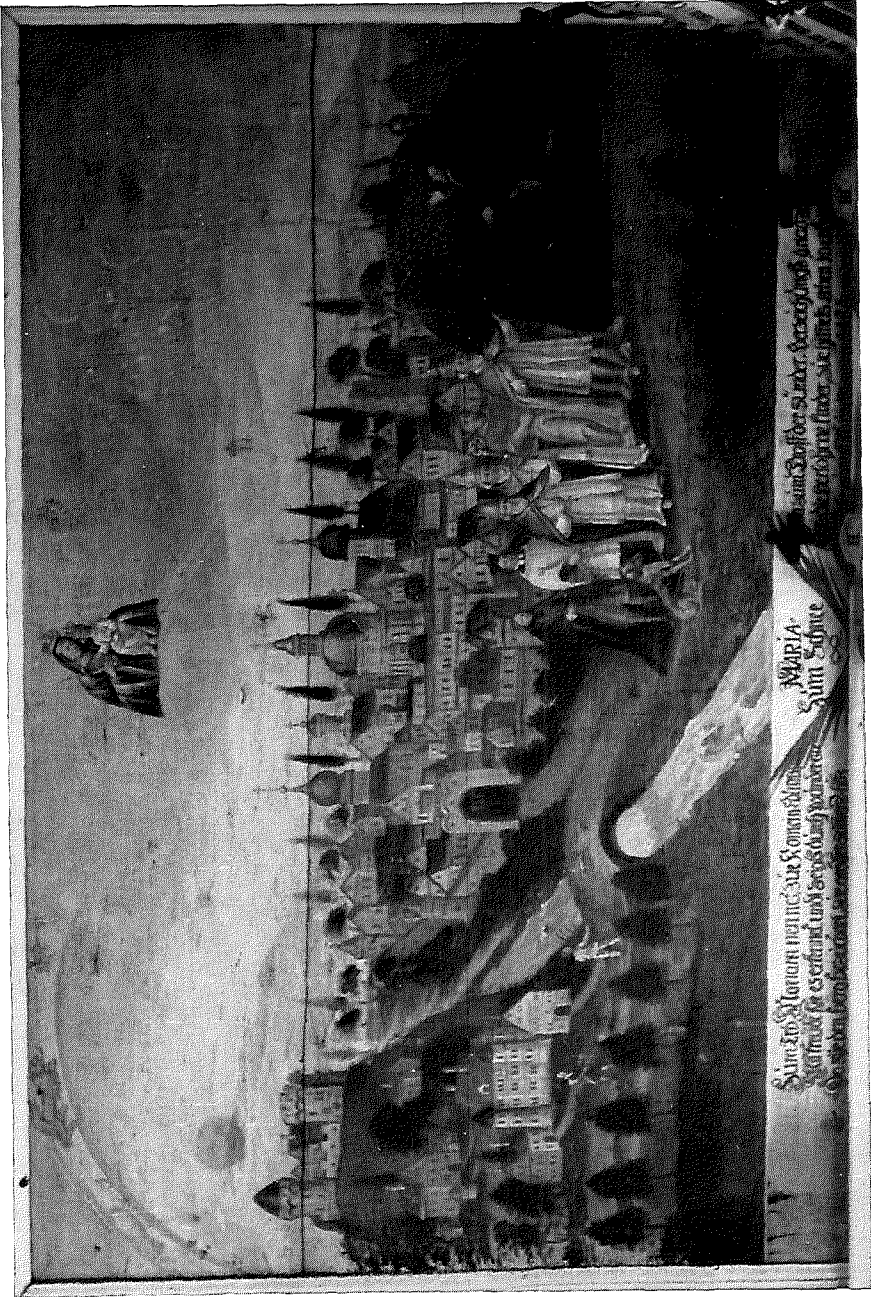
Desgleichen befinden sich im Schweiz. Museum für Volkskunde, Basel, vier figürliche Wachsvotive: Inv. Nr. VI 3107—3110 (alle 1909 erworben).



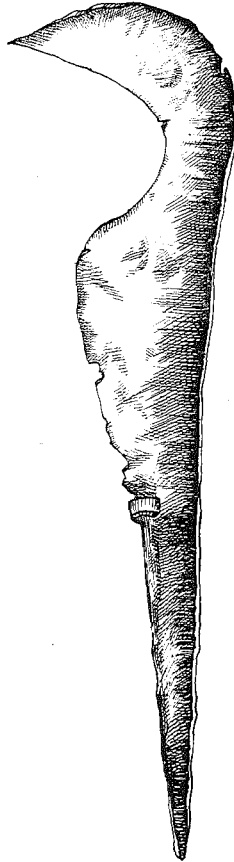
1935 noch etwa 14.000 P. gemeldet. Hauptfeste Mariä Geburt (8. September) und Schmerzhafter Samstag vor dem Palmsonntag.

V a n d a n s im Montafon, s. R o d u n d, V e n s. Wäre ergänzend einzufügen:

V e n s (S. 225) befindet sich im Gemeindebereich von V a n d a n s und müßte unter dieser Vedette nochmals ausgeworfen werden. Bei den Artikeln: V e n s, St. A n t o n, und V e n s, St. Sebastiankirchlein, handelt es sich um eine einzige Wallfahrtsstätte; die Pfarrkirche von St. Anton wird in diesem Zusammenhang irrtümlich genannt. Der Artikel wird neugefaßt lauten: V e n s bei V a n d a n s, sog. Venserbild, Kapelle 1613 auf Grund eines Pestgelübdes von Anna Planggin zu Ehren Unserer Lieben Frau und des hl. Sebastian gestiftet und auf einem Hügel erbaut, der heute durch die Vermurungen des Ladritschbaches völlig eingeebnet ist; 1697 vergrößert, 1722 Langhaus. — KG: a) auf dem HA stehende, gekrönte Barockmarienstatue mit Szepter in der R. und bekleidetem und gekröntem Kind mit Weltkugel auf der L., vor einem Bogen mit den 15 Rosenkranzblüten; b) Gemälde, die Marter des hl. Sebastian darstellend, auf linkem SA. Kult durch die 1712 gegründete Mariano-Sebastianische Bruderschaft gefördert. — WM: Seuchenabwehr; die Mädchen gehen dorthin, um sich einen Mann zu erbitten; vielerlei Anliegen. — V: Holzkrücken, VB aus dem 18. und frühen 19. Jh. mit der Darstellung beider KG, später nur noch auf marian. KG bezogen. — WZ: Weitere Umgebung (Schruns, Bludenz, Nenzing), heute schwach.



Tafelbild aus dem gewölbten Deckengetafel der Wallfahrtskapelle Maria-Schnee in Gaschnu. Montafon, Vorarlberg. Legendendarstellung „Maria zum Schnee“. Phot. Dr. Klaus Beittl.



Rebmesser des 16. Jahrhunderts

Ausgegraben in einem Weinkeller in Mauer bei Wien durch Dr. Adolf Mais. 1952. Stark verrostet, mit Spuren des Holzgriffes. 20 cm lang.

Österr. Museum für Volkskunde, Inv. Nr. 48. 475

Federzeichnung von Erich Lünemann

# Auf der Suche nach der verlorenen Volkskunde

## 3. Bericht über eine Frühlingsreise 1958 zu den Sammlungs- und Forschungsstätten der Volkskunde in Flandern

Von Leopold Schmidt

Die freundliche Einladung zu Gastvorlesungen an der Universität Gent ermöglichte es mir, einige voll genützte Tage hindurch die wichtigsten Stätten der Volkskunde in Flandern kennenzulernen<sup>1)</sup>. Zweifellos sind die Verhältnisse der Volkskunde in Belgien seit anderthalb Jahrhunderten bereits andere als die in Deutschland und Österreich. Man kann die vielfach sehr eifrig erforschte „Folklore“ des flämischen Teiles Belgiens mit der Volkskunde im heutigen deutschen Sinn nicht unmittelbar gleichsetzen. Sie entspricht vielmehr der „Volkskunde“ in den Niederlanden, mit der sie sprachlich und wissenschaftsgeschichtlich aufs engste verbunden ist. Aber es handelt sich doch im wesentlichen um historische Entwicklungen, und die Gemeinsamkeiten erscheinen bei weitem stärker als die Unterschiede. Davon ist aber trotz der sehr eifrigen und vielseitigen folkloristischen Veröffentlichungstätigkeit in Belgien bei uns vielleicht etwas zu wenig bekannt, und so erscheint der direkte persönliche Einblick von besonderer Wichtigkeit.

Von Wien führt der Ostende-Express direkt nach Flandern. Wer sich zunächst am Niederrhein etwas vorschulen will, wird in Köln Station machen und sich vom Stand zumindest der musealen Dinge überzeugen. Besonders seit in Köln das altberühmte Wallraf-Richartz-Museum in erneuerter Gestalt wieder eröffnet wurde, zieht es den Museologen geradezu magisch dorthin<sup>2)</sup>. Aber dieses einst vielseitige Museum besteht heute nur mehr aus einer Gemäldegalerie. Es ist eine großartige, sehr schön aufgestellte Galerie, aber sonst eben nichts. Ich muß nicht eigens betonen, wieviel ich besonders für meine Geräteforschungen den Gemäldesammlungen verdanke, und daher auch dem Wallraf-Richartz-Museum für manchen neuen Fund dankbar bin. Aber wenn man ein umfassenderes kulturgeschichtliches Bild einer Stadt, einer Kulturlandschaft wünscht, dann muß man außer dem Wallraf-Richartz-Museum unbedingt das Schnütgen-Museum im wiederherge-

---

1) Für die Einladung zu diesen Gastvorlesungen im Rahmen des Österreichisch-Belgischen Kulturaustausches bin ich den Herrn Kollegen von der Universität Gent, insbesondere dem Herrn Rektor Lambrechts und dem Herrn Dekan der Faculté des lettres Bouchery, vor allem aber meinem verehrten Fachfreund Paul de Keyser zu herzlichem Dank verpflichtet. Koll. de Keyser hat mir auch die meisten der hier kurz geschilderten Institute und Museen zugänglich gemacht und mich in jeder Weise bei der Kenntnisnahme der volkskundlichen Einrichtungen Flanderns unterstützt.

2) Wallraf-Richartz-Museum Köln. Führer durch die Gemäldegalerie. Köln 1957.

stellten Cäcilienkloster besuchen<sup>3)</sup>. Und jetzt tritt als dritte wichtige Sammlung das Kölnische Stadtmuseum im Zeughaus dazu, das über sehr beachtliche Bestände verfügt, und sie folgerichtig und lehrreich darbietet<sup>4)</sup>. Die Altertümer der Schützengilden etwa sind für uns von hoher Wichtigkeit. Im Obergeschoß begegnet man übrigens unter anderem auch der rheinischen Steinzeug-Kunst des Mittelalters und der Renaissance, für uns immer aufschlußreich. Wenn man die Arbeiten von Raeren, Frechen und Siegburg kennenlernen will, muß man also hierhergehen. Ich habe die Probe aufs Exempel gemacht und bin nach Siegburg gefahren, wo einstmals das Heimatmuseum bedeutende Bestände an Siegburger Steinzeug zur Schau stellte. Aber dieses „Heimatmuseum mit seinen reichen Schätzen der einst weltberühmten Siegburger Töpferkunst“ befindet sich noch immer „im Neuaufbau“, wie der Stadtführer zugibt<sup>5)</sup>. Es ist jetzt, vierzehn Jahre nach Kriegsende, noch gar nichts davon zu sehen. Offenbar steht es wie bei Trier: Dort hat das Rheinische Landesmuseum alles Interesse auf sich gezogen, so daß das Bernkasteler Heimatmuseum gar nicht mehr zum Zug kommt, und hier ist es eben Köln, das alles museale Interesse für die umliegenden Heimatmuseen erlahmen läßt. Da leidet aber erfahrungsgemäß immer die Volkskunde besonders darunter.

Mit solchen Überlegungen fährt man durch das gewerbefleißige deutsch-luxemburgisch-belgische Grenzgebiet nach Flandern. Man weiß, daß man in ein sehr beherrschtes nordwesteuropäisches Land kommt, mit vielen Traditionsstrahlen aus fernen Zeiten. Dieses niederfränkische Land an der Nordsee müßte von vornherein keine besonderen Beziehungen zu unserem Südosten haben. Aber die diagonalen, mitunter auch triangulären historischen Beziehungen quer über Mitteleuropa hin haben Österreich und die Niederlande etwa vierhundert Jahre lang doch recht eng verbunden, und wenn wir überlegen, daß gerade diese vier Jahrhunderte vom Ende des Mittelalters bis zum Ende der Neuzeit in den revolutionären Umwälzungen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die Hauptzeit der „Volkskunde im engeren Sinn“ sind, der Zeitabschnitt, mit der sich die klassische Volkskunde bei weitem am stärksten beschäftigt hat, dann werden wir die flämische Volkskunde vielleicht aufmerksamer als bisher zu betrachten beginnen. Man spürt in sich eine gewisse Wunsch-Verpflichtung aufkeimen, auch in jenen Ländern nach unserer Volkskunde zu suchen, in denen man in Kirchen und Rathäusern und an genügend vielen anderen Orten oft die Erinnerung an die vielhundertjährige österreichische Verwaltung finden kann; in deren repräsentativen Versammlungsstätten die würdeerfüllten Porträts nicht nur Karls V., sondern auch noch Maria Theresias und Josefs II. hängen. Die Erinnerung an die „Österreichischen Niederlande“ ist, wie man doch erst an Ort und Stelle merkt, durchaus lebendig. Und die starke Katholizität des flämischen Volkes verstärkt diesen Eindruck der beträchtlichen, auf den alten dynastischen Zusammenhängen beruhenden Gemeinsamkeit. Besonders für den Betrachter des religiösen Volkslebens und der damit zusammenhängenden Kunst ist die Besinnung auf das historische Element des Katholisch-Bleibens der südlichen Niederlande von größter Wichtigkeit. Vor allem dadurch

---

<sup>3)</sup> Alte Kunst im Schnütgen-Museum. Köln 1956.

<sup>4)</sup> Kölnisches Stadtmuseum im Zeughaus. (Faltblatt, Köln o. J.)

<sup>5)</sup> Siegburg, in der Nähe der Bundeshauptstadt und des Siebengebirges. Herausgegeben vom Städtischen Verkehrsamt. Siegburg o. J.

vermag er ja auch die flandrische Volkskultur von der der nördlichen Niederlande deutlich abzuheben.

Viele dieser Einsichten vermag man selbstverständlich schon aus der reichen Literatur zur flämischen Volkskunde zu gewinnen. Seit J. W. Wolf, der schon 1843 seine „Niederländischen Sagen“ erscheinen ließ, und Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der sich der niederländischen Volkslieder annahm, kann man sich in deutscher Sprache über sehr viele Stoffe unseres Faches orientieren<sup>6)</sup>. Ein nicht unbeträchtlicher Teil der späteren Literatur ist freilich in französischer Sprache erschienen. Es hat Jahrzehnte gedauert, bis Flandern sich Lehranstalten errang, in denen flämisch die Sprache der Wissenschaft wurde. Die Rijksuniversiteit von Gent bietet heute das stolze Beispiel einer ganz flämischen Hochschule, und zwar einer unabhängigen, wogegen die gleichfalls flämische Universität in Löwen konfessionell gebunden katholisch ist. Seit dem zweiten Weltkrieg sind die Bestrebungen auf volkskundlichem Gebiet leichter zu überblicken als vorher. Das Land, das in seinen vielen alten Städten immer wieder individualistische Sammler hervorbringt, das eine große Anzahl kleiner und kleinster Volkskunde-Vereinigungen besitzt, die meist eigene Veröffentlichungen, sogar Zeitschriften, herausgeben, dieses in den Einzelpersonlichkeiten so schöpferische Land hat nunmehr eine erste zentrale Betreuung seiner Volkskunde geschaffen, die Königliche Kommission für Volkskunde, mit dem Sitz am Unterrichtsministerium in Brüssel<sup>7)</sup>. Die Kommission gliedert sich den sprachlichen Verhältnissen des Landes entsprechend in eine flämische und eine wallonische Sektion. Und beide Sektionen geben je ein Jahrbuch heraus, das jeweils die Bibliographie aller Erscheinungen des Faches, einschließlich der Zeitungsartikel, darbietet. Der Obmann der flämischen Sektion ist derzeit der Genter Professor Robert Foncke, der Sekretär Jules Pieters. Mit diesen Jahrbüchern ist jedenfalls die Gewähr gegeben, daß das gesamte volkskundliche Publikationswesen wenigstens unserer Jahrzehnte geschlossen angeführt bleibt; die internationale „Volkskundliche Bibliographie“ könnte angesichts des sehr reichen Veröffentlichungssegens in Belgien diese Aufgabe gar nicht erfüllen.

Die Gesellschaften für Volkskunde bleiben dem Gast weitgehend unbekannt. Sie sind offensichtlich von stark lokalem Gepräge. Die flämischen Landschaften, also Westflandern, Ostflandern, Brabant und Limburg, haben nicht nur landschaftliche, sondern jeweils auch städtische Organisationen, die dann oft nicht nur Volkskunde, sondern auch anschließende lokale Kunst- und Kulturgeschichte betreiben. Von Wichtigkeit erscheint in Brügge der „Bond der westvlaamse Folkloristen“ mit seinem köstlichen Almanach „'t Beertje“ — nach einem wappenartigen Bärenstandbild<sup>8)</sup> — und in Gent der „Bond der oostvlaamse Folkloristen“ mit der nun schon recht langlebigen Zeitschrift „Oostvlaamse Zanten“<sup>9)</sup>. Jahrzehnte hindurch betreute Albert Marinus von

---

6) Vgl. Georg Goyert und Konrad Wolter, *Vlämische Sagen, Legenden und Volksmärchen*. Jena 1917. S. VII f. (Einleitung von Eugen Everaerts).

7) Koninklijke Belgische Commissie voor Volkskunde, mit dem Sitz an dem Ministerie von Openbaar Onderwijs, Brüssel.

8) 't Beertje. *Volkskundige Almanak*. Uitgeven door den Bond van Westvlaamse Folkloristen. Brügge. 1945 ff.

9) *Oostvlaamse Zanten*. Mededelingen van de Bond der Oostvlaamse Folkloristen. Seit 1926, Gent.

Brüssel aus die „Folklore brabançon“ in französischer Sprache<sup>10)</sup>. Gleichfalls französisch erscheinen in Lüttich die „Enquetes du Musée de la vie wallonne“<sup>11)</sup>, die ungemein stoffreiche Zeitschrift eines material-erfüllten Museums, das für die Sachvolkskunde Belgiens von entscheidender Bedeutung ist. Was die flämischen Vertreter der Volkskunde betrifft, so veröffentlichen sie infolge ihrer engen Verbundenheit mit der Germanistik auch viel in germanistischen Zeitschriften und Kongreßschriften, und nicht zuletzt in der holländischen „Volkskunde“, dem sorgfältig redigierten Zentralorgan der niederländischen Volkskunde<sup>12)</sup>. Man darf also die flämische Volkskunde durchaus nicht nur in Flandern suchen; das belgische Staatsbewußtsein überlagert nicht allenthalben das gesamt-niederländische Zusammengehörigkeitsgefühl<sup>12a)</sup>.

Das akademische Zentrum der flämischen Volkskunde ist das Seminar für Volkskunde an der Universität Gent. Das seit langen Jahren von Paul de Keyser geleitete Institut lebt im Verband der Institute für germanische Philologie, wozu die Seminare für niederländische, deutsche und englische Philologie und das flämische Mundartwörterbuch gehören<sup>13)</sup>. Das Seminar umfaßt außer der Fachbibliothek eine Lichtbildsammlung und das ostflämische Volksliedarchiv. Wichtig erscheinen die zahlreichen Facharbeiten und Dissertationen, die aber zum Teil auch der hier mitbetreuten mittelniederländischen Philologie und Namenforschung angehören. Die stattliche Bibliothek der Genter Folkloristen-Vereinigung befindet sich nicht hier, sondern in einem eigenen Raum des Stadtarchives im ehemaligen Versatzamt, dem „Berg van Barmhartigheid“ aus dem 17. Jahrhundert. Das Seminar verfügt seit kurzem erst über einen Assistenten, wogegen die Folkloristen-Vereinigung leider keinen ständig beschäftigten Bibliothekar hat.

An der katholischen Universität in Löwen lehrt seit einiger Zeit der Antwerpener Stadtsekretär K. C. Peeters, der sich besonders um die Neuaufstellung des „Museums voor Folklore“ in Antwerpen verdient gemacht hat.

---

<sup>10)</sup> Le Folklore Brabançon. Bulletin du Service Provincial de Recherches Historiques et Folkloriques. Brüssel 1921 ff.

<sup>11)</sup> Enquetes du Musée de la Vie Wallone. Bulletin questionnaire. Lüttich 1929 ff.

<sup>12)</sup> Volkskunde. Driemaandelijks tijdschrift voor de studie van het volksleven. Amsterdam. Neue Reihe seit 1940.

<sup>12a)</sup> Das wird auch bei der Planung des Volkskunde-Atlas dieser Landschaften deutlich, der ein „Volkskundeatlas von Niederland und Flämisch-Belgien“ werden soll, im Auftrag der Volkskunde-Kommission der Königlich-Niederländischen Akademie der Wissenschaften und der Flämischen Abteilung der Königlich Belgischen Kommission für Volkskunde herausgegeben von P. J. Meertens und Maurits de Meyer.

Ein kurzes Referat darüber von P. J. Meertens in: Arbeitstagung über Fragen des Atlas der deutschen Volkskunde, Protokollmanuskript zusammengestellt von G. Wiegmann, Bonn 1958. S. 17 f.

<sup>13)</sup> Vgl. P. de Keyser und E. Blancquaert, Germaanse Philologie. Zestig Jaar Nederlands Taalkunde aan de Universiteit te Gent (1890—1950). (Aus: Zestig Jaren Onderwijs en Wetenschap aan de Faculteit van de wijsbegeerte en letteren der Rijksuniversiteit te Gent. 1952. S. 124 ff.) Mit reichhaltiger Bibliographie.

Die Museen hängen hier, wie ja auch bei uns, aufs engste mit den Volkskunde-Vereinigungen und den akademischen Vertretern des Faches zusammen. Einmal wird die eine Seite dieses Dreigespannes mehr betont, dann wieder die andere. Die Volkskunde-Museen gehören zu den jüngsten Instituten des so ungemein museumsreichen Landes. Sie sind daher nicht allerwärts gleichmäßig gefördert worden, und man muß sich wie überall auch die anderen Museen, die oft ganz unglaublich großartigen Kunst- und Kultur-Sammlungen ansehen, um einen zureichenden Eindruck zu bekommen. Vor allem muß man wie in Köln außer der Gemäldegalerie unbedingt das kulturhistorische Stadtmuseum besuchen, jede große flämische Stadt besitzt ein solches, das mitunter erstaunlich wichtige Bestände darbietet.

Beginnen wir im Westen, in Brügge, der Stadt des stehengebliebenen Mittelalters<sup>14)</sup>. Der sehr zuverlässige Schroedersche Reiseführer von Jean Gyory, der ein eigenes Kapitel „Belgiens Volksbräuche“ aufgenommen hat<sup>15)</sup>, führt ein eigenes „Folklore-Museum“ in der „Halle“ unter dem Belfried an, mit einer Sammlung westflämischer Volkskunst, unter besonderer Berücksichtigung der Andachtskunst<sup>16)</sup>. Aber das Museum hat keinen hauptamtlichen Betreuer und war daher trotz unserer Bemühungen nicht zugänglich. Man vermag sich in Brügge darüber zu trösten, wo es das vorzügliche „Stedelijk Museum van schone Kunsten“ gibt, mit herrlichen flämischen „Primitiven“<sup>17)</sup>, und als Spezialsammlung das Hans Memling-Museum im Sint-Jans Hospitaal<sup>18)</sup>. Die schönste Ergänzung zu diesen sowieso schon sehr stadtgebundenen Kunstsammlungen bietet die Schatzkammer der Heiligen-Blut-Kapelle. Brügge verwahrt ja nicht nur eine berühmte Heiligen-Blut-Reliquie in der „Basilika des hl. Blutes“ genannten gotischen Kapelle, es ist auch der Schauplatz der weithin bekannten Hl. Bluts-Procession jeden 2. Mai<sup>19)</sup>. Der reliquienmäßige und künstlerische Niederschlag findet sich in der museal eingerichteten Schatzkammer neben der Kapelle. Die kulturgeschichtliche Ergänzung zu den Kunstsammlungen aber findet man im „Palast der Herrn von Gruuthuse“, einem gotischen Stadtschloß, das auserlesen schöne Sammlungen aller Art von Kunstgewerbe enthält<sup>20)</sup>. Von den urgeschichtlichen Ausgrabungen bis zu den barocken Spitzen ist hier alles in gediegener, sehr sauberer Aufstellung berücksichtigt, was auch für uns in Betracht kommt.

Das sehr reiche „Museum voor Folklore“ in Gent ist einstweilen in der etwas düsteren ehemaligen Kirche der beschuhten Karmeliter

---

14) Brügge, die Kunststadt. Illustrierter Führer. 4. Aufl. Brügge o. J.

15) Belgien, mit einer farbigen Übersichtskarte, 7 farbigen Stadtplänen und 48 Abbildungen. Bonn 1955. S. 65 ff.

16) Jean Gyory, Belgien, a. a. O., S. 231.

17) E. Hosten und Eg. I. Strubbe, Stedelijk Museum van Schone Kunsten, Brugge. Geillustreerde Catalogus. Brugge 1938.

18) Davon einstweilen nur das Postkartenbüchlein: Musée Hans Memling, Hopital Saint-Jean Bruges.

19) Darüber das Postkartenbüchlein: Brugge. Processie van het Heilig Bloed.

20) Stad Brugge — Gruuthuse. Sonderheft der Zweimonatsschrift „West-Vlaanderen“. Reichillustrierte Aufsatzsammlung, 56 Seiten, o. J. Mit einer deutschen Einlage „Nummerkatalog“.



untergebracht<sup>21</sup>). Der „Bond van Oostvlaamse Folkloristen“ hat es seit 1925 entstehen lassen, seit 1932 ist es in der gotischen Backsteinkirche aufgestellt. Die sehr umfangreichen Zeugnisse der bürgerlichen „Folklore“, zu denen Paul de Keyser selbst sehr viel beigetragen hat, sind seit 1948 durch die Gerätesammlung von Constant van Thorenburg-Mestdag bereichert worden. Freilich sehen diese bürgerlichen Handwerksgeräte im Chor einer gotischen Kirche etwas merkwürdig aus. Eine Übersiedlung in ein nahegelegenes mittelalterliches Spital wäre wohl denkmalpflegerisch gut, aber museal wahrscheinlich auch keine volle Abhilfe. Gewisse Spezialsammlungen wie die große Kollektion der Gildenteller gewähren Einblicke in eine von der unseren doch sehr verschiedenen gesellschaftlichen Welt. Die Sammlung ist so gut wie nicht inventarisiert, da kein eigener wissenschaftlicher Beamter zur Verfügung steht. Dementsprechend ist auch kein Katalog käuflich zu erwerben. Erfreulicherweise hat sich Paul de Keyser auch so abgelegener Stücke wie der bäuerlichen Arbeitsgeräte angenommen, und einige davon in den Kriegsjahren inventargenau publiziert<sup>22</sup>).

Sonst ist ja die Sachvolkskunde hier weniger berücksichtigt, die wissenschaftlichen Bestrebungen gelten eben wie schon seit langem der eigentlichen „Folklore“ und seit neuerer Zeit auch der bildenden Volkskunst. Was die Folklore betrifft, so hat man sich mit den Genter Sagen etwa viel beschäftigt, neben den Abhandlungen von de Keyser<sup>23</sup>) ist jetzt das von ihm mitbetreute künstlerisch ausgestattete Sagenbuch „Gentianen“ von Paul de Ryck besonders zu erwähnen<sup>24</sup>). Zur Volkskunst führt die Beschäftigung mit den Puppenspielen hinüber, die für Flandern so bezeichnend ist. Das Museum besitzt ein ganzes Puppentheater, und de Keyser hat unter anderem auch über die „Poesjes“ gearbeitet<sup>25</sup>). Er hat ja auch der Volkskunstforschung durch die Herausgabe der schönen beiden Bände „Ars folklorica Belgica“ zu neuem Ansehen verholfen<sup>26</sup>).

Wenn man in Gent die weiteren Museen auf ihren Wert für uns hin besichtigt, wendet man sich zunächst an das schöne, reiche „Museum van schoone Kunsten“ im Citadelpark<sup>27</sup>). Neben den großen Werken

<sup>21</sup>) Paul de Ryck, Gent, burcht van Vlaanderen. 3. Aufl. Gent 1956. S. 99.

Paul de Keyser, 1000 jarig Gent. Overzicht van de kunstschaten te Gent. Gent 1949.

<sup>22</sup>) Paul de Keyser, Uit den Inventaris van het Folklore-Museum Gent. 1. De Vlegel (Oostvlaamsche Zanten, Bd. 16, 1941, S. 161 ff.), 2. De Herdersstaf (ebdo. Bd. 17, 1952, S. 79 ff.), 3. De Kweern (ebdo. Bd. 17, 1952, S. 103 ff.), 4. De Hangel (ebdo. Bd. 17, 1952, S. 140 ff.), 5. Wolfjzers en Schietgeweren (ebdo. Bd. 18, 1943, S. 70 ff.).

<sup>23</sup>) Paul de Keyser, De Gentse Sagen (Volkskunde, Amsterdam, Bd. 50, 1949, S. 53 ff.).

<sup>24</sup>) Paul de Ryck, Gentianen. Een resem oude Gentse sagen, verzameld, ingeleid en van aantekeningen voorzien door Paul de Keyser. Gent 1955.

<sup>25</sup>) Paul de Keyser, Uit de geschiedenis van het Gentsch poppenspel: Pierken en Arlekijn (Baekelmans ter eere. Gent 1945. S. 222 ff.).

<sup>26</sup>) Ars folklorica Belgica. Herausgegeben von Paul de Keyser. Bd. I. Antwerpen 1949.

<sup>27</sup>) Museum van Schoone Kunsten. Catalogus. Oude Meesters, Schilderstukken, teekeningen, plaatsneden. Gent 1938.

der alten Kunst wird man hier Maler des Genter Volkslebens des 19. und 20. Jahrhunderts nicht übersehen dürfen. Dann aber wendet man sich dem „Archäologischen Museum der Byloke“ zu, das in den Gebäuden einer ehemaligen Abtei untergebracht ist, und zu den größten und wichtigsten kulturhistorischen Sammlungen Europas gehört<sup>28)</sup>. Die alten Möbel sind hier ebenso besichtigungswert wie die ungemein zahlreichen Schmiedearbeiten. Die Waffeisen, die dreifüßigen Feuerböcke sind für uns ebenso wichtig wie die Buntmetallarbeiten, unter denen die bronzenen Normalmaße der Stadt Gent hervorragten: Das älteste davon aus dem Jahre 1281. Aber die Töpferarbeiten wollen darüber nicht übersehen werden, mit kostbaren ganz erhaltenen Stücken aus karolingischer Zeit. Eine prächtige Kostümsammlung erweist die Byloke auch als bürgergeschichtliches Museum guter Art. Die bedeutendste Sammlung des Hauses freilich ist die im ehemaligen Schlaftsaal der Abtei untergebrachte Kollektion der dinglichen Andenken an die alten Gilden und Zünfte der Stadt. Es sind Fackelhalter und Standarten, vor allem des 17. und 18. Jahrhunderts, die ganzen barocken Bereicherungen eines sehr lebhaften Prozessionsbrauchtums. Und wie allenthalben in den Niederlanden stellt sich der große Vorteil einer reichen malerischen Tradition ein: Man hat eben alle diese Aufzüge mit jenen Zunftzeichen immer wieder auch in prächtigen Bildern festgehalten. Das kommt nicht zuletzt den zwei Sälen der Byloke zugute, die den militärischen Bruderschaften von Gent gewidmet sind. Die Armbrustschützen von St. Georg, die Scharfschützen und Feldschlangenschützen von St. Antonius, und wie sie alle hießen, sie sind hier mit ihren Waffen, mit den Porträts ihrer Schützenkönige usw. vertreten, ein erlesener Reichtum, der die Besonderheit dieser gesellschaftlichen Gliederungen erst richtig hervor-treten läßt. Fast direkt als volkskundliche Sammlung läßt sich schließlich das „Haus der Äbtissin“ mit der reichen Innenausstattung nicht zuletzt an Küchengerät ansprechen.

Beim Durchwandern der Gebäude und Säle der Byloke versteht man einigermaßen, warum sich in Gent ein eigenes Volkskunde-Museum nicht ganz leicht durchsetzen und behaupten kann. Das irgendwie augenfälliger und historisch-kunsthistorisch ansprechendere Sammelgut, das an sich für ein Volkskunde-Museum in Betracht käme, ist durch seine archäologisch-stadtgeschichtlichen Beziehungen schon in der Byloke versammelt, und alles weitere fällt daneben rein schaumäßig etwas ab. Die Möglichkeiten einer eigentlich volkskundlich-musealen Darbietung liegen hier also vor allem bei den Mitteln der Schaubarmachung.

Das ist offensichtlich die Tendenz bei der Neugestaltung des „Museum voor Folklore“ in Antwerpen gewesen<sup>29)</sup>. Die große Hafencity ist so museenreich, daß man ihre Schätze in kurzer Zeit überhaupt nicht überblicken kann. Schon die Kirchen sind ja wahre Museen, sowohl die Kathedrale<sup>30)</sup> wie auch die St. Jakobskirche, in der Rubens begraben liegt. Bei allem anderen künstlerischen Reichtum steht

---

Georges Chabot, Het Museum voor Schone Kunsten te Gent. Geschiedkundig overzicht. Brüssel 1951.

<sup>28)</sup> Archaeologisches Museum der Byloke in Gent. Kurzer Führer. Gent 1957. (Einen ausführlicheren Katalog gibt es zur Zeit leider nicht.)

<sup>29)</sup> Antwerpen. Kurzer Führer durch Stadt und Hafen. Antwerpen o. J.

<sup>30)</sup> J. van den Nieuwenhuizen, Gids voor de Kathedraal van Antwerpen. Antwerpen 1957.

hier Rubens selbstverständlich stark im Vordergrund. Das Rubens-Haus in der Rubensstraat besucht man daher mit besonderem Gewinn<sup>31)</sup>. Die gewaltigste Menge an Kunstschätzen ist im Königlichen Museum der schönen Künste zusammengetragen, — es enthält mehr als tausend Werke alter Meister, und mehr als fünfzehnhundert Gemälde und Plastiken des 19. und 20. Jahrhunderts. Dennoch bleibt daneben eine Privatsammlung von allerhöchstem Rang sehr sehenswert: Das Museum Mayer van den Bergh, das sich unter anderem des Besitzes der „Dullen Griet“ von Pieter Bruegel rühmen darf<sup>32)</sup>. Das viel umstrittene Bild ist übrigens erst jetzt wieder von der Bruegelforschung volkskundlich angeregter Art neu betrachtet worden, wie die 1957 erschienene Monographie von Jan Grauls erweist<sup>33)</sup>. Neben diesen Kunstsammlungen ist auch in Antwerpen wieder das stadtgeschichtliche Museum als wichtige Ergänzung heranzuziehen: Das Vleeshuis. In diesem gewaltigen gotischen Hallenbau, der im Auftrag der Fleisshauerzunft errichtet wurde, sind die prachtvollen Stadtaltertümer untergebracht. Mit dem Gruuthus in Brügge und der Byloke in Gent zusammen also eine sehr würdige Dreieckigkeit der Darbietung kulturgeschichtlicher Schätze, wie sie gerade von der historischen Volkskunde sehr aufmerksam mitgesehen werden müssen.

Neben diesem Reichtum hat wohl auch das Antwerpener Volkskundemuseum lange Zeit kaum aufkommen können. Um die Gründung hatte sich wieder ein Verein, nämlich die „Vereeniging tot bewaring der Vlaamsche volksoverleveringen“ seit 1900 verdient gemacht. Unter den führenden Köpfen der Vereinigung befand sich ein so hervorragender Folklorist wie Victor de Meyere<sup>34)</sup>. Er starb 1938, als die Sammlung einen Inventar-Bestand von 18.261 Nummern erreicht hatte. Nun zog das Museum in die alten Häuser der Gildekamerstraat hinter dem schönen Rathaus ein. 1951 brachte K. C. Peeters die umfassende museale Umarbeitung der Gebäude zustande, die 1955 mit der Eröffnung des ganz neu und zwar sehr modern aufgestellten Museums bekrönt wurde. Das Museum untersteht nun der Gruppe der „Outhedkundige Musea“ unter dem Konservator F. Smekens, und wird von dem Iore“ weitgehend mit „Volkskunst“ interpretiert worden<sup>35)</sup>. Eine belore“ weitgehend mit „Volkskunst“ interpretiert worden<sup>35)</sup>. Eine bedachte schmale Auswahl aus den großen Sammlungen zeigt in jeder der kostbaren Ganzglasvitrinen, welches Thema gemeint ist. Der große Erdgeschoßsaal stellt die Figuren der Riesenumzüge in den Vordergrund. Nicht umsonst haben Smekens und van Nespen dort 1957 die Ausstellung „Ommegangen en blijde inkomsten te Antwerpen“ durchgeführt, ein Markstein in der Prozessionsforschung<sup>36)</sup>. Für die große Masse der flämischen Volkskunst steht ein schöner Katalog zur Ver-

31) F. B a u d o i n, Das Rubenshaus. Kurzer Führer. Antwerpen 1955.

32) Catalogue du Musée Mayer van den Bergh, Anvers, Brüssel 1933.

33) Jan Grauls, Volkstaal en Volksleven in het werk van Pieter Bruegel. Antwerpen 1957.

34) Paul de Keyser, Victor de Meyere (Jaarboek van de Maatschappij der Nederlandse Letterkunde te Leiden. 1950—1951. Leiden 1952. S. 157 ff.).

35) Museum voor Folklore. Vlaamse Volkskunst. Catalogus. Antwerpen o. J.

36) Museum voor Folklore. Ommegangen en blijde inkomsten te Antwerpen. Katalog. Antwerpen 1957.

fügung, sogar mit einer maschinschriftlichen Version in deutscher Sprache<sup>37)</sup>. Zu anderen Antwerpener Ausstellungen der letzten Jahre, besonders der Masken-Ausstellung von 1956<sup>38)</sup> und der Magie-Ausstellung von 1957<sup>39)</sup> konnte das Museum schon Wesentliches beitragen. Freilich muß hinter der sehr schönen Schauseite noch viel weitergearbeitet werden. Die Objekte sind zwar in den sehr teuren Ganzglasvitrinen schön untergebracht, doch fehlt es nahezu ganz an jenen Hilfen und Erläuterungen, wie man sie heute von einem Volkskundemuseum erwartet. Zwei Karten (offenbar umgezeichnete Punktkarten nach den Aufnahmen eines Volkskunde-Atlas) stellen heute die ersten Ansätze einer solchen Erläuterung vor.

Das hochmoderne Antwerpener Museum zeigt vielleicht am besten Gehalt und Grenzen dessen, was man im Westen als „Folklore“ bezeichnet. Ohne Zusammenschau mit den stadsgeschichtlichen Museen würde man die Volkskunde in unserem Sinn von ihnen allein nicht ablesen können. Es gibt Mittelgebiete, die sich zu unserer heutigen Forschung gut fügen. Dazu gehört die in Belgien immer stark betriebene Volksschauspiel-, insbesondere die Puppenspielforschung. Antwerpen besitzt selbstverständlich zahlreiche große Marionetten. Man gedenkt außerdem der internationalen Marionettenausstellung in Namur im heurigen Jahr<sup>40)</sup>. Dann gehört hierher die Wallfahrtsforschung, die von Belgien angesichts des sehr lebendigen Wallfahrtswesens vielleicht noch stärker Kenntnis nehmen müßte als bisher<sup>41)</sup>. Man bedenke, von unserem Standpunkt aus, daß sich in Flandern noch Eisenopfer finden, daß die Museen recht altertümlich anmutende Exemplare dieser Votivgruppe verwahren<sup>42)</sup>. Insbesondere aber wird man die enge Verbindung des flämischen und des österreichischen Andachtsbildwesens ins Auge fassen müssen<sup>43)</sup>. Kultströme wie beispielsweise die Kümernisverehrung haben zumal in der Barockzeit sehr wichtige Verbindungen

---

<sup>37)</sup> F. Smeekens und W. van Nespen, *Het Museum voor Folklore*. Beknopte Gids. Antwerpen 1958.

Nach meinem Besuch erschien der schönbebilderte Bericht von F. Smeekens: *De opening van het Museum voor Folklore en van het National Scheepvaartmuseum* (Steen). (Antwerpen. Tijdschrift der Stad Antwerpen, 4. Jg., Nr. 1, April 1958, 8 Seiten mit 6 Abb.)

<sup>38)</sup> Frans M. Olbrechts und G. Claerhout, *Katalog Het Masker — Alle volken — alle tijden*. Antwerpen 1956.

<sup>39)</sup> *Katalog Tentoonstelling Magie*. Antwerpen 1957.

<sup>40)</sup> *Congrès International de la Marionnette Traditionnelle, sous le patronage de la Commission royale belge de Folklore*. 1958.

<sup>41)</sup> Vgl. jetzt besonders die umfangreiche und hervorragend ausgestattete Publikation von Renaat van der Linden, *Bedevaartvaantjes in Oost-Vlaanderen. Bijdrage tot de studie van de Legenden, de Ikonografie, de Volksgebruiken*. Ledeberg-Gent 1958. XXXI und 366 Seiten, mit zahlreichen Abb. im Text.

<sup>42)</sup> Im Eisenopfer-Katalog der Sammlung Kriss sind leider nur Eisenopfer aus Brabant, nicht aber aus Flandern eingetragen (S. 32), und die Bestände der Museen von Gent und Antwerpen nicht berücksichtigt: Rudolf Kriss und Lenz Kriss-Rettenbeck, *Eisenopfer*. München 1957. Die Bestände des Museums in Gent sind übrigens entwendet worden, angeblich während des letzten Krieges.

<sup>43)</sup> Vgl. Gustav Gugitz, *Das Kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten*. Wien 1950. S. 4 ff.

hergestellt<sup>44)</sup>. Neben diesen Spezialforschungen bleibt das Jahresbrauchtum in seiner ganzen Breite und Bildhaftigkeit von stärkster Bedeutung. Die unzählige Eigenheiten erfassende flämische Volkskunde könnte sich mit großem Nutzen für uns alle zu der Herausgabe eines großen Corpus-Werkes des Brauchtums einigen, das die Nachfolge des berühmten „Calendrier belge“ von Reinsberg-Düringsfeld anzutreten hätte<sup>45)</sup>. Aber schon eine ergänzte Neuauflage dieses längst zu einer bibliophilen Seltenheit gewordenen Werkes wäre von Nutzen, zumal wenn die Neufassung in deutscher Sprache erscheinen würde.

Die gegenwärtige Wirklichkeit der flämischen Volkskunde kennt noch andere Wege von der Folklore zu der Volkskunde. Der wichtigste ist vielleicht der der Anlage eines Freilichtmuseums, das wie das große holländische Vorbild in Arnheim vorwiegend dem bäuerlichen Haus- und Gerätewesen gewidmet sein soll<sup>46)</sup>. Eben erst jetzt 1958 ist in Bokrijk bei Hasselt im belgischen Limburg das „Flämische Freilichtmuseum“ eröffnet worden, von dem ich aber bisher nur hübsche Farbbilder gesehen habe. Sein Konservator Dr. Josef Weyns steht mit dem Kreis der Forscher um das Seminar für Volkskunde in Gent in Verbindung. So ist zu hoffen, daß dort der für Freilichtmuseen nicht eben leicht zu gehende Weg der Wissenschaftlichkeit eingehalten werden wird.

Bei aller Kenntnis der großen flämischen Malerei und der bedeutenden flämischen Dichtkunst können wir Flandern nicht mit den Augen der Heimischen sehen. Es ist auch nicht ganz leicht, vom klein gewordenen Österreich unserer Zeit den verbindenden Faden zu den „Österreichischen Niederlanden“ von einst zu finden. Aber der Versuch, von unserem Fach her die flämische Volkskultur zu erfassen, ist für uns notwendig, nützlich, und im Ergebnis beglückend. Der besondere Ton der flämischen Volkskunde kann uns bereichern.

---

<sup>44)</sup> Jean Geßler, *De Vlaamsche Baardheilige Wilgefortis of Ontkommer*. Antwerpen 1937.

<sup>45)</sup> Otto Freiherr von Reinsberg-Düringsfeld, *Calendrier belge*. Brüssel 1860.

<sup>46)</sup> Paul de Keyser, *Uit de voorgeschiedenis van het Nederlands Openluchtmuseum (Volkskunde, Bd. XII, 1953, S. 154 ff.)*.

# Nachrichten aus dem Archiv der österreichischen Volkskunde

## 9. Historische Vertiefung und Kommentierung des Archivmaterials

(Mit 1 Abbildung)

Von Leopold Schmidt

Einige Hinweise sollen zeigen, wie sich das Archiv in seinen einzelnen Gruppen weiterentwickelt, und welche wichtige Linie sich nunmehr hinsichtlich der Erweiterung der Gruppierung abzuzeichnen beginnt. Es handelt sich vor allem um die Kommentierung der Umfragen, die allmählich zu einer Ergänzung von (U) durch eine neuanzulegende Gruppe (K) führt.

Vor einigen Jahren habe ich die Gelegenheit wahrgenommen, um den hohen Stand der Geräteforschung in Ungarn gebührend hervorzuheben<sup>1)</sup>. Iván Balassa hat dann freundlicherweise betont, daß von ungarischer Seite her der österreichische Stand der Geräteforschung durchaus anerkannt werde, dabei aber immerhin auch feststellen müssen: „Zweifellos ist das Gebiet der bäuerlichen Geräteforschung in der ungarischen Volkskunde am besten und tiefsten bearbeitet“<sup>2)</sup>. Und wir können ihm, wenn wir die Arbeiten der inzwischen vergangenen Jahre überblicken, nur beipflichten, und gleichzeitig feststellen, daß auch einige dieser Arbeiten wieder für uns geradezu beispielgebend sein können. Vieles von dem, was bei uns gemacht werden könnte oder doch erst in Ansätzen zu bewältigen versucht wird, ist in Ungarn vorbildlich durchgearbeitet, und in besonders glücklichen Fällen auch in deutschsprachigen Veröffentlichungen vorgelegt worden. Ein bezeichnendes Beispiel dafür ist die umfassende Behandlung der „Rebmesser in Ungarn“ von István Vincze vom Ethnographischen Museum in Budapest, soeben 1958 in deutscher Sprache erschienen<sup>3)</sup>. Sicherlich ist die Rebmesserforschung auch auf deutschem Gebiet schon alt, und mindestens seit Bassermann-Jordan ist viel gesammelt worden. Auch die österreichischen Museen haben älteres und neueres Material dazu. Zwei österreichische Dissertationen, die sich mit der Weinbauvolkskunde beschäftigen, haben auch die Rebmesser berücksichtigt, und zwar Martha Bauer für das nördliche Burgenland (1954)<sup>4)</sup> und Helene

---

1) Schmidt, Burgenländische Volkskunde 1951—1955. Bericht über ein halbes Jahrzehnt Sammlung und Forschung (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 11). Eisenstadt 1956. S. 11 f.

2) Iván Balassa, Quellen, Methoden und Ergebnisse der ungarischen Arbeitsgeräteforschung (ÖZV, Bd. XI/60, 1956, S. 312 f.).

3) István Vincze, Rebmesser in Ungarn (Acta Ethnographica, Bd. VII, Budapest 1958, S. 61 ff.).

4) Martha Bauer, Der Weinbau des Nordburgenlandes in volkswissenschaftlicher Betrachtung (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Heft 1). Eisenstadt 1954. S. 80 f.

Grünn für das Südbahnweingebiet in Niederösterreich (1952) 5). M. Bauer berücksichtigte im wesentlichen nur die noch vorhandenen Rebmesserformen, H. Grünn ging vor allem in der Kommentierung ihres Sammelmateriale auch auf Funde und ältere bildliche Darstellungen ein.

Im Zusammenhang damit konnten wir vom Museum aus eine Umfrage an den Landes- und Heimatmuseen durchführen, die uns einen Überblick über das bisherige Gerätefundmaterial antiker und mittelalterlicher Zeitstellung überhaupt ergeben sollte 6). 1953 eingeleitet, war diese erste Bestandsaufnahme 1954 im wesentlichen beendet, und auf diese Weise zum ersten Mal auch die Bodenfunde an Rebmessern festgehalten. In der gleichen Zeit wurde auch eine Weinkellergrabung in Mauer bei Wien durch Dr. Adolf Mais durchgeführt, durch die ein derartiger Bodenfund auch in das hiesige Museum gelangte (siehe Abb.) 7). Dann mehrten sich die Fundnachrichten. Es kam der Fund von Sonnberg im Bezirk Hollabrunn, N.-Ö. 8), und die Aufnahmen verschiedener Rebmesserdarstellungen vor allem in Niederösterreich 9). Daraus konnte ich 1957 einen kleinen Überblick zusammenstellen, der nun seinerseits wieder anregend wirkte 10). Kleine Lokalsammlungen wurden auf das Gebiet aufmerksam, vor allem im niederösterreichischen Weinviertel. Da meldete der Sammler Johann Schodl in Herrbaumgarten, der inzwischen seine Sammlung als Ortsmuseum übergeben hat, die Ausgrabung eines Rebmessers in Ortsnähe 11), und der vom Fachlehrer Franz Ernst bei Hadres gemeldete Fund wurde dem Niederösterreichischen Landesmuseum übergeben, das freundlicherweise die Meldung an uns weitergab 12). So mehren sich die sehr erwünschten Fundberichte dieser Kleingeräte, die bisher, vor unseren Aussendungen und Veröffentlichungen, eben doch wenig Beachtung gefunden hatten. Die Beachtung der Zeitschriftenliteratur zeigt andererseits, daß Rebmesserdarstellungen in Wappen u. dgl. jetzt auch anderwärts stärker verfolgt werden. Besonders für Südtirol sind in letzter Zeit einige Hinweise gegeben worden 13).

---

5) Helene Grünn, Weinbauvolkskunde des n.-ö. Südbahn-Weingebietes. Ungedruckte Dissertation Wien 1952. S. 59 ff.

6) Umfrage über antikes und mittelalterliches Ackergerät. 1953.

7) Inv. Nr. 48.475, zusammen mit Tonscherben und Gefäßen des ausgehenden 16. Jahrhunderts im zusammengestürzten Weinkeller Wien-Mauer, Langegasse 33 ausgegraben. Abb. Tafel 5.

8) Heimatkunde des Bezirkes Hollabrunn, II. Teil. Hollabrunn 1951. S. 402.

9) Eigene Aufnahmen in Oberdürenbach und Niederschleinz, N.-Ö., 1956.

10) Schmidt, Die Rebmesser unserer alten Weinbauer (Bauernbund-Kalender 1958, Wien. S. 70 ff.).

11) Brief Johann Schodl vom 10. Jänner 1958 (Zl. 61/58).

12) Brief N.-Ö. Landesmuseum vom 15. September 1958 (Zl. 395/58).

13) Karl M. Mayr, Die Darstellungen am Gewölbe der Kirche in Altenburg (Der Schlern, Bd. 31, Bozen 1957, S. 307).

Viktor Malfèr, Wappenbild mit Rebmesser (Unterglaning, 16. Jh.?) (ebendort, Bd. 31, 1957, S. 307).

Justus Bier, Bäuerliches Rebmesserwappen (in Heidingsfeld bei Würzburg, Anfang 16. Jh.) (ebendort, Bd. 32, 1958, S. 290).

Aus allen diesen kleinen Beiträgen, Aufnahmen, Skizzen usw. ergibt sich ein Material, das der historischen Vertiefung des flüchtig gesammelten Stoffes dienen kann. Das Material ist bei weitem noch nicht so groß wie das in Ungarn gesammelte, aber es rechtfertigt doch die Anlegung eines K-Faszikels „Rebmesser“, der dann für alle künftigen Arbeiten auf diesem Gebiet eben bereitgehalten wird. Ähnlich wird es für alle unsere Themen gelten. Auch wenn wir unter Umständen noch gar keine Umfragen durchgeführt, noch keinen U-Faszikel angelegt haben, kann die K-Sammlung schon parat gehalten werden. Meist ist es ja umgekehrt, beispielsweise bei der Säekorb-Befragung, wo sich zu den sehr stattlichen Umfrage-Faszikeln erst allmählich eine Kommentierung, vor allem durch mittelalterliches Bildmaterial ergeben hat<sup>14)</sup>. Je bekannter unsere Themen in einem größeren Forscherkreis werden, desto mehr derartige Hinweise ergeben sich ja, wie sich besonders bei unseren Spaten-Umfragen erwiesen hat. Da sind die K-Faszikel auch schon sehr stattlich geworden, und unveröffentlichtes Material von Funden, Bildern und Nachrichten erweitert und vertieft unser bisheriges Bild der Geschichte dieses Gerätes ganz beträchtlich. Dabei zeigen sich die Vorteile einer derartigen Archiv-Arbeit in hohem Maße: Was bei der Vorbereitung einer einzelnen Abhandlung kaum jemals in kürzerer Frist zusammenzubringen wäre, das häuft sich bei geduldigem Sammeln aus den disparatsten Quellen in ganz beträchtlichen Ausmaßen. Dabei wird auch nicht die Normalarbeit der eigenen Photothek gestört, da womöglich den K-Faszikeln des Archives nur Zweitkopien eingereicht werden, und die Orts- und Sachkartothek der Hauptsammlung trägt ihre speziellen Früchte dadurch, daß ihre Blätter wohl in ihrer nummermäßigen Reihenfolge bleiben, Zweitschriften aber die Verbindung zum Archiv herstellen. Diese Art erspart jedem Bearbeiter das rein gedächtnismäßige Suchen, das erfahrungsgemäß immer zu Fehlern infolge von Erinnerungslücken usw. führt. Ein weiterer Ausbau des Archives soll auch den Herkunftsaktenbestand des Museums durch Abschriften ausbeuten und so wieder eine weitere Verbindung interner Natur herstellen. Umgekehrt gestatten aber die Kommentierungsbestände des Archives selbstverständlich mit der Zeit eine weitgehende Erläuterung der Schausammlung des Museums, da in ihnen die Grundlagen für alle ausführlicheren Beschriftungen und kartenmäßigen Verarbeitungen (Schaukarten) enthalten sind oder doch sein sollen. Für das Gerätewesen wird dieses Ziel in einiger Zeit zu erreichen sein. Das Beispiel „Rebmesser“ wird in diesem Sinn im Saal „Niederösterreich“ auch schaumäßig dargestellt werden<sup>15)</sup>.

14) Vgl. Schmidt, La diffusione del cesto da semina lungo l'orlo meridionale alpino (Ce fastu? Bd. XXXII, Udine 1956, S. 10 ff.).

15) Die Funde bis 1956 sind auf der Gerätekarte des „Atlas von Niederösterreich“ aufgenommen, die in der Schlusslieferung dieses Werkes erscheint. Die vorstehenden Bemerkungen zeigen, wie rasch die Sammlung durch die Bemühungen unseres Archives auf diesem Gebiete fortschreitet, so daß derartige Kartendarstellungen gewissermaßen schon während der Herstellung eines so umfangreichen Werkes etwas veralten können.



# Chronik der Volkskunde

## Bergbauvolkskunde in Wien

Die beiden Sektionen 1 (Ur- und Frühgeschichte) und 5 (Historische Volkskunde) des Verbandes der österreichischen Geschichtsvereine veranstalteten gemeinsam am 21. November 1958 eine „Bergbauhistorische Zusammenkunft“ in Wien. In der Abteilung „Bergbaugeschichte“ sprachen nach einführenden Worten Prof. Richard Pittioni die Referenten Franz Hampl und Robert J. Mayrhofer, Ernst Preuschen und R. Pittioni, wonach über die Gründung einer bergbauhistorischen Arbeitsgemeinschaft in Österreich beraten wurde. In der Abteilung „Bergbauvolkskunde“ waren die Referate von Franz Kirnbauer „Das Schwazer Bergbuch und der österreichische Bergbau“, ferner von Leopold Kretzenbacher „Bergmannsbrauch in Innerösterreich (Steiermark, Kärnten und Krain), sowie von Franz Lipp „Zur Bergmannsvolkskunde des Salzkammergutes“ vorgesehen. Anschließend daran wurde die kleine Sonderausstellung des Österreichischen Museums für Volkskunde „Volkskunst der Bergleute im alten Österreich-Ungarn“ eröffnet. Die Sonderausstellung gibt einen Überblick über das Bergmannsgut, das sich ohne besondere Sammeltendenz in den vergangenen sechs Jahrzehnten unserer Museumsgeschichte allmählich zusammengefunden hat, und das immerhin Proben aus den verschiedensten Gebieten der bergmännischen Tracht (einschließlich Trachtenbilder) und bildender Volkskunst (Modelle, figurale Darstellungen, Brauchgeräte usw.) enthält. Die Ausstellung wird durch zahlreiche Volkskunst-Darstellungen der hl. Barbara als Patronin der Bergleute ergänzt, worunter die vielen Hinterglasbilder und ihre Vorlagen im kleinen Andachtsbild besonders stark hervortreten. Schdt.

## Landwirtschaftsmuseum Wels: Sonderausstellung 1958

Die Sonderausstellung des Landwirtschaftsmuseums Wels zeigte etwa ein Zehntel des derzeitigen Bestandes, der in den beiden letzten Jahren gesammelt wurde. Das Ziel der Sammlung ist, alles zusammenzutragen, was nötig ist, um ein Bild von der Betriebsform der bäuerlichen Anwesen zu bieten. Wegen der Dringlichkeit wurde jedoch zunächst das Hauptgewicht auf die Geräte, die in Haus und Hof, Wald und Feld sowie bei den bäuerlichen Nebenbetrieben und beim bäuerlichen Handwerk verwendet wurden. Aus den derzeitigen Beständen wurden nun einzelne Sachgebiete, überwiegend aus dem Bezirk Wels (und hier wieder aus dem Gebiet zwischen Passauer-Bahn und Westbahn) ausgewählt.

Die gezeigte Ausstellung bot keine abgeschlossene Bestandaufnahme, denn sie umfaßte nur einzelne Sachgebiete und diese nur in Proben. Sie vermochte jedoch einen Ausblick darauf zu geben, was die abgeschlossene Sammlung einmal bieten kann.

Der 1. Raum war als Preßhaus eingerichtet. Es enthielt sowohl den hölzernen Stampftrog und die dazugehörigen Stößel für die Kleinbetriebe wie den granitenen Mostwalzel, der an einer Mittelsäule befestigt ist und durch Pferde oder Ochsen in einem ringförmigen Trog aus Granit herumgedreht wurde. Von dort wurde das zerquetschte Preßgut in die Spindelpresse, die in unserem Gebiet fast allein verwendet wurde, gebracht. Zwei dieser Pressen sind am Hengst mit farbig gefaßter Schnitzerei verziert (Sonnenwirbel usw.), eine weitere zeigt einen eingeschnitzten Spruch. Diese zwei- und dreispindligen Pressen stammen aus den Jahren 1822 (2) und 1837. Eine Holzrinne, die zum Teil zwischen Presse und einem Abfluß in den Keller aufgestellt wurde, rundet das Bild. Die Obstmühle, die gleichfalls zum Zerquetschen des Obstes gebraucht wurde, ist noch nicht aufgestellt, weil das erworbene Stück zu groß ist, um noch in diesen Raum untergebracht zu werden.

Die Schnapsbrennerei ist durch den kupfernen Brennkessel mit Brennkopf, das Abkühlschaff und ein Schnapsfäßchen mit Holzreifen vertreten.

Als Gegenstück zu den Pressen-Hengsten der Welser Gegend wurde an der Wand ein Hengst aus dem Kremstal befestigt, der gleichfalls von einer Spindelpresse stammt, aber vollkommen andere Verzierung zeigt.

Der 2. Raum, der ebenso wie der dritte sich im Erdgeschoß des alten Burgbaues befindet, enthält als zentralen Mittelpunkt eine Dreschmaschine, die in Wels um 1910 bei der Firma Epple-Buxbaum erzeugt wurde. Vor der Maschine stehen hölzerne Metzen, an sie gelehnt sind hölzerne Streu- und Strohgabeln. An den Wänden sind in Gruppen folgende Sachgebiete ausgestellt:

Das Hausbacken, das durch Sauerteigbottich, Backtrog mit Schragen, Mehlmulde, Teigkratzer, Brotsimperln verschiedener Art, Aschenschieber, Schürhaken, Brotschieber und Wischer vertreten ist. Für die Aufbewahrung der Brote dienten Brotschragen zum Aufhängen oder seit etwa 1870 Brotbottiche, in denen das Brot eingeschweifelt wurde, um es haltbar zu machen.

Das Hausschlachten. Hier werden Hackstock, Fleischhacken und Fleischmesser, Rehkrikerln zum Abhäuten, eine Fleischmulde, ein Suhrschafferl und ein Speckkring gezeigt. Neben dieser Gruppe sind zwei kleine Truhen aufgestellt, wovon die eine als Kletzentruhe diente.

In der anschließenden Fensternische befindet sich eine kleine Sammlung von Trinkgefäßen. Neben dem kleinen Trinkfaß und dem hölzernen Mostkrug sind Steinkrüge und grüengeflamnte sowie einfarbige Mostkrüge und Plutzer ausgestellt.

Druschgerät. Das ältere Druschgerät umfaßt Dreschgatter, Dreschflegel und Dreschstecken. Die Dreschstecken sind leichter als die Innviertler Formen, die Flegel meist ohne Eisenringe, Getreidemulde und Getreideschaukel aus Holz ergänzen das Bild.

Beleuchtung. Diese Gruppe wird geteilt gezeigt. Einmal die Stall-Laternen älterer Form mit Unschlittkerzen, dazu die Model für das Gießen der Unschlittkerzen; die andere umfaßt die Erzeugung und Verwendung der Kienspäne. Hier wurden für die Aufstellung ein Kienspanhobel für Bedienung durch zwei Leute und die dazugehörige Zwinge zum Einspannen der Scheiter, alte Späne und Kienspanhalter

mit Korb (eisenbeschlagen) ausgewählt. Die Schmalseite des Raumes zeigt Siebformen, eine Windmühle, ein Schüttelsieb mit Holzhämmern und eine alte Dachtruhe aus behauenen Holz, die zuletzt als Futterkiste diente. Außerdem findet sich hier ein Überblick über Traggeräte, angefangen vom Kopfriedel und den verschiedenen Traghölzern, vom Speckzöger und Kapuzinerzöger bis zu den Jausenzögern bzw. Marktzögern aus Weidengeflecht.

**Strohdachdeckung.** Zur Zubereitung des Strohs dienten die Schaubrechen, die entweder von Hand aus zu verwenden waren, oder feststehend verwendet wurden. In der Schaubzwinge wurde das Schaub zusammengepreßt und im Futterstock gleichgeschnitten. Für die Arbeit am Dach dienten die Dachleitern und Gleichrichtbretter, für das Zurechtschneiden der verschiedenen Weidenruten die Wiedmesser.

**Schnittgerät.** Getreidesicheln, Garbenbindstöcke und Garbengabel, Sensen mit gedrehtem oder gewachsenen Griffen — ursprünglich nur für die Wiesenmahd — Kumpfe aus Horn (darunter ein schöner mit Ritzverzierung von 1835), Wetzsteine, Dengelbank und Dengelhammer sind in diesem Raum zusammengestellt, während sich die Hausgabeln und Rechen auf dem Leiterwagen mit Winde für den Wiesbaum und den „Löffeln“ dazu im nächsten Raum befinden. Der Wagen hat noch die alte Form mit Holzachsen.

Vor dieser Sammlung steht eine hölzerne Futterbrechmaschine.

**Flachs- und Hanfbearbeitung.** Die Sammlung zeigt die verschiedenen Formen der Brechel, der Schwingen — Schwingstock und Schwert, Schwingrad mit Schwingstock, die Rüffel und die Hacheln mit ihren verschiedenen Köpfen. Eine Flachsprobe, fertigbearbeitet zum Verspinnen, ist gleichfalls ausgestellt. Als Probe der Hausindustrie sind zwei verschiedene Bandlwebstühle — ein kleiner, der auf den Tisch gestellt werden kann und ein größerer mit Sitzbank — ausgewählt worden.

**Bienen.** Die ausgestellte Sammlung umfaßt verschiedene Formen von strohgeflochtenen Bienenkörben mit Untersätzen aus Holz oder Stroh, Geräte zum Ausräumen der Bienenstöcke von den Blasbälgen bis zu den verschiedenen Kratern, Schabern und Haken — sowie ein Imkerhemd und eine Wachspressen.

Der 3. Raum umfaßt Beispiele aus der Wagen- und Schlittensammlung sowie aus der der Ackergeräte sowie des Kleingerätes. Rechts vom Eingang befinden sich Kleingeräte für die Waldarbeit, vom Markierbeil, den verschiedenen Beilen und Sägen angefangen bis zum alten hölzernen Holzaufklader, mit dessen Hilfe die Baumstämme auf den Wagen oder Schlitten hinaufgeholt wurden. In der Fensternische ist das Kleingerät für den Obstbau und für die Pflege der Hecken angebracht, davor befindet sich ein alter Leiterwagen mit verschiedenen Heugabeln und Rechen. Neben dem Wagen sind eine Grastrage und Hiefstangen aufgestellt. An der Längswand, vor dem prächtigen bemalten Scheunentor aus Pichl befindet sich ein Doppelschlitten, ein Steirerschlitten und ein jüngerer Pendelschlitten, an der Wand sind verschiedene Ochsenjochs und Stirnbänder, Mistkrallen, Mistgabel und Mistpracker angebracht. Auf dem schweren Doppelschlitten liegen Jauchefaß und Jaucheschöpfer.

Die Schmalwand ist den Pendel- und Gaßlschlitten des frühen 19. Jahrhunderts vorbehalten, die darauffolgende Längswand zeigt hölzerne und eiserne Pflüge (Acker- und Häufelpflüge) sowie Ackereggen und Rodungseggen. An Kleingerät befinden sich hier verschiede-

dene Schaufeln, Krampen, Hacken und Knollenschlägel sowie eine Schliertruhe. Das prächtigste Stück dieser Sammlung ist ein hölzerner Spaten mit Eisenschuh. —

Ein ausführlicher Bericht über die Ausstellung sowie über weitere Teile der Sammlung des Landwirtschaftsmuseums erscheint einschließlich Bildern im Jahrbuch des Musealvereins Wels 1959.

Gilbert Trathnigg

### Ein deutsches Brotmuseum

Fachmuseen pflegen für die Volkskunde stets von Interesse zu sein. Das 1955 von Senator W. E i s e l e n in Ulm gegründete „Deutsche Brotmuseum e. V.“ ist angesichts der im letzten Jahrzehnt lebhaft betriebenen Brot- und Gebäckforschung zweifellos besonders wichtig. Nun ist von diesem Privatmuseum aus ein hübscher Katalog vorgelegt worden (Querformat, 56 Seiten mit zahlreichen Abb.), der eine Einführung in das Sachgebiet von dem Schweizer Brotforscher Max W ä h r e n und eine kurze Sammlungsübersicht von dem Sammlungsleiter Wolfgang E. T r a u w i t z enthält. Im Bildteil fallen uns die zahlreichen Bestände aus Österreich und Südtirol besonders auf: S. 21 „Zwei Behälter für Saatgut, Südtirol, 18. Jahrhundert“ (Das Säeschauf links dürfte wohl eher Nordosttirol oder Pinzgau sein, der Säekorb rechts ist dagegen tatsächlich eine südtiroler „Saane“); S. 23 „Hölzerne Mehlschaufel, Südösterreich, 18. Jahrhundert“ (eine typische „Gatze“<sup>1)</sup>, wohl Südtirol); S. 31 „Hölzerner Brotstempel, Süddeutschland, 1718“ (nach den Gegenständen im hiesigen Museum am ehesten Vorarlberg); S. 35 „Hölzernes Gestell für Fladenbrote, Südösterreichisches Alpenland, 18.—19. Jh.“ (eine sehr große Stand-Brotrem, wohl nicht bäuerlich); S. 41 „Geschnitzter Model für Lebkuchen, Oberösterreich, 18. Jh.“; S. 47 „Ein Waffeisen und seine Formblätter, Tirol, bezeichnet „Johannes Waidmann 1579““ (Die Umschrift der Wappenplatte gibt außer dem Namen auch die Devise Waidmanns: „Deus meum solamen“); S. 49 „Zinnplatte mit gravierten Emblemen der Bäcker, Südtirol, 2. Hälfte 17. Jh.“; das Titelblatt (das wir gern im Inneren des Führers wiederholt gesehen hätten) zeigt „Holzgeschnitzte und farbig gefaste Bekrönung der Prozessionsstange einer Bäcker- und Müllerzunft. Oberösterreichisches Innviertel, Mitte 18. Jh.“ Man sieht, da ist ganz stattlich viel auch aus Österreich nach Ulm gewandert. Es handelt sich nun freilich um Dinge, zu denen es in den heimischen Museen genügend Gegenstücke gibt. Aber örtlich und landschaftlich mag doch die genauere Kenntnisnahme von Nutzen sein. Im Rahmen dieses neuen Museums aber werden die Stücke Österreich sehr gut vertreten. Für späterhin wäre ein ausführlicherer Katalog mit genaueren Ortsangaben sehr erwünscht.

Leopold Schmidt

---

<sup>1)</sup> „Gatze“ heißt in Tirol die hölzerne Schöpfkelle, was vom gleichbedeutenden rom. „cazza“ kommt, wie die Schöpfkelle im Venetianischen, und dann im Ladinischen heißt. Dort ist „cazzu“ der Löffel, „cazzula“ die Maurekelle (Johann Alton, Die Ladinischen Idiome in Ladinien, Gröden, Fassa, Buchenstein, Ampezzo. Innsbruck 1879, S. 164). Zu der Form „caza“ in Moena vgl. Luigi Heilmann, La parlata di Moena (Bologna 1955) S. 249. Aus den entsprechenden Verkleinerungsformen (cazzuola, cazzuela) ist die Tiroler Form „Gatzlen“ entstanden, wie wiederum das von den Grödnern vertriebene hölzerne Schöpfgerät genannt wird (Josef Schatz, Wörterbuch der Tiroler Mundarten, Bd. I,

## Im Gedenken an DDr. Eduard Kriechbaum

Am 30. August 1958 verstarb nach langem, qualvollem Siechtum der Kulturgeograph und Volksbildner Dr. med. et phil. Eduard Kriechbaum in Braunau, der durch zahlreiche größere und kleinere Arbeiten auch für die Volkskunde Bedeutendes geleistet hat.

Innsbruck 1955, S. 207). Von den hölzernen Schöpfkellen usw. ist die Bezeichnung wohl auch auf blecherne Geräte übergegangen. Man kann deshalb aber nicht als Erklärung von „Gazzl“ schreiben: „Ein Wasser- oder Milchsöpfer mit ziemlich großer Schale aus Kupfer, Messing, Eisen, auch Zinn“, wie dies Arthur Haberlandt, Taschenwörterbuch der Volkskunde Österreichs, Wien 1953, S. 57 f. tut. Das führt dann auch zu der unrichtigen Ableitung eines Spottnamens: „Daß sie (sc. die Gatzten) von südländischen Blechschmieden hergestellt oder durch Wanderhändler aus diesem Raum in Vertrieb gebracht wurden, erklärt die spottende Bezeichnung „Katzen- (eigentlich Gazzel-) maker für Italiener“. Haberlandt stützt sich dabei auf Schmeller (Schmeller-Frommann-Maußer, Bayerisches Wörterbuch, Bd. I. Leipzig 1939, Sp. 1314), wo aber von wandernden Blechschmieden und metallenen Gatzten gar nichts steht, sondern nur allgemein „scherzhafter Übername, den man herumwandernden italienischen Krämern etc. und wohl allen Italienern zu geben pflegt“. Schmeller zieht noch eine ganz andere Erklärung, die wohl nicht in Betracht kommt, aber mehrfach wiederaufgenommen wurde, heran; für unsere Gätze ergibt sich daraus nichts neues. Adolf Mais hat in jüngster Zeit (Die „Katzelmacher“. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte einer handwerksgebundenen Volksgruppe. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. LXXXVII, Wien 1957, S. 37 ff.) die Haberlandtsche These zu stützen versucht, indem er die „Katzelmacher“ mit den wandernden Zinngießern identifizierte, als „Hersteller von Löffeln und Zimenten aus Metall“ (S. 47). Aber die tiroler „Gatzten“ und „Gatzelen“ sind in erster Linie hölzerne Schöpfkellen, von ihnen ist doch immer wieder auszugehen. In diesem Sinn hat sich auch die neuere etymologische Wortforschung entschieden: Kluge-Götze-Mitzka, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 17. Aufl. Berlin 1957. S. 357 f.

Das hier nur zur „Gätze“ als Gerätebezeichnung. Die Frage nach der Ableitung des Spottnamens „Katzelmacher“ liegt auf einer anderen Ebene. Wir verwenden den Ausdruck heute — man sollte vielleicht eher sagen: gestern — generalisierend. Früher sagte man nicht nur „Katzelmacher“, sondern auch „Katzelfresser“, „Katzelbeißer“ usw., was zu der Ableitung des Spottnamens von der Gerätebezeichnung gar nicht stimmen will. Es gab mehrfach verwandte Schimpfwörter, so beispielsweise „Katzenmelker“ im Schwäbischen (Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch. Bd. IV. Tübingen 1914. Sp. 281). Und selbst die Möglichkeit der Herleitung aus dem Rotwelschen ist gegeben, wo „katzeln“ lügen heißt. Wolf meint sicher mit einiger Berechtigung, daß „Katzelmacher auf den rotwelschen Ausdruck zurückgehe“ (Siegmond A. Wolf, Wörterbuch des Rotwelschen. Deutsche Gaunersprache. Mannheim 1956. S. 156, Nr. 2521). Bei Spott- und Schimpfnamen ist stets mit Vieldeutigkeit und einem weiten Hintergrund zu rechnen. Die Gerätebezeichnung kann bei der Wortbildung landschaftlich mitgesprochen haben. Aber gerade dann wäre auf die holzverarbeitenden Ladiner wohl ein größerer Anteil des namengebenden Hinblickes gefallen als auf die „Blechschmiede“.

Kriechbaum selbst hat sich eine Meisterschaft in der Schilderung biographischer Lebensbilder erworben, die er oftmals anwandte. Seiner Auffassung nach enträtselte schon die Auseinandersetzung von „Erbwelt“ und „Umwelt“ die Persönlichkeit eines Menschen. Wenn wir ihr folgen, lernen wir ihn nach Anlagen und Weg von Vatersseite her als einen „Baiern“ aus einem Geschlecht von Bauern, Gastwirten, Viehhändlern und Fleischhauern, aber auch Wundärzten aus dem Mühlviertel kennen, mütterlicherseits weist ein Zweig nach Niederbayern, ein anderer nach Schwaben. Auf diese seine schwäbische Linie war der sicherlich mehr temperamentvoll-cholerische Bajuware besonders erpicht und er leitet von ihr das „Antithetische“ seines Wesens ab, das ihn schließlich zu einer der profilierten Persönlichkeiten einer ganzen Forschergeneration prägen sollte.

Kriechbaum war in Pregarten im Mühlviertel — am 18. April 1887 — als Sohn eines Notars geboren, aber er wird später der Innviertler. In Taxenbach im Pinzgau, wo er aufwächst, und in Innsbruck, wo er die Universität besucht, lernt er die Berge lieben und wird begeisterter Alpinist, aber sein Lebenswirken bindet ihn an das an der Inn-Niederung gelegene Braunau. Seine Neigung gilt von Anfang an der Natur- und Kulturgeographie, aber er fühlte sich verpflichtet, Medizin zu studieren. Er wird zum Lobsänger des kraftgeladenen, leidenschaftsstarke, kirchlichfrommen Baiernstammes, aber er selbst ist aus Prinzip antipathetisch, liberal, ja antiklerikal, und persönlich ein Verächter von Alkohol und Nikotin. Er ist deutsch-national, aber gleichzeitig antimilitaristisch und ein Gegner nationaler Demagogie und zentralistischer Bestrebungen. Diese Antithesen in der Natur Kriechbaums entspringen nicht etwa einem unbedingten „Entweder — Oder“ sondern häufiger noch dem „Sowohl — Als auch“. Er selber sagt dazu: „Ich sehe oft zwei Gegensätzlichkeiten in mir, die durch meine zyklotyme Wesensart noch stärker herausgehoben werden wie etwa: Heimatliebe und Heimatverbundenheit einerseits, Reiselust, ja ausgesprochener Wandertrieb andererseits. Meine besondere Vorliebe für das Schulmeistern, das Lehrhafte, das freudige Übermitteln klarer Anschauungen ist schwäbisches Erbe.“ (Aus „Documenta Humana“, Graz, 1957.) Dem Sowohl — Als auch“ an Kriechbaum ist es wohl zu verdanken, daß dem medizinischen schließlich noch ein philosophischer Doktor folgte und daß er aus dem Grenzlandschicksal seiner nachmaligen Heimatstadt Braunau das berühmte „Hüben und Drüben“ formte, das nicht nur Titel einer bekannten Schrift, sondern auch Thema zahlreicher Heimattagungen des „Inn-Salzachgaues“ in den Jahren zwischen 1920 und 1937 wurde.

Der äußere Lebensgang Kriechbaums ist kurz folgender: Nach dem Studium der Medizin und Praktiken u. a. in Waidhofen a. d. Ybbs läßt er sich 1912 für dauernd als Gemeindearzt von Ranshofen und Kassenarzt in Braunau nieder. Im ersten Weltkrieg leistet der damals noch junge Mediziner Dienst als Militärarzt in verschiedenen Spitälern Mährens und wird schließlich Amtsarzt für den Kreis Cholm in Polen (1916—1918). Hier nimmt er seine volkswissenschaftlichen, geographischen und botanischen Studien wieder auf, deren erste Frucht eine Veröffentlichung über „Das polnische Bauernhaus im Kreise Cholm“ (Zeitschrift für Österreichische Volkskunde, Wien 1917) wird. 1921 holt sich Kriechbaum mit einer Dissertation „Zur Landschaftskunde des Kreises Cholm“ den philosophischen Doktorgrad, ebenfalls an der Universität Innsbruck. In dem Jahrzehnt von 1923 bis 1933 lernt Kriechbaum auf ausgedehnten Reisen Europa, Nordafrika und den Vorderen Orient kennen. Ab 1933

zielen seine Fahrten nicht mehr in die weite Ferne, sondern dienen einem intensiven Kennenlernen Mitteleuropas, besonders des deutschen Sprachraumes. Der gewissenhafte Tagebuchautor legt auch über alle seine Reisen genaue Rechenschaft und unter seinen mehr als 400 Publikationen fanden vielfach diese Fahrten und Reisen ihren literarischen Niederschlag. Vielleicht bedeutungsvoller als die mit den üblichen Verkehrsmitteln unternommenen Reisen werden aber die zahlreichen Fußwanderungen, die Kriechbaum, sei es als Alpinist oder als Kulturgeograph und Volkskundler, unternimmt und die ihn — ebenso wie seine Praxis als Gemeinde- und Armenarzt an das Volk — unmittelbar an die Landschaft heranführen. Es ist bezeichnend für ihn, daß er die Hochzeitsreise mit seiner jungen Braut, einer Tirolerin, zu Fuß unternimmt. Sie führt ihn über die oberbayerischen Seen zwischen Inn und Lech. Die gründliche Erwanderung und Zueignung der Heimat trug ihm die Bezeichnung eines „oberösterreichischen Riehl“ ein, die er, ähnlichen Äußerungen sonst abhold, nicht ohne einen gewissen Stolz zur Kenntnis nahm. Seit dem Jahre 1919 leitete Kriechbaum das von Hugo von Preen begründete Braunauer Heimathaus. Bei dem weiteren Ausbau der in zwei Gebäuden untergebrachten Sammlungen half wesentlich auch Hedwig Gnädiger, die fürsorgliche Mitarbeiterin und Begleiterin des Arztes und Volksbildners. Als Kustos entwickelte und lehrte Kriechbaum Grundsätze, die noch immer weiterwirken und Aussicht haben, Allgemeingut der Museumspflege in Oberösterreich zu werden. Voran steht der Gedanke der „Ganzheit“ als Berücksichtigung von Natur und Kultur einer Landschaft, der Beschränkung auf Objekte, die ihr tatsächlich entstammen sowie auf wesentliche Stücke (während alles andere in Depots und Studiensammlungen abzuwandern habe), wobei Modelle, Bilder und Karten das Gegenständliche zu ergänzen hätten.

Aus solchen Einsichten sprach der Volksbildner, der eigentlich Eduard Kriechbaum in erster Linie war. Er selbst bekannte sich als solcher und er trug dieser seiner Neigung und Berufung Rechnung, indem er sich 1938 als Arzt pensionieren ließ, um sich fortan ganz der Volksbildung, nach dem Anschluß Österreichs als Gauheimatpfleger von Oberdonau, zu widmen. Als Sprachrohr seiner Bestrebungen übernahm er die „Heimatgaul“ Adalbert Depinys (ab 1939 „Der Heimatgau“), in denen er, wie schon in seinen früheren Publikationen, seine Methode der Volksbildung wiederholt darlegte.

Obwohl ein begnadeter Meister auch des geschriebenen Wortes, war Kriechbaum vor allem ein Mann der freien Rede und des Vortrages. Für ihn war die Welt erst schön, wenn er ein Forum gefunden hatte, das er mit seinem Gegenstand, von dem er besessen war, vertraut machen konnte. Ein wortgewandter Dialektiker, hatte er ein außerordentliches Geschick, die schwierigsten Themen klar und allgemein verständlich darzustellen. Die bevorzugte Art seiner Vorträge waren der „Dorfabend“ oder „Heimabend“. Die emotionelle Einstimmung war ihm dabei Mittel zum Zweck der Wissensvermittlung, die er als vorwiegender Rationalist und später Aufklärer als seine eigentliche Aufgabe ansah. Die bevorzugten Themen Kriechbaum'scher Vorträge waren kulturgeschichtliche oder auch naturgeschichtliche Lebensbilder; das Bild des Landes, einer Landschaft oder Stadt in allen ihren Bezügen, oder auch Themen wie: „Der Wald“, „Das Salz“, „Das Eisen“, oder Flüsse wie „Der Inn“, „Die Donau“ — den Gegenstand immer als Ganzheit in allen Verflechtungen gesehen und betrachtet.

Außer beim „Heimatgau“ wirkte Kriechbaum noch als Schriftleiter der „Braunauer Heimatkunde“ (1919—1926) und der „Ostbairischen Grenzmarken“ (1928—1930) gemeinsam mit Max Heuwieser in Passau.

Für die Volkskunde im engeren Sinne ist Kriechbaum als Bauernhausforscher bedeutsam geworden. Seine erste größere einschlägige Arbeit über das polnische Bauernhaus des Kreises Cholm wurde schon erwähnt. In „Oberösterreich, Landschafts- und Kulturbilder“ (1925) widmet er dem Bauernhaus bereits einige Kapitel. Friedrich Metz machte sich erbötig, die Arbeiten Kriechbaums über das Bauernhaus in Oberösterreich in die „Forschungen für Landes- und Volkskunde“ (Stuttgart), aufzunehmen. Die Arbeit erschien 1933 unter dem Titel „Das Bauernhaus in Oberösterreich“. Sie hat den Wert einer ersten grundlegenden Systematik und Orientierung und führt die Ergebnisse Dachlers und Haberlandts im Sinne Bruno Schiers weiter. Trotzdem konnte er später zu dem ideenreichen Rudolf Heckl, der die dynamische Betrachtungsweise Schiers konsequent zu Ende führte und auch über ungleich mehr Grundlagenmaterial verfügte, kein richtiges Verhältnis finden. Er war ihm merkwürdigerweise „ähnlich wie Dr. Klaar etwas zu schematisch“. Sehr gut verstand er sich jedoch mit Oswin Moro, mit dem er einige Tage in St. Oswald verbrachte. Die Erlebnissnähe der Forschungsarbeit Moros lag dem Volksbildner Kriechbaum ganz besonders. — Von seinen sonstigen größeren Arbeiten seien, als für die Volkskunde ergiebig, herausgehoben: „Landschaftskunde des oberen Innviertels“ (1921), „Das Braunauer Heimathaus“ (1922), „Der Arzt als Volkserzieher“ (1923), „Hüben und Drüben“, Landschaften und Städte an Inn und Salzach“ (1934), „Innviertler Landschaften“ (1936), „Zwischen Böhmerwald und Alpen“ (1937), „Baiernland“ (1938), „Salzburg und das Oberdonauland“ (1938), „Vom Dachstein bis zum Böhmerwald“ (1944), „Vom Ausseer Landl“ (1944).

Das Bild der Persönlichkeit Kriechbaums wäre unvollständig ohne persönliche Erinnerungen an ihn. Er steht im Bewußtsein seiner Bekannten und Freunde als der kampfesfrohe Dialektiker. Er strahlte förmlich vor Vergnügen, wenn er einem Gesprächspartner die Streitaxt seiner kraß formulierten Meinung gewissermaßen ins Gesicht schleudern konnte. An Gegenständen für seine Herausforderungen litt er nie Mangel. Er zeichnete, wenigstens rhetorisch, die Welt, wenn schon nicht schwarzweiß, so doch immer polar und antithetisch: „Linz, die größte Kleinstadt — Wels, die kleinste Großstadt“ war nur eine seiner beliebten Formulierungen und jede Diskussion mit einem anscheinend konservativen Partner leitete er ein mit der Vorlage seiner extrem liberalen Visitkarte. Er betrachtete es als Ehrensache, mit offenem Visier zu kämpfen, und der fröhliche Agon war für den aus Prinzip pazifistischen Mann Element des Lebens. Daß er gerade deshalb im „anderen Lager“ viele Freunde gewann und allenthalben beliebt und geachtet war, gehört gottlob zu den psychologischen Feinheiten der Menschennatur.

Eine besondere Allergie legte er gegenüber musischen Menschen zur Schau. Alles, was mit Musik, Literatur oder darstellender Kunst zu tun hatte, war für ihn von vornherein suspekt. So war er, eigenem Ausspruch nach, ein einziges Mal in einem Lichtspieltheater und das nur, um als Standortskommandant das Soldatenkino zu verbieten. Als er hörte, daß ich 1946 ein Schauspiel geschrieben und wegen seiner volkskundlichen Thematik auf einer Tagung vorgelesen hatte, war ich



bei ihm jahrelang mit dem Makel eines „Lyrikers“ behaftet. Ich trug dieses Los zu seinem Kummer jedoch standhaft mit einer Reihe von Fachkollegen, die von ihm ebenfalls in die „lyrische“ Kategorie versetzt worden waren. Erst viel später, als mein volkskundlicher Bilderatlas „Art und Brauch im Lande ob der Enns“ erschienen war, wurde ich wieder voll rehabilitiert. In einer überaus zustimmenden Besprechung schrieb er, er habe nicht gewußt, daß ich ja Geograph sei, und leistete mir förmlich Abbitte für seine voreilige Reihung. Ich hatte freilich bei aller Vorliebe für den Gegenstand nie Geographie studiert. Sein zweites Urteil war ebenso subjektiv wie sein erstes, und trotzdem konnte man dem knorrigen Mann, der für jede Begegnung sein Schubfach frei hatte und der Gunst und Ungunst großzügig verteilte, seiner persönlichkeitsbedingten Meinungen wegen niemals wirklich gram sein.

Die letzten Jahre Kriechbaums waren von schwerem Siechtum, das ihn ans Bett fesselte, umschattet. Lebhaft in Erinnerung ist mir eine gemeinsame Wanderung durch die Lüneburger Heide geblieben. Das blasse Violett des Heidekrautes schien zum richtigen Hintergrund für den Zustand des Freundes geworden zu sein. Denn das war der alte Kriechbaum nicht mehr. Er, der von Vitalität strotzte und der gewissermaßen jeden Tag im Ring stand, um zu obsiegen, zog mit gebrochenen Schwingen teilnahmslos durch eine Landschaft, die ihm sonst hohes Erlebnis geworden wäre. Aber noch am Krankenlager, als er kaum mehr sprechen konnte, ging ein Leuchten über sein Antlitz, wenn er berichten hörte: Valentinshaus... Ranshofen... Haselbach... Wasserburg... Taubenbach... Ich schilderte ihm eine Kundfahrt zu den Opferstätten der Kopfurnen. Beifällig nickte er mit dem Haupt, bemüht, eigene Erfahrungen auszusprechen. Es gelang nicht mehr. Dies mehr als ein Jahr vor seinem Tode!

Alles nur in allem: Gerade daß er nicht jedem nach dem Mund redete und seine Meinung frank und frei kundtat und zu ihr stand, sicherte Kriechbaum einen besonderen Rang innerhalb der Generation seiner Zeitgenossen. Denn seine Meinung und sein Wollen entsprangen letztlich nur der Überzeugung, daß die durch Natur und Kultur geprägten Erscheinungen von Land und Volk es wert sind, ein Leben unentwegt dafür einzusetzen.

Franz Lipp

#### Julius Bielz †

Aus Siebenbürgen erreicht uns die Nachricht, daß Dr. Julius Bielz in Hermannstadt am 9. Juni 1958 im 74. Lebensjahr gestorben ist. Bielz, der noch in altösterreichischer Museumstradition aufgewachsen war, wirkte als Leiter der Gemäldegalerie des Brukenthalmuseums in Hermannstadt. Seine große Bedeutung ist auch dadurch zum Ausdruck gebracht worden, daß sein Leichnam im Brukenthalmuseum aufgebahrt wurde, wo das kulturelle Hermannstadt von ihm Abschied nehmen konnte. Seine Stellung war durch den Titel „Wissenschaftlicher Forscher der Sektion Hermannstadt der Rumänischen Volksrepublik“ anerkannt.

Von seinen für die Volkskunde wichtigen Arbeiten seien hier nur die letzten Veröffentlichungen genannt, die uns erreicht haben:

Die Volkstracht der Siebenbürger Sachsen (= Volkskunsthäfte, o. Nr.). Bukarest o. J., Staatsverlag für Kunst und Literatur. 53 Seiten, 34 Abb., 4 Farbtafeln.

Die Steingut-Manufakturen in Siebenbürgen (Manufacturile de ceramica fina din Transilvania) (rumänisch mit deutscher Zusammenfassung). Hermannstadt 1956, Brukenthal-Museum. 42 Seiten, 10 Bildtafeln.

Leopold Schmidt

## Literatur der Volkskunde

Gustav Gugitz, *Osterreichs Gnadenstätten in Kult und Brauch*. 5 Bände, Wien 1955—1958. Verlag Brüder Hollinek.

1. Wien. 1955. 127 Seiten;
2. Niederösterreich und Burgenland. 1955. 270 Seiten;
3. Tirol und Vorarlberg. 1956. 252 Seiten;
4. Kärnten und Steiermark. 1956. 311 Seiten;
5. Oberösterreich und Salzburg. 1958. 256 Seiten.

Als vor etwa dreißig Jahren der damals längst weitbekannte Kulturhistoriker und Wiener Lokalforscher Gustav Gugitz sich intensiv mit der Volkskunde zu beschäftigen begann, trat zunächst seine Gabe des Aufarbeitens großer Stoffmengen an den verstreuten Nachrichten zum Jahresbrauchtum in Erscheinung<sup>1)</sup>. Da aber in eben jenen Jahren Rudolf Kriss die Wallfahrtsvolkskunde neu belebte und 1936 auch seine Sammlung von Votiven und verwandten Gegenständen für einige Zeit nach Wien brachte<sup>2)</sup>, fand Gugitz dieses ihm in vieler Hinsicht längst wohlbekannte Gebiet besonders reizvoll und begann sich in zunehmendem Maß damit zu beschäftigen. In Weiterführung der sammlerischen Bestrebungen seines älteren Bekannten Anton M. Pachinger<sup>3)</sup> begann er sich zuletzt der Sammlung des kleinen Andachtsbildes zuzuwenden. Und gemeinsam mit seinem jüngeren Bekannten Leopold Reiter entschloß er sich den Beispielen des Feldforschers Kriss auch in der Hinsicht zu folgen, daß er persönliche Wallfahrtswanderungen unternahm, die ihm zwischen seinem 60. und 70. Lebensjahr viele lebendige Eindrücke brachten. Hinter all diesen beträchtlichen Aufwendungen stand aber mahndend und wegweisend das wissenschaftliche Gewissen seines Freundes Edmund Frieß, der trotz seiner körperlichen Blindheit sehr hellichtig für die Quellenmöglichkeiten einer historischen Wallfahrtsforschung war und nicht müde wurde, mit Gugitz zusammen Mirakelbücher der verschiedensten österreichischen Wall-

---

<sup>1)</sup> Gustav Gugitz-Bibliographie (Jahrbuch der Gesellschaft für Wiener Theaterforschung, Bd. 1951—1952) als Sonderdruck erschienen Wien 1954, 16 Seiten. Heute schon überholt und ergänzungsbedürftig.

<sup>2)</sup> Rudolf Kriss und Leopold Schmidt, *Führer durch die Sammlung für deutsche religiöse Volkskunde*. Wien, 1936.

<sup>3)</sup> Anton M. Pachinger, *Wallfahrts-, Bruderschafts- und Gnaden-Medaillen des Herzogtums Salzburg*. Wien 1908.

Derselbe, *Wallfahrts-, Bruderschafts- und Weihe-Medaillen der gefürsteten Grafschaft Tirol und Vorarlberg*. Wien 1908.

Die *Andachtsbildersammlung Pachingers* befindet sich im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg.

fahrten zu studieren und womöglich in Abhandlungen zu erschließen 4). Von der Heimatwallfahrt Mariahilf in Wien 5) über viele Zwischenlieder bis zu Adlwang in Oberösterreich 6), das wir noch zu Lebzeiten von Frieß, und endlich Oberburg in der ehemaligen Untersteiermark 7), das wir dann nach seinem Tod herausbringen konnten, reihen sich die Belege für diese gewissenhafte Aufarbeitung.

Gugitz ging, seiner ganzen Veranlagung gemäß, darüber in einer bestimmten Richtung noch hinaus. Er hatte das gewaltige Material nun nach den verschiedensten Möglichkeiten hin durchpflügt. Was ihn dran volkskunsthistorisch, besonders graphikgeschichtlich interessierte, das legte er in seinem „österreichischen Spamer“, dem vorzüglichen Handbuch „Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten“ (1950 vor 8). Damit war ein Nachschlagewerk geschaffen, das allein schon den Namen Gugitz in der Geschichte der österreichischen Wallfahrtskunde verewigt hätte. Aber das Material gestattete einen noch viel weiteren Ausgriff: Es erlaubte die Anlegung eines vollständigen „österreichischen Wallfahrts-Dehio“. Und Gugitz verfolgte den Plan, wie er zeitlebens alle seine Editionspläne mit zäher Systematik verfolgt hatte, und schuf das fünfbändige Werk, zu dem es trotz mancher verwandter landschaftlicher Wallfahrtsdarstellungen anderswo doch kein direktes Gegenstück gibt. So große Vorzüge man den Wallfahrtswanderungen von Kriss für Bayern zubilligen wird, Gugitz's lexikalisches Werk mit der Angabe nicht nur aller sichtbaren wallfahrtlichen Gegebenheiten und der kleinen Andachtsbilder, sondern auch der gesamten irgendwie greifbaren Literatur, ist ihm praktisch überlegen.

„Der Gugitz“, wie man das Werk seit Erscheinen nur mehr nennt, ist ein Nachschlagewerk, das aber erfreulicherweise immer noch lesbar ist. Nicht allzuvielen Abkürzungen, die früher im Dehio so erschwerend wirkten, belasten den Text, der jeweils Geschichte der Gnadenstätte, des Kultgegenstandes und der Verehrung bietet, einschließlich der Legende, der Votivgaben und des Wallfahrtszuzuges, soweit sich dieser eben erheben läßt. Dabei sind nicht nur die gegenwärtig noch bekannten, sondern auch die abgekommenen Wallfahrten eingearbeitet, so daß sich jeweils auch die Kulturgeschichte eines Ortes daraus ablesen läßt.

Zu den einzelnen Bänden läßt sich vieles sagen. Ihr Lob bleibt unbestritten, wenn man auch hie und da einen Wunsch dazu vorbringen

---

4) Elfriede Rath, Bibliographie der Veröffentlichungen von Dr. Edmund Frieß (Unsere Heimat N.Ö., Bd. 25, Wien 1954, S. 92 ff.). Hier wären die aus dem Nachlaß veröffentlichten Arbeiten nachzutragen.

5) Edmund Frieß und Gustav Gugitz, Die Mirakelbücher von Mariahilf in Wien (1689—1775) (Deutsche Mirakelbücher. Zur Quellenkunde und Sinngabe, herausgegeben von Georg Schreiber, = Forschungen zur Volkskunde Heft 31/32, Düsseldorf 1938, S. 77 ff.).

6) Frieß und Gugitz, Die Wallfahrten nach Adlwang im Lichte der Mirakelbücher (1620—1746) (= Buchreihe der ÖZV Neue Reihe Bd. 1), Wien 1951.

7) Frieß und Gugitz, Die Franz Xaver-Wallfahrt zu Oberburg. Eine untersteirische Barockkultstätte und die räumliche Reichweite ihres Einflusses (ÖZV Neue Serie Bd. XII/61, 1958, S. 83 ff.).

8) Gugitz, Das kleine Andachtsbild in den österreichischen Gnadenstätten in Darstellung, Verbreitung und Brauchtum, nebst einer Ikonographie. Wien 1950.

mag. Der erste Band, der die Gnadenstätten Wiens enthält, ist nach den Bezirken angeordnet, und innerhalb dieser wieder alphabetisch. Wer sie anders suchen will, kann sie nach dem vorzüglichen Register leicht finden, das auch die Namen der Stecher der Andachtsbilder und ähnliche Stichworte ausführlich darbietet. Die Angabe der genauen Lage in den Straßen usw. wäre dennoch vielleicht nicht überflüssig gewesen. Mitunter wäre es vielleicht nützlich gewesen, auf Kopien der Gnadenbilder hinzuweisen. Die Devotionalkopien sind für die Verehrungsgeschichte bezeichnend und haben ja oft genug auch Filialwallfahrten hervorgerufen. Freilich steht es mit ihrer Bestimmung in den Sammlungen und im Kunsthandel schlecht, aber einige Vorarbeiten gibt es doch schon. So beschreibt Gugitz die längst verschwundene Dreifaltigkeitskapelle „am Kienmarkt bei den Patres von Philippi Neri“ (Bd. I, S. 6). Dort wurde ein kultisch und motivlich wichtiges Bild „Hl. Maria als Braut des hl. Geistes“ verehrt. Wir wissen von diesem Gnadenbild, weil sich entsprechende Kupferstiche davon erhalten haben. Aber wir kennen auch eine Devotionalkopie, die, als feines Ölgemälde des 18. Jahrhunderts, doch vermutlich über das verschwundene Original noch mehr aussagen könnte als die Graphiken. Das Bild befindet sich, die längste Zeit ikonographisch unerkannt, seit Jahrzehnten im Osterreichischen Museum für Volkskunde. Anlässlich der Ausstellung „Marianische Wallfahrten in Österreich“ 1954 konnte es erstmalig richtig zur Geltung gebracht werden<sup>9)</sup>.

Auch die Darstellung von Niederösterreich im 2. Band gibt viel mehr, als man etwa nach Maurer-Kolbs „Marianischem Niederösterreich“<sup>10)</sup> erwartet hätte. Gugitz hat besonders hier die verborgenen Quellen ausgeschöpft, hat unter anderem unveröffentlichtes Material aus dem Diözesanarchiv erstmalig benützt und so durchwegs mehr gegeben, als auch einer gewissenhaften Lokalforschung bisher vertraut war. Die im gleichen Band behandelten burgenländischen Wallfahrten sind nicht so reich bedacht, da es für sie ja kaum schon größere Vorarbeiten gibt, und vor allem kein älteres Quellenmaterial. Was es an dementsprechenden Akten geben mag, liegt wohl in Raab und in Steinamanger und ist weder ausgeschöpft, noch auch derzeit wirklich ertragreich ausschöpfbar. Was nach dem Erscheinen dieses Bandes im Burgenland weiterhin erschlossen wurde, hat Gugitz im Nachtrag des Gesamtwerkes, am Schluß des 5. Bandes, eingearbeitet.

Der 3. Band hat seine Spezialität und seine besonderen Schwierigkeiten. Die Spezialität ist die Einbeziehung Südtirols, die in vieler Hinsicht mehr bietet als die Südtiroler Veröffentlichungen selbst, so sehr Gugitz selbstverständlich den vielen verstreuten Arbeiten von Hermann Mang usw. verpflichtet bleibt. Die sehr umfangreiche und nicht immer leicht überblickbare Literatur über Nordtirol ist so gut ausgewertet wie nur möglich. Für Vorarlberg dagegen fehlt manches. Die kleine Ergänzung durch Klaus Beitzl wird vielleicht noch von manchen anderen gefolgt werden<sup>11)</sup>. Vergleicht man aber

---

<sup>9)</sup> Schmidt, Ausstellung Marianische Wallfahrten in Österreich. Katalog. Wien, Osterreichisches Museum für Volkskunde, 1954. S. 30, Nr. IX.

<sup>10)</sup> Josef Maurer und Georg Kolb, Marianisches Niederösterreich. Denkwürdigkeiten der Marienverehrung im Lande unter der Enns. Wien 1899.

<sup>11)</sup> Vgl. diese Zeitschrift, oben S. 315 ff.

umgekehrt, was etwa für Osttirol die kunsttopographische Arbeit ergibt, wie sie jetzt in dem Nachlaßwerk von Josef Weingartner vorliegt<sup>12)</sup>, so wird man doch wieder den Reichtum des Dargebotenen bei Gugitz sehr hoch schätzen. Für spätere volkskundliche Wanderer in Osttirol kann man nur raten, den „Weingartner“ in die rechte, den „Gugitz“ in die linke Rocktasche zu stecken, mit einem von beiden ist ihnen nicht gedient; beide zusammen aber ergeben ein vortreffliches Bild.

Der 4. Band ist für Steiermark ein vollständiges Novum. Für Kärnten hat Gugitz schon vor einigen Jahren eine verdienstvolle Übersicht vorgelegt, die hier nun gewissermaßen alphabetisiert und ergänzt wiedergegeben ist<sup>13)</sup>. In Steiermark ist inzwischen wohl eine Neuauflage des Dehio erschienen, eine wesentliche Verbesserung des alten Dehio-Ginhart<sup>14)</sup>. Die bedeutenden Forschungen von Rochus Kohlbach haben ebenfalls dazu beigetragen, daß man sich von der Kunst, insbesondere der alten religiösen Kunst in der Steiermark ein bei weitem besseres Bild als früher machen kann<sup>15)</sup>. Aber der Wallfahrts-Gugitz bleibt daneben doch unentbehrlich. In dieser volkskundlich so gut durchgearbeiteten Landschaft hat Gugitz auf den Spuren von Rudolf Kriss nun nochmals die Hauptgebiete des Eisenopfers durchwandert, aber auch die Kleinlandschaften des Holzvotivwesens, der Kettenumspannung der Kirchen, der „Würdinger“, jener schweren Figuren, an denen ein Hebekult haftete, und zahlreiche andere, oft sehr altertümliche Züge des Volksglaubens. Eine Kontrolle dieser Dinge im einzelnen ist Sache der weiteren Forschung, wie sie insbesondere vom Steirischen Volkskundemuseum aus betrieben wird. Leopold Kretzenbacher hat bedeutende Ergänzungen andeuten können<sup>16)</sup>, und die Votivtafelaufnahmen durch Elfriede Grabner werden hier ebenfalls von großem Nutzen sein<sup>17)</sup>. Aber der Gugitz-Band wird auch dabei als Wegweiser dienen. Nicht zuletzt durch die vorzügliche Durcharbeitung der großen Wallfahrten mit ihrem umfangreichen Material, in dem ein weniger Geschulter hoffnungslos ersticken würde. Die Darstellung von Mariazell etwa kann trotz der äußersten Wortknappheit ehrenvoll neben den Spezialarbeiten von Rodler und Wonisch bestehen.

Der Schlußband bringt für Oberösterreich wieder die alphabetisierte Aufarbeitung des Materials, das Gugitz schon 1954 in einem

---

<sup>12)</sup> Josef Weingartner, Die Kunstdenkmäler Osttirols. Innsbruck 1958.

<sup>13)</sup> Gugitz, Kärntner Wallfahrten im Volksglauben und Brauchtum. Versuch einer Bestandaufnahme (Carinthia I, Bd. 141, Klagenfurt 1951, S. 181 ff.).

<sup>14)</sup> Dehio-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Steiermark. Von Eberhard Hempel und Eduard Andorfer. Neubearbeitet von Maria Schaffler, Eberhard Hempel und Eduard Andorfer. 3. Aufl. Wien 1956.

<sup>15)</sup> Rochus Kohlbach, Die gotischen Kirchen von Graz. 1950.

Derselbe, Die barocken Kirchen von Graz (1952).

Derselbe, Die Stifte Steiermarks. 1953.

Derselbe, Steirische Bildhauer. Vom Römerstein zum Rokoko. 1956.

<sup>16)</sup> Leopold Kretzenbacher, Besprechung (Blätter für Heimatkunde Bd. 31, Graz 1957, S. 90 f.).

<sup>17)</sup> Kretzenbacher, Die Votivbilderaufnahme in Mariazell (ÖZV, Neue Serie Bd. XII/61, 1958, S. 163 f.).

eigenen Buch vorgelegt hat<sup>18)</sup>. Die Anreicherung bis zum letzten Moment ist aber immer deutlich spürbar. Der Band scheint überhaupt besonders geglückt. Man merkt, daß beispielsweise im Teil Salzburg auch noch die letzten Neuerscheinungen, die in unseren Bibliotheken eben noch zugänglich gemacht werden konnten, herangezogen wurden. Auch die in einiger Zahl in den letzten Jahren erschienenen Ortskunden und Heimatbücher sind noch verwendet worden; und manche ihrer Angaben konnten, wie dies für Gugitz bezeichnend erscheint, sogar noch kritisch kommentiert werden. So hat Gugitz sehr richtig auf eine alte Verehrungsstätte des hl. Chrysant hingewiesen (S. 217), die von älteren und neueren Beschreibern immer wieder ikonographisch irrend als Georgs-Kultstätte angegeben wird<sup>19)</sup>. Diese Genauigkeit hat ja Gugitz auch bewogen, diesem 5. Band „Ergänzungen und Berichtigungen zu Band 1 bis 4“ beizugeben, die man durchaus begrüßen muß.

So ist dieses Lexikon also vollendet, das sich bescheiden als Handbuch gibt, als „Topographisches Handbuch zur religiösen Volkskunde“, und das glücklicherweise im Format und in der Ausstattung auch tatsächlich ein Handbuch ist: Die biegsamen Leinenbände mit ihrem guten dünnen Papier, ihrem zwar kleinen, aber gut lesbaren Druck stellen ja Hand- bzw. Taschenbücher im besten Sinn dar. Es ist selbstverständlich, daß sich hinterher allerlei Wünsche einstellen, daß man sich besonders die technische Einrichtung vielleicht noch etwas praktischer vorstellen könnte. Die ganz genaue örtliche Bestimmung ist nicht immer getroffen, man vermißt die Angabe der politischen und der Gerichtsbezirke, und bei den heute in Slowenien und in Südtirol gelegenen Orten hätten die Bestimmungen nach den heute dort geltenden Benennungen wohl nicht fehlen sollen. Außerdem ist zur gewissenhaften Benutzung stets die Karte notwendig. Gugitz hat sich ja immerhin entschlossen, für Niederösterreich eine Wallfahrtskarte zu entwerfen, die als Grundlage gelten könnte<sup>20)</sup>. Man könnte sich zu dem Werk eine ganze Kartenmappe denken, die der Verlag zur Komplettierung und wissenschaftlichen Benützbarmachung besonders auch außerhalb unseres Landes dazu stiften sollte. Ohne dem im fünfundachtzigsten Lebensjahr stehenden Verfasser diese Arbeit zumuten zu wollen — es handelt sich ja im wesentlichen um eine rein kartographisch-lexikalische Benützbarmachung, die von geschulten jüngeren Hilfskräften geleistet werden könnte — muß man eigentlich die Würdigung dieses Werkes doch mit einem derartigen Wunsch abschließen. Der Dank an den Unermüdlichen wird dadurch nicht geringer, auch nicht unser Staunen vor seiner Leistungsfähigkeit, die mit diesem Werk einen Behelf geschaffen hat, den wir uns vor einem Vierteljahrhundert nicht einmal zu wünschen gewagt hätten.

Leopold Schmidt

---

<sup>18)</sup> Gugitz, Die Wallfahrten Oberösterreichs. Versuch einer Bestandaufnahme mit besonderer Hinsicht auf Volksglauben und Brauchtum (= Schriftenreihe des Institutes für Landeskunde von Oberösterreich, Bd. 7). Linz 1954.

<sup>19)</sup> Josef Lahnsteiner, Oberpinzgau von Krimml bis Kaprun. Hollersbach 1956. S. 337 f.

Die Verehrung der hl. Chrysant und Daria ist Gegenstand einer noch in Arbeit befindlichen Wiener Dissertation von Jörg Reitter.

<sup>20)</sup> Gugitz, Kultstätten und Wallfahrtsorte in Niederösterreich: Atlas von Niederösterreich, redigiert von Erik Arnberger. Wien 1955, 5. Doppellieferung, Karte 18.

**Renato Stampa, Das Bergell** (= Schweizer Heimatbücher. Bündner Reihe, 4. Bd.). Bern 1957, Verlag Paul Haupt. 76 Seiten, davon 48 Abb.

Die schöne Reihe der „Schweizer Heimatbücher“ erschließt zumal durch ihre Sonderreihen immer wieder Gebiete, die man so dargestellt und photographiert kaum schon gesehen hat. Von der Graubündner Reihe liegt hier ein Band über Italienisch-Bünden vor, der von dem Hochtal der „Bredaglia“, also dem Bergell, wirklich einen ausgezeichneten Eindruck vermittelt. Die kenntnisreiche Einleitung geht auf die Volkskultur des Tales ein, und der Bildteil vermittelt zum Hauswesen, zu den Maiensässen, zur Heu- und Milchwirtschaft manchen anschaulichen Beitrag. Der deutsche Spruch auf dem Sgraffito des 16. Jahrhunderts an einem Haus in Vicosoprano bedeutet hier vielleicht eine Überraschung (S. 65), sollte aber hinsichtlich der vorliegenden Kulturformung, des eventuell postulierten Kulturgefälles jedenfalls zu denken geben.

Leopold Schmidt

**Max Gschwendt und Linus Birchler, Schwyzer Bauernhäuser** (= Schweizer Heimatbücher, Innerschweizerische Reihe, Bd. 6). 60 Seiten mit Abb. Bern 1957, Verlag Paul Haupt. DM 4,50.

Die nun schon sehr umfangreiche Serie der „Schweizer Heimatbücher“ bringt mitunter Bildbände heraus, die rein volkskundlich sind, hervorragend photographiert und von Fachleuten textiert. Das ist eigentlich einzigartig und muß schon deshalb immer wieder hervorgehoben werden. In diesem Fall zeigt Gschwendt, der Leiter der „Aktion Bauernhausforschung in der Schweiz“ sozusagen an einem Musterbeispiel, an den schönen und gut erforschten Häusern des Kantons Schwyz, wie er sich heute die Bauernhausforschung vorstellt. Bedächtig werden Hausform, Konstruktion, Zierformen, dann Stube und abschließend die Pestlöcher vorgeführt, mit instruktiven Textzeichnungen. Der Kunsthistoriker Birchler gibt einen geschichtlichen Überblick über die „Entwicklung des Schwyzer Bauernhauses“, wobei man zum Titel wie zu manchen Mitteilungen einige Fragezeichen setzen möchte. Der vorzügliche Bildteil zeigt vor allem das vorwaltende Blockbauhaus mit den bezeichnenden Klebdächern der Giebelwand. Aber auch die vertafelten Stuben mit dem Blankholzmöbel kommen gut zur Geltung.

Leopold Schmidt

**Wissenschaftliche Informationen zur Volkskunde, Altertumskunde und Kulturgeographie aus dem östlichen Europa.** München 1958 (vorm.

J. G. Calve, Prag). Verlag Robert Lerche.

Heft 1: Otakar Nahodil, **Zehn Jahre tschechoslowakische Ethnographie (1945—1955)**. 27 Seiten. DM 2,—.

Ausgehend von der richtigen Erkenntnis, daß wir in Mitteleuropa von der Volkskunde in den slawischen Ländern zu wenig wissen, und daß auch die in den letzten Jahren häufiger erscheinenden Bibliographien zum eigentlichen Verständnis der Arbeit in den Oststaaten wenig beitragen, bringt nunmehr das Institut für Kultur- und Sozialforschung in München diese „Informationen“ heraus, die Übersetzungen von programmatischen Darlegungen darbieten sollen. Was tschechische, slowakische, bulgarische oder russische Vertreter des Faches selbst niedergelegt haben, wird hier in objektiven Übersetzungen geboten. Die ersten Hefte zeigen, daß es sich dabei um ein ausgesprochen wichtiges Unternehmen handelt. Wir haben bisher doch wohl kaum gewußt, wie

weit die Wege auch unserer Disziplin in West und Ost nun schon auseinanderführen.

Das erste Heft bringt eine Übersicht, die der Redakteur der Tschechischen Ethnographischen Zeitschrift 1955 veröffentlicht hat. Nahodil gibt einen kurzen wissenschaftsgeschichtlichen Überblick, der in der Schilderung der „tiefen Krise“ in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gipfelt. Die „bourgeoise Volkskunde“ von damals wird als politisch reaktionär geschildert, ihre „theoretische Ohnmacht“ drastisch dargetan. Seit 1945 hätten „jüngere Arbeiter“ nach einem Ausweg aus der Sackgasse der „methodologischen Ratlosigkeit“ gesucht. Die Kenntnisnahme der sowjetischen Ethnographie habe befreiend gewirkt. Nunmehr kenne man die Bahn: „Die gesamte Arbeit auf theoretischem Gebiet ist darauf ausgerichtet, daß in der tschechoslowakischen ethnographischen Forschung die Grundprinzipien des Historismus im Sinne der marxistisch-leninistischen Methodologie fest Wurzel fassen, damit sich die zeitgenössische tschechoslowakische Ethnographie vor der positivistischen, empirischen, statistischen Untersuchung der einzelnen isolierten ethnographischen Erscheinungen ohne Berücksichtigung der Bedingungen der sozial-ökonomischen Entwicklung hüte.“ Starke Hinwendung zur Gegenwart, zur Feldforschung im Arbeitermilieu der Industriegebiete, nicht zuletzt der Bergbauggebiete, kennzeichne die praktische Arbeit seit dieser theoretischen Festlegung, daneben die „Erforschung der Kultur und der Lebensweise des Kollektivbauerntums“.

Heft 2: Pavel I. Kusner (Knysev), Die ethnographische Erforschung der gegenwärtigen ländlichen Lebensweise in der UdSSR, und derselbe, Ethnographische Veränderungen der landwirtschaftlichen Bevölkerung in völkischen Mischgebieten der UdSSR. 28 Seiten. DM 2,—.

Besonders die letzten Ausführungen Nahodils werden noch viel verständlicher, wenn man die Übersetzungen der beiden 1954 erschienenen Artikel Kusners liest. Nach einer Abkanzelung der deutschen terminologischen Trennung von „Völkerkunde“ und „Volkskunde“ erfährt man, „Die Grundlage der sowjetischen ethnographischen Forschungen bildet die marxistisch-leninistische Methodologie“ (S. 7 f.), nach der die Aufgabe dieser Ethnographie schlicht folgendermaßen umschrieben wird: „Die Ethnographie erforscht die Lebensweise und die Sitten der werktätigen Bevölkerung, welche in allen historischen Epochen der einzige Produzent sämtlicher materieller Güter der Gesellschaft war und auch noch ist.“ (S. 8.) Nach diesem Zeugnis kann man sich nur freuen, daß die auch von den Russen mit dem deutschen Terminus bezeichnete „Volkskunde“ mit dieser „Ethnographie“ wirklich nichts zu tun hat.

Interessanter als diese theoretischen Ausführungen sind die folgenden über die gegenwärtige Arbeit der russischen Ethnographen, welche nun also „die Lebensweise der Arbeiterklasse und die Lebensweise des Kolchosbauerntums selbständig und getrennt erforschen.“ (S. 9.) Nach einer kurzen kritischen Darstellung der älteren Feldforschung erfährt man von der „Erforschung des heutigen Dorflebens in der UdSSR“, wobei besonderer Wert auf „den unmittelbaren Einfluß des Systems der vergesellschafteten Wirtschaft auf die verschiedenen Seiten der dörflichen Lebensweise“ (S. 12) gelegt wird. Das wird noch betonter ausgesprochen: „Es wird der Einfluß der sozialistischen gesell-



schaftlichen Verhältnisse und insbesondere des Kolchosystems auf alle Seiten des Lebens der Landbevölkerung, auf die Lebensweise der Familie, auf das kulturelle Niveau der Bevölkerung, auf ihre moralischen Anschauungen erforscht. Besonders wird die Frage über die Dorfintelligenz, ihre Lebensweise, ihre kulturelle Rolle im Dorfe gestellt. Es wird die künstlerische Laienbetätigung, das Volksschöpfungsfertum erforscht.“ (S. 14.) Alle diese Allgemeinheiten werden unermüdet weiter vorgetragen, ohne daß man zu einer Einsicht in irgendeine tatsächliche Arbeit käme, die sich auch nur im entferntesten mit der volkswissenschaftlichen Forschung in Mittel- und Nordeuropa vergleichen ließe. Bezeichnend ist der Satz: „Die bourgeoise Ethnographie konstatiert im besten Falle die ‚Evolution‘ der einzelnen Seiten der Lebensweise des Volkes, sie deckt jedoch die Ursachen einer solchen ‚Evolution‘ nicht auf.“ (S. 22.) Ob wohl die gesamte Kollegenschaft in Osteuropa die letzten dreißig, vierzig Jahre der fachlichen Entfaltung in unseren Ländern verschlafen hat? Es dürfte ihr schwer fallen, heute noch einen „Evolutionisten“ in Mitteleuropa zu finden; zahlreich waren sie in der Volkskunde ja nie, weil eine echte historische Betrachtungsweise, wie sie bei uns nun einmal üblich ist, sich mit dem primitiven Evolutionismus eben nie vertragen hat.

Wie gesagt, die Hefte sind nützlich. Wir haben doch wohl alle bisher kaum gewußt, wie weit die Wege auch unserer Disziplin in West und Ost nun schon auseinanderführen . . . Leopold Schmidt

Edit Fél, Tamás Hofer, Klara K.-Csilléry, **Ungarische Bauernkunst.** 83 Seiten mit 31 Zeichnungen im Text, 241 Abb. auf Tafeln, davon zahlreiche farbig. Budapest 1958, Corvina-Verlag.

Wie vor dreißig Jahren ergießt sich nunmehr wieder ein wahrer Strom von Volkskunst-Veröffentlichungen über Europa. Besonders Mitteleuropa, die Länder knapp hinter dem „Eisernen Vorhang“, von Polen bis nach Jugoslawien, stellen ihre alte Volkskunst, die bäuerliche Volkskunst, das altherkömmliche Sammelgut der Volkskunde-Museen in neuen Publikationen vor. Offensichtlich ist in all diesen Ländern in den Museen sehr viel gearbeitet worden. Ein schönes Beispiel dieses Aufarbeitens in einem Museum war das kroatische Museumswerk: Marijana Gušić, *Commentary of the exhibited material, Ethnographical Museum, Zagreb 1955* (207 Seiten, 46 Abb. auf Tafeln). Dann kamen die tschechischen, slowakischen, polnischen und ungarischen Veröffentlichungen, die sich nunmehr nicht wie das kroatische Werk englisch darboten, sondern schlicht wieder deutsch. Es hat ein volles Dutzend Jahre gebraucht, bis man in allen diesen Ländern zur Einsicht kam, daß man sich auf die Dauer in Mitteleuropa nicht mit englischen und russischen Resümées begnügen könnte, sondern zur deutschen wissenschaftlichen Verkehrssprache würde zurückkehren müssen. Nun ist es also so weit. Wir weisen nur auf das umfangreiche tschechische Werk hin: Karel Sourek, *Volkskunst in Bildern.* Prag 1956 (346 Seiten, mit 271 Abb. und mehreren Farbtafeln), und auf das slowakische Gegenstück in zwei Bänden: Herausgegeben von Rudolf Mrlián, *Slowakische Volkskunst.* Bratislava 1954, Verlag Tatran (654 Abb., davon viele farbig). Von den Einzelpublikationen auf dem Gebiet der Volkskunst, als Veröffentlichungen über Textilkunst oder Töpferei, Wandmalerei, Bienenstöcke usw. soll einstweilen gar nicht die Rede sein. Auch davon sind schon mehrere schöne Bildbände mit deutschen Texten erschienen.

Was nun die ungarische Volkskunde betrifft, so ist sie dank der ununterbrochen fortgesetzten Tradition am Budapester Volkskundemuseum immer rege geblieben. Die großen ungarischen Zeitschriften haben uns regelmäßig davon unterrichtet. Die gewaltigen Vorarbeiten der Generation von Karoly Viski und Istvan Györffy sind von ihren Mitarbeitern und Schülern immer weitergeführt worden. Daraus erklärt es sich sicherlich auch, daß das nunmehr vorliegende Werk „Ungarische Bauernkunst“, dessen deutschsprachige Fassung wir also dankbar begrüßen, einen so überlegten, geschulten Eindruck macht. Die Verfasser sind uns ihren Arbeiten nach längst bekannt. Edith Fél trägt maßgebend seit langen Jahren zu unserer Forschung bei; ihr Anteil an der Herausgabe des nachgelassenen Werkes von Istvan Györffy, Die Volkstracht der Matyo wurde hier (ÖZV 60/1957, S. 160 ff.) erst vor kurzem von Bela Gunda hervorgehoben. Klara K.-Csilléry ist allgemein als Spezialistin der Volksmöbelforschung bekannt. Es sei nur an ihre umfangreiche Arbeit über die Satteldachtruhen „Le coffre de charpenterie“ (Acta Ethnographica Academiae Scientiarum Hungaricae, Bd. I, 1950, S. 235—330) erinnert. Von Thomas Hofer kennen wir Haus- und Siedlungsarbeiten, beispielsweise die „Zur Geschichte der Siedlungsformen im südlichen Transdanubien“ (Ethnographia, 1955, S. 125—186). Es sind also sehr bewährte Fachleute, die die Gestaltung dieses schönen Bildbandes übernommen haben, und sie haben denn auch mehr als ein Bilderbuch daraus gemacht.

Schon die Einleitung zeigt, daß die Verfasser Volkskunst, Bauernkunst, nicht nur von der ästhetischen und antiquarischen Seite her ansehen, sondern einen gewissen funktionalistischen Standpunkt dazu einnehmen. Sie sehen die Volkskunst im Leben der ungarischen Bauern. Die festliche Tracht, die festliche Wohnung, das sind wesentliche Blickpunkte, um die tatsächliche Stellung des einstmals gesammelten Museumsmaterials richtig einzuschätzen. Ein Hauptabschnitt der Einleitung ist denn auch „Ziergegenstände an Festtagen“ überschrieben, und dort wird auch versucht, das „Verhältnis der festlichen zu den Alltagsgegenständen“ zu bestimmen. Dann tritt die Frage nach der Gestaltung in den Vordergrund: „Meister und Stile der Volkskunst“, mit dem Hinweis auf die bedeutende Rolle des Dorfhandwerkers. Wenn wir im Bildteil den köstlichen Arbeiten der Szür-Schneider begegnen, erinnern wir uns dankbar an diese Hinweise. Eine „kurze Entwicklungsgeschichte der ungarischen Volkskunst“ versucht Züge aus dem Altertum („Das Erbe aus der Zeit vor der Landnahme“), dem Mittelalter, der Zeit der Türkenherrschaft und der Renaissance und der Periode von Barock, Rokoko und Klassizismus von der „Entwicklung der bäuerlichen Stile“ abzugliedern. Die Problematik derartiger Abgliederungen bleibt den Verfassern durchaus bewußt, sie geben gute Beispiele für das Nebeneinander von verschiedenen Zeitstilelementen an ein und demselben Stück. Die weiteren Kapitel versuchen die Volkskunst nach den drei großen Landschaften des heutigen Ungarn auszugliedern: Große ungarische Tiefebene, Oberungarn, Transdanubien. Man sieht, im Gegensatz zu Publikationen nach dem ersten Weltkrieg greift man nun nicht mehr über die heutigen Landesgrenzen hinaus.

Der Bildteil ist ebenfalls nach den drei großen Hauptlandschaften gegliedert, die sich dementsprechend im großen auch als Volkskunstlandschaften darbieten. Am einleuchtendsten ist das für die Große ungarische Tiefebene, die man nach ihrer Hirten- und Bauernkunst immer am stärksten als „ungarisch“ empfinden wird. Für Ober-

ungarn muß man die Anschlüsse zur Slowakei hin ins Auge fassen. Transdanubien kommt uns ohne deutsche Elemente etwas leer vor. Aber das Material ist jeweils so gut, so vielseitig, daß die Bilddarstellung jeweils einen wirklichen Eindruck von den ehemaligen Verhältnissen und einen ausgezeichneten Überblick über ihre museal geborgenen Besitztümer zu geben vermag. Selbstverständlich wird man bei manchen Beispielen, die nur Vertreter von Volkskunstgruppen sind, die weit über Ungarn hinaus zu verfolgen wären, hier und da eine schärfere diesbezügliche Bestimmung vermissen. So sollte man bei der Längslaube eines transdanubischen Hauses (aus Balatonöszöd, Kom. Somogy, Abb. 148) nicht schreiben „Bogengänge, in denen die Arkaden der lange fortlebenden ungarischen Spätrenaissance nachklingen“. Diese „Tretten“, wie sie im niederösterreichischen Weinviertel heißen, haben doch nichts mit einer speziell ungarischen Spätrenaissance zu tun, der ganze niederösterreichische Osten, einschließlich des Tullnerfeldes sogar, ist davon erfüllt, und der Verbreitungsweg ist gewiß keiner von Osten nach Westen, sondern wohl der umgekehrte gewesen. Und das eiserne Votivtier „aus der Umgebung von Vasvár“, also aus dem Eisenburger Komitat, stammt wohl von Velem-St. Veit oder von einer der burgenländischen Wallfahrten, die vor etwa 70 Jahren noch Eisenopfer kannten (vgl. Rudolf Kriss und Lenz Kriss-Rettenbeck, Eisenopfer. München 1957. S. 43, mit früherer Literatur), ist also nicht ungarisch im Sinn dieses Buches.

Das sind aber Ausstellungen, die zwar vermehrt werden könnten, die aber das treffliche Buch, das auch photographisch und drucktechnisch durchaus erfreulich ist, seinem Verdienst nach nicht verkleinern sollen. Wir ersehen mit Freuden, wie auch Neuerwerbungen des Museums und neue Forschungen der Verfasser noch verwertet werden konnten. So zeigt die Abb. 17 eine Satteldachtruhe in Spundwerkkonstruktion, mit sehr abgekürzt dargestellten Männchen in Beterstellung; darüber hat Csilléry erst ganz kürzlich eingehend gehandelt: „Eine neue Truhe mit Spundwerkkonstruktion und Menschendarstellung im Ethnographischen Museum zu Budapest“ (A Neprajzi Ertesítő, XXXIX. Bd., 1957, S. 383 ff.). Man wird also das klug und schön gestaltete Buch gewiß lange Zeit als trefflichen Leitfaden durch die ungarische Volkskunst schätzen. —

In dem wichtigen Werk ist als einzige Ausnahme den anderen Objektaufnahmen gegenüber auch eine Kinderzeichnung aus Sarköz enthalten (Abb. 209). Edit Fél hat sich mit dem Problem der volkskundlich wichtigen Kinderzeichnung beschäftigt, wir dürfen in diesem Zusammenhang auf eine Publikation hinweisen, die sonst leicht übersehen werden könnte, nämlich den Wandkalender auf das Jahr 1958, den die Medimpex, das Außenhandelsunternehmen für pharmazeutische Produkte, Budapest, überreichte. Auswahl und Kommentierung der 12 Zeichnungen, die farbig wiedergegeben sind, stammen von Edit Fél. Leopold Schmidt

Ernst Hamza, *Der Ländler* (= Forschungen zur Landeskunde von N.-Ö., Bd. 9). Wien 1957. Selbstverlag des Vereins für Landeskunde. 70 Seiten mit Notenbeispielen und 3 Bildtafeln.

Hamza hat diese zusammenfassende Arbeit kurz vor seinem Tode (Ende 1952) abgeschlossen; der Verein für Landeskunde von Niederösterreich und Wien hat sie nun dankenswerterweise veröffentlicht. Hamza bemüht sich, insbesondere die Begriffe „Ländler“, „Landle-

rischer“ und „Almerischer“ festzulegen und die Unterschiede zwischen Notierung der Melodien und tatsächlichem Klangbild aufzuzeigen. — Zu bemängeln sind die Beschriftungen der Bildtafeln. Nr. I ist in der Erstausgabe von Castellis „Gedichten in n.-ö. Mundart“ 1828 dem Titel vorgesetzt; die seinerzeitige Österreichische Heimatgesellschaft gab danach eine Ansichtskarte heraus, die Hamza offenbar benützte. Nr. II und III haben vertauschte Legenden, wobei nicht nur dem Oberösterreich die Schreibung „Stelzhammer“ auffallen dürfte. — Jedenfalls bereichert dieser Forschungsband die Literatur zum alpenländischen Volkstanz in erfreulicher Weise.

Karl M. Klier

**Das Südtiroler Heimatbuch.** Gesamtedaktion Dr. Günther Goller.  
Herausgegeben vom Austria Presse-Dienst, Wien 1958. Verlag Bernhard Reiff. 248 Seiten, 48 Abb.

Ein von österreichischer Seite her inauguriertes, ganz von Tirolern geschriebenes Sammelwerk, das einen recht erfreulichen Überblick bietet. Hermann Holzmann gibt einen hübschen, beschwingten Überblick über die Kulturlandschaft und steuert das historische Kapitel „Meilensteine der Geschichte“ bei. Georg Mutschlechner behandelt Geologie und Klima, Helmut Gams die Pflanzen- und Tierwelt. Franz Kolb stellt die „Südtiroler Freiheitshelden“ der Franzosenkriege eigens vor. Nach diesen mehr einführenden Abschnitten kommen die spezielleren. Im Abschnitt „Menschen südlich des Brenners“ behandelt Franz Kolb „Die bodenständigen Volksgruppen“ einschließlich der Ladiner. Anton Dörrer schreibt skizzenhaft über „Geistliches und weltliches Brauchtum in Vergangenheit und Gegenwart“ (ein großer Titel für knapp 8 Seiten). Franz Colleselli bietet einen knappen Überblick über „Die Landschaften als Hort lebendiger Tracht“; der Südtiroler Wein kommt nicht zu kurz, in den beiden Beiträgen von Hans Matscher und Richard Staffler. In „Ein Blick auf die Wirtschaft“ stellt Franz Aubele einigermaßen ausführlich die wirtschaftlichen Verhältnisse dar, Albin Oberhofer das Regionalabkommen. Verhältnismäßig viel Raum ist dem „Volk im Spiegel seiner Kultur“ gewidmet. Es schreiben Oswald Sailer über „Die deutsche Dichtung in Südtirol“, Karl K. Klein eigens über den Bischof Arbeo von Freising als „Verfasser des ersten deutschen Buches“, Karl Finsterwalder über die Südtiroler Mundarten, Karl Paulin über die Sagen des Landes (auf nur drei Seiten), Rudolf Oberpertinger über „Musik an Etsch und Eisack“, Franz Kollreider eingehend und wirklich kenntnisvermittelnd über die Kunstgeschichte des Landes, von Annemarie Innerebner durch „Meisterwerke bäuerlicher Volkskunst“ ergänzt. In „Heimat großer Söhne“ preisen mehrere Historiker die Gelehrten und Forscher. Erfinder und Techniker aus Südtirol. An die verstreuten volkskundlichen Kapitel schließt das Schlußkapitel „Bauernleben im Süden Tirols“ an, mit dem vereinfachenden Abschnitt „Bergbauernhöfe“ von Anton Leiter. und einem Lob der Seiser Alm, der „größten Alm Europas“, von Georg Innerebner. Im ganzen ein recht wohl ausgewogenes Buch, das alle positiven Züge ins Licht rückt. Daß viele Beiträge um einen Ton zu hoch gestimmt klingen, daß uns so mancher Superlativ nicht ganz zu Recht gesetzt erscheint, das sind Erscheinungen, die nicht nur an diesem Tiroler Buch auffallen, sondern an manchem anderen auch. Spürbarer noch sind gewisse Mängel, die aus dem Fehlen einer größeren Forschungs- und Lehranstalt im Lande selbst erwachsen. Die meisten dar-

gebotenen Ergebnisse auf kulturgeschichtlichen und volkskundlichen Gebieten muten ja etwas veraltet an, ohne Heranziehung neuerer Methoden und Zielsetzungen. Was die österreichischen Museen usw. dafür leisten, wird nicht gesehen und berücksichtigt, die Einbindung Südtiroler Erscheinungen in größere kulturgeographische Überblicke nicht zur Kenntnis genommen. Da führt also die überbetonte Heimatliebe unter Umständen zur Erstarrung und Verengung, was man ja umgekehrt der lebendigen Südtiroler Wirtschaft, beispielsweise dem Obstexport, bestimmt nicht nachsagen kann. Aber man mag warnen oder nicht: Bücher dieser Art werden immer weitergemacht.

Leopold Schmidt

Leopold Kretzenbacher, Die Seelenwaage. Zur religiösen Idee vom Jenseitsgericht auf der Schicksalswaage in Hochreligion, Bildkunst und Volksglaube (= Buchreihe des Landesmuseums für Kärnten, Bd. 4). Klagenfurt 1958. Verlag des Landesmuseums für Kärnten. 243 Seiten mit 65 Abb. S 120,—.

Wenn man jetzt durch die neueröffneten Säle des Österreichischen Museums für Volkskunde wandert, trifft man im großen Saal „Süd-deutsche Volkskunst“ einen interessant geschnitzten Fußboden aus Tauberbischofsheim, der in einem Reliefmedaillon den Erzengel Michael als Bekämpfer des höllischen Drachens darstellt. In der Rechten schwingt der Erzengel das Flammenschwert, in der Linken hält er eine Waage (Kretzenbacher, Abb. 56). Wenn man sich im gleichen Saal auf das hinauf, ikonographisch interessiert, noch genauer umsieht, findet man an der gegenüberliegenden Wand eine rheinische Halbmajolika-schüssel, die im Fond das gleiche Motiv aufweist: Der Erzengel wägt die Seele, nach der der zu Boden getretene Teufel noch von unten her langt. Darunter steht der (nur teilweise erhaltene) Gebetsseufzer: „O Sünder all (hier betrachtet), wie die arme Seel In so großer gefahr stehet, da der Tüffel sucht sie zu gewinnen.“ Die Schüssel stammt aus dem Jahr 1756, der Fußboden ist mit 1758 datiert, man merkt, wie graphische Vorlagen in der Mitte des 18. Jahrhunderts das Motiv noch stark lebendig erhalten haben müssen. Da tritt also immer der Erzengel Michael gleichzeitig als Bekämpfer des Teufels und als Wäger der Seelen auf. Es ist eine Darstellung der letzten Dinge, sie spricht von Tod und Jenseitsgericht.

Kretzenbacher ist von den zahlreichen Seelenwäger-Fresken an den Kirchen und Karnern in Kärnten und Steiermark ausgegangen, die ihm auf seinen volkskundlichen Wanderungen begegnet sind. Man muß dazu bedenken, daß kaum irgendwelche Vertreter einer anderen Geisteswissenschaft bei uns und auch anderswo soviel im Land herumwandern, soviel an Kulturschätzen ihren Studenten vermitteln wie eben die Vertreter der Volkskunde. Für sie, und für ihren wichtigen steirischen Repräsentanten Kretzenbacher insbesondere, sind alle diese bedeutsamen Einzelzüge nicht totes Buchwissen, sondern erlebte Wirklichkeit, künstlerische Spiegelungen der gesamten Volkskultur. Und von diesem Standpunkt aus hat Kretzenbacher das Motiv zu verfolgen begonnen und einen kombinierten archäologisch-religionshistorischen Weg dazu eingeschlagen.

Seine Erhebungen „zur religiösen Idee vom Jenseitsgericht auf der Schicksalswaage“ führen vom altägyptischen Totengericht bis zum steirischen Volksschauspiel. Wesentliche Vorformen der christlichen

Erzengelwaage wie die Homerischen „Todeslose auf der Schicksalswaage des Zeus“ werden ebenso kundig besprochen wie das „Altiranische Seelengericht“. Die große Rolle der Jenseitsgerichte im Vorderen Orient, die Einwirkung antik-jüdischer Züge auf das frühe Christentum werden bedachtsam gemustert. Vom Osten übernimmt die mittelalterliche Buchmalerei das Motiv, die Schauspiele vom Jüngsten Gericht und die Karnerfresken lassen seine Ausformungen ins Monumentale anwachsen. Erfreulicherweise hat die Leitung des Landesmuseums für Kärnten diesen Dingen Rechnung getragen, indem sie alle wichtigen Zeugnisse dieses Verbildlichungsweges in sehr guten Illustrationen schaubar gemacht hat. So kann man interessante Einzelkapitel wie das vom Seelengericht über Kaiser Heinrich II. (mit dem Riemenschneider-Grab im Bamberger Dom) ebenso genau verfolgen wie die Jüngste-Gericht-Seelenwäger an den Portalen der französischen und englischen Kathedralen. Immer wieder aber weist Kretzenbacher auf die sonst so wenig bekannten und genützten Bildquellen Südosteuropas hin.

In ein Spezialkapitel Kretzenbacherscher Studien führt der volkscundlich besonders wertvolle Hauptabschnitt „Barockdevotion, Jenseitschau der Hochdichtung und geistliches Volksschauspiel“. Man merkt, wie Kretzenbacher da allenthalben aus dem Vollen schöpft. Er kennt die barocke Volkskunstentwicklung mit den ikonographisch so wichtigen Andachts-Kupferstichen, er versteht es aber auch, die slowenischen Legendenballaden von der „Seele auf der Waage“ hier richtig zur Geltung zu bringen. Wenn heute irgendwo in der Volkskunde zwischen den Völkern, den Sprachen, den Volkskundeschulen wirklich fruchtbar vermittelt wird, dann ist dies in Graz durch Kretzenbacher der Fall, der die Forschungen in Laibach wie in Agram wie in Belgrad aufmerksam verfolgt und, wie sich immer wieder zeigt, auch bereichert. Die alte wichtige Mittlerrolle der österreichischen Wissenschaft, die Verbindungsstellung von Mittel- nach Südosteuropa hin, hat in ihm einen bedeutenden Vertreter gefunden, der, was man betonen muß, auch von beiden Seiten gern anerkannt wird.

So gibt dieses Buch, das zunächst eine ikonographische Spezialstudie zu sein scheint — und sie wäre auch als solche schon wichtig genug — viel mehr als ähnliche Untersuchungen sonst. Kretzenbacher weiß das auch, er steht über dem Stoff, und versucht in seinem schönen „Besinnlichen Nachwort“, allen vielleicht zu fachbeengten Zweiflern klarzumachen, daß man die Dinge gerade mit weitem, volkscundlichen Ausblick besser, inneren Gewinn bringend, überschauen kann. Erinnerungen an die Brüder Grimm mit ihrer „Andacht zum Unbedeutenden“ (Kretzenbacher meint, man sollte lieber „unbedeutend Scheinenden“ sagen, S. 227) stellen sich ein, die Erinnerung an den Wanderer Riehl und seine Nachfahren steht gewissermaßen zwischen den Zeilen: Nicht diejenigen, die immer wieder Riehl zitieren, entstammen seinem Geist; seine echten Nachfahren führen ihr eigenes Werk aus verwandtem Herzen weiter.

Das vorzüglich ausgestattete Werk ist ein gutes Zeichen für den aufgeschlossenen Geist seines Verfassers, der mitten im Strom der heute bei uns mit Bedacht betriebenen kulturhistorischen Volkskunde steht; ein gutes Zeichen also für die ganze gegenwärtige Erneuerung der Volkskunde, die sich durch diese Arbeitsrichtung eine neue Geltung einzubringen im Begriff ist.

Leopold Schmidt

Leopold Schmidt, *Heiliges Blei in Amuletten, Votiven und anderen Gegenständen des Volksglaubens in Europa und im Orient.* (= Leobener Grüne Hefte, Heft 32). Wien 1958. Montan-Verlag. 103 Seiten, 29 Abbildungen. S 45,—.

Ein Blick auf den kurzen Artikel im Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens genügt, um den großen Fleiß zu beurteilen und zu bewundern, mit dem Leopold Schmidt alles Material gesammelt hat, das von vorgeschichtlichen Zeiten bis zur Neuzeit den Gebrauch des Bleies für sakrale, magische und ableitende Zwecke illustriert. Zukünftige ausgedehnte parallele Studien der anderen Metalle werden Vergleiche ermöglichen und Beweise erbringen für die besonders ausgedehnte Zeitspanne, während welcher dem Blei numinose Qualität zugeschrieben wurde. Eine längere Behandlung des Bleies in der Alchemie, dem der Verfasser nur einen Absatz widmet, hätte vielleicht den sakralen Charakter des Bleies für die hellenistische Zeit und die Traditionen der Araber erhellen können.

Anscheinend sind alle Gruppen für das neuzeitliche Brauchtum erwähnt, und lassen sich dieselben nur erweitern. Im Zusammenhang mit den Fluchtäfelchen möchte ich den Dymock-Fluch vom siebzehnten Jahrhundert erwähnen, der 1892 in Wilton Place gefunden wurde, und der sich jetzt im City Museum von Gloucester befindet. Das Bleiäfelchen zeigt die folgenden eingravierten Inschriften: Sarah Ellis (der Name der Verfluchten in Spiegelschrift), die Symbole der guten und bösen Mondgeister, die mystische Zahl 569, sowie die Namen der acht Dämonen, die von dem Hersteller des Fluchtäfelchens angerufen wurden, um die Person von dem Ort und dem Land zu verbannen, Amen.

Die Anzahl der englischen Pilgerandenken, von denen Schmidt nur einige erwähnt und zu denen auch eine Reihe von Bleiampullen gehören, ist erstaunlich groß. Eine zusammenfassende Arbeit wird in Kürze im „The Antiquaries Journal“, London, erscheinen.

In mehreren englischen Museen findet man Bleimedailen, die im Flachrelief Figuren von Königen, Rittern usw. zeigen, umgeben von einer fingierten Inschrift mit dem Datum in arabischen Zahlen (meistens 1001 oder 1021). Die Medailen, die jetzt als Kuriositäten bezeichnet werden, wurden von den bekannten Londoner Fälschern William Smith und Charles Eaton (genannt Billy Charley) in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts hergestellt und in der Themse „deponiert“.

In England sind ungefähr dreißig Taufbecken aus Blei erhalten, und viele der früheren steinernen Taufbecken sollen mit Blei ausgeschlagen gewesen sein. Der Schutz des Taufwassers erscheint mir weniger ausschlaggebend als das Vertreiben der Dämonen während der Taufe durch Anschlagen des Bleies. Es wird z. B. von dem steinernen Taufbecken, in dem Edward der Bekenner (um 1002 A. D. geboren) getauft wurde, gesagt, daß es wie eine Glocke klingt, wenn es angeschlagen wird. Dieses Taufbecken, welches ursprünglich in Islip war und welches sich jetzt in der benachbarten Kirche zu Middleton Stoney (Oxfordshire) befindet, wurde vor ca. 100 Jahren derart restauriert, daß sich die Klangwirkung nicht mehr feststellen läßt. Die Vertreibung der Dämonen während der Taufe mag auch den ursprünglichen Gebrauch der „pierres sonantes“ erklären, welche sich noch in dem Oratorium des Hl. Gildas und in der Pfarrkirche zu St. Bieuzy (Bretagne) befinden. Im Jahre 1952 gelang es mir mit Hilfe der dabei-

liegenden Quarzstücke glockenähnliche Töne hervorzubringen. „Klingende Steine“, die als „rock-gongs“ bezeichnet und mit zahlreichen afrikanischen Beispielen verglichen werden, sind wiederholt in den letzten Jahrgängen der englischen Zeitschrift „Man“ erwähnt worden. Schmidts Beitrag zum Thema läßt eine weit ausgedehnte Untersuchung der früheren Taufbecken aus Blei und Stein auf ihre Klangwirkung hin als äußerst wünschenswert erscheinen.

Die zahlreichen Anmerkungen sind von der Genauigkeit, die wir von dem Verfasser erwarten dürfen. Der Text ist übersichtlich gedruckt und reichlich illustriert.  
Ellen Ettlinger, Oxford

**Torsten Gebhard, Wegweiser zur Bauernhausforschung in Bayern**, mit 70 Textzeichnungen und Tafeln von Werner Meyer (= Bayerische Heimatforschung 11), München 1957. 238 Seiten.

Das Buch beginnt mit einer stolz-bescheidenen Umschreibung dessen, was es nicht geben will. Es soll kein Handbuch der Hausforschung und keine Monographie des Bauernhauses in Bayern sein. Eine solche sieht der Verfasser, der sich nicht leichthin zufrieden gibt, als ein Fernziel. Archivalische Arbeit und Bestandesaufnahmen des Gegenwärtigen, wie sie an der Landesstelle für Volkskunde in München vorbildlich durchgeführt werden, sind der Weg dazu. Ein Wegweiser für die bayerischen Hausforscher will dieses Buch sein; aber es ist zugleich ein nunmehr unerläßlicher und unentbehrlicher Leitfaden für jeden Hausforscher, eine höchst willkommene Ergänzung zu unserer schweizerischen „Wegleitung für die Aufnahme der bäuerlichen Hausformen...“.

Die grundsätzlichen Fragen der Hausforschung — „Haustypen“, „Hauselemente“, Terminologie, Begriffsbildung — werden an bayesischem Material wesentlich geklärt, und zwar nicht in der dogmatisch-fanatistischen Art, die so oft bei den Vertretern dieser „sachlichen“ Disziplin auffällt. Das in der Hausforschung besonders lebhaft empfundene Bedürfnis nach einer Klärung der Begriffe, wird nicht mit einer abstrakten Klassifikationsformel befriedigt, es wird keine alleinselig-machende Terminologie vorgeschlagen, ja es steht an einer Stelle der ketzerische Satz: „Man wird zu Gunsten eines möglichst lebendigen Gesamtbildes nie auf Synonymen für ein und dieselbe Sache verzichten dürfen“ (S. 45).

Das Hauptgewicht dieses wirklich sachlichen Buches liegt indessen gar nicht in der kurz gehaltenen prinzipiellen und methodologischen Einleitung, sondern in den speziellen Abschnitten über Siedlungsform, Betriebsgrößen, Hofformen, Ordnung des Wohnhauses, Baumaterial, Nebenbauten, künstlerischen Schmuck. An Hand von wohlgewählten Beispielen, erläutert durch Zeichnungen und bereichert durch Spezialuntersuchungen wird die Entfaltung des bayerischen Hauswesens vielseitig und umsichtig vergegenwärtigt. Man stellt, auch wenn man selber auf diesem Gebiet arbeitet, mit einem gewissen Bangen fest, wieviel es hier zu bedenken und zu beobachten gibt. Indessen ist die „Wegleitung“ nicht geschrieben, um Spezialisten heranzubilden, sondern um Spezialforschung vor unfruchtbarer Verkapselung und vor Einengung des Gesichtsfeldes zu bewahren“ (S. 9). „Jeder Bauernhausforscher muß volkkundlich sehen können“ (S. 198). Gerade darum wohl sagt der Verfasser, daß er die besonderen Anliegen der Volkskunde nicht behandle. Und doch ist m. E. das Buch, besonders in dem



Kapitel über künstlerischen Schmuck und über das Wohnen (S. 186 ff.), vor allem volkskundlich. Wo sonst soll die Bauernhausforschung ihre Zielsetzung und ihren geisteswissenschaftlichen Lebensnerv erhalten, als bei der Volkskunde?

Das Buch, welches ganz im Sinne der „bayerischen Schule“ mit einem Abschnitt über „geschichtliche Tiefenforschung“ schließt, ist wie kein anderes geeignet, sich ein Bild vom gegenwärtigen Stand der Hausforschung zu machen.

Zwei unbedeutende Aussetzungen zum Schluß. Zu S. 49: Als „grundlegendes Werk“ für die Schweiz darf man nicht Probst zitieren, wenn man die Wahl hat zwischen Hunziker, Schwab und Brockmann. — Zu S. 88: Die „stuba“ im Testament des Bischofs Tello von Chur im Jahr 765 ist eindeutig als Badstube und nicht als Wohnraum aufzufassen. Dazu werde ich mich äußern in meinem demnächst erscheinenden Buch „Häuser und Landschaften der Schweiz“. Richard Weiss

**Württembergisches Jahrbuch für Volkskunde.** Jahrgänge 1956 und 1957/58. Stuttgart, W. Kohlhammer Verlag.

Wir haben schon bei Erscheinen des 1. Bandes dieses neuen Jahrbuches (ÖZV 59/1956, S. 168) darauf hingewiesen, daß hier eine wertvolle Publikation in Südwestdeutschland sich entfalten will. Ging die „Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde“ erstmals von Baden aus, so ist dieses neue Jahrbuch nun nicht etwa ein beiläufiger Nachfolger jener nach dem Krieg nicht wieder erstandenen Zeitschrift, sondern eine württembergische Eigenschöpfung. Die verwaltungsmäßige Zusammenschließung der beiden süddeutschen Länder Baden und Württemberg macht sich hierin also gar nicht bemerkbar. Das Jahrbuch erweist sich aber auch gehaltlich mit der ehemaligen „Oberdeutschen“, die ja zeitlich und räumlich recht weit ausgriff, gar nicht verwandt. Das Jahrbuch ist durchaus auf Württemberg selbst abgestellt, das schwäbische Element wird, nicht zuletzt durch die Verbindung von Volkskunde und Mundartforschung an der Universität Tübingen, sehr kräftig betont. Bedenkt man schließlich, daß es sich bei Württemberg um das am stärksten protestantisch betonte Land Süddeutschlands handelt, dann wird man die immer noch wachsende Eigenart der neuen Publikation am besten verstehen.

Die neuen Bände bringen zahlreiche wertvolle Einzelbeiträge, oft von stark landschaftlicher oder örtlicher Geltung, dann aber auch zusammenfassende Berichte, Literatur- und Institutsberichte, und Buchbesprechungen, die auch wieder schwäbische Erscheinungen vor allem berücksichtigen. Arbeiten von Helmut Dölker, Friedrich-Heinz Schmidt-Ebhausen und Hermann Bausinger treten stark hervor, auch die von Dieter Narr, dessen Leitaufsatz „Zur Stellung des Pietismus in der Volkskultur Württembergs“ (1957/58, S. 9 ff.) thematisch besonders bezeichnend erscheint. Bayerische und österreichische Anregungen sind in den Volksschauspiel-Arbeiten Bausingers nicht zu verkennen. Im Gegensatz zum 1. Band tritt der Anteil der ehemaligen Donauschwaben fast nicht mehr hervor. Quellenmäßig vielseitig gestützte Arbeiten wie die von Hans Binder über den „Hungerbrunnen“ auf der Schwäbischen Alb oder gute Bestandaufnahmen wie die der „Neidköpfe im Remstal“ von Martin Scharfe fallen angenehm auf. So schickt sich dieses Jahrbuch offensichtlich an, einen festen Platz in unserer Fachliteratur einzunehmen.

Leopold Schmidt

Lenz Kriss-Rettenbeck, *Das Votivbild*. 185 Seiten, 173 Abb., 8 Farbtafeln. München 1958, Verlag Hermann Rinn.

Die von uns angekündigte Katalogserie der Sammlung Rudolf Kriss nimmt mit diesem schönen Band ihren Fortgang, wenn auch vielleicht nicht ganz in der Form, wie sie zunächst zu erwarten war. Im Gegensatz zum 1. Band (Eisenopfer, vgl. ÖHZ Bd. XI/60, 1957, S. 147 ff.) tritt hier ein anderer Verlag entgegen, und die Unterstellung unter die Veröffentlichungen der Bayerischen Landesstelle ist verschwunden. Man merkt die Zugehörigkeit des Buches zu der Katalogserie überhaupt erst, wenn man den Band von hinten aufschlägt und dabei S. 157 ff. das Kriss'sche Votivtafel-Inventar entdeckt, das, wie gleich dazugesagt werden soll, quellenmäßig das Hauptstück des Bandes darstellt. Alles andere ist ja letzten Endes doch nur Zugabe.

Diese Zugabe ist freilich sehr reichhaltig ausgefallen. Ein prachtvoller Bildteil, der teilweise ziemlich weit über die Sammlung Kriss hinausgeht, wird durch einen Kommentar erschlossen, der eine allgemeine Darstellung des Votivbildwesens sein will. Freilich eine problematische, wie gleich in der Einleitung auf S. 11 deutlich wird, wo es heißt, daß man „ohne in Wortspalterei zu fallen, statt Votivbild richtiger zu sagen hätte: das Bildvotiv“. Das stimmt natürlich nicht, denn ein „Bildvotiv“ kann auch eine geopferte Photographie sein, die aber niemals ein Votivbild ist. Bleiben wir ruhig bei dem eingeführten Terminus, der auch sprachlich ganz richtig ist.

Rettenbeck versucht das Votivbildwesen möglichst vielseitig zu erfassen. Er geht von den Anlässen der Votion aus — merkwürdigerweise mit dem Krieg beginnend, aber doch alle Hauptgruppen erfassend. Dann versucht er die „Darstellung der Anlässe“ zu gliedern, wobei die „realistische“ Darstellung wie die „symbolistische“ zu ihrem Recht kommen. Rettenbeck spricht da im Sinn der Münchner Volkskunsthochschule auch von einem „zeichenhaften Charakter des Votivbildes“. Ob wir es bei der Mitdarstellung kranker Gliedmaßen usw. wirklich mit einer „zeichenhaften Aussage“ zu tun haben, oder ob es sich nicht vielfach um das Votiv selbst handelt, das in diesem Fall eben nicht geschnitzt oder bossiert usw., sondern gemalt dargebracht wurde, wäre zu diskutieren, schon für die Weihereliefs der Antike, die ja die sprechendsten Parallelen zum neueren Votivbild sind. Angesichts der Frage nach dem „Zeichenhaften“ wäre es interessant, wenn sich Rettenbeck gelegentlich mit dem soeben von Franz Lipp veröffentlichten Votivbild aus der Esterbauerkapelle von Grillham in der Gemeinde Neukirchen an der Enknach, O.-Ö., auseinandersetzen würde, auf dem der Votant ein Pentagon mit einem eingeschriebenen Drudenfuß dem Gnadenbild, einem Fünfwundenchristus, darbringt, 1765 (Heimat und Welt, Beilage der „Oberösterreichischen Nachrichten“, Linz, 14. August 1958, S. 2, mit Abb.). Wieso es hier zur Darbringung eines „Zeichens“ gekommen ist, — der Text spricht von „großer Anfechtung wegen der thrut“ —, das wäre wohl klärens wert.

Nach den Anlässen der Votivbilddarbringung widmet Rettenbeck ein Kapitel der „Bedeutung“ der Bilder, wobei der Zugang von der Ex-voto-Formel aus gesudet wird. Die Votion wird als „positiv religiöser Akt“ verstanden. Rettenbeck legt dabei Wert auf den Begriff der „Promulgation“: Die Kundgabe der Gnadenerweisung durch das Votivbild sei nicht nur eine schlichte Äußerung etwa Dritten gegenüber, sondern „ein Akt, zu dem sich der Votant feierlich verpflichtet hat und der an öffentlicher Stelle für die gesamte Welt der Gläubigen

durch das Aufhängen der Tafel sichtbar vollzogen wird.“ Man muß vielleicht hinzufügen, daß diese geradezu juristische Formulierung durch die Handhabung des Motivbrauchtums besonders in der Gegenreformation wesentlich verstärkt wurde, wie die wesensgleichen Ausdrücke in den Mirakelbüchern bezeugen.

Im folgenden Abschnitt „Geschichte“ führt Rettenbeck mit erweitertem Material die Überlegungen fort, die ich 1941 zuerst veröffentlichten konnte (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Bd. XIX, S. 458 ff.). Rettenbeck stellt die italienischen Vor- und Frühformen stärker heraus, deren Zugehörigkeit freilich immer wieder fraglich erscheint. Weder das umbrische Bild um 1400 (unnummerierte Abb. auf S. 108) noch die schöne Tafel von Santa Maria del Monte in Emilia (Farbtafel 7) 1480 kann man mit gutem Gewissen als echte Motivbilder bezeichnen, da eben jeweils nur Stifter mit ihren Patronen darauf dargestellt sind, was in keiner Weise über das ältere Stifterbild hinausgeht. Nur der Gelöbnistext besagt bei einigen Tafeln von Santa Maria del Monte, daß es sich um Motive handelt, die Bilder selbst kann man aber im strengen Sinn doch nicht als Motivbilder ansprechen. Rettenbeck weiß selbstverständlich zu diesen immer noch schwebenden Fragen viel zu sagen. Er zieht ganz richtig die Probleme der Patronatsentwicklung heran, geht auf die besonders wichtigen Sonderverehrungen um 1500 ein (Pestvotive, Maria im Ahrenkleid usw.), ohne daß wir aber dadurch wesentlich weiter als bisher in der zeitlichen Ansetzung dieses Werdens eines volksfrommen Bildtyps zurückkommen würden. Ikonographisch wichtig ist die Einbeziehung des Mirakelbildes. Die Frage des direkten Werdens des Motivbildes als Gattung hätte aber die ausführlichere Bearbeitung der Mirakelbildzyklen, bzw. Motivaltäre (Altötting, Mariazell) mehr gefördert. Diese aus kleinformatischen Mirakelerzählungsbildern zusammengefügte Motiv-Ikonostase, wenn ich so sagen darf, bilden jedenfalls den ersten Höhepunkt der Motivbildmalerei, und einen gewaltigen Anstoß für die weitere individuelle TafelDarbringung, die aber erst in der Gegenreformation intensiviert erscheint. Da ist eine ganze Entfaltung, die vielleicht einen etwas östlichen, sagen wir spätbyzantinischen Zug gehabt hätte, durch die Reformation abgeschnitten worden.

Ein verhältnismäßig kurzes Schlußkapitel ist dem Thema „Maler und Motant“ gewidmet. Es ist klar, daß hier noch sehr viel Material aufzuarbeiten ist, die Erforschung der Motivbildmalerei hat ja kaum schon begonnen. Die Kunstgeschichte hat sie nicht beachtet, und die Volkskunde war doch recht lang von dem Gedanken der „anonymen“ Volkskunst verzaubert, so daß sie die Namen, wenn sie einmal auf den Bildern vorkamen, gar nicht sehen wollte. Rettenbeck stellt nun richtig den „Auftrag“ heraus, wobei künftighin dem gemeindlichen Auftrag noch mehr Gewicht beizumessen wäre. Die in München so besonders gepflegte historische, also archivalisch-quellenkundlich eingestellte Forschung wird hierzu sicherlich leicht reichlich Belege beibringen können.

Im Gegensatz zu dem textlich so unbedeutenden Büchlein von Juliane Roh (vgl. ÖZV Bd. XII/61, 1958, S. 68) liegt hier also ein in der geistigen Bemühung sehr bedeutendes Buch vor, das glücklicherweise auch eine ausgezeichnete Ausstattung gefunden hat. Man wird die sehr einheitlich ausgewählten Bilder, diese wirklich schönen Farbaufnahmen von Claus Hansmann, in dem Büchlein von Roh nicht

müssen wollen; sie geben zumal dem Laien und Volkskunstfreund leicht einen guten Begriff von der Gattung Votivbild. Aber hier ist nun ein bedeutendes Bildmaterial als Erläuterung eines gedankenreichen Textes aufgeboten, der seinerseits sich bemüht, all die vielen, den Beschauer zunächst doch recht eigenartig anmutenden Züge dieser Bilder zu erklären; das Buch ist auf diese Weise geradezu mehrschichtig lesbar, und durch die nahezu vollständige Literaturliste, durch die reichen Anmerkungen und den so lobenswerten Katalog des Votivbilderbestandes der Sammlung Kriss auch für jede Art von Benützung erschlossen. Wenn man zu volkskundlich unvorgebildeten, kunstliebenden Laien sprechen könnte, so müßte man ihnen dieses Buch schon aus dem Grund empfehlen, weil hier durchwegs Bilder dargestellt sind, die noch nie veröffentlicht waren, — im Gegensatz zu so vielen kunstwissenschaftlichen Publikationen, die eigentlich immer die gleichen Kunstwerke darbieten. Man zögert vom Standpunkt der Volkskunde vor einer solchen Empfehlung vielleicht nur deshalb, weil man hinter diesem ausgewählten anderthalb Hundert Votivbilder die Tausende und Abertausende sieht, die es gegeben hat und noch gibt, und von denen faktisch jedes ein Ding für sich ist. Man kann also nicht mit gutem Gewissen den Titel „Das Votivbild“ bejahen, sondern muß sich den oder die notwendigen Untertitel dazudenken, etwa wie ich bei der zweiten Ausgabe meines Artikels (Volkskunde als Geisteswissenschaft, Wien 1948, S. 103 ff.) dazugeschrieben habe: „Erscheinung und Geschichte eines Volkskunstwerkes“. Soviel kann man jetzt geben, und soviel hat auch Rettenbeck mit den ihm zur Verfügung stehenden reichen Mitteln jetzt gegeben. Nun aber muß wieder die örtliche und landschaftliche Arbeit einsetzen. Nun müssen endlich größere Votivbildbestände einzelner Wallfahrten oder auch einzelner Museen veröffentlicht werden, wie dies ja auf allen unseren Teilgebieten immer ähnlich vor sich gegangen ist. Aber so wie gelegentlich ein Buch immer wieder einfach „Das Volkslied“ heißt, so soll auch in künftigen Abschnitten unserer Forschungsgeschichte immer wieder ein Übersichtsband „Das Votivbild“ heißen, — so anmaßend der Titel vielleicht beim ersten Mal klingen mag. Rettenbecks Buch baut auf einer Basis auf, wie sie selten gegeben erscheint; aber man muß ihm bescheinigen, daß er diese Grundlage gut zu nützen verstanden hat.

Leopold Schmidt

**Kurt Köster, Meister Tilman von Hachenburg.** Studien zum Werk eines mittelrheinischen Glockengießers des fünfzehnten Jahrhunderts (Jahrbuch der Hessischen kirchengeschichtlichen Vereinigung, Bd. 8, Darmstadt 1957. S. 1—206, mit 73 Abb. auf XVI Tafeln).

Weder Titel noch Erscheinungsort der vorliegenden Veröffentlichung lassen vermuten, daß es sich hier um eine außerordentlich wichtige Arbeit zur religiösen Volkskunde des Mittelalters handelt. Insbesondere die Wallfahrtsvolkskunde wird diese sehr gründliche historisch-kunsthistorische Monographie schätzen lernen, da sie die bisher wohl gründlichste Aufarbeitung von Pilgerzeichen darstellt, die wir in deutscher Sprache kennen. Die an den Glocken angebrachten Abgüsse von Pilgerzeichen der verschiedensten großen und kleinen Wallfahrten haben Köster zur minutiös genauen Verfolgung der einzelnen Pilgerzeidentypen und ihrer Ikonographie gebracht, die schlechterdings für jede volkskundliche Sammlung als Arbeitsbehelf unentbehrlich ist. Daß Köster, Direktor der Deutschen Bücherei in

Frankfurt am Main, bibliographisch bis zur letzten, auch ausländischen, einschlägigen Veröffentlichung alles angibt, was hierher gehört, braucht kaum betont zu werden, ist aber für uns doch noch von ganz besonderem Wert.  
Leopold Schmidt

Hans-Joachim Brömel und Fritz Hege, **Hiddensee**. 182 Seiten mit 90 Abb. und 2 Karten. Schwerin i. M. 1957, Petermännken-Verlag, DM 13,50.

Ein schönes Bildbuch über die durch Gerhard Hauptmann berühmt gewordene Fischerinsel in der Ostsee. Neben den vielen Naturaufnahmen finden sich auch einige für uns brauchbare Bilder von Volkstypen, von Siedlungen, von Fischerhäusern und Fischerbooten. Auch der Grabstein mit der Hausmarke (S. 117) ist bemerkenswert, der ganz passable Text weiß noch einiges darüber zu sagen. Dort auch weitere Hinweise, z. B. auf das „Kaweln“, das Losen mit Hausmarken, wie es bei der Wiesenneuverteilung alle 15 Jahre und beim Fischfang angewendet wird. Vgl. dazu den stoffreichen Artikel „Kaweling“ bei Otto Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch, Bd. III, 1951, Sp. 79 f.: „Kawel, kleine Holzklötze mit der eingebrannten Hausmarke, die früher bei der Verteilung der Lose am Gemeindeland, an einer Hölzung oder an einem Torfmoor, auch beim Auslosen des Strandgutes benutzt wurden.“ Was also für Fehmarn nur mehr für die Vergangenheit berichtet wird, scheint auf Hiddensee noch in der Gegenwart zu gelten, denn Brömel schreibt S. 149: „Eine noch bedeutsamere Rolle spielen die Kaweln in der Schiffermütze, wenn die Hiddenseer „Partien“ darangehen, die notwendigen Arbeiten bei der Frühjahrsfischerei unter ihre Mitglieder zu verteilen.“ Leopold Schmidt

Michal Nawka, **Klepam, klepam pičšalku**. Reime, Spiele und Rätsel für sorbische Kinder. Berlin 1957, Verlag Volk u. Wissen. 126 Seiten mit Abb. DM 6,—.

M. Nawka hat aus dem Schatz der Sorbischen Kinderreime und -lieder besonders solche Texte ausgewählt und zusammengestellt, die vom Leben der werktätigen Menschen in der Landwirtschaft und in der Industrie erzählen, die Kinder mit dem Leben in der sie umgebenden Natur und den alten sorbischen Bräuchen — wie der Vogelhochzeit, dem Zampern u. a. — bekannt machen. Wir finden wohlbekannte Formen, wie die Schwellreime vom Hausstand mit Huhn, Ente, Gans, Schwein, Bienenstock, Schaf, Kuh und Pferd. Vieles ist auf den Sprachrhythmus abgestellt, wie: „Jenka, dwěnka, třínka, štyrka...“ wie die deutschen Abzählreime. Vorbildlich sind die farbigen Illustrationen von Heinz Rodewald.  
Karl M. Klier

Alexander Tietz, **Das Zauberbründl**. Märchen aus den Banater Bergen. Bukarest 1958. Jugendverlag (zu beziehen durch: Editura Tineretului, Combinatul Poligrafic „Casa Scintei“). 506 Seiten.

Die von uns (ÖZV XI/60, 1957, S. 363) erhoffte Fortsetzung der Sammlung von Volkserzählungen aus den Gemeinden um Reschitz im rumänischen Banat ist überraschend schnell gefolgt. Tietz hat nun vor allem den Schatz der Märchen (märchenartigen Geschichten) in Franzdorf ausgeschöpft, die von ihm aufgefundene Märchenerzählerfamilie Wirtz hat durch mehrere ihrer Mitglieder ihm interessantes Material geboten. Die Märchenfrau Johanna Valentin, geborene Wirtz, Witwe eines Waldarbeiters, hat ihm allein an die sechzig Märchen und Ge-

schichten erzählt, die den Grundstock des vorliegenden Buches bilden. Franzdorf ist eine deutschböhmisches Gründung um 1820 (Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums, Bd. I, S. 250), die Geschichten klingen dementsprechend nicht nur der Mundart nach an die Erzählungen der Böhmerwälder an und sind uns daher in altösterreichischem Sinn besonders vertraut. Außer den deutschen Märchen (und Volksbüchergeschichten usw.) hat Tietz auch einige wenige Erzählungen der Rumänen und der Kraschowänen gesammelt; von den Märchen der letzteren, Slawen aus Kraschowa, war in deutscher Sprache bisher kaum etwas bekannt. — Obwohl die Sammlung ausdrücklich als Kinderbuch deklariert ist, wird man sie auch in der Märchenforschung quellenmäßig mit Dank heranzuziehen haben. Leopold Schmidt

**Wunderbaum und goldener Vogel. Slowenische Volksmärchen.** Aus dem Slowenischen übersetzt und herausgegeben von Else Byhan Reihe: Das Gesicht der Völker, Der alpenländische Kulturkreis, Slowenische Dichtung). Kassel 1958, Erich Röth-Verlag, geb. 166 Seiten.

Wenn man überhaupt gewillt ist, fremde Volksdichtung in sprachlich geglätteter, an das Grimmsche Märchendeutsch gemahnender Form kennenzulernen, dann wird man mit dem vorliegenden Büchlein seine helle Freude haben. Es stützt sich im wesentlichen auf die „Slowenischen Volksmärchen“ (Slovenske narodne pravljice), die A. Bolhar 1955 zu Laibach in 2. Auflage als erste überhaupt wissenschaftlich brauchbare überregionale Sammlung von Märchen unseres südlichen Nachbarvolkes herausgegeben hatte. Es gäbe auch die andere Möglichkeit, nämlich die einer wörtlichen Übersetzung von Gegenwartsaufnahmen slowenischer Volksmärchen mit all den Wiederholungen, Inversionen, Lehnwörtern und der sonstigen, kaum übersetzbaren Diktion von slowenischen Märchentragern. Eine solche, kaum „lesbare“ Ausgabe bereitet M. Matičeto v für die wissenschaftliche Volkszahlforschung als Beiheft zur Zeitschrift „Fabula“ vor. Frau Byhan hat jedoch für einen breiteren, nicht primär wissenschaftlich-volkskundlichen Leserkreis eine sehr sorgfältige Übersetzung schon sprachlich (nicht inhaltlich!) vorbearbeiteter slowenischer Märchen vorgezogen, die selber aus der genau hundertjährigen Sammeltätigkeit für das slowenische Märchen (Matija K. Valjavec, Volkserzählungen aus Warasdin und Umgebung, 1858, auch mit slowenischen Varianten) und aus vielen verstreuten Publikationen seither stammen. Ein knappes Vorwort leitet den Leser, dem die Welt der Slawen in den Ostalpen fremd ist, in Lebensraum, Geschichte und Volkskultur der Slowenen ein, hauptsächlich gestützt auf die Übersichten des Laibacher Volkskundlers V. Novak. Der Wert für den des Slowenischen Unkundigen, der diesen Märchen weiter nachgehen will, liegt aber im sorgfältig gearbeiteten wissenschaftlichen Apparat des Büchleins. Typenkennzeichen nach Aarne-Thompson, Hinweise auf Grimm und Bolte-Polívka, Titel und Ort der Erstpublikation (slowenisch und in Übersetzung), Anmerkungen über Ort und Erzähler und Erläuterungen vieler Einzelheiten, die von den Mitarbeitern am Volkskunde-Institut der Slowenischen Akademie der Wissenschaften überprüft wurden, heben dieses liebenswürdige kleine Buch hoch über alle ähnlichen „Übersetzungen“ slawischer Volksdichtung und lassen es auch wegen der betonten Schlichtheit der Sprache empfehlenswert erscheinen. Leopold Kretzenbacher

Z m a g a K u m e r, *Slovenske prireditve srednjeveške božične pesmi „Puer natus in Bethlehem“* (Slowenische Fassungen des mittelalterlichen Weihnachtsliedes „Puer natus in Bethlehem“) (= Slowenische Akademie der Wissenschaften, philol.-literarische Kl., Abhandlungen, III). Laibach 1958, 100 Seiten.

Der mittelalterliche lateinische Hymnus „Puer natus in Bethlehem“, der im Psalterium von Bobbio im 13. Jahrhundert und nachmals in Münchener und Prager Handschriften des 15. Jahrhunderts, deutsch aber schon bei Heinrich von Laufenberg 1439 und (mit Noten) lateinisch im Gesangbuch des böhmischen Mönches Franus 1505 wiederkehrt, läßt sich heute in 32 slowenischen Fassungen nachweisen, die nach katholischen und protestantischen Varianten getrennt sind, wobei bislang die Meinung vertreten wurde, die katholischen seien gegenüber den (schon 1563 und 1584 gedruckten) die späteren. Die Verfasserin, Mitarbeiterin am „Musikvolkskundlichen Institut“ der Laibacher Akademie (Glasbeno-narodopisni inštitut) konnte aus eingehenden Text-, Musik- und Rhythmus-Untersuchungen erweisen, daß es sich bei den konfessionell geschiedenen Gruppen dennoch beiderseits schon um vorreformatorische Übersetzungen bzw. Bearbeitungen aus lateinischen und deutschen Vorlagen handelt; ferner, daß es sich beim „Puer natus est“ wohl um ein Umzugslied (Koleda-Typus bei den Deutschen an den Grenzen des slawischen Sprachgebietes) gehandelt haben dürfte, das gleichförmig auch schon von den nach Mähren im 16. Jahrhundert ausgewanderten katholischen kroatischen Bauern mitgenommen wurde, auch wenn es dort erst 1607 nachweisbar ist. Nebenher ging ein Weihnachtslied, dessen mutmaßliche Melodie vom Ende des 15. Jahrhunderts überliefert ist. Ein Sondertypus, kontaminiert aus beiden früheren, vorreformatorischen, entstand zu Ende des 15. Jahrhunderts, seine Melodie ist 1505 fixiert. Die protestantisch-slowenischen Fassungen gehören der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts an.

Die mit Bildern (Handschriftphotokopien der mit Weisen versehenen mittelalterlichen Belege für das Lied) und Melodieniederschriften reich ausgestattete Arbeit, der auch eine ausreichende deutsche Zusammenfassung beigegeben ist, bildet einen wichtigen Baustein zur Erkenntnis der Geschichte des Umzugsbrauchtums und des Kirchenliedes in den deutsch-slawischen Südostalpen zu Ende des Mittelalters, während der Reformationszeit und der Gegenreformation, nach der die so früh gedruckten Varianten im slowenischen Volksmunde aber völlig vergessen worden sind.

Leopold Kretzenbacher

Sigurd Erixon, *Atlas över Svensk Folkkultur*. Atlas of Swedish Folk Culture. Utgiven av Kungl. Gustav Adolfs Akademien. I. Materiell och Social Kultur. Udevalla 1957. Bokformat Niloö. Großformat, 61 Seiten mit 44 Karten.

Der Schweizerische Atlas für Volkskunde steht etwa in der Hälfte des Gesamtwerkes. Der Atlas der deutschen Volkskunde wird in Bände durch eine Fortsetzung vervollständigt werden<sup>1)</sup>. In manchen

<sup>1)</sup> Da die erste Lieferung der Neuen Folge des Atlas der deutschen Volkskunde, geleitet von Matthias Zender, knapp vor der Auslieferung steht, sei hier nur auf die wichtigste vorbereitende Literatur hingewiesen. Besonders bemerkenswert:

Arbeitstagung über Fragen des Atlas der deutschen Volkskunde im Institut für geschichtliche Landeskunde der Rhein-

anderen Ländern sind volkskundliche Atlaswerke in Arbeit<sup>2)</sup>. Vom Atlas der schwedischen Volkskultur weiß man seit Jahren, daß er von Sigurd Erixon und dem bis vor kurzem von ihm geleiteten „Institut för folk-livsforskning“ vorbereitet werde. Nunmehr liegt die erste Lieferung des Werkes vor, und sie zeigt, daß die lange Vorbereitung und die Beteiligung so vieler Spezialisten — auf dem Titelblatt schon stehen als Redakteure neben Erixon auch Ake Campbell (der leider vor kurzem gestorben ist), Natan Lindqvist und Jöran Sahlgren, und als Redaktionssekretär zeichnet Erik Laid —, diese erste Lieferung also zeigt, daß hier wirklich ein wichtiges Werk im Entstehen begriffen ist, das der praktischen Arbeit, dem Vergleich auf kartographischer Basis sehr dienlich sein wird.

Von den 44 Karten sind die ersten der Siedlung, die zweiten den Ackerbaugeräten, den Arbeitsvorgängen bei Feld- und Milchwirtschaft gewidmet, die nächsten dem Brot, weitere der Flachswirtschaft. Dann folgt die Gruppe der Bauernhauskarten mit Spezialkarten der Dachkonstruktion und Dachdeckung, Dreschtemen und Badestuben. Die Riegen, uns sonst eher aus dem Baltikum geläufig, werden kartographiert, und die Küchen, Backöfen und andere Feuerstätten, Spanleuchter und die aus dem vollen Stamm gewonnenen „Kubbstol“ folgen, Holzschuhe, Holztrinkgefäße und gebundene Kannen. Bis zu den Schlüsseln und ihren Schloßern reichen Erhebungen und Darstellungen, die übrigens, methodisch bemerkenswerterweise, zusammen vorgebracht werden. Farbige Hauptkarten geben jeweils die großen Erhebungen in Schweden und in Schwedisch-Finnland wieder, und kleinere Nebenkarten erläutern, wenn nötig, das genaue Vorkommen, wobei die rein graphischen Zeichen durch kleine Gegenstandszeichnungen in willkommener Weise erläutert werden. Der Text ist schwedisch, die Titel sind jeweils auch englisch, was freilich die rasche Lesbarkeit nicht wesentlich erhöht, da die englischen Ausdrücke ja nicht Gemeingut unserer Fachsprache sind. Da wären deutsche Untertitel wesentlich klarer gewesen.

Man vergleicht im Gedanken mit dem nächstliegenden ähnlichen Werk, dem schweizerischen Atlas, und sieht sofort den gewaltigen Unterschied, einmal im Inhaltlichen, dann aber in der Form der Darbietung. Das schweizerische Unternehmen ist der Sachkultur bisher weitgehend aus dem Weg gegangen, das schwedische stellt sie an den Anfang und geht sogar bis in diffizile Einzelheiten, die durchwegs sehr genau durchgearbeitet erscheinen. Man weiß ja mindestens seit

---

lande an der Universität Bonn vom 3.—5. November 1957. Protokollmanuskript zusammengestellt von G. Wiegelm ann. Herausgegeben von der Arbeitsstelle des Atlas der deutschen Volkskunde, Bonn 1958. 45 Seiten (vervielfältigt).

Matthias Zender, Zur Technik und Methode zweier Quellenwerke der Kulturraumforschung (Mitzka, Deutscher Wortatlas, und Geiger-Weiß, Atlas der schweizerischen Volkskunde) (Rheinische Vierteljahrsblätter, Bd. 18, Bonn 1955, S. 88 ff.).

<sup>2)</sup> Über den geplanten Ungarischen Volkskunde-Atlas vgl. jetzt: Jenő Barabas, A Magyar Néprajzi Atlasz elvi és gyakorlati problémái (Prinzipielle und praktische Probleme des ungarischen ethnographischen Atlas) (Ethnographia Bd. LXVII, Budapest 1957, S. 609 ff.). (Mit deutschem und russischem Resumé).



dem 1. Band der „Undersökningar till Atlas över Svensk Folkkultur“, also den „Säden Torkar“ von Erik Laid (Lund 1952), daß diese Durcharbeitung minutiös bis in alle Einzelheiten hin erfolgt ist. In der Form der Darbietung ist das Zusammenducken von Text und Erläuterung zweifellos bequem, die schweizerische Form der Darbietung der Karten für sich und der Beigabe der Kommentare in losen Bogen ermöglicht allerdings ein angenehmeres Format für die Karten und die vollständige Veröffentlichung aller Exploratorennachrichten, verbunden mit einer ausführlichen Kommentierung. Man sieht, beide Arten haben ihre Vor- und Nachteile. Die streng systematische Vorweisung des sachkulturellen Materials am Beginn des Atlaswerkes erscheint mir inhaltlich aber unbedingt als Vorteil des schwedischen Werkes.

Der schwedische Atlas ist in noch höherem Ausmaß Gemeinschaftswerk, als das Titelblatt besagen würde. Es sind schlechterdings alle Karten von den jeweiligen Spezialisten entworfen, die sich zu guten Teilen mit den betreffenden Themen bei Erixon ihre Sporen verdient haben. So sind die Gabelpflüge (Zochen) von Juozas Lingis behandelt (K. 5), die Kornmandln von Erik Laid (K. 14), das Brot von Ake Campbell (K. 18), die Birkenrindenarbeiten von Niilo Valonen (K. XI), die Ringstöcke der Hirten von Gösta Berg (K. 22), die Flachsbearbeitung von Veera Vallinheimo (K. XII) usw. Der Anteil Erixons an den Hauskarten ist besonders groß. Die Mitarbeit der heimatvertriebenen Esten Laid, Ränk usw. kommt deutlich zur Geltung. Sie alle haben zusammen mit ihrem Meister Erixon ein vorzügliches Werk unternommen, dem man nach dieser ersten Lieferung nur gutes weiteres Gedeihen wünschen möchte.

Über viele Erkenntnisse, die sich aus den Karten dieses Atlas ergeben, kann man wohl jetzt noch nicht gut reden. Einige ganz allgemeine Züge lassen sich aber vielleicht doch schon ablesen. Da wäre zunächst die Zusammenbehandlung von Schweden und Schwedisch-Finnland (also dem zum Teil von Schweden bewohnten westlichen Finnland), welche die historische Zusammengehörigkeit der beiden Länder deutlich macht. Dann fällt die Gliederung Schwedens stark ins Auge, die den Süden, also Schonen, von der Landesmitte so deutlich absetzt. Hier würde man sich schon wünschen, wenn Dänemark gleich mitkartographiert wäre, denn die Anschlüsse von Schonen her gehen eben nach Dänemark, nach dem Süden: kein Wunder, denn Schonen wurde tatsächlich erst durch den Frieden von Roskilde 1658 definitiv an Schweden abgetreten. Man fragt sich also selbst bei einem seit langem friedlichen Land wie Schweden, ob die volkskundliche Kartographie und Atlantengestaltung wirklich den neuzeitlichen Staatsgrenzen folgen soll? Die gleiche Frage erhebt sich ja auch, wenn man Volkskulturerscheinungen an der schwedischen Westgrenze, Norwegen zu, ins Auge faßt. Die Verbreitung des „Kubbstols“ (K. XXII) etwa, die Schonen überhaupt nicht berührt, vom schwedischen Mittelland der norwegischen Grenze zu immer stärker wird: sie hört doch dort nicht auf? Wäre da nicht eine ganze skandinavische Kubbstol-Karte besser gewesen als eine „schwedische“? Oder hätte man, wie oben Dänemark, hier nun Norwegen nicht doch gleich kartographisch miterfassen sollen? Die Volkskulturerscheinungen halten sich, wie ja gerade die Volkskunde selbst allenthalben erarbeitet hat, nicht an die Ländergrenzen, und vielfach nicht einmal an die Sprachgrenzen, die schon ihrerseits mit den Ländergrenzen der Neuzeit nicht allzuviel zu

tun haben. Wir betreiben aber eben Volkskunde, und müßten in unseren maßgeblichen Ausarbeitungen eigentlich diesen Sachverhalt am stärksten betonen. Wir würden ja dadurch vielleicht nicht nur von unserem Fach und für unser Fach, sondern auch noch im Sinn allgemeinerer Angelegenheiten sprechen.

Diese Gedankengänge drängen sich selbstverständlich in dem Augenblick besonders in den Vordergrund, da ein weiterer Volkskundeatlas sein Erscheinen ankündigt, nämlich der der polnischen Volkskunde, der „Polski Atlas Ethnographiczny“, dessen Probeflieferung (Zeszyt probny) soeben vorgelegt wird. Das Polen dieser ansehnlich gedruckten Lieferung ist selbstverständlich der heutige polnische Staat, der Pommern, Westpreußen, Südostpreußen und Schlesien einschließt, also Gebiete, die bis 1945 noch deutsch waren, deren „polnische“ Bevölkerung dort nicht viel mehr als ein Dutzend Jahre sitzt, und die vom landschaftsgebundenen Erbe ihrer Vorgänger nicht allzuviel übernommen haben dürfte. Man fragt sich doch, ob ein gleichmäßiges Ortsnetz — und die Karten zeigen ein in diesen Ebenenlandschaften natürlich ganz besonders gleichmäßig geartetes Ortsnetz — hier wissenschaftlich irgendeine Berechtigung besitzt. In Westdeutschland bemüht man sich seit einem Dutzend von Jahren, für die Beendigung des Atlas der deutschen Volkskunde eine Berechtigungsgrundlage zu erarbeiten, weil man weiß, daß das alte Ortsnetz seinen Sinn verloren hat. Die Berechtigung, die Fortsetzung dennoch vorzulegen, ist selbstverständlich darin gelegen, daß es sich eben um ein heute schon geschichtlich gewordenes Material handelt, das den landschaftlichen Stand der deutschen Volkskultur um 1950 widerspiegelt. In Polen hat man nicht etwa einen ähnlich begründeten, sich historisch bescheidenen Weg gewählt, sondern kartographiert eben durch, was heute „polnisch“ ist. Zwischen diesen beiden Standpunkten gibt es wohl keine Verbindung, und die beiden Atlanten wird man niemals nebeneinanderlegen und ihre kartographischen Ergebnisse vergleichen können. Jeder Gedanke an einen „Atlas der europäischen Volkskunde“ erweist sich unter solchen Umständen als Illusion.

Es geht also bei den einzelnen Volkskunde-Atlanten der europäischen Staaten wie bei unseren österreichischen Länderatlanten: sie haben nicht einmal gemeinsame Maßstäbe. Von gemeinsamen Programmen ganz zu schweigen, und von einem stillschweigenden Einvernehmen der Atlas-Leute untereinander, mit Takt solche schwebende Fragen zu regeln, ebenfalls kaum zu reden. Wir hätten anlässlich des Erscheinens von Erixons schwedischem Atlaswerk gern positiver und hoffnungsvoller geurteilt, zumal Erixon auch ein Hauptträger des Gedankens eines „Atlas der europäischen Volkskultur“ war und noch ist. Aber wenn man so manche Jahre nach den ersten Aussprachen darüber noch nicht einmal geringe Anzeichen einer ersten Bewältigung dieses großen Fragenkomplexes erschen kann, wenn im Gegenteil jeder der neuen Atlanten nur zeigt, wie weit die Wege auseinandergehen, dann wird man sich schon mit der Begrüßung jeder dieser einzelnen Unternehmungen begnügen müssen, und auf eine andere Generation sich vertrösten, die vielleicht diese Probleme geschickter und glücklicher anfassen kann.

Leopold Schmidt

## Anzeigen / Einlauf 1955—1958 / Religiöse Volkskunst, Ikonographie, Wallfahrten, Krippen

- Joan Amades, Art popular. Els ex-votos. Barcelona (1942). 175 Seiten, 66 Abb.
- Joan Amades, Josep Colomines, Imatgeria popular catalana. Els goigs. 2 Bde. Barcelona (1939). VII und 351 Seiten, 71 Abb. und CLXX Faksimile; 229 Seiten, 210 Abb., 10 Faksimile.
- (Karl Amon), St. Leonhard bei Aussee. Festschrift zum 550jährigen Kirchweihjubiläum am 3. August 1958. Bad Aussee, 1958. 84 Seiten, Skizzen im Text, 21 Bildtafeln.
- Raffaele Bagnoli, S. Aquilino Martire nel culto e nella tradizione Milanese. Mailand 1939. 52 Seiten, 5 Abb. im Text.
- Alfons A. Barb, Abraxas-Studien (Hommages a Waldemar Deonna, = Collection Latomus, Vol. XXVIII, Brüssel 1957, S. 67 ff.).
- Hermann Bausinger, Wallfahrten im Kreis Ludwigsburg. Ein Dokument des 16. Jahrhunderts (Hie gut Württemberg, Bd. VIII, 1957, Nr. 11/12, S. 86 f., 2 Abb.; Bd. IX, 1958, Nr. 1, S. 3 f., 2 Abb., 2 Karten; Nr. 2, S. 10 ff., 3 Abb.).
- Denis van Berchem, Le martyre de la Légion Thebaine. Essai sur la formation d'un légende (= Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft, Bd. 8). Basel 1956. 64 Seiten, 1 Karte.
- Rudolf Berliner, Die Weihnatskrippe. München 1955, Prestel Verlag. 244 Seiten, 1 Titelbild und 98 Abb. DM 50,—.
- Julian Amich Bert, Mascarones de proa y exvotos marineros. Barcelona 1949. 52 Seiten, 8 Farbtafeln, 25 Abb.
- Jules Billing, Die Heiligen der Diözese Straßburg. Kolmar 1957. 408 Seiten, zahlr. Ill. im Text.
- J. Blumrich und J. Zakl, Sudetenland — Marianisches Land. Königstein im Taunus, 1954—1956.
- I. Die deutschen Marienwallfahrtsorte der Diözesen Prag und Budweis. 1954. 88 Seiten, 67 Abb. auf Tafeln, 4 Karten.
  - II. Die deutschen Marienwallfahrtsorte der Diözesen Leitmeritz und Königgrätz. 1954. 94 Seiten, 66 Abb. auf Tafeln, 4 Karten im Text.
  - III. Wallfahrtsorte des Ostsudetenlandes. Von Josef Matzke. 1956. 126 Seiten, 71 Abb.
- Hans Bleibrunner, Das Gnadenbild der Ursulinen zu Landshut. Landshut 1956. 61 Seiten, 10 Kupferstiche.
- Margalide Le Bondidier, La Vierge dans l'art et la tradition populaire des Pyrénées. Exposition France-Espagne, organisée au Château-Fort de Lourdes. Lourdes, Musée Pyrénéen, Avril—Octobre 1958. 164 Seiten unpaginiert, 36 Bildtafeln.
- Rudolf Brandts, M. Gladbach. Aus Geschichte und Kultur einer rheinischen Stadt. Bd. I. M. Gladbach (1955). 566 Seiten, 191 Abb.

- Darin S. 413 ff.:
- Franz Jansen, Die Darstellung der Kreuzigung in Gladbacher Missale des 12. Jahrhunderts (Kreuz Christi als Lebensbaum). S. 413 ff.
- Ludwig Burchard, Die Legende von Barlaam und Josaphat. Zugeschrieben dem heiligen Johannes von Damaskus (Übersetzt). München o. J. 299 Seiten.
- (Anonym), Der Heilige Castor. Karden an der Mosel (1956). 52 Seiten, zahlr. Abb.
- Luis Chaves, O Natal em Portugal. Cronica de natal numa bela aldeira da beira (= Colecao educativa, Serie F, Nr. 2). Lissabon 1955. XVI und 109 Seiten, 12 Taf.
- A.-M. Cocagnac, Le Jugement dernier dans l'art. Paris 1955. 115 Seiten, 68 Abb.
- Franz Colleselli, Ein altes Dreikönigsrelief aus Buchenstein (Der Schlern, Bd. XXVIII, 1955, S. 97, 1 Abb.).
- J. C. Dickinson, The Shrine of our Lady of Walsingham. Cambridge 1956. XIII und 149 Seiten, 9 Tafeln, 1 Karte.
- Joachim Dienemann, Der Kult des hl. Kilian im 8. und 9. Jahrhundert. Beiträge zur geistigen und politischen Entwicklung der Karolingerzeit (= Quellen und Forschungen des Bistums und Hochstifts Würzburg, Bd. X). Würzburg 1955. XII und 336 Seiten.
- Anton Dörner, Mit Erzengel Michael im Bunde. Ein Ausschnitt aus der religiösen Volkskunde Tirols (Der Schlern, Bd. XXXI, 1957, S. 134 ff., 1 Bildtafel).
- Max Domarus, Die Wallfahrt zum Würzburger Käppele. Gerolzhofen 1953. 16 Seiten, 4 Abb.
- Guglielmo Ederle, La basilica di S. Zeno (= Collana „Le guide“ Nr. 3). Verona 1954. 63 Seiten, 12 Bildtafeln mit 21 Abb.
- Guglielmo Ederle, San Zeno. La vita e le opere. Verona 1954. 143 Seiten, VIII Bildtafeln.
- Kristjan Eldjárn, Alte isländische Kunst. Aufnahmen von Hanns Reich (Bildband-Reihe Terra magica). München 1957. 13 Seiten, 70 Bildtafeln.
- Gottfried Engelhardt, Gedanken um die gotische Salvatorfigur in Krenstetten (Bote aus Seitenstetten, 36. Folge, September 1957, S. 114 ff., 2 Abb.).
- Gabriele Estay, Heilige Odilia bitt für uns. Aus dem sagenhaften Leben und Wirken unserer Schutzpatronin. Kolmar (1949). 86 Seiten, 7 Abb.
- Ellen Ettlinger, Devotional Pictures 1460—1950 (Ashmolean Museum, Department of Fine Art, Oxford, March 1956, 8 Seiten).
- (Rupert Feuchtmüller), Barocke Kunst aus Waldviertler Klöstern. Katalog der Ausstellung in den Kaiserzimmern des Stiftes Altenburg, Juni—September 1956. 35 Seiten, 14 Abb.
- Rupert Feuchtmüller, Mauer bei Melk. St. Pölten—München o. J. 16 Seiten, zahlr. Abb.
- Paul Fiebig, St. Reinoldus in Kult, Liturgie und Kunst. Dortmund 1956. 200 Seiten, 56 Abb., 1 Karte.
- Hermann Fillitz, Das Reliquienkreuz von St. Paul in Kärnten (Alte und moderne Kunst, Bd. III, Wien 1958, Heft 7/8, S. 5 ff., 3 Abb.).
- Heinrich Fodor, Barocke Holzstatuen in St. Gotthard (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 18, Eisenstadt 1956, S. 125 ff., 2 Abb.).

- Lamberto Font, La Eucaristia. El Tema Eucaristico en el Arte de Espana. Estudio preliminar. Repertorio iconografico seleccionado y anotado por Enrique Bagué y Juan Petit. Barcelona 1952. XLVII und 148 Seiten, zahlr. Abb.
- Lanfranco Franzoni, Sculture popolari dei XIII comuni Veronesi. Catalogo. Venezia 1958. 94 Seiten, 54 Abb. im Text.
- Franz Fuhrmann, Mariapfarr (= Christliche Kunststätten Österreichs, Bd. 2). Salzburg 1957. 16 Seiten, Abb. im Text.
- Ottavio Garana, Siracusa e la sua Madonnina. Catania 1954. 107 Seiten, 7 Abb.
- (P. Alois Gmoser), Stift Heiligenkreuz, Niederösterreich. Heiligenkreuz o. J. 16 Seiten, zahlr. Abb.
- Helene Grönn, Oberösterreichische Grabkreuze in volkskundlicher Sicht (Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereines, Bd. 101, Linz 1956, S. 251 ff., 13 Abb.).
- Gustav Guggitz, Das Ährenkruzifix in der Trinitarierkirche. Ein Beitrag zur seiner Geschichte und seinem Brauchtum (Wiener Geschichtsblätter, Bd. 13, 73, 1958, S. 49—55).
- Sankt Matthias-Basilika und Abtei. Herausgegeben von der Benediktiner-Abtei St. Matthias. Photos von Carlfred Halbach. Trier o. J. 9 Seiten, 19 Bilder.
- Geno F. Hartlaub, Das Paradiesgärtlein von einem oberrheinischen Meister um 1410. Berlin o. J. 32 Seiten, 17 Abb.
- P. Gundekar Hatzold, Das Karmelitenkloster Straubing mit besonderer Berücksichtigung der Säkularisationszeit und der Geschichte des Gnadenbildes „Maria von den Nesselh“. Regensburg (1947). 144 Seiten, 51 Abb.
- Walter Heim, Das Prager Jesuskind in Immensee (Schweizer Volkskunde, Bd. XLIV, Basel 1955, S. 74 ff., 1 Abb.).
- Walter Heim, Die Mauerinschriften der Kindlimordkapelle in Gersau (Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte, Bd. 50, 1956, S. 161 ff.).
- Gottfried Holtz, Kirchen auf dem Lande. Die Dorfkirchen von Mecklenburg. Berlin o. J. 175 Seiten, zahlr. Abb.
- Hermann J. Hüffer, Sant'Jago. Entwicklung und Bedeutung des Jacobuskultes in Spanien und dem Römisch-Deutschen Reich. Mit einem Vorwort von Luis Legary Lacambra. München 1957. 88 Seiten, 8 Tafeln, 1 Karte im Text.
- Helmuth Huemer, Christbaumschmuck, Weihnachtstisch und Räuchermandel (Heimatland. Wort und Bild aus Oberösterreich. Dezember 1957, mit 8 Abb.).
- Wolfgang Jacobeit, Grabmale aus Holz (Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Bd. II, 1955, S. 127 f., 2 Abb.).
- Wolfgang Jaeger, Heilige als Nothelfer bei Augenkrankheiten. Augenheilungen, wundertätige Augentropfen und Augenamulette in Volksglaube und Volksmedizin (Ruperto-Carola. Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg. Jg. IX, Bd. 22, Dezember 1957, 7 Seiten, 10 Abb.).
- Franz Jantsch, Marianisches Österreich. St. Pölten 1957. 237 Seiten, 8 Abb.
- Renate Klausner, Der Heinrichs- und Kunigundenkult im mittelalterlichen Bistum Bamberg. Bamberg 1957. 211 Seiten, 16 Bildtafeln.

- P. Klingler, Die Karlskirche in Volders. Innsbruck o. J. 23 Seiten, 6 Abb.
- Friedrich Knaipp, St. Barbara im Hinterglasbild (Der Anschnitt, Bd. 9, Bochum 1957, Heft 3, S. 26 ff., 2 Abb.).
- Rochus Kohlbach, Die Marienkirche auf dem Weizberg. Die Thomaskirche im Weizer Tabor (= Weiz. Geschichte und Landschaft in Einzeldarstellungen, Heft 4). Weiz 1957. 44 Seiten, 24 Abb.
- Karl Kolb, Bildstöcke im Taubertal. Tauberbischofsheim 1952. 60 Seiten, zahlreiche Abb. im Text.
- Erik V. Kraemer, Les maladies désignées par le nom d'un saint (= Societas Scientiarum Litterarum, XV, 2). Helsingfors 1949. 150 Seiten.
- Ernst Kramer, Kreuzweg und Kalvarienberg. Historische und baugeschichtliche Untersuchung (= Studien zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 313). Straßburg/Kehl, 1957. 138 Seiten, mit Katalog, 206 Abb. im Text und 1 Tafel.
- P. Adalbert Krause, Die Admonter Weihnachtskrippe. Graz 1955. 16 Seiten, 4 Abb.
- Edgar Krausen, Zisterziensertum und Wallfahrtskulte im bayerischen Raum (Analecta Sacri Ordinis Cisterciensis. Bd. XII, 1956, S. 115 ff.).
- Edgar Krausen, Die Pfarrkirche in Raitenhaslach/Salzach. Ehemalige Zisterzienserabteikirche (= Kunstführer Nr. 22). 2. Aufl. München 1956. 16 Seiten, 13 Abb.
- Josef Lahnsteiner, Maria Alm, Salzburg (= Christliche Kunststätten Österreichs, Nr. 3). Salzburg 1958. 16 Seiten, zahlr. Abb.
- David Marshall Lang, Lives and Legends of the Georgian Saints. Selected and Translated from the Original Texts. London 1956. 180 Seiten, 1 Karte.
- Andres Lászlo, Les naifs espagnols des XVIIe, XVIIIe et XIXe siècles. Collection Andres Lászlo. Basel, 17. Mai—26. Juni 1957. Galerie Bettie Thommen. 11 Seiten, 2 Abb.
- Roger Lecotté, Méthode d'enquête pour les cultes populaires. (Revue de Synthèse, Nr. 7, Juli-September 1957, Paris 1958, S. 367—389).
- Johannes Leopoldt, Von Epidauros bis Lourdes. Bilder aus der Geschichte volkstümlicher Frömmigkeit. Hamburg 1957. 313 Seiten, 16 Tafeln.
- Hans Lentze, Das Seelgerät im mittelalterlichen Wien (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, 75. Bd., Kanonistische Abt. Bd. XLIV, Weimar 1958, S. 55—103).  
Darin u. a. S. 68 ff.: Die Seelgerätswallfahrt.
- Marc Leproux, Devotions et Saints Guérisseurs. Preface de G.-H. Rivière (= Contributions au folklore Charentais, Bd. II). Paris 1957. XXIV und 264 Seiten, Karten und Abb. im Text, IV Tafeln.
- Franz Lipp, Bergmann und Bergwerk in der Weihnachtskrippe (Salz und Öl. Werkzeitschrift Wintershall, 7. Jg., Heft 24, S. 8 ff., Illustr.).
- Herbert Ludat, Das Jerusalem Kreuz. Ein russisches Reliquiar im Hildesheimer Domschatz. Köln-Graz 1956. 31 Seiten, 8 Abb.
- V. O. Ludwig und A. Botkowski, Der Bisamberger Kreuzweg. Ein Denkmal österreichischer Heimatkunst und gläubiger Zuversicht in Wort und Bild. Bisamberg bei Wien 1955. 34 Seiten, 14 Abb.
- Adolf Mais, Das mährische Nationsfest in Wien (Jahrbuch des Vereines für Geschichte der Stadt Wien, Bd. XIII, 1957/58, S. 93 ff., 2 Abb. auf Tafeln).

- Hermann Menhardt, Der Millstätter Physiologus und seine Verwandten (= Kärntner Museumsschriften Bd. XIV). Klagenfurt 1956. 76 Seiten, 20 Abb.
- R. L. P. Milburn, Saints and their Emblems in English Churches. 2. Aufl. Oxford 1957. XXXVIII und 284 Seiten, 1 Tafel, zahlreiche Textillustrationen.
- Friedrich Morton, Eine bewegliche Krippe aus Salzfertigerbesitz (Der Anschnitt, Bd. 9, Bochum 1957, Heft 3, S. 31, Abb.).
- Mostra Internazionale del presepio e delle tradizioni natalizie. 7. Dezember 1956—13. Jänner 1957. Mailand, Angelicum 1956. 72 Seiten, 44 Abb., 2 Farbtafeln.
- Johanna Müller, Das Zehdenicker Fastentuch (Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft, Bd. XIII, S. 103 ff., 13 Abb.).
- Hans O. Münsterer, Der mystische Christus im Neumünster zu Würzburg (Deutsche Gaue, Bd. XLVII, Kaufbeuren 1953, S. 52 ff.).
- Hans O. Münsterer, Das Pesttau und der Trinitätsgedanke (Deutsche Gaue, Bd. XLVIII, 1956, S. 89 ff.).
- Günther Hermann Neckheim, Maria Wörth. Klagenfurt 1957. 40 Seiten, Abb. im Text.
- Erich Neumann, Die große Mutter. Der Archetyp des großen Weiblichen. Zürich 1956. 350 Seiten. 185 Bildtafeln, XV Seiten, 77 Textillustrationen.
- Oloph Odenius, De tacksamma döda. (Die dankbaren Toten.) Ett legend- och kulthistorisk bidrag (Saga och Sed. Kungl. Gustav Adolfs Akademiens Arsbok 1953. S. 37—53).
- Oloph Odenius, De tacksamma döda. (Die dankbaren Toten.) Ett ikonografiskt och legendhistoriskt bidrag (Arv. Tidskrift för Nordisk Folkminnesforskning, Bd. 10, 1954. S. 99—108).
- Oloph Odenius, Mundus inversus (Die verkehrte Welt). Nagra inledande bibliografiska anteckningar kring tre mellansvenska bildvarianter (Arv, Bd. 10, 1954, S. 142—170).
- Oloph Odenius, Malaren och djävulen (Der Maler und der Teufel). Legendhistoriska anteckningar kring ett Mariamirakel (Arv, Bd. 13, 1957, S. 111—158).
- J(osef) Poll, Kurze Monographie über die 950 Jahre alte Heinrichskirche aus dem Jahre 1002. Die Stiftskirche U. L. Frau zur Alten Kapelle in Regensburg. Regensburg 1952. XVI und 59 Seiten, 67 Bildtafeln.
- Il Presepio. Bollettino della Associazione italiana Amici del presepio. Herausgegeben von Angelo Stefanucci. Bd. V, 1957, Nr. 12: Mostra Internazionale del presepio e delle tradizioni natalizie all' Angelicum di Milano. (S. 18 ff., mit Abb.)
- Friederike Prodingler und F. Keldorfer, Salzburger Landesrippenausstellung 1955. Katalog. 18 Bl. hektographiert. Salzburger Städtisches Museum.
- Erwin Richter, Jedermann und die Jüngste-Gericht-Mühle. Von oberbayerischen Jedermann tafeln in Frauenneuharting und Frauenreuth (Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes, Bd. IV, Wien 1955, S. 111 ff., 4 Abb.).
- Erwin Richter, Das Heiltumbuch des Degenhart Pfäffinger (Das Mühlrad. Blätter zur Geschichte des Inn- und Isengaus 1956, Nr. 4, S. 14 f.).

- Erwin Richter, Zum Problem der Herkunftsergründung der Ährenkleidmuttergottes. Gedanken zu Karl v. Spieß: Maria im Ährenkleide (Deutsche Gaue, Bd. 48, Kaufbeuren 1956, S. 77 ff., 3 Abb.).
- Erwin Richter, Bayerische Schluckbildln (Schönere Heimat, Bd. 1957, München, Heft 2, S. 322 ff., 6 Abb.).
- Josef Ringler, Tiroler Fastenkrippen (Ostern in Tirol, herausgegeben von Nikolaus Grass, Innsbruck 1957, S. 123 ff.).
- Pierre Ripert, Les origines de la crèche Provençale et de santons populaires a Marseille. Marseille 1956. 72 Seiten, mit Abb.
- Josef Rittsteuer, Das Heiligtum in Oberberg-Eisenstadt (= Heiligtümer der Heimat. Schriftenreihe über die kirchlichen Denkmäler des Burgenlandes, Heft 1). Eisenstadt o. J. 24 Seiten, Abb.
- Georges-Henri Rivière, Trésors d'Art populaire dans les pays de France. Ausstellung 11. Mai bis 24. September. Katalog. Paris, Musée des arts et traditions populaires, 1956. XIV und 109 Seiten, 8 Bildtafeln.
- (Georges-Henri Rivière), La Vierge dans l'art Lorrain et Champenois. Exposition présentée par le Comité des amis de Saint-Rouin. Sainte-Ménéhould (1958). Unpaginiert, 6 Bildtafeln.
- Helen Roeder, Saints and their Attributes. With a Guide to Localities and Patronage. London 1955. XXVIII und 391 Seiten, Abb. im Text.
- Bernh. Hermann Röttger, St. Emmeran zu Regensburg, ehemalige Benediktinerabteikirche (= Kleiner Kunstführer, Nr. 573). München 1952. 16 Seiten, 13 Abb.
- Alfons Rosenberg, Michael und der Drache. Urgestalten von Licht und Finsternis. Mit einem Geleitwort von Ida Friederike Görres. Olten 1956. 329 Seiten, 20 Abb.
- Hellmut Rosenfeld, Die Rolle des Bilderbogens in der deutschen Volkskultur (Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1955, S. 79 ff., 4 Abb.).
- Hellmut Rosenfeld, Zur Datierung der Spielkarten des 15. und 16. Jahrhunderts (Archiv für Geschichte des Buchwesens, Bd. I., 1957, S. 616 ff., 22 Abb.).
- Romain Roussel, Les Pèlerinages a travers les siècles. Chrétiens — Musulmans — Buddhistes — Indous — Taoistes — Shintoistes. Histoire, Coutumes, Géographie, Ethnologie, Rites etc. Preface de Rodolphe Guillaud. Paris 1954. 327 Seiten.
- Richard Sattelmair, Unsere Liebe Frau in München. Würzburg 1958. Unpaginiert, 16 Bildtafeln, Abb. im Text.
- Sac. Ferdinando Santagostino, S. Pietro da Verona, martire domenicano. Le cui sette saecoli si venerano nell'insigne basilica di S. Eustorgio in Milano. Mailand 1952. 139 Seiten, 27 Abb. auf Tafeln.
- R. Violant Simorra, El Arte Popular Espanol a traves del Museo de Industrias y Artes Populares. Barcelona 1953. 151 Seiten, 56 Abb.
- Karel Sourek, Volkskunst in Bildern. 1. Teil: Die Natur, der Mensch, die Arbeit. 2. Teil: Die Religion, die Farbe. Prag 1956. 349 Seiten, 271 Abb., 55 Farbtafeln.
- Hermann Schießl, Mariabrunn (Niederösterreich). Mariabrunn (1955). 20 Seiten, XVI Seiten Abb.
- Heinrich Schiffers, Karls des Großen Reliquienschatz und die Anfänge der Aachenfahrt. Aachen 1951. 111 Seiten, VIII Bildtafeln, 3 Abb. im Text.



- Leonhard Schilcher, Die Wallfahrtskirche Maria-Hohenburg ob Pusarnitz am Lurnfeld, Oberkärnten. Klagenfurt o. J., 9 Seiten, 2 Abb.
- Robert Schindler, Die Spielkarte mit den vier himmlischen Tieren (Historisches Jahrbuch der Stadt Linz, 1957, S. 379 ff., 3 Abb.).
- Leopold Schmidt, Die Kornfeld-Legende. Ein apokryphes Motiv in einigen Darstellungen der Flucht nach Ägypten (Alte und neue Kunst, Bd. IV, Wien 1955, S. 24 ff.).
- derselbe, Weihnachtskrippen aus Österreich (Der Auslandsösterreicher, Bd. V, 1956, Nr. 12, S. 170, 2 Abb.).
- derselbe, Zur Ikonographie des Flügelaltares von Mauer bei Melk (Unsere Heimat N.-Ö., Bd. XXVIII, Wien 1957, S. 95 ff.).
- derselbe, Die Beatrix-Legende von Mariahof (Neue Chronik zur Geschichte und Volkskunde der innerösterreichischen Alpenländer, Nr. 46 vom 6. Juli 1957, S. 1).
- derselbe, Hinweis auf den Kalvarienberg von Frauenkirchen (Burgenländische Heimatblätter, Bd. 19, Eisenstadt 1957, S. 187 ff.).
- derselbe, Die Weihnachtskrippe von Rinn in Tirol. Jahregabe der Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt, Wien 1957. 15 Seiten, 2 Tafeln, 1 Farbtafel im Text.
- derselbe, Eine franziszeische Weihnachtskrippe. Zu einer Heinzkrippe aus dem mährisch-schlesischen Raum (Alte und moderne Kunst, Bd. II, Wien, Heft 12, Dezember 1957, S. 2 ff., 3 Abb.).
- derselbe, Maler-Regisseure des Mittelalters. Bildende Künstler des Mittelalters und der Renaissance als Mitgestalter des Schauspielwesens ihrer Zeit in West- und Mitteleuropa (Maske und Kothurn. Vierteljahrsschrift für Theaterwissenschaft. Bd. IV, Wien 1958, S. 55 ff., 4 Abb. auf 2 Tafeln).
- derselbe, Eine Hansaschüssel in Niederösterreich (Unsere Heimat N.-Ö., Bd. XXIX, Wien 1958, S. 101 ff., 4 Abb.).
- Hugo Schnell, Amberg — Maria Hilf. Wallfahrtskirche. 2. Aufl. (= Kleine Führer Nr. 36). München 1954. 12 Seiten, 9 Abb.
- Hugo Schnell, Wallfahrtskirche Käppele, Würzburg (= Kunstführer Nr. 306). 3. Aufl. München 1956. 16 Seiten, 16 Abb.
- Hugo Schnell, Neumünster/Würzburg (= Kunstführer Nr. 247). 2. Aufl. München 1955. 16 Seiten, 17 Abb.
- L. Schürenberg, Vierzehnheiligen. 47 Aufnahmen von Helga Schmidt-Glaßner. Königstein im Taunus o. J. 48 Seiten.
- Wilhelm Stählin, Ostern. Zwölf farbige Miniaturen aus dem frühen Mittelalter. Erläutert. Hamburg 1957. 16 Seiten, 12 Farbtafeln.
- Angelo Stefanucci, Mostra del presepio regionale italiano. 7. Dezember—31. Jänner 1958. Katalog. Mailand, Angelicum 1957. 100 Seiten, zahlreiche Abb.
- A. Stiegler, St. Jakob in Regensburg. Regensburg o. J. 16 Seiten, 14 Abb.
- Otto Stöber, Der Drudenfuß (= Schriftenreihe der „Österreichischen Etrurien-Gesellschaft“, Landesgruppe Oberösterreich, Heft 2). Wels 1956. 15 Seiten, 30 Abb.
- Hans Thoma, Schatzkammer der Residenz München. Katalog. München, Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, 1958. 347 Seiten, 48 Abb. auf Tafeln.
- Maurice Tock und Pierre Schroeder, Les Processions et Les Pelerinages. Manifestations de notre Folklore. Arlon o. J. 215 Seiten, 16 Abb.

- Paolo Toschi, Museo Nazionale delle Arti e Tradizioni Popolari, Roma. Katalog, Rom 1956. 67 Seiten, 46 Abb., 6 Farbbilder, 1 Plan.
- Giovanni Tucci, Contributo allo studio del rombo (Rivista di Etnografia, Bd. VIII-IX, Rom 1954—1955, 16 Seiten).
- Mathilde Uhlirz, Forschungen und Vorarbeiten zu den Jahrbüchern und Regesten Kaiser Ottos II. I. Die Krone des heiligen Stephan, des ersten Königs von Ungarn (= Veröffentlichungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. XIV). Graz-Wien 1951. 49 Seiten, 19 Bildtafeln.
- Matthieu Varille, Chapelles votives dans la Campagne Provencale. Louis Pize prefacier, Joanny Drevet imagier. Casteusé, 1955. 171 Seiten, 20 Bildtafeln, 1 Radierung.
- P. J. H. Vermeeren, Über den Kodex 507 der Österreichischen Nationalbibliothek (Reuner Musterbuch). Den Haag 1956. 38 Seiten, 2 Tafeln.
- Jean de Vincennes, Sous le Ciel de Furnes. Le procession des Pénitents. Charleroi 1956. 86 Seiten, 72 Bildtafeln.
- Jean de Vincennes, Gertrude, Dame de Nivelles. Brüssel 1954. 226 Seiten, 10 Tafeln.
- Josef Vydra und Ludvik Kunz, Malerei auf Volksmajolika. Von der Wiedertäuferkeramik zur Volkskunst. 1685—1915. Photographien von Alexander Paul. Prag 1956. 70 Seiten, 156 Abb. auf Tafeln, VI Seiten.
- Hermann Wäscher, Das deutsche illustrierte Flugblatt. Von den Anfängen bis zu den Befreiungskriegen. Bd. 1. Dresden 1955. 35 Seiten, 111 Abb.
- Hermann Watzl, Das Stift Heiligenkreuz. Seine geschichtliche Sendung. 3. Aufl. Heiligenkreuz 1957. 52 Seiten, 16 Bildtafeln.
- Ingeborg Weber-Kellermann, Erzgebirgische Weihnachtskunst (Westermanns Monatshefte, Bd. 12, 1955, S. 15 ff., 7 Farbbilder).
- Ingeborg Weber-Kellermann, Der Weihnachtsberg des Friedrich Nötzel aus Brünlos im Erzgebirge (Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 54, Stuttgart 1958, S. 44 ff., 8 Abb. auf 4 Tafeln).
- Richard Weiß, Die Frage der Kontinuität des Nikolausbrauches im nachreformatorischen Zürich (Archivalia et Historica. Festschrift für Prof. Dr. Anton Largiadèr. Arbeiten aus dem Gebiet der Geschichte und des Archivwesens. Zürich 1958. S. 245—260).
- Benedikt Welsler, Heilige Heimat. Von Gnadenort zu Gnadenort in Baden-Württemberg. Ehingen an der Donau 1956. 209 Seiten, 27 Bildtafeln.
- C. Heinrich Wendt, Rumänische Ikonenmalerei. Eine kunstgeschichtliche Darstellung. Eisenach 1953. 67 Seiten, 7 farbige, 31 einfarbige Abb.
- Robert Wildhaber, Das Sündenregister auf der Kuhhaut (= FFC Nr. 163). Helsinki 1955. 36 Seiten, 7 Abb.
- Robert Wildhaber, Zwei kirchliche Bildthemen aus dem süddeutschen Raum um den Bodensee (Schwäbische Heimat, Bd. VI, 1955, S. 162 ff., 6 Abb.).
- Franz Winzinger, Das Tor von San Zeno in Verona. Aufnahmen von Walter Dräyer. München 1958. 15 Seiten, 48 Tafeln.
- Othmar Wonisch, Mariazell. München 1957. 48 Seiten, zahlreiche Abb.

Wien 1958  
Selbstverlag des Vereines für Volkskunde  
Alle Rechte vorbehalten  
Druck: Holzwarth & Berger, Wien 1